

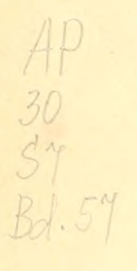
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundfünfzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.





Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenundfünfzigsten Bandes.

Miscellen.

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Die grundlegenden Sätze des marxistischen Socialismus nach Eduard Bernstein.

„Es war, glaube ich, Marx selbst, der einmal mit Bezug auf die Schicksale von Theorien schrieb: ‚Moors Geliebte kann nur durch Moor sterben.‘ So können die Irrthümer einer Lehre nur dann als überwunden gelten, wenn sie als solche von den Verfechtern der Lehre anerkannt sind.“

Eduard Bernstein hat diese Worte geschrieben[1] im Hinblick auf den marxistischen Socialismus. Er ist es, der heute den Marxismus des Irrthums zeiht, nach einem „jahrelangen innern Kampfe“[2], durch den er sich losrang von den Theorien, die sein socialistisches Denken einst beherrschten. Zwar bedeutet ihm die Anerkennung der Irrthümer noch nicht den Untergang der Lehre: „Es kann sich herausstellen, daß nach Ablösung dessen, was für irrig erkannt ist — man erlaube mir die Benutzung eines Lassalleschen Bildes —, es schließlich doch Marx ist, der gegen Marx recht behält.“[3] Das dürfte sich nun allerdings schwerlich herausstellen, vielmehr Bernstein, wenn er von der Ueberwindung der marxistischen Irrthümer redet, recht behalten gegen den Bernstein, der noch an eine Weiterbildung der marxistischen Lehre zu glauben scheint.

Wir werden uns davon überzeugen können, indem wir einige Hauptpunkte der Bernsteinschen Kritik des Marxismus ins Auge fassen.

Die theoretische Grundlage des Wirkens und Strebens der deutschen Socialdemokratie ist anerkannterweise die von Marx und Engels ausgearbeitete und von ihnen als wissenschaftlicher Socialismus bezeichnete Gesellschaftslehre. Wie bei allen Wissenschaften, so kann man auch hier zwischen einer reinen und einer angewandten Lehre unterscheiden. Erstere

[1] Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 19.

[2] A. a. O. Vorwort S. IX. [3] A. a. O. S. 19.

besteht aus allgemein giltigen, der Gesamtheit der einschlägigen Erfahrungen entnommenen Erkenntnißsätzen. Letztere wendet die Sätze der reinen Lehre auf die Einzelerscheinungen oder die Einzelfälle der Praxis an.

Zur reinen Wissenschaft des Marxismus rechnet Bernstein außer der abstracten materialistischen Geschichtstheorie zugleich die Theorie der modernen, rechtlich auf dem Privateigenthum und der freien Concurrenz beruhenden Gesellschaft und ihrer Entwicklung. Zwar handelt es sich beim letztern Theile der marxistischen Lehre schon um angewandte Doctrin; allein es ist eine für den Marxismus durchaus wesentliche Anwendung, ohne die er so ziemlich jede Bedeutung als politische Wissenschaft verlöre. Ueberdies beansprucht die marxistische Kennzeichnung der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Entwicklungsganges eine unbedingte, d. h. von nationalen und localen Besonderheiten unabhängige Geltung und gehört auch insofern in das Gebiet der reinen Doctrin.

Das Preisgeben eines Satzes der reinen Wissenschaft bringt den wissenschaftlichen Socialismus selbst zu Fall. Die Sätze der angewandten Wissenschaft dagegen können fallen, ohne das Fundament im geringsten zu erschüttern.

Zur reinen Wissenschaft des Marxismus gehört also der historische Materialismus mit der Lehre von den Klassenkämpfen im allgemeinen und dem Kampfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat insbesondere, sodann die Mehrwerththeorie mit der Lehre von der Productionsweise der bürgerlichen Gesellschaft und den in ihr begründeten Entwicklungstendenzen dieser Gesellschaft[1].

Beschränken wir uns für heute auf den einen Punkt: Wie stellt sich Bernstein zur materialistischen Geschichtsauffassung, welche er selbst als „das wichtigste Glied im Fundament des Marxismus, sozusagen das Grundgesetz, das das ganze System durchdringt", bezeichnet hat?[2]

Die Uebertragung des Materialismus in die Geschichtserklärung heißt die Nothwendigkeit aller geschichtlichen Vorgänge und Entwicklungen behaupten. Von jedem beliebigen Zeitpunkte an ist alles weitere Geschehen durch die Gesamtheit der gegebenen Materie und die Kraftbeziehungen ihrer Theile im voraus bestimmt. Auch das Bewußtsein und Wollen der Menschen ist ein der materiellen Bewegung untergeordneter Factor. Den die historische Entwicklung der Menschheit bestimmenden Factor stellen

[1] Bernstein a. a. O. S. 1 ff. [2] A. a. O. S. 4.

nach Marx und Engels die jeweiligen materiellen Productivkräfte und Productionsverhältnisse dar. Alles steht dabei unter der Herrschaft von „Naturgesetzen", „mit eherner Nothwendigkeit wirkender und sich durchsetzender Tendenzen" — wie Marx im Vorwort zum ersten Band des „Kapital" versichert. Bernstein macht darauf aufmerksam, daß Marx hier den weit biegsamern Begriff „Tendenz" statt des starren „Naturgesetzes" einführt, ja sogar der Gesellschaft die Möglichkeit beläßt, die Geburtswehen naturgemäßer Entwicklungsphasen „abzukürzen und zu mildern" — trotz der „ehernen Nothwendigkeit" der geschichtlichen Entwicklung.

Noch empfindlicher wird jedoch die jeder echt materialistischen Geschichtsauffassung wesentliche Nothwendigkeit des geschichtlichen Geschehens getroffen durch die Bemerkungen, welche Bernstein an die Lehre von der bestimmenden Kraft der Productionsverhältnisse knüpft.

In seiner Streitschrift wider Dühring bezeichnete Engels die Veränderungen in der Productions- und Austauschweise bloß als „letzte" Ursache aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen — wodurch das Vorhandensein anderer, mitwirkender Factoren stillschweigend anerkannt wird. In den im „Socialistischen Akademiker" vom October 1895 abgedruckten zwei Briefen[1] zählt Engels ferner zu den Einflüssen, welche auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe einwirken und in vielen Fällen sogar „vorwiegend" deren „Form" bestimmen: politische, juristische, philosophische Theorien, Rechtsformen, religiöse Anschauungen und Dogmen. „Es sind also unzählige, einander durchkreuzende Kräfte," heißt es da, „eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante — das geschichtliche Ereigniß — hervorgeht, die selbst wieder als das Product einer, als Ganzes bewußtlos und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder einzelne will, wird von jedem andern verhindert, und was herauskommt, ist etwas, was keiner gewollt hat."[2] „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische u. s. w. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagiren aufeinander und auf die ökonomische Basis."[3] Bernstein verweist schließlich noch auf einen Brief Engels' an Konrad Schmidt (datirt vom 27. October 1890), wo Engels zeigt, wie sich gesellschaftliche Einrichtungen — vor allem die Staatsmacht — aus Erzeugnissen wirtschaft-

[1] Der eine Brief wurde 1890, der andere 1894 verfaßt.
[2] Brief von 1890. [3] Brief von 1894.

licher Entwicklung zu socialen Mächten mit Eigenbewegung verselbständigen, die nun ihrerseits auf jene zurückwirken, sie fördern, aufhalten oder in andere Bahnen lenken können. „Der historische Materialismus", sagt Bernstein[1], „läugnet also durchaus nicht eine Eigenbewegung politischer und ideologischer Mächte, er bestreitet nur die Unbedingtheit dieser Eigenbewegung und zeigt, daß die Entwicklung der ökonomischen Grundlagen des Gesellschaftslebens — Productionsverhältnisse und Klassenentwicklung — schließlich doch auf die Bewegung jener Mächte den stärkern Einfluß übt." Ja Bernstein bestreitet, daß Marx und Engels zu irgend einer Zeit die Thatsache übersehen hätten, wie nichtökonomische Factoren auf den Verlauf der Geschichte einen Einfluß ausüben: „Unzählige Stellen aus ihren ersten Schriften ließen sich gegen eine solche Annahme anführen."[2]

Immerhin kann niemand läugnen, daß aus der ursprünglichen, schroffen und apodiktischen Formulirung des historischen Materialismus, wie sie Marx im Vorwort von „Zur Kritik der politischen Oekonomie" und Engels in dem dritten Abschnitt seiner Schrift „Die Entwicklung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft" bieten, die Annahme sich herleiten konnte, als ob Marx und Engels ausschließlich den ökonomischen Einflüssen und unter diesen wieder den technischen Veränderungen die Bestimmung der gesellschaftlichen Entwicklung, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und der Religion zugewiesen hätten. So faßte in der That der Leipziger Docent Paul Barth den historischen Materialismus auf[3]. Auch Engels gesteht ja in dem Briefe von 1890[4]: „Wir hatten, den Gegnern gegenüber, das von diesen geläugnete Hauptprincip (die ökonomische Seite) zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit (?), die übrigen an der Wechselwirkung betheiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen." Handelte es sich also um einen Irrthum in der Barthschen Auffassung, so war es jedenfalls ein leicht zu erklärendes und leicht verzeihliches Fehlgreifen. Die „Leipziger Volkszeitung" veröffentlichte am 26. October 1895 einen Brief von F. Engels, in welchem dieser auf die Barthsche Kritik direct Bezug

[1] Voraussetzungen des Socialismus S. 9.

[2] Bernstein a. a. O. S. 7.

[3] Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Leipzig 1890. — Die sogen. materialistische Geschichtsphilosophie, in Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge. Bd. IV. 1896. — Die Philosophie der Geschichte als Sociologie. Erster Theil (Leipzig 1897) S. 303 ff.

[4] Abgedruckt im „Socialistischen Akademiker", October 1895.

nimmt: „Wenn Barth meint, wir läugneten alle und jede Rückwirkung der politischen ꝛc. Reflexe der ökonomischen Bewegung auf diese Bewegung selbst, so kämpft er einfach gegen Windmühlen. Er soll sich doch nur den ‚18. Brumaire‘ von Marx ansehen, wo es sich doch fast nur um die besondere Rolle handelt, die die politischen Kämpfe und Ereignisse spielen, natürlich innerhalb ihrer allgemeinen Abhängigkeit von ökonomischen Bedingungen; oder ‚Das Kapital‘, den Abschnitt z. B. über den Arbeitstag, wo die Gesetzgebung, die doch ein politischer Act ist, so einschneidend wirkt, oder den Abschnitt über die Geschichte der Bourgeoisie (24. Kapitel). Oder warum kämpfen wir denn um die politische Dictatur des Proletariats, wenn die politische Macht ökonomisch ohnmächtig ist? Die Gewalt (d. h. Staatsmacht) ist auch eine ökonomische Potenz.“ Darauf erwiderte Barth[1]: „Daß die Stellen aus Marx, auf die mich Engels verweist, Thatsachen enthalten können, die die in Frage stehende Wechselwirkung beweisen, das will ich nicht läugnen, ebensowenig, daß Marx und Engels die Wichtigkeit der politischen Macht für das Proletariat unmittelbar erkannt und danach gehandelt haben. Es fragt sich nur, ob ihnen zur Zeit der Niederschrift ihrer verschiedenen theoretischen Zusammenfassungen jene Wechselwirkung so klar war, daß sie sie bewußt als ein constitutives Element der Wirklichkeit anerkannten. Und dies muß ich verneinen. Denn wäre es der Fall gewesen, so hätten sie die Wechselwirkung in ihre Formeln mit aufgenommen, nicht gänzlich davon geschwiegen. Nicht minder schweigen davon die Marxisten mit geringen Ausnahmen. Im übrigen enthält Engels' Brief, allerdings in unentwickelter, nicht ganz klarer Begründung, zu Gunsten meiner Auffassung werthvolle Concessionen, die doch auf gewisse Modificationen der ‚materialistischen Geschichtsauffassung‘ hinauslaufen.“ Gewiß, aber man möge diesen Modificationen nicht allzu große Bedeutung beilegen!

Man vergegenwärtige sich z. B. nur genau den Inhalt des Briefes Engels', den Wolfgang Heine in seinem Aufsatze „Paul Barths Geschichtsphilosophie und seine Einwände gegen den Marxismus“[2] zur Vertheidigung der socialistischen Geschichtstheorie anführt: „Nach materialistischer

[1] Philosophie der Geschichte als Sociologie S. 328 Anm.

[2] In Deutsche Worte, Monatshefte von E. Pernerstorfer. XVIII. Jahrgang (1898), 10. (October-) Heft, S. 424. — Der Brief Engels' ist auch abgedruckt bei Hermann Greulich, Ueber die materialistische Geschichtsauffassung. Berlin 1897.

Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Production und die Reproduction des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstracte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaues: politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate, Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt u. s. w., Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Betheiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen — üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang so entfernt ist, daß wir ihn als nicht vorhanden betrachten) als Nothwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt. . . . Wir machen unsere Geschichte selbst, aber unter sehr bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen; darunter sind die ökonomischen die schließlich entscheidenden. Aber auch die politischen u. s. w., ja selbst die in den Köpfen der Menschen spukenden Traditionen spielen eine Rolle, wenn auch nicht die entscheidende. . . . So verläuft die bisherige Geschichte nach Art eines Naturprocesses und ist auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen. Die gesamte Technik einer bestimmten Gesellschaft bestimmt nach unserer Auffassung auch die Art und Weise des Austausches, weiterhin der Vertheilung der Producte und damit — nach Auflösung der Gentilgesellschaft — auch die Einrichtung der Klassen, damit die Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse, damit Staat, Politik, Recht u. s. w. Ferner sind inbegriffen unter den ökonomischen Verhältnissen die geographische Grundlage, worauf sich diese abspielen, und die thatsächlich überlieferten Reste früherer ökonomischer Entwicklungsstufen, die sich forterhalten haben, . . . natürlich auch das diese Gesellschaftsform nach außen hin umgebende Milieu."

Also die Geschichte verläuft nach Art eines Naturprocesses. An dieser Lehre muß die „materialistische" Geschichtsauffassung um so zäher festhalten, je mehr die Stellung des Materialismus in der Wissenschaft

sich verschlechtert. Das gesteht Wolfgang Heine offen ein[1]: „Die Materie ist allerdings eine sachliche Voraussetzung, eine Hilfshypothese zur Erklärung gewisser Vorgänge, aber ‚der Materialismus‘ umfaßt mehr als diese Hypothese; zu ihm gehört auch die Methode, welche dieselbe Wissenschaft anwendet, die sich dieses Hilfsbegriffes bedient, die Naturforschung. In diesem Sinne kann man wohl von einer materialistischen Methode reden. Wenn der Marxist seine Methode materialistisch nennt, so ist dabei nicht an die sachliche Voraussetzung einer Materie zu denken, die für sein System durchaus nichts Wesentliches enthält und durch jeden andern Hilfsbegriff ersetzt werden kann, den die Naturwissenschaft an die Stelle der Materie wählen sollte, sondern es ist damit die naturwissenschaftliche Methode gemeint. Als Engels den Namen wählte, war dies ganz begründet, weil damals die Naturwissenschaft sich noch ziemlich allgemein der Hypothese der Materie bediente. Heute, wo man anfängt, diese Voraussetzung fallen zu lassen, könnte das Bedenken entstehen, ob es nicht theoretisch richtiger wäre, den Marxismus direct als die naturwissenschaftliche Auffassung der Geschichte zu bezeichnen."

Diese „naturwissenschaftliche" Auffassung der Geschichte nun — wie Engels sich ausdrückt: „die bisherige Geschichte verläuft nach Art eines Naturprocesses und ist auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen" — diese „naturwissenschaftliche" Auffassung der Geschichte gehört also unbedingt zum Wesen des historischen Materialismus im Sinne von Marx und Engels. Darin wenigstens werden alle Marxisten übereinstimmen.

Fragen wir aber weiter, welche Momente oder Factoren die geschichtliche Entwicklung bestimmen, so wird uns heute allerdings, bei dem gegenwärtigen Stande des wissenschaftlichen Socialismus, durchgehends geantwortet werden: Eine ganze Reihe von Factoren, die in Wechselwirkung zu einander stehen, so daß selbst ideologische Momente auf die ökonomischen Verhältnisse einwirken können.

Fragen wir sodann, ob diese Factoren einander neben- oder untergeordnet seien, so sagt man uns, daß „in der Wechselwirkung aller dieser Momente schließlich als Nothwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetze", daß die „ökonomischen Voraussetzungen und Bedingungen" in dem „Naturproceß" der Geschichte die „schließlich entscheidenden" seien, daß auch die „politischen", „ja selbst die in den

[1] Deutsche Worte a. a. O. S. 420.

Köpfen der Menschen spukenden Traditionen" zwar eine „Rolle spielen", aber „nicht die entscheidende".

Was soll aber da, bei solcher Sachlage, die Behauptung Engels' noch bedeuten, es sei eine „Verdrehung" der marxistischen Lehre, wenn man sage: das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende? Wenn gerade die ökonomische Bewegung sich doch überall „schließlich durchsetzt", und zwar mit Nothwendigkeit", mit „naturgesetzlicher" Nothwendigkeit durchsetzt, die „letzte, entscheidende" Instanz auch für die Entstehung der Ideologie ist, dann gibt es eben kein anderes Moment, welches sich nicht dem ökonomischen Factor schließlich unterordnete und von ihm materiell bestimmt würde. Nennt daher dann Engels den Satz, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende Moment, eine „nichtssagende, abstracte, absurde Phrase", so ist damit, wie uns scheint, auch dem andern Satze: das ökonomische Moment sei das bei der Bestimmung schließlich entscheidende Moment, das gleiche Urtheil gesprochen.

Gewiß spielt in der Geschichte und auf sie einwirkend die Production und Reproduction des Lebens eine ganz hervorragende Rolle. Die Menschen richten ihre sonstigen Verhältnisse so ein, daß sie existiren können; die materiellen Interessen beeinflussen auch in bedeutendem Maße ihr Urtheil. Allein alle diese Einflüsse wirken nicht nach Art von Naturgesetzen völlig determinirt und determinirend. Sie lassen der freien Wahl und dem Einflusse anderer Momente, neben den technisch-ökonomischen, einen so weiten Spielraum, daß die ökonomischen Verhältnisse oft der vollen bestimmenden Herrschaft jener andern Momente untergeordnet erscheinen, indem gerade sie in der Auswahl zwischen den verschiedensten Mitteln und Wegen für die Production und Reproduction des Lebens die Entscheidung herbeiführen.

Kurz, die Nothwendigkeit des historischen Geschehens und der bestimmenden Kraft des ökonomischen Factors ist durchaus nicht eine solche, wie sie die materialistische Geschichtsauffassung wesentlich voraussetzen muß.

Das erkennt auch Bernstein an, wenn er sagt[1]: „In je höherem Grade neben den rein ökonomischen Mächten andere Mächte das Leben beeinflussen, um so mehr verändert sich auch das Walten dessen, was wir historische Nothwendigkeit nennen. In der modernen Gesellschaft haben wir in dieser Hinsicht zwei große Strömungen zu unterscheiden. Auf der

[1] Bernstein a. a. O. S. 10.

einen Seite zeigt sich eine wachsende Einsicht in die Gesetze der Entwicklung und namentlich der ökonomischen Entwicklung. Mit dieser Erkenntniß geht, theils als ihre Ursache, theils aber wiederum als ihre Folge, Hand in Hand eine steigende Fähigkeit, die ökonomische Entwicklung zu leiten. Wie die physische, wird auch die ökonomische Naturmacht in dem Maße von der Herrscherin zur Dienerin der Menschen, als ihr Wesen erkannt ist. Die Gesellschaft steht so der ökonomischen Triebkraft theoretisch freier als je gegenüber, und nur der Gegensatz der Interessen zwischen ihren Elementen — die Macht der Privat- und Gruppeninteressen — verhindert die volle Uebersetzung dieser theoretischen in praktische Freiheit. Indes gewinnt auch hier das Allgemeininteresse in wachsendem Maße an Macht gegenüber dem Privatinteresse, und in dem Grade, wie dies der Fall, und auf allen Gebieten, wo dies der Fall, hört das elementarische Walten der ökonomischen Mächte auf. Ihre Entwicklung wird vorweggenommen und setzt sich deshalb um so rascher und leichter durch. Individuen und ganze Völker entziehen so einen immer größern Theil ihres Lebens dem Einfluß einer sich ohne oder gegen ihren Willen durchsetzenden Nothwendigkeit." Es gibt also nach Bernstein kein „ehernes Muß der Geschichte". Die naturhafte Nothwendigkeit bleibt auf das Gebiet der stofflichen Welt beschränkt. Die ökonomischen Mächte bilden nicht bloß nicht den allein bestimmenden oder doch wenigstens den in letzter Instanz alle andern die historische Entwicklung beeinflussenden Momente beherrschenden Factor, noch weniger ist ihr Einfluß von naturgesetzlicher Nothwendigkeit; sie selbst vielmehr werden mit fortschreitender Cultur vom Menschen immer mehr beherrscht, geleitet, stehen in seinem Dienste. Individuen und Völker können sich dem „elementarischen Walten" der ökonomischen Mächte entziehen, die Völker, indem sie im gesellschaftlichen Leben eine Idee, das Princip des Gemeinwohles, allen einseitigen Privat- und Gruppeninteressen gegenüber zur vollern Geltung bringen.

Damit ist Bernstein vollständig und endgiltig mit der materialistischen Geschichtsauffassung zerfallen; es handelt sich dabei nicht bloß, wie er meint [1], um eine „andere Gestalt", eine „Erweiterung" des historischen Materialismus, sondern um dessen wissenschaftliche Vernichtung durch einen der geistvollsten bisherigen Vertreter der socialistischen Geschichtstheorie. Bernstein möchte freilich das nicht ohne Einschrankung zugeben. Dennoch ist es so.

[1] Bernstein a. a. O. S. 11 f.

Ja Bernstein opfert nicht nur die materialistische Geschichtsauffassung in ihrem Wesen, sondern folgerichtig auch den nun gegenstandlos gewordenen Namen: „Es erhebt sich dann schließlich die Frage, bis zu welchem Punkte die materialistische Geschichtsauffassung noch Anspruch auf ihren Namen hat, wenn man fortfährt, sie in der vorerwähnten Weise durch Einfügung anderer Potenzen zu erweitern. Thatsächlich ist sie nach Engels' vorgeführten Erklärungen nicht rein materialistisch, geschweige denn rein ökonomisch. . . . Da es bei Bezeichnung einer Geschichtstheorie vor allem darauf ankommt, erkennen zu lassen, worin sie sich von andern unterscheidet, würde ich, weit entfernt, an Barths Titel ‚ökonomische Geschichtsauffassung'[1] Anstoß zu nehmen, trotz alledem ihn für die angemessenste Bezeichnung der marxistischen Geschichtstheorie halten. In dem Gewicht, das sie auf die Oekonomie legt, ruht ihre Bedeutung; aus der Erkenntniß und Werthung der ökonomischen Thatsachen stammen ihre großen Leistungen für die Geschichtswissenschaft, stammt die Bereicherung, die ihr dieser Zweig des menschlichen Wissens verdankt. ‚Oekonomische Geschichtsauffassung' braucht nicht zu heißen, daß bloß ökonomische Kräfte, bloß ökonomische Motive anerkannt werden, sondern nur, daß die Oekonomie die immer wieder entscheidende Kraft, den Angelpunkt der großen Bewegungen in der Geschichte bildet. Dem Worte ‚materialistische Geschichtsauffassung' haften von vornherein alle Mißverständnisse an, die sich überhaupt an den Begriff Materialismus knüpfen. Der philosophische oder naturwissenschaftliche Materialismus ist deterministisch, die marxistische Geschichtsauffassung ist es nicht (?), sie mißt der ökonomischen Grundlage des Völkerlebens keinen bedingungslos bestimmenden Einfluß auf dessen Gestaltungen zu."[2] Das stimmt nicht ganz, nicht einmal mit dem, was Bernstein selbst über die marxistische Geschichtsauffassung gesagt hat. Die Geschichtsauffassung im Sinne Marx' war durchaus materialistisch und folgerichtig auch deterministisch gedacht, dazu mit ganz einseitiger Betonung des technisch-ökonomischen Factors. Das erkennt ja Bernstein ausdrücklich an: „Ursprünglich" wurde dem „technisch-ökonomischen Factor eine fast

[1] Paul Barth hat in seiner Philosophie der Geschichte als Sociologie S. 316 f. die weitere Bezeichnung materialistische Geschichtsauffassung für die marxistische Geschichtstheorie verworfen und ihr den Namen einer bloß technisch-ökonomischen Geschichtsauffassung zuertheilt. Vgl. den Artikel „Paul Barths Geschichtsphilosophie und seine Einwände gegen den Marxismus" von Wolfgang Heine in Deutsche Worte S. 417 ff.

[2] Bernstein a. a. O. S. 13 f.

unbegrenzte Bestimmungsmacht in der Geschichte zugeschrieben."[1] Die Geschichtsauffassung allerdings, welche allmählich aus den unabweisbar gewordenen theoretischen „Mauserungen" hervorging, erscheint, äußerlich wenigstens, nicht so einseitig wie die ursprüngliche Formulirung der marxistischen Theorie. Es handelt sich aber auch hier keineswegs, und noch weniger bei Bernstein, um eine Fortbildung des historischen Materialismus, sondern um das Verlassen eines als wissenschaftlich unhaltbar erwiesenen Standpunktes.

Ebensowenig wie mit der materialistisch-deterministischen und der einseitig ökonomischen Lehre der marxistischen Geschichtstheorie kann Bernstein sich mit ihrer Verwendung der Hegelschen Dialektik versöhnen. „Engels hat mit großer Energie die Mitwirkung der dialektischen Methode bei der Entstehung dieser Theorie hervorgehoben. Nach dem Vorbild Hegels unterscheidet er zwischen metaphysischer und dialektischer Betrachtung der Dinge und erklärt die erstere dahin, daß sie die Dinge oder ihre Gedankenbilder, die Begriffe, in ihrer Vereinzelung als starre, ein für allemal gegebene Gegenstände behandle. Die letztere dagegen betrachte sie in ihren Zusammenhängen, ihren Veränderungen, ihren Uebergängen, wobei sich ergebe, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen. Während aber Hegel die Dialektik als die Selbstentwicklung des Begriffs auffasse, ward bei Marx und ihm die Begriffsdialektik zum bewußten Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt, womit die Hegelsche Dialektik wieder ‚vom Kopfe auf die Füße gestellt wurde'."[2] Die Verbindung des Feuerbachschen Materialismus mit der Hegelschen Dialektik, in welcher Marx und Engels ihr Meisterstück erblickten, findet nun bei Bernstein eine sehr abfällige Beurtheilung. „Während langer, oft übernächtiger Debatten inficirte ich ihn zu seinem großen Schaden mit Hegelianismus", so schrieb einst Marx über Proudhon. Gerade diese Infection mit Hegelianismus ist nach Bernstein auch der Marx-Engelsschen Lehre „am verhängnißvollsten geworden"[3].

Daß Bernstein hierin ganz richtig urtheilt, davon wird man sich leicht überzeugen können, wenn man sich die Bedeutung der dialektischen Methode innerhalb der marxistischen Weltanschauung und Geschichtsauffassung nur

[1] Bernstein a. a. O. S. 13. [2] A. a. O. S. 21.
[3] A. a. O. S. 23.

kurz vergegenwärtigt: Alles Sein ist Materie, die Daseinsweise der Materie aber die Bewegung. Die Idee stellt bloß den Reflex der objectiven Bewegung dar. Deshalb ist auch die Dialektik in der marxistischen Theorie nicht mehr Selbstentwicklung der Idee, sondern „die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der menschlichen Gesellschaft, des Denkens"[1]. Alle diese Entwicklungsgesetze fassen sich in dem allgemeinen Bewegungsgesetz von der „Negation der Negation" zusammen. „Was ist die Negation der Negation? Ein äußerst allgemeines und ebendeswegen äußerst weit wirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens."[2] Schon Spinoza lehrte: Omnis determinatio est negatio, jede Begrenzung oder Bestimmung ist zugleich eine Negation. Allein nicht jede Negation ist eine Determination als Entwicklungsetappe. Zermahle ich ein Gerstenkorn, zertrete ich ein Insect, so habe ich es zwar negirt, aber eine Fortentwicklung ist nicht möglich. Jede Klasse von Dingen hat also ihre eigenthümliche Art, so negirt zu werden, daß eine Entwicklung dabei herauskommt.

Gerade da lag nun die Gefahr, der die Urheber der materialistischen oder technisch-ökonomischen Geschichtsauffassung auch thatsächlich zum Opfer fielen. Nach der Schablone des Entwicklungsgesetzes von der „Negation der Negation" negirte man in der Theorie und a priori, ohne daß in der objectiven Welt die entsprechenden Voraussetzungen gegeben waren: aus der Geschichtsauffassung wurde eine nach vorgefaßten Meinungen und Wünschen sich vollziehende Geschichtsconstruction! „Wie immer sich die Dinge in der Wirklichkeit verhalten, sobald wir den Boden der erfahrungsmäßig feststellbaren Thatsachen verlassen und über sie hinausdenken," sagt Bernstein[3], „gerathen wir in die Welt der abgeleiteten Begriffe, und wenn wir dann den Gesetzen der Dialektik folgen, wie Hegel sie aufgestellt hat, so befinden wir uns, ehe wir es gewahr werden, doch wieder in den Schlingen der ‚Selbstentwicklung des Begriffs'. Hier liegt die große wissenschaftliche Gefahr der Hegelschen Widerspruchslogik. Ihre Sätze mögen unter Umständen sehr gut zur Veranschaulichung von Beziehungen und Entwicklungen realer Gegenstände dienen. Sie mögen auch für die Formulirung wissenschaftlicher Probleme von großem Nutzen gewesen sein und zu richtigen Entdeckungen Anstoß gegeben haben. Aber sobald auf

[1] Engels, Anti-Dühring S. 117. [2] A. a. O. S. 116.
[3] A. a. O. S. 21 f.

Grund dieser Sätze Entwicklungen deductiv vorweggenommen werden, fängt auch schon die Gefahr willkürlicher Construction an. Diese Gefahr wird um so größer, je zusammengesetzter der Gegenstand ist, um dessen Entwicklung es sich handelt. Bei einem leidlich einfachen Object schützen uns meist Erfahrung und logisches Urtheilsvermögen davor, durch Analogiesätze wie ‚Negation der Negation‘ uns zu Folgerungen hinsichtlich seiner Veränderungsmöglichkeiten verleiten zu lassen, die außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit liegen. Je zusammengesetzter aber ein Gegenstand ist, je größer die Zahl seiner Elemente, je verschiedenartiger ihre Natur und je mannigfaltiger ihre Kraftbeziehungen, um so weniger können uns solche Sätze über seine Entwicklung sagen, denn um so mehr geht, wo auf Grund ihrer geschlossen wird, alles Maß der Schätzung verloren. Damit soll der Hegelschen Dialektik nicht jedes Verdienst abgesprochen werden. Vielmehr dürfte, was ihren Einfluß auf die Geschichtschreibung anbetrifft, F. A. Lange sie am treffendsten beurtheilt haben, als er in seiner ‚Arbeiterfrage‘ von ihr schrieb, man könne die Hegelsche Geschichtsphilosophie mit ihrem Grundgedanken, der Entwicklung in Gegensätzen und deren Ausgleichung, ‚fast eine anthropologische Entdeckung nennen‘. Aber Lange hat auch gleich den Finger in die Wunde ‚fast‘ gelegt, wenn er hinzufügte, daß ‚wie im Leben des Einzelnen so auch in der Geschichte die Entwicklung durch den Gegensatz sich weder so leicht und radical, noch so präcis und symmetrisch macht wie in der speculativen Construction‘ [1]. Für die Vergangenheit wird dies jeder Marxist heute zugeben, nur für die Zukunft, und zwar schon eine sehr nahe Zukunft, sollte dies nach der marxistischen Lehre anders sein. Das ‚Communistische Manifest‘ erklärte 1847, daß die bürgerliche Revolution, an deren Vorabend Deutschland stehe, bei der erreichten Entwicklung des Proletariats und den vorgeschrittenen Bedingungen der europäischen Civilisation ‚nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann‘."

Diese „geschichtliche Selbsttäuschung, wie sie der erste beste politische Schwärmer kaum überbieten konnte“ [2], ist der marxistische Socialismus bis zur Stunde nicht mehr los geworden. Immer wieder zeigt sich der „Glaube an die jedesmal in Kürze zu erwartende revolutionäre Katastrophe“, in der das organisirte Proletariat die politische Herrschaft ergreift, um die den Händen der übrig gebliebenen

[1] 3. Aufl. S. 248 f. [2] Bernstein a. a. O. S. 22.

Kapitalmagnaten entgleitenden Productionsmittel in gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln. Unter der Herrschaft der Hegelschen Widerspruchsdialektik, der Philosophie der Entwicklung von und in Gegensätzen, erzeugte die speculative Vorwegnahme der zukünftigen Entwicklung ein Phantasiegebilde, das zwar den Wünschen der marxistischen Denker, nicht aber der Wirklichkeit der thatsächlichen Verhältnisse entspricht. „Sollte das ursprünglich hegelianisch construirte Entwicklungsschema bestehen bleiben, so mußte entweder die Wirklichkeit umgedeutet oder bei der Ausmessung der Bahn zum erstrebten Ziele alle reale Proportion ignorirt werden. Daher der Widerspruch, daß peinliche, dem Bienenfleiß des Genies entsprechende Genauigkeit in der Erforschung der ökonomischen Structur der Gesellschaft Hand in Hand geht mit fast unglaublicher Vernachlässigung der handgreiflichsten Thatsachen, daß dieselbe Lehre, die von dem maßgebenden Einfluß der Oekonomie über die Gewalt ausgeht, in einem wahren Wunderglauben an die schöpferische Kraft der Gewalt ausläuft, und daß die theoretische Erhebung des Socialismus zur Wissenschaft so häufig in eine Unterordnung der Ansprüche jeder Wissenschaftlichkeit unter die Tendenz ‚umschlägt‘.“ [1]

Engels hat schließlich am Abend seines Lebens im Vorwort zu den „Klassenkämpfen“ den Irrthum, welchen Marx und er in der Abschätzung der Zeitdauer der socialen und politischen Entwicklung begangen hatten, rückhaltlos eingestanden.

In diesem Geständniß steckt aber unseres Erachtens mehr, als es unmittelbar besagt. Der Irrthum über die Zeitdauer schließt auch die Nichtbeachtung von Entwicklungsphasen und Einflüssen in sich, die schließlich die ganze Evolution in neue Bahnen leiten können. Mit andern Worten: tritt die in der Theorie angenommene rasche Zuspitzung der Gegensätze nicht ebenso schnell ein, dann ist auch das „Umschlagen“ der gegenwärtigen Verhältnisse in eine collectivistische Gesellschaft nicht bloß für die nächste Zukunft unmöglich, sondern überhaupt weniger wahrscheinlich geworden. Es können ja nicht vorherzusehende „Negationen“ oder Determinationen sich geltend machen, die eine Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze in einer ganz andern Art und Weise ermöglichen, als die marxistische Theorie von ihrem speculativen Standpunkte aus vermeinte.

[1] Bernstein a. a. O. S. 25.

Das ist eine Folgerung, die sich aus der Bernsteinschen Kritik von selbst ergibt, wenn sie auch nicht ausdrücklich gezogen würde.

Außer der Hegel-Dialektik, welche Bernstein als „das Verrätherische in der Marxschen Doctrin, den Fallstrick, der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt“[1], bezeichnet, gibt es noch ein anderes Moment, das irreführend auf die Begründer der socialistischen Geschichtstheorie eingewirkt hat: es ist der ursprüngliche innere Zusammenhang des Marxismus mit dem Blanquismus.

Die blanquistische Partei entwickelte sich aus den revolutionären Gesellschaften, welche zur Zeit Louis Philipps in Frankreich die Traditionen der Bewegung Babeufs u. dgl. aufgenommen hatten. Ihr Programm war: Sturz der Bourgeoisie durch das Proletariat mittels gewaltsamer Expropriation. Derselbe Gedanke, dieselbe „Ueberschätzung der schöpferischen Kraft der revolutionären Gewalt für die socialistische Umgestaltung der modernen Gesellschaft“[2] findet sich im Marxismus wieder. Nur nach der einen Seite — was die Methode des Revolutionirens, ferner die Idee straffer Centralisation der Revolutionsgewalt betrifft — hat der Marxismus den Blanquismus überwunden, nicht aber diesen selbst, sein innerstes Wesen: „Man faßt in Deutschland den Blanquismus nur als die Theorie der Geheimbündelei und des politischen Putsches auf, als die Doctrin von der Einleitung der Revolution durch eine kleine, zielbewußte, nach wohlüberlegtem Plane handelnde Revolutionspartei. Das ist aber eine Betrachtung, die bei einer reinen Aeußerlichkeit Halt macht und höchstens gewisse Epigonen des Blanquismus trifft. Der Blanquismus ist mehr als die Theorie einer Methode, seine Methode ist vielmehr bloß der Ausfluß, das Product seiner tiefer liegenden politischen Theorie. Diese ist nun ganz einfach die Theorie von der unermeßlichen schöpferischen Kraft der revolutionären politischen Gewalt und ihrer Aeußerung, der revolutionären Expropriation. Die Methode ist theilweise Sache der Umstände. Wo Vereine und Presse nicht frei sind, ist die Geheimbündelei von selbst angezeigt, und wo ein politisches Centrum in revolutionären Erhebungen factisch das Land beherrscht, wie bis 1848 in Frankreich, da war auch der Putsch, sofern nur bestimmte Erfahrungen dabei berücksichtigt wurden, nicht so irrationell, wie er dem Deutschen erscheint. Die Verwerfung des Putsches ist daher noch keine Emancipation vom Blanquismus.“[3]

---

[1] Bernstein a. a. O. S. 26. [2] A. a. O. S. 31. [3] A. a. O. S. 28.

Indem nun die Marxsche Theorie von den Revolutionären die Auffassung des Emancipationskampfes der Arbeiter als eines politischen Klassenkampfes entlehnte und damit die Lehre von der Oekonomie als Grundlage der gesellschaftlichen Entwicklung verband, gerieth sie mit sich selbst in Conflict. In diesem unhaltbaren Compromiß oder Dualismus der Theorie „haben wir die Erklärung dafür zu suchen, daß der Marxismus wiederholt in ganz kurzen Zwischenräumen ein wesentlich verschiedenes Gesicht zeigt. Es handelt sich dabei nicht um solche Verschiedenheiten, wie sie sich für jede kämpfende Partei aus den mit den wechselnden Verhältnissen selbst wechselnden Anforderungen der Taktik ergeben, sondern um Verschiedenheiten, die ohne zwingende äußere Nothwendigkeit spontan auftreten, lediglich als Product innerer Widersprüche"[1]. Man vertraut auf die mit eherner Nothwendigkeit voranschreitende ökonomische Entwicklung und hofft zugleich gerade von der „Gluth und Zeugungskraft der Revolution" eine Umgestaltung der Dinge, für welche die ökonomischen Voraussetzungen fehlen — ein Mangel, über welchen selbst die Hegelsche „Negation der Negation" nicht hinwegtäuschen kann: „Die logischen Purzelbäume des Hegelianismus schillern radical und geistreich. Wie das Irrlicht, zeigt er uns in unbestimmten Umrissen jenseitige Prospecte. Sobald wir aber im Vertrauen auf ihn unsern Weg wählen, werden wir regelmäßig im Sumpfe landen. Was Marx und Engels Großes geleistet haben, haben sie nicht vermöge der Hegelschen Dialektik, sondern trotz ihrer geleistet. Wenn sie andererseits an dem gröbsten Fehler des Blanquismus achtlos vorbeigegangen sind, so ist das in erster Linie dem Hegelschen Beisatz in der eigenen Theorie geschuldet."[2]

Ueberschauen wir diese von Bernstein gegen die tiefsten Grundlagen des wissenschaftlichen Socialismus erhobenen Bedenken, so darf es uns nicht in Erstaunen versetzen, wenn einer solchen Kritik auf allen Seiten die größte Bedeutung beigemessen wurde. Weist ja doch Bernstein in ruhiger, durchaus sachlicher und überzeugender Art nach, daß der Marxismus ein einseitiges, widerspruchsvolles, an Uebertreibungen und willkürlichen Constructionen überreiches System sei, daß er zu schwärmerischem Selbsttäuschen führe, in unglaublicher Weise die handgreiflichsten Thatsachen vernachlässige, sich in einem wahren Wunderglauben gefalle, die Wissenschaft der Tendenz unterordne u. s. w. Der Marxismus folgt Irrlichtern, er landet im

[1] Bernstein a. a. O. S. 31. [2] A. a. O. S. 36.

Sumpfe! Wer so urtheilt und zugleich sein Urtheil unwiderleglich beweist, der hat die marxistische Theorie zu Grabe getragen. Und so urtheilt ein geistvoller Mann, der viele Jahre im persönlichen Verkehr mit den Begründern des historischen Materialismus gestanden, der alle ihre Schriften auf das genaueste studirt hat, dem niemand den beliebten Vorwurf machen kann, er verstehe den Marxismus nicht. So urtheilt der Mann, der lange Zeit hindurch einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Vertreter des Marxismus gewesen ist, der nach einem „jahrelangen innern Kampfe" offen der nun erkannten Wahrheit die Ehre gibt und das Trugbild zerschmettert, das er bisher angebetet. Darin liegt die besondere Bedeutung der Bernsteinschen Kritik, mehr als in den einzelnen Beweismomenten, die sich ja zum größern Theil auch bei den nicht-socialistischen Kritikern des Marxismus finden.

Die socialistische Partei wird durch Bernsteins Kritik gewiß nicht beseitigt. Sie bleibt bestehen so lange, bis alle wirklich gerechten Forderungen des Arbeiterstandes erfüllt sein werden. Aber die marxistische Theorie hat nunmehr auch für die socialistischen Arbeiter ganz gewaltig von ihrem Zauber verloren. Ihr ist eine Wunde geschlagen, die kaum mehr heilen dürfte!

Heinrich Pesch S. J.

Die „sociale Decomposition" und die „culturelle Ueberlegenheit" des Protestantismus.

Einmal, gelegentlich und nebenher, erwähnt Professor Willmann die in der Ueberschrift näher bezeichnete „sociale Decomposition" [1], um ihr fünf und ein drittel Zeilen zu widmen. Diesen Ausdruck hat Professor Paulsen besonders übel genommen. Wir gestehen, nicht zu wissen, weshalb. Wenn die Berliner „Gegenwart" von „dem in sich zusammenstürzenden Protestantismus" redet [2], wenn andererseits protestantisch-orthodoxe Kreise officiell Zweifel daran äußern, ob die „Neubelebung" des Christenthums

[1] Geschichte des Idealismus III, 492.

[2] Nr. 44 (5. Nov. 1898), LIV, 286.

im protestantischen Deutschland noch „in den Reichsplänen Gottes liege“ [1], so vermögen wir nicht einzusehen, weshalb man in die Ferne schweifen mußte, weshalb sich an Willmanns Ausdruck ein so großer „Eifer“ entzündete, weshalb der Sturm im Wasserglas der „Deutschen Rundschau“ losbrach.

Paulsens Polemik, die sich auch in diesem Theil [2] durch besondere Schneidigkeit auszeichnet, meint die sociale Decomposition mit überlegener Miene und cultureller Ueberlegenheit glänzend pariren zu können.

Selbstverständlich ist die Culturüberlegenheit, die Paulsen geltend macht, nicht der Gemeinplatz, der seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ebenso beliebt und wohlfeil geworden ist, wie Ansichtskarten es sind. Diese Culturüberlegenheit, die vulgäre, könnte weitere Verbreitung nur noch durch einen gewandten Illustrator bekommen, der ihre Vorzüge so anpriese, wie die von Pear's soap, von van Houtens Cacao, von Kathreiners Malzkaffee u. s. w. allenthalben empfohlen werden. Zuweilen legen die Lobredner der Culturüberlegenheit bei ihrem Geschäft so viel Geist und Geschmack an den Tag, daß jeder Weinreisende davon zu lernen vermöchte. In einer Versammlung des Berliner Zweigvereins vom Evangelischen Bund hat ein Festredner kürzlich erhabener Geschichtsphilosophie den folgenden klassischen Ausdruck gegeben: „Es ist eine alte Erfahrung, daß, wo die christliche Welt sich dem Ultramontanismus ergab, ein Niedergang sich einstellt, während der Protestantismus Blühen und Gedeihen da bringt, wo man ihm anhängt.“ [3] Blühen wovon? Etwa von der Einheit des christlichen Glaubens? Aber er ist ja beinahe nur mehr ein Sammelname für alle Erzeugnisse des grundsätzlichen Verzichtes auf die Einheit. Oder von der Freiheit des Christenmenschen? Diese christliche Freiheit ist in Zürich bis zur synodalen Abschaffung der Taufe erblüht und gediehen [4]. Gedeihen von was? Etwa von „guten Werken“? Das wäre eine erfreuliche Thatsache, aber ein unprotestantischer Protestantismus. Oder Blühen und Gedeihen von Monismus, Materialismus, Militarismus, Mammonismus?

[1] Synodalbericht von Superint. Dr. Witte, nach Stöckers Evangel. Kirchenzeitung in der Köln. Volkszeitung vom 13. Oct. 1898 Nr. 896.

[2] Deutsche Rundschau Bd. 96 (1898) S. 200 ff.

[3] Vgl. Allgemeine Zeitung vom 2. März 1899 Nr. 61.

[4] Nicht als ob die Taufe verboten worden wäre, versteht sich; sie wurde sogar empfohlen und zwar mit zwei Stimmen Majorität. Aber die Nothwendigkeit der Taufe für die Zugehörigkeit zum „christlichen“ „reformirten“ „Bekenntniß“ wurde abgeschafft, und zwar mit zehn Stimmen Majorität. Züricher Nachrichten vom 11. März 1899 Nr. 20 S. 2. Luzerner Vaterland vom 12. März 1899 Nr. 59.

Wir behaupten nichts, wir fragen nur. Es wäre jedenfalls concreter gesprochen, wenn man auf einer der nächsten Versammlungen mit „höchster Fructificirung“ von protestantischem Bargeld Reclame machte. Aus blühendem Handel und blühender Industrie, aus blühenden Armeen und Marinen nordischer Reiche erstens folgern, daß dieser Culturblumenflor aus ausschließlich protestantischem Samen erwuchs, zweitens allein daraus ableiten — nicht etwa, daß der Protestantismus ein empfehlenswerthes Handelssystem, ein ergiebiger Industriebetrieb ist, blühende Soldaten in Hülle und gediegene Matrosen in Fülle liefert, sondern daß er die wahre oder die überlegene Religion ist, das dünkt uns blühender Tiefsinn. Dessen fröhliches Fortgedeihen in der Polemik möchten wir zu den „allerlei Anzeichen“ rechnen, welche, wie Paulsen einmal sagt, darauf hindeuten, daß „Bildung“ anfängt, „einen Beigeschmack anzunehmen“, und daß sie ihr Schicksal verdient, wenn sie „im Begriff ist, im Kurs zu sinken“ [1].

In wissenschaftlicherer Fassung hätte das gedachte Beweisverfahren etwa so zu lauten: Posita causa sequitur effectus. Kaum war der Protestantismus geboren, so entfaltete sich die Rechtfertigung aus dem Glauben allein und die Sufficienz der Schrift unter Nachhilfe der Landeskirchen zum Blühen und Gedeihen von Wissenschaft und Kunst, Völkerfrieden und Völkerglück. Erste Gegenprobe nach dem Grundsatz: Sublata causa aufertur effectus. Bevor der Protestantismus erschien, blühte nichts von alledem, gedieh nur Finsterniß. Daher der Name finsteres Mittelalter. Zweite Gegenprobe nach dem Grundsatz: Variata causa variatur effectus. Das protestantische Preußen ist durch die Erwerbung des katholischen Schlesiens und zumal durch die der Westprovinzen wirtschaftlich und geistig auf das schwerste geschädigt worden. Die letztgenannten Landschaften, die schon im 18. Jahrhundert kläglich daniederlagen, können bis zum heutigen Tage nur durch ihre Verbindung mit Ostelbien eben noch fortvegetiren.

Nichts liegt uns so fern, als Professor Paulsen die triviale Form, in welcher dieser Beweis sich auf allen Straßen und Plätzen herumtreibt, zu unterschieben. Es will uns vielmehr scheinen, als spräche aus manchen Einschränkungen, die er anbringt, das Bewußtsein, daß er mit dieser Berufung Senat und Akademie verläßt und sich in sehr gemischte Gesellschaft begibt, mit der er so wenig als möglich gemein haben will.

[1] System der Ethik II (4. Aufl., 1896), 75.

„Ich bin nicht empfindlich, wenn man die Neuzeit nicht als den Gipfelpunkt der Menschheit preisen will.“[1] „Ich bin nicht als protestantischer oder nationaler Chauvinist bekannt.“[2] Auch redet Paulsen hier nur von einer „gewissen Stetigkeit der Entwicklung“, deren der protestantische Norden sich erfreut, dort von „günstigern Bedingungen“, sich zu „Mündigkeit und männlicher Sicherheit“ zu erheben[3]. In einem geistvollen Stück, das von Treitschkes Schützenfestrhetorik ironisirt, hat Paulsen hervorgehoben, „ein klein wenig Umsicht und Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke“ sei „selbst in einer Lobrede auf den Krieg am Orte“[4]. Paulsens Lobrede auf protestantische Culturüberlegenheit entbehrt nicht der Umsicht und Vorsicht im Lobe. Dünkt uns dies eine Spur der Einsicht in und der Rücksicht auf die Schwächen des Beweises, so kann über die Ansicht und Absicht des Verfassers dennoch kein Zweifel bestehen. Aus einem Geschütz von originellem Bau wird am Ende doch das bekannte Hohlgeschoß abgefeuert, mit dem man die öffentliche Meinung dergestalt bombardirt, als sollte sie gezwungen werden, sich zu übergeben.

„Die Ueberlegenheit der Cultur der protestantischen Völker, schon im 18. Jahrhundert“ so sicher, daß kein Zweifel daran möglich erscheint, ist im 19. Jahrhundert „nicht minder gewiß“. Das sei „die Generalisirung“, welche „aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte mit Sicherheit gezogen werden“ könne, „wenn irgend eine“[5].

Der Thatbestand ist also dieser: die sociale Decomposition des Protestantismus kann nach Paulsen nur jemand behaupten, der „beide Augen vor der Wahrheit“ verschließt; denn die culturelle Ueberlegenheit des Protestantismus erscheint so einwandfrei, daß uns nur „schamrothes Verstummen“ erübrigt, die Morgenröthe besserer Einsicht.

Allein so weit sind wir noch nicht. Nur drei Bemerkungen erlaube man; vielleicht gelingt es uns dann, zu verstummen.

Erstens: An der Stelle, um die es sich handelt, spricht Professor Willmann von der religiös-socialen Auflösung des Protestantismus. Dazu war er berechtigt, weil eine religiös-sociale Decomposition in den Worten Kants, die er erörtert, ausdrücklich statuirt wird, weil eine solche sich aus den Grundprincipien des Protestantismus ergibt und in der Vergangenheit wie in der Gegenwart Thatsache war und ist. Wir können

[1] Deutsche Rundschau a. a. O. S. 192. [2] Ebd. S. 202.
[3] Ebd. S. 201. [4] J. Kant (1898) S. 355.
[5] Deutsche Rundschau a. a. O. S. 201. 202.

auch mit einem Citat aus Paulsen dienen, das dieser Anschauung außerordentlich nahe kommt. In seiner Polemik läugnet aber Paulsen bloß eine politisch-sociale Decomposition der vorwiegend protestantischen Staaten, die Willmann nicht behauptet hat, und legt allen Nachdruck auf relativ günstige Entwicklung politischer Macht, die Willmann nicht zu läugnen sich vermaß.

Zweitens: Wir sind nicht im stande, uns von der protestantischen Culturüberlegenheit einen klaren Begriff zu machen. Wir wissen nicht, was in dieser Wortverbindung Protestantismus heißt, welche Culturgebiete ausschließlich in Anspruch genommen werden, worin der Causalnexus zwischen einem einzelnen protestantischen Bekenntniß — alle zusammen bringt doch kein Tausendkünstler unter einen Hut — und bestimmten profanen Culturgebieten bestehen soll.

Drittens: Verzichten wir aber auf alle Bekenntnisse und auf jede religiöse Autorität, fassen wir also in religiös-socialer Beziehung den Protestantismus, um ihm irgend eine geschlossene Einheit zu geben, rein negativ auf, so tritt schließlich eine Formel des Culturfortschritts zu Tage, die in Kürze so zu lauten hätte: Ohne Religion und ohne religiöse Autorität geht alles besser. Aber Paulsen ist, wie uns dünkt, weit davon entfernt, den ersten Theil dieser Formel zu billigen. Und zudem würde die religiös-sociale Decomposition des Protestantismus dann freilich als Ursache der Culturüberlegenheit bezeichnet, aber eben gleichzeitig auch ausdrücklich zugegeben. Der Satz Professor Willmanns, der so großen Anstoß erregt hat, lautet: „Die ganze Hoffart, Verlogenheit und Heuchelei der Aufklärer spricht aus diesen Worten" Kants, „die zugleich ein grelles Schlaglicht auf die Ursachen der socialen Decomposition des protestantischen Deutschlands werfen"[1].

Mit Bedauern, aber ohne Zagen müßten wir es für eine Chicane erklären, wenn die Anklage auf Reichslästerung sich des Wortes „protestantisches Deutschland" bemächtigen wollte. Von anderem abgesehen, zeigt es der Zusammenhang. Denn es ist von Kants Theorie über das Gebet die Rede. Sonach bedeutet der beregte Ausdruck den Protestantismus als das, was er ist, als Religion, demnach die religiös-sociale Lage des deutschen Protestantismus, zielt durchaus nicht auf die Reichsverfassung, noch sonst etwas „Reichliches", enthält insbesondere nichts Particularistisches

[1] Geschichte des Idealismus III, 492.

noch Romanisches; gar keine Thräne um Cuba, gar keine Parteinahme wider Dreyfus. Das germanisch-protestantische, socialpolitische Culturüberlegenheitsgeschoß trifft also nicht bloß nicht die Scheibe, sondern scheint überhaupt ins Blaue zu gehen, wie das bei Freuden- oder Schreckschüssen Gepflogenheit ist. Wir setzen zur Controlle Kants Worte in die Anmerkung[1] und heben hier hervor, was uns als der Kern der Sache erscheinen will.

Zunächst aber eine Kleinigkeit. Kant schreibt: Diejenigen, welche man „beten finde“, schämten sich, woraus sich dann ergeben soll, daß man das Gebet als Unredlichkeit empfinde. Es wäre vielleicht ein dankbares Thema für eine Doctordissertation, die inductive Grundlage des merkwürdigen Satzes darzulegen: Beim Gebet Betretene pflegen betreten zu sein. Ist Kant in Königsberg darauf ausgegangen, Leute beim Gebet zu überraschen und Beschämung empirisch zu constatiren? Oder hat er etwa den alten Lampe gelegentlich ertappt und daran eine kritisch höchst unzulässige Generalisation geknüpft?

Wie dem auch sei, wichtiger ist folgendes. Unseres Erachtens wird man ohne Ehrenkränkung von religiös-socialer Decomposition reden dürfen, wenn eine solche ausdrücklich gelehrt wird: Volenti non fit iniuria.

Aus den Worten Kants ergibt sich mit voller Klarheit, daß ihm die Schichtung der menschlichen Gesellschaft nach entgegengesetzten Weltanschauungen vorgeschwebt hat — oben die ungläubigen und gebildeten Culturmenschen, unten die gläubigen, ungebildeten

[1] „Bei dem Gebete ist Heuchelei, denn der Mensch mag nun laut beten oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Princip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Dasein einer Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postulirt und es kann bloß dazu dienen, wozu die Vernunft gezwungen war, es zu postuliren. Denkt nun ein Mensch: Wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden; denn ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel gethan; ist er aber, so wird es mir nützen: so ist diese Prosopopoeia Heuchelei, indem beim Gebete vorausgesetzt werden muß, daß derjenige, der es verrichtet, gewiß überzeugt ist, daß Gott existirt. Daher kommt es auch, daß derjenige, welcher schon große Fortschritte im Guten gemacht, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen; — ferner daß diejenigen, welche man beten findet, sich schämen. In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muß das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muß.“ J. Kants Sämtliche Werke. Zweite Hartensteinsche Ausgabe (Leipzig 1867 f.) IV, 505.

Heloten. Jene wissen, „das Dasein Gottes ist nicht bewiesen“, es ist ein „Postulat“, will sagen: eine Annahme. Wer betet denn eine Annahme an? In diesen Kreisen schwindet alle Bethätigung des religiösen Lebens in dem Maße, als „Redlichkeit“ zunimmt, weshalb, wie Kant schreibt, „wer große Fortschritte im Guten gemacht, aufhört, zu beten“. Die Heloten aber sind für die Aufklärung nicht reif oder dazu überhaupt nicht berufen, für sie ist die Religion gut genug.

Man kann die immense Tragweite dieser socialen Zerklüftung nicht genugsam erwägen.

Inmitten der naturnothwendigen Schichtung und Differenzirung der menschlichen Gesellschaft nach höherem oder geringerem Wohlstand und Reichthum, nach größerer oder geringerer Macht, nach höherer und geringerer Bildung, wie sie im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Culturstreben sich vollzieht, begründet und gewährleistet nur eines die Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen — nämlich die Einheit und Gleichheit der religiösen Weltanschauung. Mit ihr steht und fällt auch die sociale Gerechtigkeit und Liebe, mit ihr stehen und fallen Rechte und Pflichten als heilige und unverbrüchliche sociale Bindegewalten. Die Zerklüftung der menschlichen Gesellschaft durch entgegengesetzte Weltanschauungen ist nun in der That, wie Willmann gesagt hat, fürs erste sociale Decomposition und sodann echteste und schlechteste Aufklärungsweisheit und Aufklärungshoffart. Sie ist ein Lieblingsthema Voltaires und seines engern Kreises von Freunden. Zum Beweise lassen wir einige Stellen folgen. Die Aufklärung kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch die brieflichen Mittheilungen der führenden Philosophen.

Voltaire an Helvetius[1]: „Wir denken nicht daran, daß unsere Arbeiter und Taglöhner aufgeklärt werden sollen, wir wollen Aufklärung für die Hochgebildeten“[2]; anderwärts[3]: Pour la canaille il n'y faut pas penser: der Context bestimmt die letzterwähnte Menschensorte canaille näherhin als Winzer und Bauern. An d'Alembert[4]: „Ich verzeihe alles, wenn der infame Aberglaube nur bei den Gebildeten so in Verruf kommt,

[1] 13. Aug. 1762; Moland XLII, 206, Nr. 5003.

[2] Der stehende Ausdruck der Aufklärer honnêtes gens bedeutet für sie vornehme, distinguirte Leute, die Aristokratie des Geistes. Wir übersetzen ihn denn wie oben oder ähnlich.

[3] An Le Bault, 2. April 1762; Moland XLII, 84, Nr. 4876.

[4] 9. Januar 1765; Kehl LXVIII, 338.

wie er es verdient, und den Bedienten, den Mägden überlassen wird, wie es sich geziemt.“ Er fordert seine Philosophen auf[1], sich darüber zu freuen, daß die Infame von allen Bildungsmenschen Europas verachtet werde. „Das ist alles, was man wollte, und alles, was noth that. Man hat nie die Absicht gehabt, Schuster und Mägde aufzuklären, das bleibt den Aposteln überlassen.“ An d'Argental[2]: „Es ist meines Erachtens der größte Dienst, den man der Menschheit leisten kann, wenn das dumme Volk für immer von den Bildungsmenschen getrennt wird. Ich glaube, das ist schon recht weit gediehen.“ Als „unerträgliche und sinnlose Frechheit“ bezeichnet er im nämlichen Brief die Zumuthung, er und seinesgleichen sollten die gleiche Weltanschauung haben, wie ihr Schneider oder ihre Wäscherin. Von der philosophischen Propaganda erwartet er „einen neuen Himmel und eine neue Erde“; — „versteht sich nur für die Gebildeten, denn für die Canaille ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie verdient“[3]. Christus predige die Gleichheit der Menschen, sagt er an anderer Stelle, „was für die Canaille sehr schmeichelhaft ist“[4]. Oder anderwärts, der Glaube an jenseitige Belohnung und Bestrafung sei „für die Canaille sehr nützlich“[5]. Noch eine klassische Stelle aus der Correspondenz mit Friedrich II. (damit der Text nichts von seiner Frische und Klarheit einbüße, möge er französisch folgen): V. M. rendra un service éternel au genre humain en détruisant cette infâme superstition, je ne dis pas chez la canaille, qui n'est pas digne d'être éclairée, *et à laquelle tous les jougs sont propres*, je dis chez les honnêtes gens[6]. Friedrich II. drückt sich weit vorsichtiger aus, bezeichnet es als fraglich, ob das Volk aufgeklärt zu werden verdiene, und verneint die Frage öfters[7].

---

[1] Moland XLVI, 112, Nr. 7326 (an d'Alembert, 2. September 1768).

[2] 27. April 1765; Kehl LIX, 96; Moland Nr. 6001.

[3] An d'Alembert, 13. Januar 1769; Moland XLVI, 232 f., Nr. 7455. Die einzige Stelle, der zufolge auch Schuster aufgeklärt werden dürfen, meines Wissens an Helvetius, 2. Juli 1763; Moland XLII, 514, Nr. 5332.

[4] Moland XXVI, 227 (im Ex. imp.).

[5] An den Marquis d'Argence de Dirac, 11. October 1763; Moland XLIII, 13, Nr. 5434.

[6] Voltaire an Friedrich II., 5. Januar 1767; *Preuss*, Oeuvres de Frédéric le Grand XXIII, 134.

[7] Beispielsweise: Ce peuple imbécile mérite-t-il d'être éclairé? *Preuss*, Oeuvres XVIII, 215 (an die Herzogin von Gotha). Le vulgaire ne mérite pas d'être éclairé (an Voltaire, 7. August 1766; ibid. XXIII, 115). C'est encore

Nirgends tritt der so eminent volksfreundliche Charakter der Aufklärung in so leuchtender Klarheit hervor, als in den citirten Aeußerungen des Patriarchen von Ferney, weshalb es ja ganz in der Ordnung und kritischer Ueberlegenheit ganz entsprechend ist, wenn der Liberalismus Voltaire als Bahnbrecher demokratischer Ideen gefeiert hat.

Diese sociale Decomposition, welche die Hoffart der Aufklärung begründet hat, kann nur durch Heuchelei Bestand erhalten.

Voltaire hatte viel zu viel „praktische Vernunft", um nicht den evidenten logischen Zusammenhang zu sehen zwischen der Läugnung Gottes und dem socialen Umsturz; um nicht zu wissen, daß Professoren „postulate" sich zu rebellischen Leidenschaften verhalten wie altersschwache Gouvernanten zu riesenstarken Anarchisten. Er hat deshalb die Ueberzeugung vom Dasein Gottes als sociale Nothwendigkeit bekanntlich oft und nachdrücklich hervorgehoben, mochten gleich die Freunde spotten: Der Patriarch wird kindisch; er will seinen belohnenden und bestrafenden Gott nicht fahren lassen[1]. Ein gewisser Unterschied ist zwischen dem Satze, für den Voltaire Vaterliebe zu empfinden versichert: „Wenn Gott nicht wäre, man müßte ihn erfinden"[2] — und Kants herablassender Aufforderung, zu thun, als ob; allein in der Sache läuft beides auf eins hinaus, wie denn einer der ersten Voltairekenner gesagt hat, der Weisheit letzter Schluß wäre nach jenem Satze ein erfundener Gott[3]. Dieser, nicht zwar in usum delphini, sondern in usum plebis erfundene Gott tritt denn auch in den folgenden zwei Stellen klar hervor. Im philosophischen Wörterbuch finden wir beim Artikel „Hölle" folgende artige Weisheit: Ja, wenn die Welt aus Philosophen bestände, dann brauchten wir nichts dergleichen; wir haben es aber hienieden mit allen möglichen Strolchen zu thun, weshalb ich nicht umhin kann, meinen Dienstboten in die Ohren zu schreien: Verdammt werdet ihr, wenn ihr mich bestehlt. Schärfer noch ist der „erfundene Gott" in einem Brief an d'Argental zum Ausdruck gebracht: „Was man Seele nennt, ist ein Wesen, das es nicht gibt. Immerhin ist es ganz gut, den Menschen weiszumachen (de faire *accroire* aux hommes), daß sie eine un=

une question de savoir, s'ils [les hommes] valent la peine d'être éclairés (an d'Alembert, 18. December 1770; ibid. XXIV, 579).

[1] *Grimm*, Correspondance littéraire. Sept. 1770; Ausgabe von 1812, I, 258.

[2] Von Paulsen gelegentlich als „freches Wort" bezeichnet. Einleitung (5. Aufl., 1898) S. 306. Cf. *Nourrisson*, Voltaire (1896) p. 560 ss.

[3] *E. Faguet*, Dix-huitième siecle p. 208: Dire, que si Dieu n'existait pas on l'inventerait, c'est dire qu'on l'invente.

sterbliche Seele haben und daß es einen rächenden Gott gibt, der meine Bauern strafen wird, wenn sie mir mein Getreide stehlen und meinen Wein."[1] Und nun nimmt Kant wieder das Wort: „In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muß das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muß." D. F. Strauß sagt uns, Kant habe das Bewußtsein der Neuzeit in Bezug auf das Gebet ausgesprochen[2]. Siebenzig Jahre nach Kant schrieb der gleiche Strauß: „Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparates geradezu sagen, das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist; schon deswegen darf er das nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet", worauf dann beschrieben wird, durch welche Manöver „das Volk" „allmählich" auf den Standpunkt des Predigers gebracht werden kann[3]. Man wird auf die Darlegungen Kants und Straußens den Satz anwenden dürfen: „Jede Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen ist Heuchelei." Diese Worte schrieb nicht Willmann, sondern Kuno Fischer, der große Kenner Kants, der Freund von Strauß, er schrieb sie als eine Meinung von Kant[4]. Desgleichen wird man auf die nämlichen Darlegungen den Satz anwenden dürfen: „Hält . . . Rücksicht . . . davon ab, sich zu seinen Gedanken zu bekennen . . ., so wird Heuchelei oder innere Unwahrhaftigkeit zu einem fressenden Schaden für das sittliche Leben." Diese Worte schrieb nun wiederum nicht Willmann, sondern — Paulsen[5].

Kant sagt irgendwo[6], zwischen „tungusischen Schamanen und europäischen Prälaten" sei „in der Manier ein großer Abstand, im Princip

[1] 20. April 1769, zuerst gedruckt in Molands Supplément I, 453 ff., Nr. 10307, die citirte Stelle S. 454.

[2] Der alte und der neue Glaube (3. Aufl., 1872) S. 114.

[3] Ausgewählte Briefe von D. F. Strauß. Herausgegeben und erläutert von E. Zeller (1895) S. 409.

[4] Geschichte der neuern Philosophie IV, 2 (3. Aufl.), S. 363.

[5] System der Ethik II (4. Aufl., 1896), S. 230 f.

[6] Citat nach Hartensteins 2. Ausgabe der Werke bei Paulsen, J. Kant S. 363.

keiner". In Bezug auf die zwei erörterten Eigenschaften der Aufklärung — Hoffart und Heuchelei — ist zwischen Kants „sinnlichem Volk" und dem, was Voltaire immerfort als canaille bezeichnete, zwischen Kants „Herablassung" nebst Gebetsrhetorik und Voltaires faire accroire in der Sache kein erheblicher Abstand; in der „Manier" der Unterschied zwischen einem philiströsen Pedanten voll steifleinener Orakelsprüche und einem gewandten, gemeinen, genialen Gamin voll des ausgeschämtesten Cynismus.

Bevor wir Kant verlassen, noch eines. Vor uns steht die Reihe von Frommanns „Klassikern der Philosophie". Der sechste Klassiker der Reihe ist F. W. Nietzsche, in Riehls interessanter Biographie; der siebente J. Kant durch F. Paulsen. Wie friedlich sie nebeneinander stehen! Und doch schilt der Klassiker Nr. 6 den Klassiker Nr. 7 „den großen Chinesen von Königsberg", „den verwachsensten Begriffskrüppel". Wenn man solches unter Klassikern erlebt, weshalb denn die Weherufe über „Ketzerrichter"?

Daß der Aufklärung ihre sociale Decomposition der Menschheit in Aufgeklärte und „Volk" nicht gelungen ist, wird wohl nicht als besonderes Verdienst der Aufklärung anzusehen sein. Die Meinung war, der Unglaube, der Atheismus lasse sich in den höchsten Gesellschaftsschichten localisiren, das „Volk" aber werde man schon durch vorgegaukelte Gebete und herablassende Ansprachen beim Glauben erhalten, im Grunde sei es zu dumm für Freidenkerthum und Unglauben. Es zeigte sich bald, daß diese Meinung nicht gerade „reine Vernunft" gewesen. Für die Weltanschauungslosigkeit, die in den zwei Sätzen liegt: „Gott gibt es nicht, und mit dem Tod ist alles aus", ist gewiß jeder zu gut, aber sicher keiner zu dumm. Gerade diese Weltanschauungslosigkeit drang unaufhaltsam in die weitesten Kreise, beherrscht weithin die breiten Massen. Paulsen constatirt in seinen Werken diesen bedauerlichen Thatbestand zum öftern. Wir lassen einige Nachweise folgen.

Während heute die „aufgeklärten Leute" vielfach sich „keine Gedanken über die Dinge machen" [1], die „meisten Gebildeten sich ohne Weltanschauung behelfen" [2], beherrscht „absolut religionsfeindlicher Radicalismus" [3] „weite" [4] und „immer weitere Kreise" [5], die „breiten Massen". „Der Kirchenglaube ist zuerst in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten abgestorben; all-

[1] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898), S. 248.
[2] Ebd. S. 244. [3] Ebd. S. 14.
[4] Ebd. S. VII und 214. System der Ethik (4. Aufl., 1896) I, 389.
[5] Ebd. I, 407.

mählich hat der Unglaube auch die Massen ergriffen."[1] „Der Haß gegen das politische Regiment, das mit der Kirche verbündet war, wendete sich gegen die Religion und machte aus dem Unglauben einen politischen Glaubensartikel. So erscheint jetzt der Atheismus als Glaubensartikel der Socialdemokratie." „Inzwischen ist der Haß da und wird seine Folgen haben."[2] An anderer Stelle spricht Paulsen von der großen Verbreitung, welche die Bücher von Strauß, Büchner, Nordau, Dühring, Nietzsche gefunden haben: „Was gelesen wird, ist immer charakteristisch für den Geist der Zeit." Paulsen fragt dann: Was anders „inspirirt" diese Schriftsteller und „führt ihnen Leser zu, als die Offenheit der Absage an den alten Glauben"[3]? Er fährt fort: „Was treibt die neuen Romanschriftsteller und Dramatiker, als das Verlangen, die Verlogenheit und die innere Fäulniß[4] der Zeit zu analysiren und dem Leser zu mikroskopischer Schau darzubieten?"[5]

Zwischen innerer Fäulniß der Zeit und socialer Decomposition sehen wir keinen großen Unterschied, nicht einmal bei „mikroskopischer Schau". Die Thatsache wird also zugegeben. Freilich besteht ein schroffer Gegensatz in der Beurtheilung des Grundes. Unseres Erachtens liegt die Ursache der „innern Fäulniß", soweit diese vorhanden ist, in der socialen Verbreitung des religiösen Unglaubens; nach Paulsen aber in den Hindernissen, welche der socialen Verbreitung des Unglaubens annoch im Wege stehen, im „Zwiespalt zwischen dem, was wir wirklich denken und glauben, und dem, was wir im kirchlichen und schulmäßigen Unterricht die Jugend zu glauben und zu sagen anhalten"[6]. „Man denke an die Lage der vielen Tausende von Lehrern, die täglich die Pein leiden, lehren zu müssen, was sie nicht glauben, und nicht sagen zu dürfen, was sie denken."[7] Allein wenn der „absolut religionsfeindliche Radicalismus" im „kirchlichen und schulmäßigen Unterricht" auch vollkommen frei und allenthalben frei gegeben, ja selbst wenn der „umgekehrte Katechismus", wie Paulsen den Atheismus der Socialdemokratie nennt[8], prämiirt und privilegirt würde, so wäre der große sociale Zwiespalt zwischen Unglauben und Glauben, weitaus der schärfste Gegensatz zwischen Menschen, den es gibt, noch nicht beseitigt. Paulsen selbst muß das zugeben, da er das

[1] Einleitung S. VI und 14.
[2] System der Ethik I, 389. [3] Einleitung S. 15.
[4] Von uns unterstrichen. [5] System der Ethik II, 230.
[6] Ebd. [7] Einleitung S. 345. [8] Ebd. S. 15.

unvertilgbare Bedürfniß der menschlichen Natur nach Religion anerkennt[1]. Es müßte mit obligatorischem Atheismus versucht werden, als letzter Consequenz der Denkfreiheit.

Die religiös-sociale Decomposition hat aber noch eine andere Seite und einen andern Ursprung. Die, welche mit der Aufklärungsphilosophie begann, vom Liberalismus fortgeführt wurde, ist international und gewissermaßen „interconfessionell", gewiß nichts ausschließlich Deutsches oder Protestantisches. Die religiös-sociale Decomposition des deutschen Protestantismus aber begann mit dem Anfang, liegt im Wesen, entfaltetete sich in der Geschichte, tritt in der Gegenwart offen zu Tage, und auch Paulsen erwartet erst von der Zukunft einen Ausgleich des Gegensatzes.

Dieser Ausgleich begann mit dem Anfang; damit nämlich, daß Luther nach oben Gehorsam kündete, nach unten Gehorsam verlangte, Forschungsfreiheit für sich beanspruchte, Bekenntnißzwang auf andere ausübte. Er selbst hat aber doch wenigstens nicht zu gehorchen gebraucht, er selbst stand nicht unter dem Bekenntnißzwang. Für seine Amtsnachfolger im evangelischen Kirchendienst wird die Sache noch weit schwieriger. Sie kündigen nicht bloß Gehorsam und beanspruchen amtlich Gehorsam gleich Luther; sie müssen ihn selbst auch üben, Luthers „Rechtsnachfolgern", welche immer es sein mögen, gegenüber. Sie verlangen nicht bloß Forschungsfreiheit und üben Bekenntnißzwang aus gleich Luther, sie selbst stehen auch amtlich unter dem Bekenntnißzwang.

In der geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus hat mittlerweile eine Art Decomposition dessen stattgefunden, was in Luther eins war, eine Theilung und Scheidung sich vollzogen. Die ältern Söhne, Landeskirchen, Consistorien, Kirchenregiment welcher Art immer, erbten den Bekenntnißzwang, überhaupt die „Autorität"; der jüngern Söhne Erbtheil ward die Forschungsfreiheit, das Palladium der evangelisch-theologischen Universitätsfacultäten. Schiedlich friedlich könnte jeder sehen, wie er es treibe, wenn nicht der Nachwuchs des Predigeramtes zwischen den beiden Welten einen fatalen trait d'union bildete und beiden gehörte.

Theoretischen Unterricht über die chemische Zusammensetzung der wirksamsten Sprengstoffe und praktische Anleitung zu deren Verwendung wird man nicht als hinreichende Vorbildung von jungen Leuten ansehen, die sich dem Baufach widmen, noch als zweckdienliches Vorstudium für den-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 247.

jenigen, der etwa Conservator alter Baudenkmäler werden soll. So erscheint uns aber das Verhältniß zwischen den protestantisch-theologischen Universitätsfacultäten und den Kirchenleitern. Forschungsfreiheit und nichts als Forschungsfreiheit soll als Vorbildung und Vorbereitung zur passiven Uebernahme und activen Ausübung des Bekenntnißzwanges functioniren. So ganz glatt kann das nicht verlaufen. In seinen schönen und interessanten Beiträgen zu dem Werk „Die deutschen Universitäten“ gibt denn Paulsen auch zu, daraus ergebe sich „ein beständiger Conflict zwischen den Ansprüchen der (evangelischen) Kirche und den Forderungen der Wissenschaft, bald mehr latent, bald öffentlich und laut hervorbrechend“. Als schwacher Trost will es uns erscheinen, daß nach Paulsen „die Staatsverwaltung“ „das Zünglein an der Wage darstelle“, mag seine weitere Bemerkung auch noch so treffend sein, daß dieses Zünglein bald hierhin bald dorthin schwanke. Ein Ausgleich sei nur auf der Grundlage „freier Zusammenstimmung“ möglich „zwischen dem Bekenntniß der Kirche“ (das doch offenbar nur in festem Aggregatzustand denkbar ist) „und der Lehre der Facultäten“ (d. h. der absoluten Forschungsfreiheit, also etwas wesentlich Flüssigem)[1]. Im nämlichen Werk ergänzt Professor Haupt diese Bemerkungen dahin, man solle „Geduld haben“ und „den Ausgleich“ „von dem fortgesetzten Zusammenwirken der beiden Momente allmählich und nicht mit einem Schlage erwarten“[2]. Und wenn nun jemand behauptete, das heiße schon deshalb die „freie Zusammenstimmung“ ad calendas graecas vertagen, weil vom „Zusammenwirken“ bislang wenig spürbar gewesen sei, geschweige von „fortgesetztem Zusammenwirken“?!

Man beachte, inwiefern religiös-sociale Zerklüftung das Wesen dieses Widerstreites ausmacht. Jede Religion ist zunächst eine bestimmte Summe von religiösen Wahrheiten, ein Bekenntniß. Sie hat historische und gegenwärtige Existenz als Kirche, Gemeinde, als socialer Verband, der naturnothwendig irgend einer Vereinsleitung, einer socialen Autorität untersteht. Deren Befugnisse erhalten ihre Eigenart nach dem Zweck und ihren Umfang nach den Statuten des Verbandes. Deshalb ist die religiös-sociale Einheit durch das Bekenntniß und durch eine lehramtliche Autorität bedingt. Nun sprengt aber die theologische Forschungsfreiheit sogar die Möglichkeit eines Bekenntnisses und erscheint als die grundsätzliche Ver-

[1] W. Lexis, Die deutschen Universitäten (1893) S. 78; vgl. S. 50.
[2] Ebd. S. 189.

neinung der Möglichkeit einer lehramtlichen Autorität, ist sonach die unfehlbare Auflösung des religiösen Bestandes wie des socialen Verbandes jeder beliebigen und einer jeden „Religionsgesellschaft".

Die „freie Zusammenstimmung", die wir „mit Geduld" erwarten sollen, hätte demnach eine zweifache Zirkelquadratur zu leisten.

Dann wird man theologische Forschungsfreiheit, im protestantischen Sinn verstanden, mit der Möglichkeit eines Bekenntnisses zusammenstimmen, wenn man es erreicht, daß ein fließender Strom zugleich festes Land, fruchtbringender Acker ist; dann wird die gedachte Forschungsfreiheit mit der Möglichkeit einer Unterwerfung unter eine lehramtliche Autorität vereinbar erscheinen, wenn ein reißender Bach gleichzeitig thalab und bergauf zu fließen vermöchte. Die kühne Hoffnung, daß derlei „Zusammenstimmungen" „mit Geduld" und ähnlichen Hausmitteln „allmählich" herbeigeführt werden könnten, vermögen wir demnach nicht zu theilen.

(Schluß folgt.)

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Zur Erforschung Nordgrönlands.

Die Polarforschung unserer Zeit versucht, zwei noch in tiefem Dunkel ruhende Geheimnisse des hohen Nordens wenn nicht zu entschleiern, so doch so viel als möglich zu errathen.

Unbekannt ist uns bis heute noch, wie weit sich Grönland, der große arctische Continent, nach Norden erstreckt.

Unbekannt ist uns ferner, wie nahe Franz-Josephs-Land dem Pole kommt, und ob Wasser oder Land unter dem 90.° nördlicher Breite zu finden sein wird.

Dr. Nansen, in dessen thatkräftigem Geiste der Plan der Polarforschung schon frühzeitig eine feste Gestalt angenommen, interessirte sich zuerst für das geheimnißvolle Grönland. Seine Durchquerung, die er vor zehn Jahren glücklich bewerkstelligte, brachte uns zum erstenmal sichere Kunde von dem in ewigem Schnee und Eis Hunderte von Metern tief begrabenen Lande. Für eine Zeit trug sich Nansen mit dem Gedanken, nunmehr die Nordküste Grönlands zu bestimmen. Indessen zog er es vor, das zweite Problem, die Erforschung der unbekannten europäisch-asiatischen Polarregion, zuerst in Angriff zu nehmen. Wie er durch die Fram-Expedition von 1893—1896 die Jeannette-Strömung bestätigte,

hoch im Norden eine tiefe See lotete, dadurch zur Annahme kam, daß der Pol der Erde im tiefen Meeresabgrunde liege, wie er schloß, daß auch Grönland oder vielmehr der ihm vorlagernde Archipel nicht weit nach Norden reichen könne, wie sich das Franz=Josephs=Land wenigstens seinen allgemeinsten Umrissen nach in eine Anzahl kleiner Inseln auflöste, ist noch in aller Erinnerung.

Um so entschiedener drängte sich jetzt die Frage auf, wie die amerikanische Seite des Polarbeckens beschaffen ist. Erhebt sich hier Land, oder wölben sich die ungeheuren Eisfelder des Nordens über den Abgründen des Meeres? Die Eisverhältnisse der amerikanischen Seite sind ganz verschieden von denen des europäisch=asiatischen Nordmeeres. Während wir im amerikanischen Meere das dicke, ständige, massive, sogenannte paläokrystische Eis finden, begegnet dem Polarfahrer auf unserer Seite verhältnißmäßig dünnes, von Strömungen ständig getriebenes, neues Eis.

Schon daraus und noch mehr aus der Ablenkung des Polarstromes nach der Ostküste Grönlands schloß man, daß auf der amerikanischen Polarseite vielleicht ein Continent sich weit nach Norden erstrecke. Ob dem so ist und wie Grönland sich dazu verhält, sind Fragen, deren Lösung augenblicklich von zwei bewährten Polarforschern angestrebt wird.

Kapitän Sverdrup, der tüchtige Begleiter Nansens, und Leutnant Peary von der amerikanischen Marine, welcher sich die Erforschung Nordgrönlands gleichsam zur Lebensaufgabe gemacht hat, befinden sich augenblicklich im hohen Norden.

Es mag von Interesse sein, zunächst über die Expedition Pearys, dann über diejenige von Sverdrup das Wichtigste zu erfahren.

Wie bemerkt, ist Peary kein Neuling mehr im hohen Norden. Er ist jetzt zum fünftenmal auf dem Wege nach Nordgrönland.

Zum erstenmal kam Peary im Sommer 1886 von der Diskobai auf das grönländische Landeis. 1891—1892 blieb er 13 Monate und machte eine Schlittenreise von 1200 englischen Meilen. 1893—1895 erfolgte eine neue Schlittenexpedition von 1200 englischen Meilen über das Binneneis, welche eine genaue Aufnahme des Wahle=Sundes, gute Berichte über die dort lebenden Eskimos und die Auffindung der großen Meteorsteine brachte. 1896 und 1897 machte Peary kürzere Sommerreisen, wobei die Meteorsteine mit nach Amerika genommen wurden.

Bevor wir mit ein paar Worten auf diese Expeditionen eingehen, hören wir den Grönlandforscher sich äußern, wie es auf dem Felde seiner Thätigkeit aussieht.

„Wir alle," sagte Peary am 6. December 1897 in seinem Vortrage vor der Königlichen Geographischen Gesellschaft, „wir alle haben so eine allgemeine Vorstellung von Grönland und wissen, daß es in seinem Innern mit Eis und Schnee bedeckt ist. Thatsächlich ist aber dieses Land so verschieden von irgend einer Gegend in niedern Breiten, so völlig verschieden von irgend einem Erdtheil, den wir persönlich kennen und von dem wir in unserem Vergleich als Grundlage ausgehen könnten, daß der Zweifel berechtigt ist, ob unter zehn wohlbelesenen und studirten Leuten auch nur einer eine klare Idee von dem thatsächlichen Grönland besitzt. Was wir unter dem Worte Land verstehen, ist nichts als ein das Ufer

in 10—25, an dem einen oder andern Platz in 110—150 km Breite entlang laufender Gürtel, auf welchem hohe Berge die Thäler und die tiefgründigen Fjorde einschließen. Diesen engen Gürtel umbrandet auf der einen Seite die arctische See, der Tummelplatz des Packeises und mächtiger Eisberge, und umsäumt auf der andern Seite der gigantische Eisdamm des vergletscherten Binnenlandes. Unwillkürlich denken wir dabei an die uns bekannten Gletschergegenden in den Alpen, den Pyrenäen, etwa an die Schneefelder Skandinaviens oder Hochschottlands, welche zwar das eine oder andere Hundert von Fuß mit Schnee bedeckt, aber unter dieser Hülle immer noch in ihrer Oberflächengestaltung zu erkennen sind. Eine solche Vorstellung paßt nun keineswegs auf Grönland. Der Schneefall von Jahrhunderten hat alle Klüfte und Thäler bis zu den Bergspitzen hinauf völlig ausgefüllt und ausgeebnet, hat sich darüber hinaus aufgethürmt und schließlich alles Gebirge hunderte, ja tausende von Fuß tief unter sich begraben. Das heutige innere Grönland ist ein ununterbrochenes Schnee- und Eisplateau, welches sich zu einer Höhe von 1500—3000 m erhebt. Es ist die arctische Sahara, gegen welche die afrikanische Sahara viel von ihren Schrecknissen verliert. Denn im Innern Grönlands begegnet uns keine Spur weder von Thier- noch von Pflanzenleben. Wir treffen keinen Stein und kein Sandkorn. Woche für Woche eilt der Schlitten über das Eis und sieht der kühne Wanderer nichts als die unermeßliche Eis- und Schneefläche, das kalte, blaue Himmelsgewölbe und die kalte, weiße Sonne, die scheint, als wären ihre Strahlen nur gemalt — und sonst ist weit und breit nichts zu erspähen. Der Forscher, der auf Schneeschuhen und mit seinem Hundeschlitten voraneilt, weiß, daß die nächste Bergspitze ein paar hundert Meter unter seinem Fuß im Eise begraben liegt."

Das ist Nordgrönland, und wie weit sich diese Wüste nach Norden erstreckt, und ob nördlich oder besser nordwestlich davon noch ein Continent unter dem Eise der hohen Breiten sich versteckt hält, ist die Frage, deren Lösung die wagemuthigen Forscher uns gerne zurückbringen möchten.

Am 5. Juli 1886 war Peary zum erstenmal mit nur einem Begleiter, dem jungen dänischen Regierungsbeamten Christian Maigaard, in das Innere Grönlands aufgebrochen. Die beiden Männer zogen selbst ihre mit Proviant beladenen Schlitten und erreichten ständig in Ostrichtung marschirend nach zwölf Tagen gegen 180 km landeinwärts eine Höhe von etwa 2500 m über dem Meeresspiegel. Ein fürchterlicher Sturm hielt sie vier Tage lang fest, worauf der Rückmarsch angetreten und in fünf Tagen die Küste wieder erreicht wurde. Es ist nicht bekannt, daß vor Peary ein anderer Forscher die Eisdecke Innergrönlands bis zu dieser Höhe erstiegen hätte. Zum erstenmal waren also jetzt die Firne des Centralplateaus erreicht und damit eine genauere Kenntniß der Uebergangszonen zwischen den ins Meer abstürzenden Gletschern und der dieselben aussendenden Eiswüste ermittelt worden.

Wo immer ein Gletscher in langer Zunge gegen die Küste herabkommt und die Felsen sich rechts und links über ihn erheben, verursacht die Bewegung des Eises im Verein mit der von den Felsen zurückgestrahlten Sommerwärme ein wahres Chaos von Mulden, Rinnen, Rissen und unergründlichen Spalten.

Wo die Neigung weniger stark ist, schmilzt die strahlende Wärme das Eis an der Bergwand ab, und gewöhnlich tost dann zwischen Fels und Gletscher ein Gebirgsbach im tiefen Abgrund dahin. Ist die Sonne nicht kräftig genug, so läßt doch die Bewegung des Gletschers häufig keinen festen Eisgürtel an den Berg anheften. Es füllen sich dann die Risse mit Schnee, auf dem man wie auf einem Trottoir zwischen Gletscher und Felswand gehen kann. Oft findet man aber auch an der Küste alle Felsen so überdeckt, daß der Gletscher seine Eismassen wie in einem mächtigen massiven Gewölbe direct ins Meer hinausschiebt.

Wo landeinwärts die Neigung des Bodens eine geringere ist, legt sich das Eis ruhig gegen die Bergwände. Doch bleibt der Schub gegen das Meer immer erkennbar an den rundlichen Höckern und Hügeln, die entsprechend dem Gewölbeschub der kolossalen Eismassen nach der Druck-, d. h. nach der Meeresseite hin am höchsten und steilsten, oft ganz senkrecht, ja überhängend abbrechen. Weiter zurück verlaufen sich diese Hügel in langgestreckte, flachgewölbte Rücken, die in eine langsam und schließlich fast unmerklich steigende Ebene übergehen. Im Winter ist das Binneneis mit feinem, trockenem Schnee tief bedeckt. Spät im Frühling und im Frühsommer wird durch die Kraft der Sonne die Oberfläche der Schneeschicht erweicht; doch gefriert sie während der kalten Nächte rasch wieder zusammen. Mit zunehmender Wärme werden die aufgethauten Wassertümpel zahlreicher; es bilden sich kleine Bächlein und laufen überall durch das aufgeweichte Eis der Oberfläche; alte Spalten erweitern sich, und neue brechen auf. Das Eis wird nach allen Seiten ausgenagt und ausgezackt, und am Ende des arctischen Sommers ist die Oberfläche ein wahres Labyrinth von Brüchen, Rissen, Spalten, Wasserrinnen, von stehen gebliebenen und überhängenden Eisrücken, welche Schuhe, Kleider und Schlitten zu zerschneiden drohen.

Auf Grund der Erfahrungen seiner ersten Reise arbeitete sich Peary drei Expeditionspläne aus.

Für eine einfache Durchquerung Grönlands schlägt er die Linie Diskobai-Kap Daw vor. Diesen Weg wollte 1888 Nansen thatsächlich, nur in umgekehrter Richtung, versuchen; er wurde aber schon vor seiner Landung an der Ostküste so weit abgetrieben, daß er viel weiter südlich Grönland durchqueren mußte.

Um ein Querprofil von Grönland zu erhalten, empfiehlt Peary die Reise von der Nursoak-Halbinsel nach dem Franz-Josephs-Fjord.

Zur Bestimmung der nördlichen Ausdehnung, sowie zur Aufnahme der noch unbekannten Küste vom Kap Bismarck im Osten bis zum Hall-Land im Nordwesten empfiehlt sich die Strecke vom Whale Sund die Nordwestküste entlang bis zum östlichen Meere, und diese Reise ist von Peary zum Theil wirklich ausgeführt worden.

Im Jahre 1891 kam Peary mit sieben Begleitern, worunter auch seine Frau sich befand, nach dem Whale Sund. Trotz eines doppelten Beinbruches, der während der Ueberwinterung langsam heilte, brach der muthige Leutnant am 30. April 1892 mit Cook, Astrup und Gibson nach Nordosten auf. Nach einem Marsche von mehr als drei Wochen kehrten Cook und Gibson zurück, und nur Peary und Astrup wanderten vorwärts. Sie überschritten das Gebiet des Humboldt-,

Petermann- und Sherard Osborn-Gletschers, deren Wasser- bezw. Eisscheiden sich stets über 2000 m hielten. In sanfter Biegung nach Nordosten ging es langsam voran. Da erblickte Peary am 26. Juni 1892 unter 82° 12' nördl. Br. im Norden einen großen Fjord, der den Gletscherrand [illegible], und darüber hinaus hob sich gegen Norden und Nordosten ein hohes Gebirgsland aus dem Nebel empor. Mit gespannter Aufmerksamkeit arbeiteten sich nun die beiden Forscher noch gegen 40 km nach Osten hinüber, bis sie unter 81° 37' nördl. Br. und 34° 5' westl. L. in etwa 1200 m Höhe freien Ausblick gewannen. Der Anblick, der sich ihnen nun bot, war so großartig, daß er alle Mühe zu belohnen schien. Rechts, gegen Südosten, türmte sich über den mächtigen Gletschern ein kühner Felsen über 1500 m auf und schoß ein breites, wildes Vorgebirge in eine weite, ihm zu Füßen liegende Bai hinaus. Vor sich sah man jenseits des trennenden Meeresarmes gegen Norden und Nordosten ein mächtiges Hochland, welches in den weiten zerklüfteten Partien frei von Eis zu sein schien. Zur Linken lief der Fjord gegen Westen, wo er bald einen mächtigen Arm gegen Norden aussandte. Zahlreiche Eisberge waren von den Gletschern abgebrochen, lagen aber noch in deren Nähe festgefroren. Darüber hinaus erschien das Eis der Meerenge eben und leicht passierbar. Soweit das Auge reichte, konnte man gegen Osten, dem arktischen Ocean zu, den weißen Eisblink schimmern sehen. Peary nannte die nach Osten sich öffnende Bai Independence, d. i. Unabhängigkeits-Bai, den Felsenpfeiler zu seinen Füßen [illegible] und die Berge im Norden Heilprin- und Melvilleland.

Die geographischen Resultate dieses Zuges waren sehr bedeutend.

Zunächst ist jetzt mit mehr Sicherheit als früher dargethan, daß Grönland wirklich eine riesige Insel ist. Dann erfahren wir, daß weiter nach Norden zu sich Land und zwar bis zu bedeutender Höhe erhebt. Außerdem bestimmte Peary wenigstens teilweise den Verlauf der Nordküste, die Höhe und Eisgrenze des Binneneises, fand eine Menge mächtiger Gletscher und suchte die [illegible] Landschaftsumrisse mit den bis jetzt oft sehr [illegible] gezeichneten Karten in Einklang zu bringen.

Um die Völkerkunde machte sich namentlich Dr. Cook verdient. Er nahm ein genaues Verzeichnis der kleinen Eskimogemeinde am Smith-Sund, die 253 Köpfe zählte, auf, stellte Alter, Namen und sonstige Eigentümlichkeiten jeder einzelnen Persönlichkeit fest und verschaffte sich von 75 Individuen genaue Körpermaße und Photographien.

Von Bedeutung war die Expedition auch insofern, als man zum erstenmal Eskimohunde mit über das Binneneis genommen und dieselben sich gut bewährt hatten, und als zwei Männer, bepackt mit [illegible] und Instrumenten, deren Brauchbarkeit erst auf der Reise sich herausstellen mußte und wofür noch keine genügende Anleitung vorlag, trotzdem eine so große Entfernung glücklich und gesund zurückgelegt haben.

Bereits im März 1894 treffen wir den unermüdlichen Peary schon wieder im hohen Norden. Damals hatte er einen der gewaltigsten Eisstürme, den [illegible] Polarfahrer erlebt haben können, zu bestehen. Erst nach dreitägigem Kampfe [illegible]

der Orkan seine volle Stärke erreicht zu haben und raste nun mit der Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde über die Firnfelder dahin. Mehrere Hunde erfroren, und gleich darauf brach eine Art Tollwuth unter den übrigen Thieren aus, so daß man zum Schiff zurückkehren mußte und daß beinahe die ganze Reisegesellschaft mit Frau Peary und ihrem Töchterchen, das auf Grönlands Gletscher das Licht der Welt erblickt hatte, nach Amerika heimfuhr. Nur Peary selbst, Lee und Henson entschlossen sich, zu überwintern. Am 1. April 1895 brachen die drei Männer muthig nach dem Innern auf. Glücklich wurde die Unabhängigkeits-Bai erreicht, und der Forscher erfreute sich von neuem an dem Anblick des mächtigen Gebirges, das sich im Norden über die gegen das Meer vorspringenden Thürme und Klippen erhob.

Die auf den bisherigen Reisen gewonnenen Profile des Binneneises lassen wirklich einigermaßen in ihren wechselnden Höhen auf ein darunter begrabenes Centralgebirge und auf die davon auslaufenden Bergketten und dazwischenliegenden Thäler schließen. Peary meint, daß der eigentliche Gebirgszug, der Grönlands Gletscher scheidet, östlich von der Halbirungslinie des Continents sich hinzieht. Von dieser Centralerhebung gehen die Abzweigungen nach Kap York, Prudhoe-, Washington-, Hall-Land, und dazwischen liegen die ungeheuern Firnfelder, welche die Gletscher der Melville-Bai, des Inglefield-Golfes, der Kane-Bucht, der Petermann-, Sherard- und Osborn-Fjords speisen. Gegen Nordwesten senkt sich das Eis und verläuft sich gegen die Küste über flache Landrücken.

Von Interesse sind auch die Angaben Pearys über den vom Winde bewirkten Schneetransport.

Etwas Wind geht immer, und es ist überraschend, mit welcher Ständigkeit er seine Richtung beibehält. Abgesehen von atmosphärischen Störungen von größerem Umfange, denen die wüthendsten Orkane folgen, zeigt die Windrichtung auf dem „großen Eis" fast ständig nach dem nächsten offen liegenden Landstreif.

Peary behauptet, daß man sich sicher danach orientiren kann. Der Schneetransport des Windes ist nun neben dem Abschmelzen und neben der Verdunstung mit eine Hauptursache, welche eine ständige Erhöhung der binnenländischen Eiskappe verhindert. Tagelang wandert der Reisende in einer wirbelnden und pfeifenden Schneewolke, welche gewöhnlich bis zu den Knieen, oft auch bis zum Kopfe reicht. Wird der Wind stärker, so treibt er den Schnee auf 30 und mehr Meter Höhe hinauf und jagt ihn brausend vor sich her. Zur Zeit der Herbststürme sah Peary in einem Umkreise von vielleicht 40 km den Schnee dahinfluthen, so daß er an das Getöse und den Wassersturz der Niagarafälle erinnert wurde.

Zu den interessanten Resultaten der Reise von 1893–1895 gehört die Bestimmung des geheimnißvollen „eisernen Berges" an der Melville-Bai.

Als 1818 John Roß am Kap York Eskimos fand, sah er bei ihnen auch eiserne Instrumente und erfuhr, daß sie das Material am „eisernen Berge" sich holten. Eine Untersuchung des Metalles ergab einen starken Zusatz von Nickel, und schon damals schloß man auf einen oder mehrere Meteorsteine. Verschiedene Versuche, die Sache klarzustellen, blieben ohne Erfolg, bis Peary 1894 den „eisernen Berg" entdeckte. Es waren wirklich drei mächtige Meteorsteine, der

eine 1000, der andere 6000 Pfund und der dritte ungefähr 90 Tonnen schwer. Der Himmel selbst scheint sich der armen Eskimos erbarmt und ihnen auf dem kürzesten Wege diese Massen reinen, weichen Eisens gesandt zu haben, damit sie aus der Stein- in die Eisenzeit und damit zu einem wenigstens etwas höhern Culturgrad gelangen könnten. Die Eskimos malten sich die Herkunft dieses Geschenkes auf ihre Weise aus. Der 6000 Pfund-Stein war ursprünglich ein Weib, das wegen irgend eines Vergehens aus dem Lande über den Wolken kurzer Hand herabgeworfen worden sei. Neben ihr sieht man noch ihren Hund, den Tausend-Pfund-Stein, und ihr Zelt, den großen Meteoriten. In Anbetracht der Vortheile des „eisernen Berges" für die Eskimos wissen wir nicht, ob Peary gut daran gethan hat, 1895 die zwei kleinern und 1896 den großen Meteorstein nach Amerika mitzunehmen.

Nach der Rückkehr Nansens war endgiltig festgestellt, daß Franz-Josephs-Land nicht der südliche Ausläufer eines Polarcontinents, sondern eine Inselgruppe von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung ist. Damit glaubte Peary auch die Zeit gekommen, durch eine neue Reise seinen Fahrten in Nordgrönland einen großen Abschluß zu geben. Nach seiner Ansicht ist nämlich Nordgrönland, nachdem Franz-Josephs-Land als Operationsbasis ausgeschieden ist, nicht allein der günstigste, sondern auch der einzig mögliche Stützpunkt für eine directe Expedition nach dem Nordpol.

Peary faßte also den Plan, nach dem Whale-Sund zu fahren, dort acht oder zehn jugendkräftige Eskimos mit Weib und Kind, Zelt und Kajak, Speer und Hund bis zum Sherard-Osborn-Fjord hinaufzunehmen, von dort das Schiff zurückzusenden und den Winter über langsam und bequem über das im Nordosten gesichtete Land soweit als möglich vorzudringen. Sobald der Frühling naht, beginnt mit den beiden tüchtigsten Eskimos und dem besten Hundegespann die Eilfahrt nach dem Nordpol. Sollte der erste Vorstoß mißlingen, so ziehen sich die Reisenden zu der Eskimokolonie zurück, überwintern und versuchen das nächste Jahr ihr Glück ein zweites Mal. Peary glaubt, daß irgend einmal der Eiswall fallen oder daß er umgangen und daß dann von ihm die Fahne im höchsten Norden entrollt werden wird. Wenn eine Expedition nur für ein oder zwei Jahre sich vorbereitet und zwar ohne bestimmten Ausgangspunkt, so hängt ihr Erfolg allerdings zum größten Theil vom Glück ab. Versucht sie aber vier oder fünf Frühlinge und Sommer hindurch denselben Weg, so sind ihre Aussichten, nach irgend einer Richtung Bedeutendes zu leisten, ohne Zweifel günstiger. Dieser letztere Gedanke verschafft vielleicht dem Plane Pearys Erfolge. Am 2. Juli 1898 fuhr Leutnant Peary von New York ab, um während des Sommers 1899 den ersten Vorstoß zu wagen.

Ein gewaltiger Concurrent ist aber zugleich mit dem an eigentlichen Hilfsmitteln so armen Offizier ins Feld gezogen.

Am 24. Juni 1898 verließ nämlich Kapitän Otto Sverdrup auf der Fram, demselben Schiffe, welches die Reise durch das europäisch-asiatische Nordmeer so vorzüglich bestanden hat, Christiania, um beinahe genau denselben Plan, welchen Peary sich ausgedacht, wenn möglich selbst zu verwirklichen. Wir begreifen den

Unmuth Pearys über diesen „Uebergriff in sein Arbeitsfeld", welchen er mit dem für einen Gentleman genügenden Ausdruck unfair bezeichnet.

Sverdrup verfügt über ganz andere Mittel als sein Rivale.

In dem von Peary kurz vor seiner Abreise veröffentlichten Werke[1] „Nordwärts über das große Eis" finden wir auch Angaben, woher der Forscher seine Mittel erhalten hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir bemerken, daß fast alles Geld durch persönliche Anstrengung Pearys und seiner Frau, namentlich durch seine Vorträge und Bücher, aufgebracht worden ist. Einige gelehrte Gesellschaften und auch Privatpersonen steuerten ebenfalls bei. Unterstützung von seiten der Regierung in irgend einer Form wurde nicht gegeben. Jedes Jahr ward es vielmehr für den Offizier schwieriger, den nöthigen Urlaub zu erhalten, so daß die von ihm erzielten Erfolge unter Schwierigkeiten gewonnen wurden, wie sie wenigen seiner Vorgänger in der arctischen Forschung sich entgegenstellten.

Gegen die Expedition Sverdrups, welche eigentlich nur eine natürliche Fortsetzung der Reise Nansens ist, hat sich die norwegische Regierung überaus zuvorkommend erwiesen. Sie ließ die Fram auf eigene Kosten umbauen und trat sie dann leihweise an das Comité ab. Alle andern Kosten werden von Consul Axel Heiberg und von den Herren Amund und Ellef Ringnes bestritten. Die dänische Regierung ließ alle ihre Beamten in Grönland anweisen, Sverdrup und seinen Leuten in jeder Beziehung zu helfen. Mag auch diese Unterstützung der Natur der Sache nach nicht viel zu bedeuten haben, so zeigt der Befehl doch guten Willen und reges, aufmunterndes Interesse. Lebensmittel wurden für vier Jahre mitgenommen und zwar in der größten Auswahl, so daß ein häufiger Wechsel in der Kost ermöglicht wird. Während Nansen jeden Alkoholgenuß verboten hatte, nahm Sverdrup 170 Flaschen Cognac mit, um der arctischen Einförmigkeit und der daraus entstehenden gereizten und gedrückten Stimmung mit einem Glase Grog begegnen zu können.

Mehrere hundert ausgewählte Bände sorgen für geistige Unterhaltung. Nansen hatte ein ganz demokratisches Regiment einzuführen gesucht, so daß jeder seiner Begleiter bald an wissenschaftlichen Instrumenten, bald am Kochherd, allerdings nicht immer mit gleichem Geschicke, beschäftigt, deshalb aber auch jeder im gleichen Grade zur Theilnahme am gemeinsamen Leben berechtigt war. Sverdrup hält die wissenschaftlichen Theilnehmer von den Mitgliedern, denen rein mechanische Arbeiten zugetheilt sind, gesondert. So sind die einen nicht gestört und fühlen sich die andern nicht genirt. 16 ausgesuchte Männer bilden die Besatzung der Fram, welche, nebenbei bemerkt, fast alle verheiratet sind. Commandant ist

[1] Northward over the Great Ice; a narrative of life and work along the shores and upon the interior ice-cap of Northern Greenland in the years 1886 and 1891—97, with a description of the little tribe of Smith Sound Eskimos, the most northerly human beings in the world, and an account of the discovery and bringing home of the "Saviksue" or great Cap York meteorites. By *Robert E. Peary*, Civil Engineer U. S. N. In two volumes. London, Methuen & Co., 1898.

Sverdrup. Sein Stellvertreter ist Leutnant Isaksen, welcher die Kartographie besorgt. Für die Zoologie ist Bay, ein junger Däne, für die Botanik Simmons, für die Geologie Schei bestimmt. Die meteorologischen Beobachtungen werden angestellt von dem Arzte der Expedition Svendsen.

Bereits am 4. August 1898 war die Fram in Upernivik, wo die Zahl der Hunde auf 100 gebracht wurde. Am 5. August wurde die Fahrt nach Norden fortgesetzt, und seitdem haben wir keine Nachrichten mehr.

Vielleicht bringt uns der Verlauf dieses Sommers Kunde von einer der beiden Expeditionen aus dem Norden Grönlands.

Joseph Schwarz S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einflusse christlicher Ideen.

Es ist eine oft aufgestellte Behauptung, daß die christliche Religion in Indien nur geringe Fortschritte aufzuweisen hat und auch von der Zukunft nur wenig hoffen darf. Der indische Patriot wiederholt diesen Satz mit Stolz, der Ungläubige mit Hohn, der Historiker im Tone des Vorwurfes, der eifrige Christ mit tiefem Bedauern und mancher Missionär selbst im Gefühle bitterster Enttäuschung. Die träge Masse der indischen Völker, sagt man, bietet dem Christenthum eine unüberwindliche Schranke; sie steht da wie ein mächtiges Gebirge, von dem sich wohl einzelne Steinchen loslösen, das aber in seinen Felsen unberührt bleibt.

Allein die in diesem Satze enthaltene Auffassung unterschätzt die Leistungen der Vergangenheit und sieht die Zukunft durch die Brille der Schwarzseher an. Denn so langsam auch das Wachsthum des Christenthums und so gering auch die Zahl seiner Bekenner im Verhältniß zu Heiden und Mohammedanern erscheinen mag, so hat dasselbe sich doch einen Einfluß erworben, der ganz außer Verhältniß steht zu den zwei bis drei Millionen, welche ihm angehören, und der sich bis ins kleinste Dorf von einem Ende Indiens zum andern fühlbar macht.

Die christlichen Ideen, welche durch die Schulbücher alle Schichten des Volkes durchdringen, die vielen Institute christlicher Thätigkeit der verschiedensten Art, die wirksam durchgeführte gesetzliche Abschaffung der

Sati oder Verbrennung der Wittwen und anderer Ausartungen des Heidenthums, das Beispiel mancher ausgezeichneten Beamten und der höhere moralische Ton, der die ganze Verwaltung beherrscht, die sehr zahlreichen Publicationen christlicher Principien und Lehrsätze, die vielen theils eingeführten theils angestrebten, auf christlich-socialen Principien ruhenden Reformen, die sich mehrenden Reisen von Eingeborenen nach Europa und Amerika, die Leichtigkeit des Verkehrs und infolge davon der Austausch der Ideen zwischen den entferntesten Provinzen, endlich das Dominiren der christlichen Nationen in allen Theilen der Welt, dieses alles hat das Christenthum in den Augen aller zu einer solchen Stellung heraufgehoben, daß auch der beschränkteste Hindu, der nur das geringste Maß der Bildung genossen, es nicht mehr ignoriren kann.

Es ist freilich unläugbar, daß die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse die Köpfe verwirrt, und daß Indien zugleich den Todfeinden des Christenthums, dem Rationalismus und Unglauben, seine Thore weit geöffnet hat. Aber die christlichen Ideen sind da, und sie haben eine gewaltige Gärung hervorgerufen. Das Heidenthum sieht sich in seinem innersten Wesen bedroht, und der wilde Eifer, mit dem es sich seit einem Jahrzehnt zur verzweifelten Gegenwehr aufgerafft hat, ist eine unfreiwillige Anerkennung, daß das verhaßte Christenthum in siegreichem Vordringen begriffen ist.

Indem wir im folgenden nur eine der Bewegungen des modernen Indiens zu beschreiben versuchen, hoffen wir gleichwohl, den Lesern ein wenn auch noch so dürftiges Bild zu geben von dem Ringen nach Besserem, dem Kampf der Ideen und dem Einwirken der christlichen Anschauungen auf den starren Conservativismus des Volkes, welche die hervorstechendsten Züge in der gegenwärtigen Situation sind.

Unter den Männern Indiens, die sich im 19. Jahrhundert einen Namen erworben, behauptet Rammohun Roy unstreitig einen der ersten Plätze. Denn geboren in einer Provinz, die vom wahren Christenthum fast nichts gehört und in dem englischen Calcutta nur ein Abbild Sodomas vor sich sah; zu einer Zeit, in der sich die Directoren der Ostindischen Gesellschaft um Religion nicht nur nicht kümmerten, sondern selbst Missionären ihres eigenen Bekenntnisses den Zutritt nur ungern gestatteten; in einer Zeit, in der das alte Heidenthum in allen seinen Auswüchsen noch in voller Kraft bestand und auch nicht ein Gedanke von religiöser und socialer Reform sich regte: arbeitete sich Rammohun in eigener, selb-

ständiger Forschung zu bessern Anschauungen durch, vertheidigte sie muthig vor seinen erstaunten und erbitterten Landsleuten und gab den Anstoß zu einer Bewegung, in welcher viele nicht ohne Grund eine providentielle Annäherung an das Christenthum erblickten und manche noch erblicken.

Dieser merkwürdige Mann wurde in einem nicht genannten Orte Bengalens — nicht weit von Calcutta — nach der wahrscheinlichern Angabe im Jahre 1774 geboren. Sein Vater gehörte zur Kaste der Brahminen und war Zemindar oder Steuerpächter im Dienste des Nabobs von Murschidabad, eines Mohammedaners. Obwohl Brahmine, steckte er seinem Sohne kein höheres Ziel als das einer Beamtenstelle, und da das Persische die Regierungssprache Bengalens war, sandte er ihn im Alter von neun Jahren zur Erlernung dieser Sprache nach Patna, dem damaligen Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit in jenen Gegenden. Drei Jahre saß der Knabe dort hinter persischen und arabischen Büchern.

Aber als Sohn eines Brahminen durfte Rammohun nicht der Kenntniß des Sanskrits entbehren: von Patna wurde er nach Benares beordert, welches nach Hindubegriffen die heiligste Stätte auf Erden ist, um dort auf vier Jahre von dem Springquell der altindischen Göttersprache zu trinken. Allein das fromme Benares machte wenig Eindruck auf den intelligenten Knaben; die Götzen- und Götterwirtschaft war ihm zu bunt. Und als er, nunmehr ein frischer Jüngling von sechzehn Jahren, in die Heimat zurückkehrte, mußte der Vater es zu seinem größten Schmerze erleben, daß sein Sohn alle Theilnahme an den herkömmlichen heidnischen Gebräuchen unerbittlich abschlug. Es kam zum offenen Bruch. Rammohun verließ das väterliche Haus und führte ein vierjähriges Wanderleben, während dessen er selbst das unwirtliche Tibet besucht haben soll.

Dem Vater wurde die Trennung auf die Dauer unerträglich; er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Sohn kehrte unter das Dach seiner Ahnen zurück. Er verwendete seine Zeit auf das Englische, machte weitere Studien im Sanskrit, trat dann in den Regierungsdienst, stieg von Posten zu Posten und wurde Dewan oder erster Schreiber englischer Collectoren und Richter, ein Amt, das ihm zu einem ansehnlichen Vermögen verhalf.

Auf den vielen Reisen, die seine Beschäftigung mit sich brachte, lernte er den traurigen Zustand seines Vaterlandes immer besser kennen, und er fühlte sich stets mehr gedrängt, gegen den alten Aberglauben, die Corruption und das Laster in die Schranken zu treten. Nach langem innern

Ringen gab er im Jahre 1814 hochherzig den einträglichen Staatsdienst auf und siedelte nach Calcutta über, fest entschlossen zum Kampfe gegen Wittwenverbrennung, religiösen Kindermord, Laster und Götzendienst. Sein erstes Werk, in persischer Sprache verfaßt, war gegen den Götzendienst gerichtet. Diesem ließ er ein englisches Werk folgen über den Vedanta, jenes System der Philosophie, welches nach indischer Auffassung das Ziel und Ende der Veden am getreuesten wiedergibt, in Wirklichkeit aber die Veden nicht besser reflectirt, als etwa die Philosophie Spinozas die altnordischen Helden- und Göttersagen.

Rammohun hatte die Veden selbst nicht gelesen und legte die Upanischaden und das darauf begründete System des Vedanta nach eigenem Gutdünken aus; denn während die Upanischaden eine durch und durch pantheistische Färbung tragen und der Vedanta den krassesten Pantheismus systematisch lehrt, leitete er aus ihnen die Existenz eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes her. Diese Bücher riefen lebhaften Widerspruch hervor, und Rammohun sah sich genöthigt, die Vertheidiger des Götzendienstes in zwei fernern Schriften anzugreifen. Er kam dabei auch auf die Ansicht jener Europäer zu sprechen, die den Götzendienst der Inder als eine Art von Symbolik zu entschuldigen suchten, und erklärte, daß seine Landsleute in Wahrheit an unzählige Götter und Göttinnen glaubten.

Nach dreijähriger Fehde mit dem Götzendienst wandte sich Rammohun dem Studium der christlichen Religion zu. Daß ein solches ohne das Lesen der Bibel nicht möglich sei, stand ihm von vornherein fest. Aber welche Gewähr hatte er, daß die englische Uebersetzung die Bibel getreu wiedergebe? Durfte er das auf guten Glauben hin annehmen? Wo blieb dann die Selbständigkeit des Urtheils? Rammohun wollte auf eigenen Füßen stehen, und so warf er sich, durch keine Schwierigkeit beirrt, in seinem 43. Lebensjahre auf das Erlernen der griechischen und der hebräischen Sprache. Als Frucht seiner biblischen Studien erschien im Jahre 1820 ein Buch auf Englisch und Bengalisch mit dem Titel: „Jesu Lehre, die Führerin zu Frieden und Wohlfahrt." In der Vorrede bemerkt er: „Dieses einfache Gesetzbuch der Religion und Sitte ist in so bewunderungswürdiger Weise darauf angelegt, die Gedanken des Menschen zu hohen und edeln Begriffen des einen Gottes zu erheben und sein Betragen in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst und die Gesellschaft zu regeln, daß ich nicht umhin kann, von seiner Veröffentlichung den besten Erfolg zu hoffen." In einem spätern Werke machte er das Geständniß:

„Das Resultat meiner langen und ununterbrochenen Nachforschungen auf religiösem Gebiete ist die Ueberzeugung, daß die Lehren Christi zu moralischen Vorschriften geeigneter und für den Gebrauch vernunftbegabter Wesen angemessener sind als die jeder andern mir bekannten Religion.“

Es ist begreiflich, daß Rammohun als Autodidakt die Heilige Schrift oft willkürlich und nicht selten falsch auslegte. Die protestantischen Missionäre von Serampor sahen sich daher veranlaßt, seine irrigen Ansichten zu widerlegen; so entstand eine öffentliche Controverse, in deren Verlauf Rammohun zur Selbstvertheidigung einen 430 Seiten langen Appell an das christliche Publikum richtete. Es macht seinem Charakter Ehre, daß die Controverse kein Gefühl der Bitterkeit in ihm zurückließ; er half den Missionären in der Uebersetzung der Bibel, nahm gelegentlich theil an ihrem Gottesdienst und verschaffte ihrer Schule in Calcutta Schüler. Dabei empfahl er ihnen den Gebrauch des Vaterunsers für den Beginn der täglichen Schule; denn er habe die Veden der Brahminen, den Koran der Araber und die Trigitaka der Buddhisten studirt und nirgendwo ein Gebet gefunden so kurz, so bündig und den Bedürfnissen des Menschen so angepaßt wie das Vaterunser.

Ein Mann ist kein Mann. Trotz seines Eifers brachte Rammohun nur wenig zu stande; er erkannte, er bedürfe eines Bundes von gleich gesinnten Männern. So gründete er einen Verein zur Erörterung religiöser Fragen, hoffend, daß derselbe allmählich zu einer mächtigen Organisation der Reform sich auswachsen werde. Aber die Mitglieder hatten nicht das erforderliche Maß von Willensstärke, um den Anfeindungen der Brahminen gegenüber standzuhalten; einer nach dem andern blieben sie still von den Versammlungen weg, bis zuletzt Rammohun sich wieder allein sah.

Im Jahre 1828 schloß sich sein Freund, der protestantische Missionär Adam, den Unitariern an; dadurch kam Rammohun unter den üblen Einfluß einer Secte, die als der moderne Ausläufer des Arianismus die Gottheit Christi und consequent sein Erlösungswerk läugnet. Von ihr hat Rammohun seine ablehnende Haltung gegen die Fundamentallehre des Christenthums gelernt; diese Ablehnung vererbte sich auf seine Schüler und ist der Familienzug seiner Gemeinde geworden. Der Unitarianismus hat das Werk Rammohuns in der Wurzel vergiftet.

Rammohun besuchte für einige Zeit den Gottesdienst der Unitarier, verschaffte sich dann mit Hilfe Tagors, eines liberalisirenden Bengali, ein eigenes Local und hielt jeden Samstag Abend eine Andacht, bestehend im

Recitiren vedischer Texte, in Lesungen aus den Upanischaden, in Predigt und dem Singen von Hymnen.

Dies war der Beginn der ersten theistischen Religionsgemeinschaft in Indien. Professor Monier Williams bezeichnet die Abendandacht als die erste Einführung eines öffentlichen, gemeinsamen Gottesdienstes, als eine neue Phase, in welche das heidnische Indien getreten, und er erblickt hier das directe Ergebniß des Einwirkens europäischer Erziehung und christlicher Ideen. So auffallend diese Aeußerung erscheinen mag, ist sie doch wahr; denn das einheimische Religionswesen — wir sehen natürlich von christlichen Gemeinden ab — hat nichts, was unsern kirchlichen Functionen entspricht. Der Inder hat kein Opfer, kein Gebet, die man als Bethätigung der Communität auffassen könnte; er kennt keinen Pfarr- oder Gemeindegottesdienst. Auch an den höchsten Festtagen, an denen die Tempel von morgens früh bis abends spät besucht werden und die lärmende Musik kein Ende nimmt, sind alle Acte privat und individuell; die Communität als solche betet und opfert nicht.

Die neue Religionsgenossenschaft gab sich den Namen „Brahmo Samaj" oder „Kirche der an Brahma Glaubenden". Ein Tempel wurde rasch gebaut und im Jahre 1830 eröffnet. In der Bau-Urkunde wurde bezeugt, daß die neue „Kirche" dienen sollte zur Verehrung des ewigen, unveränderlichen, unerforschlichen Wesens, welches der Urheber und Erhalter des Weltalls sei; daß darin keine Statue, kein Bild zugelassen, kein Opfer dargebracht, keine Religion verächtlich besprochen werden dürfte.

Um diese Zeit schickte der nominelle Kaiser von Delhi Rammohun, der sich längst gesehnt hatte, Europa aus eigener Anschauung kennen zu lernen, als Gesandten nach England und verlieh ihm den Titel Raja, König. Rammohun beabsichtigte zugleich, bei den wichtigen Verhandlungen über die Erneuerung der Privilegien der Ostindischen Gesellschaft im Parlamente zugegen zu sein; auch wollte er der Beschwerdeschrift entgegenarbeiten, welche die Brahminen gegen das 1829 erlassene Verbot der Wittwenverbrennung an die englische Regierung gesandt hatten.

Er langte im April 1831 in England an, der erste Inder von Rang und Namen, der es gewagt hatte, über das „schwarze Wasser" zu setzen. Seine edle Haltung, seine orientalische Höflichkeit und seine aufgeklärten Anschauungen machten den besten Eindruck. Er erreichte den dreifachen Zweck seiner Reise, erhielt eine Audienz beim Könige und wurde zur Krönungsfeierlichkeit zugelassen. Aber er war dem europäischen Klima

nicht gewachsen; krank kehrte er von einer Reise in Frankreich nach England zurück, und er starb den 27. September 1833 zu Bristol. Sein Sohn Ram Roy und zwei indische Diener standen ihm in der Todesstunde bei; einer der letztern wisperte ihm ein Gebet ins Ohr, in welchem das dem Inder heiligste Wort „Om" oft wiederkehrte; auch legte er ihm Eisen unter das Kopfkissen. Nach seinem Tode fand man auf seinem Leibe die Brahminenschnur. Seine sterblichen Ueberreste wurden anfangs in einem Garten zur Erde bestattet; zehn Jahre später wurden sie in den Kirchhof von Bristol übertragen, und sein Freund Dwarkanath Tagor ließ ein Monument auf seinem Grabe errichten.

Rammohun war ein Eklektiker eigener Art, so daß die Hindu ihn für einen Vedantisten, die Unitarier für einen Theisten, aber noch Christen, und die Mohammedaner ihn für einen der Ihrigen hielten. Er hatte gegen das Kastenwesen geschrieben, beobachtete jedoch die Gebräuche seiner Kaste selbst noch in England, indem er sich das Essen nur von seinen indischen Dienern bereiten ließ. Er glaubte an einen persönlichen Gott, an den Fortbestand der Seele als individuelles Wesen, an das kommende Weltgericht durch Christus, an die Wunder Jesu und gab Christus den Titel Erlöser; gleichwohl läugnete er das Genugthuungswerk Christi. Vor seiner Abreise nach Europa erklärte er, er gehöre keiner bestimmten Religion an; aber in England sprach er in einer Weise, daß man ihn für einen Theisten der unitarischen Schule hielt.

Ohne gründliche philosophische Bildung, hatte er viel gelesen und sprach viele schöne Dinge, ohne deren Tragweite zu ermessen und sich für gebunden zu erachten. Vorgefaßte Meinungen leiteten ihn mehr als die Principien der Vernunft. Er hielt große Stücke auf sein eigenes Urtheil und besaß nicht jenes Maß der Bescheidenheit, der Demuth und der Beharrlichkeit, welches der Forscher zum Streben nach der Wahrheit mitbringen muß.

Und wie es ihm an Folgerichtigkeit im Denken gebrach, so auch an Consequenz im Handeln. Er begann seine Laufbahn mit hohen Idealen und tapferem Sinne; aber sein Muth nahm ab, seine Thatkraft erlahmte, und das Ende erfüllte die Hoffnungen des Beginnes nicht. Bose, ein namhafter Bengali-Theist und Schriftsteller, spricht die Vermuthung aus, das reiche Lob, welches ihm von den hervorragendsten Männern gezollt wurde, habe demoralisirend auf ihn eingewirkt, weltliche Rücksichten hätten das Uebergewicht gewonnen, und er habe dann angefangen, den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Erwägt man aber die Umstände, unter denen er lebte, bedenkt man, daß ihm unter seinen Landsleuten kein Vorbild vorleuchtete, daß er Insulte, selbst von seinen Freunden, Anfeindung von seinen Verwandten, welche ihn als einen Kastenlosen gerichtlich zu enterben suchten, ja sogar Verbannung aus dem väterlichen Hause erduldete, daß er in hervorragender Weise mitwirkte für die Abschaffung der Wittwenverbrennung und zeitlebens mit Hintansetzung pecuniärer Vortheile für die sociale und religiöse Hebung des Volkes arbeitete, daß seine englischen Werke allein zwei stattliche Octavbände füllen: so darf man wohl dem Urtheile Max Müllers beistimmen, der, anspielend auf seinen Titel Raja, ihn einen Fürsten nannte. Rammohun Roy ist groß für Indien und ragt unter seinem Volke hervor als ein Mann, der mehr edles Streben, mehr Charakterstärke und Muth zeigte als irgend ein anderer unter seinen indischen Zeitgenossen.

Aber Rammohun hat die Höhe der Ueberzeugungstreue, der mannesfesten Beharrlichkeit, des Opfermuthes bis in den Tod, auf welche der katholische Glaube den sonst so willensschwachen Inder von Madura, von der Malabarküste und von Ceylon führte, nicht erreicht. Der kalte Rationalismus hielt ihn von der vollen Hingabe an die Wahrheit zurück; seine Fittiche waren nicht stark genug zum Fluge in die höhern Regionen. Seine Laufbahn blieb unvollendet.

Mit der Reise Rammohuns nach England und seinem Tode war die Seele von der jungen „Brahmo-Kirche" entflohen. Sie fristete ein kümmerliches Dasein und dankte ihr Fortbestehen nur den Geldbeiträgen Dwarkanath Tagors, des auf hohem Fuße lebenden und freigebig gesinnten Freundes Rammohuns.

Die Tagorfamilie war der Abstammung nach brahminisch, hatte aber die Kaste eingebüßt, angeblich weil einige Vorfahren durch Versehen den Geruch von mohammedanischen Fleischgerichten eingeathmet hatten. Aber sie war reich, und wer Geld hat, kann auch ohne Kaste das Leben genießen.

Debendranath Tagor, der Sohn Dwarkanaths, erzogen in einem vom Skepticismus angesteckten Hinducolleg, lebte im Taumel der Vergnügen, „todt für Gewissen und für Gott", wie er selbst schreibt, bis ein Todesfall in der Familie ihn sein einziges Genügen in Gott suchen ließ. Er wollte nunmehr allein für die andere Welt leben. Um aber auch andere zum nämlichen Streben zu bewegen, gründete er die Tatwabodhinisabha, d. i. die Gesellschaft zur Kenntniß der Wahrheit. Ein großartiges Programm von zu veröffentlichenden frommen Büchern wurde aufgesetzt;

Männer von Einfluß erklärten ihren Anschluß, und wöchentliche Versammlungen zu Gebet und Meinungaustausch fanden regelmäßig statt.

Nachdem die alte „Brahmo-Kirche" und der neue Wahrheitsverein eine Weile friedlich nebeneinander vegetirt hatten, fanden sie, daß Einigung sie stärker machen würde, und der neue Verein wurde mit der „Brahmo-Kirche" verschmolzen. Um der Verschwommenheit der Ideen einigermaßen zu steuern, mußten alle die folgende Aufnahmeformel unterzeichnen:

Om.

Diesen Tag den sovielten des Monats N. im Jahre der Saka-Aera N., bekenne ich hiermit den Brahmoglauben.

Erstens. Ich will verehren Gott den Schöpfer, den Erhalter und den Zerstörer, den Geber des Heiles, den Allwissenden, Allgegenwärtigen, den Seligen, Guten, Formlosen, den Einen nur ohne einen Zweiten, durch Liebe gegen Ihn und durch Erfüllung der Werke, die Er liebt.

Zweitens. Ich will kein geschaffenes Ding als Schöpfer anbeten.

Drittens. Tage der Krankheit oder Heimsuchung ausgenommen, will ich jeden Tag, wenn mein Gemüth ungestört ist, in der Liebe und Verehrung Gottes zubringen.

Viertens. Ich will mich bemühen, gute Werke zu üben.

Fünftens. Ich will mit Achtsamkeit mich schlechter Werke enthalten.

Sechstens. Wenn ich unter dem Einflusse der Leidenschaft irgend eine Sünde begehe, dann will ich, im Verlangen nach Erlösung von ihr, den Vorsatz fassen, sie nicht mehr zu begehen.

Siebtens. Jedes Jahr, und bei Gelegenheit jedes glücklichen häuslichen Ereignisses, will ich Vergabungen an die Brahmo-Kirche machen.

Verleihe mir, o Gott, Stärke, die Pflichten dieses großen Glaubens zu erfüllen.

Om.

Einer nur ohne einen Zweiten.

Debendranath war der erste, der seinen Namen unter dieses Document setzte, und zwanzig seiner Freunde zeichneten nach ihm. Er meinte es ernst; wenn seine Eltern und Verwandten die Göttin Durga verehrten, pflegte er das Haus zu verlassen, um jede Theilnahme an der abgöttischen Ceremonie zu vermeiden. Man gründete nun die Monatsschrift „Tatwa-bodhini Patrika" oder den Wahrheitsfreund und errichtete Zweiggesellschaften. In vier Jahren stieg die Mitgliederzahl auf 573.

Mit der wachsenden Zahl wuchs auch die Meinungsverschiedenheit. Um diesem Uebel einigermaßen zu wehren, wurde der interessante Entschluß gefaßt, vier junge Brahminen nach Benares zu schicken, von denen jeder einen der vier Veden copiren und studiren sollte. Die Abgesandten kehrten nach zwei Jahren mit ihren Copien zurück, und nach langwierigen Debatten

entschied die Mehrheit, daß weder die Veden noch die Upanischaden als unfehlbare Führer gelten könnten.

Nicht lange nachher veröffentlichte Debendranath ein Buch in Sanskrit und Bengali mit dem Titel „Brahma-Dharma" — die Brahmareligion. In 32 Kapitel getheilt, war es in der Hauptsache eine unklare, verwässerte Darstellung der Lehren der Upanischaden mit einer Zuthat von modernen Ideen, jetzt pantheistisch, dann theistisch und gelegentlich polytheistisch. Wir heben aus dem 10. Kapitel die folgenden Sätze aus:

„Om ist Gott; alle Götter bringen ihm Gaben dar. Ihn, den Anbetungswürdigen, sitzend in der Mitte, umstehen und beten alle Götter an. Betrachte Gott durch das Om und laß dir Heil widerfahren, während du die Finsterniß der Unwissenheit durchschreitest. Vermittelst des Om gewinnt der Kenner Gottes Ihn, den Allruhenden, den Allerhabenen, der ohne Tod und ohne Furcht ist. Wiederholt sei Verehrung gezollt Ihm, dem göttlichen Wesen, das im Feuer, das im Wasser, das in den Pflanzen und Bäumen ist, das die ganze Welt durchdringt."

In seinen moralischen Vorschriften übertrifft das Buch die Sittenlehre des volksthümlichen Hinduismus, entbehrt aber des richtigen Begriffes der Sünde und schließt die Seelenwanderung nicht aus.

Debendranath, das Leben und die Seele der „Brahmo-Kirche", war nach der Beschreibung Mozumdars ein hochgewachsener Mann von wahrhaft königlichem Aussehen, strahlend von Gesundheit und Männlichkeit; er war umstanden von Bedienten in Livrée und umgeben von kräftig gebauten Brahmos, die Goldketten trugen und unergründliche Gesichter hatten. Sein Haus war das Stelldichein für alle Brahmos der Hauptstadt, und seine edle Gastfreundschaft war in jedermanns Munde. Beredsamkeit, warmes Gemüth, poetische Auffassungsgabe und Pietät gaben ihm einen so bezaubernden Einfluß auf seine Umgebung, daß man ihn mit den fabelhaften Rischis der Vorzeit verglich.

Unterdessen erschien ein Mann auf der Bühne, der bestimmt war, für die Weiterbildung der theistischen Gemeinde — zuerst im Bunde, dann in Fehde mit Debendranath — eine Thätigkeit von der größten Tragweite zu entwickeln. Es ist dies Keschub Candar Sen, dessen Leben, von Mozumdar ausführlich beschrieben, das erste Beispiel einer von einem Inder nach europäischem Geschmacke verfaßten Biographie ist.

Als Knabe zeigte Keschub große Vorliebe für schöne Kleider, Schachteln und dergleichen Dinge; in der Schule stand er gewöhnlich an der Spitze; Englisch und Mathematik waren seine Lieblingsfächer. In Taschen-

spielerei besaß er eine solche Fertigkeit, daß seine Gefährten ihn einen Wundermenschen nannten. Die hergebrachten Spiele behagten ihm nicht; seine Spiele mußten neu und selbsterfunden sein. Für religiös-theatralische Darstellungen hatte er eine wahre Leidenschaft und wollte dabei die Hauptrolle selbst übernehmen. Im Umgange war er zurückhaltend, argwöhnisch, mit niemand vertraut. Gegen die Sittlichkeit ließ er sich nichts zu schulden kommen. In den höhern Studien glänzte er nicht, und als er während eines Examens beim Abschreiben ertappt wurde, gab er Mathematik ganz auf und erschien bei keinem Examen mehr.

Achtzehn Jahre alt, heiratete er, von seinen Eltern genöthigt — gegen seinen Willen —, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren und verbrachte eine lange Zeit in Griesgram. Man sah ihn selten lachen. Er verfaßte Gebete, die er auf der Hausterrasse laut hersagte, und schrieb kurze Ermahnungen, die er an den Mauern der Nachbarschaft anheftete. „Bete, bete; es gibt keinen andern Weg als Gebet", schien eine Stimme ihm zu sagen.

Nachdem der Griesgram sich verzogen, beschäftigte er sich viel mit Shakespeare und Theaterspielen und gründete eine „Bruderschaft des guten Willens", in deren Versammlungen er von einem hohen, kanzelähnlichen Pulte vorzulesen oder vorzupredigen pflegte. Im Jahre 1857 wurde er Mitglied der „Brahmo-Kirche" und schloß sich in engster Freundschaft an Debendranath zu gemeinsamem Wirken an. Es kam nun eine kurze Periode fleißigen Lesens; er studirte Philosophie, Geschichte und Theologie. Der Eklektiker Victor Cousin, der von den Unitariern excommunicirte Theodor Parker, Stifter einer Gesellschaft von Freidenkern, der amerikanische Unitarier Emerson und der Agnostiker Francis William Newman, der Bruder des berühmten Cardinals, und andere Rationalisten waren die Autoren, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigte. Ob ihn dabei die eigene Vorliebe leitete oder ob die öffentliche Bibliothek ihm keine bessern Bücher bot, wissen wir nicht; für die gesunde Entwicklung seines lebhaften und vielversprechenden Geistes — er stand damals im 20. Lebensjahre — war diese Lectüre ebenso verderblich wie ein Mehlthau für die Blüthen treibende Saat.

Um diese Zeit bestand Keschub seine Feuerprobe im Dienste des Theismus, indem er Familie und Verwandtschaft gegenüber sich rundweg weigerte, an götzendienerischen Gebräuchen Antheil zu nehmen.

Eine fröhliche Seereise nach Ceylon brachte eine angenehme Unterbrechung in seine Studien. Dann kam eine Passion für die Veröffentlichung von Tractätchen; nicht weniger als zwölf erschienen in kurzer

Frist. Das erste führte die stolze Ueberschrift: „Junges Bengalen, dies ist für dich.“ Er klagt darin die jungen Patrioten an, daß sie nicht handelten, sondern nur schwätzten; sie seien Pseudopatrioten, weil sie kein actives religiöses Princip hätten; sie sollten aufblicken zu Gott, der ihr Licht, ihre Stärke, ihr Vater und Freund sei. Ein anderes trug den langen Titel: „Die Basis des Brahmoismus. Der Brahmoismus steht auf dem Felsen der Intuition und ist erhaben über den Wellenschlag sectirerischer Meinungen.“ Wieder andere läugneten das Dasein inspirirter Bücher, oder vertheidigten die Intuition als die einzige Quelle von Dogmen, oder griffen die Genugthuungslehre des Christenthums an. Es ist unschwer zu erkennen, daß diese Schriften nur der Widerhall dessen waren, was er aus den Büchern der Calcuttaer Bibliothek in sich aufgenommen hatte.

Im Jahre 1860 gründete Keschub eine Gesellschaft zum Zwecke von Gebet und frommer Unterhaltung und legte sein Amt als Schreiber an der Bank von Bengalen nieder, um hinfort, dem Beispiele Rammohuns folgend, seine ganze Kraft der religiösen Sache zu weihen. Die so erhaltene Muße benutzte er zunächst, um The Indian Mirror herauszugeben, ein Blatt, das zuerst halbmonatlich, dann wöchentlich und schließlich täglich erschien, und das auch jetzt noch als ein Hauptorgan der Theisten figurirt. Auch im Schulwesen sein Glück versuchend, gründete er das Calcutta-Colleg, das jedoch nach einigen Jahren wieder einging.

Debendranath war über den Eifer Keschubs entzückt; er installirte ihn deshalb mit großer Feierlichkeit als Açarya oder Minister der „Brahmo-Kirche“ mit dem neuen Namen „Brahmananda“ oder „Erfreuer in Gott“ und überreichte ihm ein in Gold gefaßtes Diplom, ein elfenbeinernes Siegel und eine Abschrift der Brahma-Religion.

Kurz nachher beredete Keschub seine junge Frau, an einem Essen im Hause Debendranaths theilzunehmen, sich wohl bewußt, daß dies eine schwere Verletzung der Kaste war, und ertrug es leichten Herzens, daß er dafür zeitweilig von Haus und Familie ausgewiesen wurde.

Welche Ansicht Keschub von dem Götzendienste hatte, mag man aus folgender Stelle seines „Appell an Jung-Indien“ entnehmen:

„Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Wurzel aller Uebel der indischen Gesellschaft und die Hauptursache ihrer Erniedrigung im Götzendienst zu suchen ist. Götzendienerei ist der Fluch Indiens, der todbringende Krebs, der sich in die Eingeweide unseres Volkes eingefressen hat. Es würde eine Beschimpfung eurer höhern Erziehung sein, zu behaupten, daß ihr auf den Götzendienst Vertrauen setzet oder Verehrung heget gegen die Götter und Göttinnen des indischen

Pantheon oder daß ihr an die tausend und eine Abgeschmacktheiten eures väterlichen Glaubens glaubt. Aber so sehr auch die Abgötterei eurer Vorfahren euern Verstand und guten Sinn anwidert, es fehlt euch an einer gründlichen Würdigung ihres todbringenden Charakters aus moralischen Gründen. Es genügt nicht, in passiver speculativer Weise ihre Dogmen zu läugnen; ihr müßt in der Praxis mit ihr brechen als einer gefahrvollen und verabscheuungswürdigen Sünde, sie ganz und gar aufgeben als unrein; ihr müßt den Götzendienst abrathen, entkräften, angreifen, aus dem Lande verjagen. Um eurer Seelen, um der Seelen von Millionen eurer Landsleute willen — wendet euch weg vom häßlichen Götzendienst und bekennet den einen höchsten und wahren Gott, unsern Urheber, Erhalter und Herrn, nicht allein im Glauben, sondern auch in den täglichen Angelegenheiten und Berufsarbeiten."

In einer Rede, die Keschub in Bombay hielt, sagte er:

„Welches ist das Programm der Reform, das ich diesen Abend euch vorzulegen wünsche? Keine halben Maßregeln, wie z. B. die Erziehung dieser Section der Communität oder die Abschaffung jenes besondern socialen Uebels. Diese können — es ist meine feste Ueberzeugung — Indien als Nation nicht aus dem Moraste der Götzendienerei, der moralischen und socialen Verderbniß erheben. Wenn ihr dieses Land regeneriren wollt, dann machet die Religion zum Fundamente all eurer Reformthätigkeit. Wäre es meine Arbeit, dieses Land zu reformiren, würde ich mich nicht bemühen, Aeste abzuhauen, ich würde die Axt an die tödtliche Wurzel des Baumes der Verderbniß, nämlich an die Götzendienerei, legen. Neunundneunzig Uebel von jedem Hundert in der indischen Gesellschaft müssen meiner Meinung nach dem Götzendienst und dem Aberglauben zugeschrieben werden."

Es gibt gebildete Inder genug und sonderbarerweise auch Europäer, welche die Ursache der Verdummung und der Verderbniß des indischen Volksgeistes nicht im Götzendienste suchen. Aber Keschub hat mit diesen kühnen Worten das Grundübel, an dem Indien krankt, unbestreitbar richtig gezeichnet. Es ist nur zu bedauern, daß er zwanzig Jahre später den Götzendienst, den er hier so entschieden verurtheilte, doch wieder einigermaßen zu entschuldigen und philosophisch zu erklären suchte.

Unterdessen hielt der protestantische Convertit und Reverend Lal Behari Day einen Vortrag über das Wachsthum der „Brahmo-Kirche", in welchem er die schwachen Seiten ihrer Lehre in offener, aber wohlwollender Sprache bloßlegte. Dies war jedoch mehr, als der heißblütige Keschub ertragen konnte. Er antwortete mit einer Rede, die nach dem Berichte mit donnerndem Beifall aufgenommen wurde, und klagte Day an, daß er das Credo der „Brahmo-Kirche" in gemeiner Weise verdreht und carikirt habe. Day blieb die Antwort nicht schuldig; aber da die Controverse nicht von Belang ist, gehen wir des weitern nicht auf sie ein.

Viel folgenschwerer war der Riß, der sich langsam im Busen der „Brahmo-Kirche“ selbst vollzog. Debendranath schwärmte für das alte Indien und wollte den Zustand, wie er seiner Vorstellung nach zur Zeit der Upanischaden bestanden, wieder zurückführen. Er war ein Bewunderer des Kastenwesens, haßte die Wittwenheirat und verabscheute Mißheiraten zwischen Kaste und Kaste; die einzige Reform, die er anstrebte, war Abschaffung des Götzendienstes.

Nicht so Keschub und die jüngern Mitglieder. Er verdammte die Kaste und die brahminische Schnur und befürwortete Misch- und Wittwenheiraten.

Es folgte eine Zeit von Protesten, Beschwerden und Gegenbeschwerden, Verhandlungen und separaten Gottesdiensten. Im August 1864 feierte Keschub den Triumph einer ersten Heirat zwischen Personen verschiedener Kasten. Es war ein Donnerschlag für Debendranath, und er sandte Keschub einen Absagebrief für jedes fernere Zusammenwirken.

Als alle Ausgleichungsversuche scheiterten, schickten Keschub und seine Anhänger ein formelles Schreiben der Secession und gründeten im November 1866 „die Brahmo-Kirche von Indien“. Man wählte Keschub zum Secretär der neuen „Kirche“, da er sich weigerte, ihr Präsident zu werden, mit dem Bemerken: „Gott allein ist ihr Haupt.“ In aller Eile wurde aus Bruchstücken der Bibel, des Koran, des Zendavesta und der indischen Religionsbücher eine Kirchenschrift fabricirt, und der Pandit Roy verfaßte das folgende Motto für die neue Gesellschaft:

„Das weite Universum ist der Tempel Gottes; Weisheit ist das wahre Land der Pilgerschaft; Wahrheit ist die immerwährende Schrift; Glauben ist die Wurzel jeder Religion; Liebe ist die wahre geistige Cultur; Zerstörung der Selbstsucht ist die wahre Ascese: so erklären die Brahmos.“

Um sich von der neuen „Brahmo-Kirche“ zu unterscheiden, nannte Debendranath die seinige die „Adi Brahmo Samaj“ oder „die ursprüngliche Brahmo-Kirche“ und fuhr fort, sie nach seinen Principien zu leiten, bis ihn sein hohes Alter nöthigte, das Präsidium andern zu übergeben. Nach den neuesten Angaben hat die Adi Brahmo-Kirche nur sechzehn Tochterkirchen; sie hat für die Reform nichts geleistet und gleitet langsam in das orthodoxe Heidenthum zurück, aus dem sie hervorgegangen.

Die neue „Brahmo-Kirche von Indien“ aber entwickelte sofort eine große Thätigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Alois Hegglin S. J.

Das Trinkwasser und die epidemischen Krankheiten.

Schon im Alterthum war man sich der Anforderungen, die man an ein gutes Trinkwasser zu stellen hatte, klar bewußt. Plinius z. B. (Nat. Hist. XXXI. 3, 21. 22) verwirft Sumpf- und träge fließendes Wasser und ist der Ansicht, daß Wasser durch schnelles Fließen besser und der Gesundheit zuträglicher werde. Auch lehmiges Wasser gefällt ihm nicht, und er verurtheilt unbedingt alles Wasser, welches von einer schmutzigen Quelle herrührt, einen bittern Geschmack hat, schwer im Magen liegt oder beim Genuß die Gesichtsfarbe beeinflußt. Uebelriechendes Wasser und Wasser, welches einen Geschmack hat, mag derselbe auch angenehm sein, ist nach ihm gesundheitsschädlich, und Wasser, in welchem Gemüse nur schwer weich werden, welches einen Bodensatz zeigt, wenn es aus Eis erhalten wurde, welches beim Kochen in den Gefäßen eine Kruste erzeugt oder Metallgefäße irgendwie beeinflußt, sieht er als verdächtig an, und er faßt seine Anforderungen in die wenigen Worte zusammen, daß gesundes Trinkwasser so klar und durchsichtig sein müsse wie die Luft.

Im Jahre 1864 hat die Wasserversorgungs-Commission des Gemeinderathes der Stadt Wien folgende Anforderungen an ein gesundes Wasser gestellt:

1. Ein in allen Beziehungen tadelloses Wasser muß klar, hell und geruchlos sein.

2. Es soll nur wenig feste Bestandtheile enthalten und durchaus keine organischen.

3. Die alkalischen Erden in Summe dürfen höchstens 18 Theilen in 100 000 Theilen Wasser entsprechen.

4. Die einzelnen im Wasser gelösten Stoffe dürfen nur einen kleinen Bruchtheil der gesamten Salzmenge betragen; besonders dürfen keine größern Mengen von Nitraten und Sulfaten vorkommen.

5. Verunreinigende Zuflüsse jeder Art müssen ferngehalten werden.

Es ist merkwürdig, wie sehr die Anforderungen der Commission mit denen des Plinius übereinstimmen, und man fragt unwillkürlich, ob denn das all der Fortschritt unseres viel gepriesenen 19. Jahrhunderts ist, daß wir längst bekannte Thatsachen in mehr gelehrte und deshalb vom gewöhnlichen Volke weniger verstandene Worte zu kleiden verstehen. Gewiß nicht;

die Fortschritte besonders der letzten Jahrzehnte sind außerordentlich. Ob die Aerzte zur Zeit des Plinius irgend welche und besonders epidemische Krankheiten auf den Gebrauch von schlechtem Wasser zurückgeführt haben, wissen wir nicht; jedenfalls waren sie unfähig, die Krankheitsstoffe in demselben zu identificiren, und standen daher jeder durch das Genußwasser verursachten Epidemie wie hilflose Kinder gegenüber. Heute wissen wir nicht nur, welche Stoffe das von Plinius beanstandete Wasser verdächtigen, und vermögen wir die Spuren ihrer Gegenwart mit Sicherheit aufzufinden, sondern sind wir auch auf dem Wege, die Mittel zu entdecken, welche es ermöglichen, wenn auch nicht immer dem Ausbruch einer Epidemie zuvorzukommen, so doch ihre Verheerungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Zwar sind wir noch weit von der Erreichung dieses Zieles entfernt; dieses hat die in den letzten Jahren hier in Bombay herrschende Beulenpest mehr als zur Genüge bewiesen. Aber jedenfalls tasten wir nicht mehr in der Finsterniß herum, und die Errungenschaften der letzten zehn oder fünfzehn Jahre berechtigen zur Hoffnung, daß das Dunkel, welches noch besteht, sich von Jahr zu Jahr mehr aufklären wird. Dieses Ziel der modernen Hygiene ist so groß, daß eine kurze Uebersicht über das bisher Errungene nicht ohne Interesse sein dürfte.

Soviel uns bekannt ist, wurde der erste Nachweis des Zusammenhanges einer Cholera-Epidemie mit dem Gebrauche eines bestimmten Trinkwassers von dem Engländer Dr. Snow erbracht. Derselbe machte darauf aufmerksam, daß in der Londoner Cholera-Epidemie von 1854 in einem besonders stark heimgesuchten Districte der eigentliche Ausbruch der Krankheit sich auf einen Gebietstheil concentrirte, in welchem die Leute ihr Trinkwasser von einer bestimmten öffentlichen Pumpe bezogen, während in demselben Districte andere, welche dieses Wasser nicht benutzten, verschont blieben. Genaue Untersuchung stellte fest, nicht nur, daß kurze Zeit vor dem Ausbruche der Epidemie in dem Districte der Stuhl eines Cholerakranken in eine Grube entleert wurde, die nur drei Fuß von dem Brunnen entfernt war, sondern auch, daß das Brunnenwasser thatsächlich durch den Grubeninhalt verunreinigt wurde. Auch Sir J. Simpson lenkte die Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß in derselben Epidemie in einem Districte mit 511 000 Einwohnern das Trinkwasser hauptsächlich von zwei Actiengesellschaften geliefert wurde, von denen die eine 24 854 Häuser mit ungefähr 166 900 Bewohnern mit sehr gutem Wasser versorgte, während die andere für 39 726 Häuser und etwa 268 200 Personen „vielleicht

das schmutzigste Zeug lieferte, das jemals von einer civilisirten Communität getrunken wurde". Unter den erstern kamen 611 Todesfälle durch Cholera vor, also 37 auf 10 000 Personen, während die Zahl der Todesfälle unter den letztern sich auf nicht weniger als 3476 oder 130 auf 10 000 Personen belief.

In Deutschland hat sich Professor Förster während der Cholera-Epidemie in Schlesien bemüht, die Ursache aufzufinden, durch welche gewisse Orte vollständig von der Krankheit verschont blieben. Seine eingehenden Untersuchungen brachten ihn zu dem Schlusse, es könne die Immunität nur darin ihre Erklärung finden, daß diese Ortschaften Wasser gebrauchten, welches nicht nur in sich rein war, sondern auch jede Infection von außen geradezu ausschloß.

Alle weitern Beobachtungen über den Zusammenhang des Genußwassers und epidemisch auftretender Cholera aufzuzählen, wäre ermüdend. Nur die Erfahrungen während der Hamburger Epidemie von 1892 dürfen wir nicht ganz übergehen. Altona, welches mit seinen ungefähr 143 000 Einwohnern seit 1859 mit gut filtrirtem Elbewasser versorgt wurde, hatte bis zum 5. November 572, also 3,9 pro Mille Erkrankungen und 328, also 2,3 p. M. Todesfälle, während der inficirte District Hamburgs mit 579 900 Einwohnern bis zum 12. November 17 891 oder 30,8 p. M. Erkrankungen und 7582 oder 13 p. M. Todesfälle aufwies. Ganz besonders auffallend stellten sich die Verhältnisse in der Straße „Am Schulterblatt", wo die eine Häuserreihe, welche mit Altonaer Wasser versorgt wurde, von der Epidemie nicht heimgesucht wurde, während die andere Häuserreihe mit Hamburger Wasser unter derselben bedeutend zu leiden hatte. Die Herstellung einer guten Wasserversorgung für Hamburg, für welche das Geld im Jahre 1889 bewilligt worden war, befand sich im Jahre 1892 eben noch bei den Vorarbeiten. Kein Wunder daher, daß nach dieser Epidemie die Zahl der deutschen Hygieniker, die dem Gebrauchwasser nichts weiter als einen prädisponirenden Einfluß auf die Cholerainfection zuerkennen wollen, sich bedeutend vermindert hat und daß heute nur noch vereinzelt ein Zweifel an seiner direct inficirenden Einwirkung zum Ausdruck kommt.

Wie mit der Cholera, so verhält es sich auch mit dem Unterleibstyphus und der Ruhr. Die seit den siebenziger Jahren beobachteten Fälle epidemischen Auftretens dieser Krankheiten, auf welche wir hier nicht weiter eingehen können, haben einen so engen Zusammenhang mit dem Genuß-

wasser ergeben, daß man fast allgemein ihre Entstehung und Ausbreitung auf dieses zurückführt. Jedenfalls ist es unmöglich, die Behauptung zu beanstanden, daß dieselben die Möglichkeit, und vielfach auch die Wahrscheinlichkeit der Verbreitung dieser Epidemien durch das Wasser außer Frage stellen.

Eine weitere Krankheit, die mit dem Wasser in Verbindung steht, ist die Malaria. Obgleich es nämlich sicher ist, daß das Einathmen der Sumpfluft eine, vielleicht die hauptsächliche Ursache der Entstehung des Marschfiebers ist, so scheint doch in demselben auch das Trinkwasser eine bedeutende Rolle zu spielen. Einen Beweis für diese Ansicht kann man natürlich nicht aus solchen Fällen herleiten, wo Leute, die Sumpfwasser tranken und auch Sumpfluft athmeten, von Malaria befallen wurden. Aber anders verhält es sich, wenn in einem District, wie z. B. in Tulliwarne bei Madras (Ostindien), welcher stark unter diesem Fieber litt, dieses sofort aufhörte, nachdem derselbe mit gutem Wasser versorgt wurde. Auch eine Thatsache, welche Dr. Blanc in Abyssinien beobachtete, gehört hierher; er fand, daß Leute, welche ungekochtes Sumpfwasser tranken, von dem Fieber befallen wurden, während andere, die dasselbe Wasser nur für Thee oder Kaffee gebrauchten, nichts zu leiden hatten.

Von andern Krankheiten, welche auf den Gebrauch schlechten Wassers zurückgeführt worden sind, muß es genügen, Diarrhöe, Kropf und Cretinismus nur erwähnt zu haben. Das Vorkommen verschiedener theils sehr lästiger theils gefährlicher Parasiten im Menschen, wie Distoma haematobium und hepaticum, Anchylostoma duodenale, Filaria sanguinis hominis und andere, infolge des benutzten Wassers ist bekannt.

Da dem Gesagten zufolge das Auftreten und die Verbreitung mehrerer, besonders auch ansteckender Krankheiten mit dem Genußwasser in Verbindung steht, erhebt sich zunächst die Frage, wie weit unser gegenwärtiges Wissen über die Art der specifischen Gifte reicht, welche diese Krankheiten verursachen.

Es scheint angezeigt, von den durch Wasser übertragenen Krankheiten vorerst diejenigen auszuscheiden, deren Erreger noch unbekannt sind; zu diesen gehört zunächst die Kropfkrankheit. Alles, was wir bis jetzt über ihr Auftreten wissen, ist überraschend wenig. Man begegnet derselben in allen Längen und Breiten, immer jedoch in einem beschränkten Gebiete. Verhältnißmäßig häufig kommt sie in Bergthälern vor, und es scheint, daß eine gewisse Beziehung zwischen derselben und der Bodenbeschaffenheit

der betreffenden Localität besteht. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß der im Boden befindliche Erreger derselben vom Wasser aufgenommen wird. In den meisten, aber nicht in allen Fällen stammt solches Wasser aus Districten der Kalkformationen her; aber es ist bisher unmöglich gewesen, den Zusammenhang der Krankheit mit den in diesem Wasser vorkommenden Kalk- oder Magnesiasalzen festzustellen. Einige Autoritäten neigen zur Ansicht, daß endemische Kropfbildung durch eigene Mikroben veranlaßt werde, ohne jedoch deren Existenz im Wasser wirklich nachweisen zu können. Es ist daher einleuchtend, daß das einzige Mittel zur Sanitation der inficirten Districte in der Beschaffung unschädlichen Wassers besteht.

Die sogen. Bergdiarrhöe in Indien wird durch feine Glimmerschuppen verursacht, welche sich im Bergwasser vorfinden; an den Ufern großer Flüsse, wie des Ganges und des Mississippi, werden im Wasser vorkommende anorganische und organische Stoffe als Ursache der Krankheit angesehen, während dieselbe auf den im Trinkwasser gelösten Schwefelwasserstoff zurückgeführt wurde, als sie im Jahre 1861/62 unter den französischen Truppen in Mexiko ausbrach. Der Erreger der epidemisch auftretenden sogen. Kinder-Diarrhöe ist noch unbekannt. Auch die Natur des zweifellos durch Wasser übertragenen Ruhrgiftes ist noch unbestimmt, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß dasselbe von Mikroben herrührt.

Anders verhält es sich mit der Ursache der drei übrigen, weitaus verheerenderen Krankheiten, der Cholera, des Unterleibstyphus und der Malaria. Der Anstoß zur erfolgreichen Auffindung derselben wurde gegeben, als im Jahre 1881 Dr. Koch und Gaffky feststellten, daß es unter den Schimmelpilzen Formen gebe, die sich ohne jedwede Anzüchtung in den Geweben warmblütiger Thiere vermehrten und dadurch Krankheitserscheinungen hervorriefen, die demnach pathogen seien, während andern Formen derselben pathogene Eigenschaften abgingen. Es war dann nur ein weiterer Schritt auf der angezeigten Bahn, wenn Koch nach seinen Cholerastudien in Aegypten im Jahre 1883 behauptete, daß die asiatische Cholera durch einen in den Darmkanal des Menschen eingeführten Spaltpilz verursacht werde, und diese Behauptung durch seine weitern Untersuchungen in Indien im Jahre 1884 bestätigt fand. Der Cholera-Spaltpilz findet sich nach demselben ausschließlich im Darme, wo er sich in ungeheurer Menge vermehrt; der Form nach ist er nicht geradlinig, sondern bildet gekrümmte, einem Komma ähnliche Stäbchen, welche in Reinculturen durch Aneinanderlagerung zweier Individuen häufig S-förmige Figuren darstellen

oder auch zierliche schraubenförmige Linien bilden, wenn bei fortgesetzter Vermehrung eine größere Anzahl derselben im Zusammenhang bleibt. Der Bacillus bedarf, wenn auch nicht zu seiner Existenz, so doch zu seinem Wachsthum der Luft, ist unfähig, beim Austrocknen Dauerzustände zu bilden, und wurde auch in jeder Art künstlicher Cultur der Sporenbildung unfähig befunden. Er wurde daher von seinem Entdecker nicht den Bacillen, sondern den schraubenförmigen Bakterien zugezählt und Spirillum cholerae asiaticae genannt. Es war nicht zu erwarten, daß diese Ansicht ohne großen Widerspruch aufgenommen würde, und wenn auch die Anzahl ihrer Gegner im Laufe der Jahre bedeutend abnahm, so ist sie doch auch heute noch nicht allgemein adoptirt.

Die Uebertragung des Choleragiftes geschieht selten durch directe Ansteckung; gewöhnlich gelangt es durch das Wasser (auch wohl durch Milch), welches mit Choleraentleerungen beschmutzt wurde, in den Körper. Obgleich der Cholerabacillus dem Austrocknen nur wenig Widerstand entgegensetzt, so ist es doch auch nicht völlig ausgeschlossen, daß derselbe von Kleidern, Bettzeug u. dgl., auf welchen derartige Entleerungen eintrockneten, als Staub in die Luft kommt und so eingeathmet wird. Es sind aber in der Ausdehnung sowohl als der Begrenzung dieser Epidemie auch Fälle beobachtet worden, welche sich unmöglich auf diese Verbreitungsweisen allein zurückführen lassen. Es scheint daher sicher zu sein, daß das Choleragift, was immer es sein mag, zwar ein nothwendiger, aber nicht der einzige Factor ist, der in der Entstehung und Ausbreitung der Cholera thätig ist. Zunächst nämlich kann nicht geläugnet werden, daß in einer Epidemie viel mehr Personen das Gift in sich aufnehmen, als von der Cholera betroffen werden, daß demnach gewisse Körpereigenschaften das Gift in vielen Fällen unschädlich machen, während die Abwesenheit derselben der Entwicklung seiner vollen Bösartigkeit freien Lauf läßt. Auch die Bodenbeschaffenheit und die klimatischen Verhältnisse mögen einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausüben. Wenn demnach Pettenkofer die Aetiologie der Cholera auf drei unbekannte Größen zurückführt, nämlich auf x, einen specifischen Keim, der durch den gewöhnlichen Verkehr verbreitet wird, aber nur dann zum Ausbruch der Krankheit führt, wenn y, die örtliche von Ort und Zeit abhängige Disposition, und z, die persönliche Disposition, gleichzeitig vorhanden sind: so scheint man seine Ansicht nur insofern beanstanden zu können, als er im Kochschen Kommabacillus das x nicht anerkennen will und daher die Ausbreitung der Krankheit durch Wasser

ignorirt, dafür aber das größte Gewicht auf das y legt, welches hinwiederum von Koch und seinen Anhängern vielleicht zu sehr unterschätzt wird. Jedenfalls ist auch Pettenkofer der Ansicht, daß schlechtes Trinkwasser insofern einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung der Krankheit ausübt, als es die Consumenten individuell für die Ausbildung des irgendwie in sie gelangten x prädisponirt.

Je mehr sich Kochs Ansichten Bahn brachen, um so mehr wurden die bakteriologischen Untersuchungen auch auf andere Krankheiten ausgedehnt. Bald gelang es Eberth, festzustellen, daß auch das Auftreten und die Verbreitung des Unterleibstyphus mit einem specifischen Spaltpilze zusammenhänge, den er Bacillus typhi abdominalis nannte, und der in allen Typhusfällen im Darme, in den Mesenterialdrüsen, in der Milz, der Leber, den Nieren und zuweilen auch im Blute in großer Menge aufgefunden werde. Ungleich dem Cholerabacillus bildet derselbe wie alle wahren Bacillen auch Dauersporen, welche nach A. di Vesta's Versuchen auch nach viermonatiger Austrocknung noch keimfähig bleiben. Das weitaus häufigste Mittel, wodurch derselbe übertragen wird, ist jedenfalls das Wasser; da jedoch nach den Untersuchungen von Wolffhügel und Riedel die Milch einen vortrefflichen Nährboden für ihn abgibt, so wird er wohl nicht selten auch durch diese in den Menschen gelangen.

Während Cholera und Typhus durch Spaltpilze erzeugt werden, scheinen die neuern Untersuchungen von J. Mannaberg über die Malariaparasiten (1893) mit ziemlicher Sicherheit festgestellt zu haben, daß die verschiedenen Formen dieses Fiebers durch thierische Parasiten hervorgebracht werden. Anfänglich gesellte man dieselben den niedrigsten Thierformen zu, den Amöben, neigt aber gegenwärtig mehr zur Annahme, daß sie unter die nächst höhere Thierordnung, die Sporenthierchen, eingereiht werden müssen, da sie durch ihre eigenthümliche Entwicklung und Fortpflanzung der Familie der Coccidien nahe gebracht werden. Wenn die Sporenkeime dieser Parasiten in die Blutwege des Menschen gelangen, heften sie sich sofort an rothe Blutkörperchen, dringen in dieselben und schreiten dann auf deren Kosten zur Entwicklung und Fortpflanzung. Sobald die bei der letztern erzeugten Sporen ein selbständiges Leben zu führen vermögen, verursachen sie das Platzen der Hüllen der Blutkörperchen und beginnen sofort ihr vernichtendes Werk. Nach den gemachten Beobachtungen werden in dieser Weise binnen vier Tagen von den in einem Cubikmillimeter Blut vorhandenen 4 500 000 rothen Blutkörperchen nicht weniger als

2000000 zerstört und so die in der Malaria stets zunehmende Anämie verursacht.

Es liegt außer dem Bereiche unserer Aufgabe, das Thema über die parasitischen Erreger anderer ansteckender Krankheiten weiter zu verfolgen, da deren Verbreitung durch Trinkwasser theils ausgeschlossen theils nicht erwiesen ist. Nur dieses sei bemerkt, daß die Untersuchungen der Neuzeit es mehr und mehr klar zu stellen scheinen, wie jeder Infectionsstoff entweder ein specifischer, lebendiger und fortpflanzungsfähiger Organismus ist, oder einen solchen wesentlich einschließt. Da demnach nicht so sehr die anorganischen als die organischen Beimengungen ein Trinkwasser gesundheitswidrig machen, so werden sich unsere Ausführungen hauptsächlich auf die letztern beziehen.

Bevor wir auf die Erörterung der Wege eingehen, auf denen pathogene Organismen ins Trinkwasser gelangen, müssen wir auf zwei verschiedene Ansichten aufmerksam machen, deren Entscheidung für die Gesundheitspflege von der größten Wichtigkeit ist. Nach der einen dieser Ansichten behält jedes specifische, pathogene Bakterium die ihm zukommenden specifischen Eigenschaften unter allen Umständen bei; nach der andern sind diese Eigenschaften je nach der Verschiedenheit der Lebensbedingungen verschiedenen und auch wohl tiefgreifenden Aenderungen unterworfen. Zum bessern Verständniß der letztern Ansicht scheint es geboten, in aller Kürze einige Thatsachen zu berühren, wiewohl dieselben wohl manchen Lesern schon bekannt sind. Die Bakterien, welche als nicht chlorophyllführende Kryptogamen das Material zum Aufbau ihrer Zellen von vorgebildeten organischen Substanzen herleiten müssen, können im allgemeinen in Saprophyten und Parasiten eingetheilt werden. Die Saprophyten leben auf todten Organismen und verursachen die zu ihrer vollständigen Desorganisation führenden Fäulniß- und Gärungserscheinungen. Die Parasiten gedeihen auf und in lebendigen Organismen, pflanzlichen sowohl als thierischen; viele derselben sind für ihre Wirte vollständig harmlos, andere erzeugen in ihnen mehr oder weniger gefährliche Krankheiten. Die zweite Ansicht geht also dahin, daß nicht nur nichtpathogene Bakterien unter Umständen pathogen werden können, sondern daß sogar die Umwandlung von Saprophyten in Krankheitserreger nicht außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit stehe. Daß diese Ansicht mit der Evolutionshypothese nichts gemein hat, leuchtet ein, wenn wir beachten, daß morphologische oder Structurverschiedenheiten sehr wenig mit der Specificirung der Bakterien zu thun haben, da diese

Organismen so klein sind, daß man in ihnen kaum irgend welche Structurverschiedenheiten entdecken kann. Die einzigen Merkmale, welche der Specification derselben dienstbar sind, sind bis jetzt ihre Einwirkung auf künstliche Nährböden, die Verflüssigung oder Nichtverflüssigung der letztern, ihre Wachsthumserscheinungen, das Erzeugen von Pigmentstoffen und Gärungsstoffen, ihr Verhalten zur Luft, ob ihre Existenz das Vorhandensein (aërobe Bakterien) oder den Ausschluß (anaërobe Bakterien) derselben verlange u. dgl., alles mehr oder weniger ausschließlich physiologische Eigenschaften.

Da die Umwandlungsfähigkeit von nichtpathogenen in pathogene Formen für die Entscheidung über die Brauchbarkeit eines Genußwassers von der größten Wichtigkeit ist, so wird es am Platze sein, hier einige der Hauptpunkte zu berühren, welche zu Gunsten dieser Ansicht angeführt werden.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Bakterien im allgemeinen unter genau denselben Laboratoriumsverhältnissen in allen ihren Charakteren große Beständigkeit zeigen; es ist aber auch ebenso sicher, daß sehr geringe Modificationen der Züchtungsbedingungen große Aenderungen nicht nur in den Wachsthumserscheinungen, sondern auch in der äußern Form dieser Mikroben veranlassen. Es ist weiterhin durch zahllose Versuche festgestellt, daß es nicht nur möglich ist, die Virulenz pathogener Bakterien abzuschwächen und sogar zu vernichten, sondern auch die abgeschwächte Virulenz bedeutend zu verstärken und die vernichtete wieder hervorzurufen. Diese Thatsachen sind eben die Grundlagen, auf denen sich die heutige, so viel versprechende Serumtherapie aufgebaut hat. Weshalb sollte es daher unwahrscheinlich sein, daß pathogene Bakterien, welche sowohl in als außerhalb eines lebenden Körpers zu existiren vermögen, unter so sehr verschiedenen Lebensbedingungen abweichende physiologische Eigenschaften aufweisen und sogar nichtpathogen werden können, und umgekehrt? Um die Frage an einem Beispiele zu erläutern: Roux und Rodet fanden in den Excrementen eines am Unterleibstyphus erkrankten Patienten den Bacillus coli communis (welcher allgemein im Darme des Menschen vorkommt) und im Blute der Milz desselben Patienten den B. typhi abdominalis. Zunächst betrachten diese Forscher die geringen morphologischen und Culturverschiedenheiten beider Bacillen als unzureichend für eine specifische Verschiedenheit derselben; sodann kommen sie, unter Beachtung der Harmlosigkeit des B. coli im Darmkanale einerseits und der entschiedenen Schädlichkeit eines mit demselben inficirten Wassers andererseits, zu dem

Schlusse, daß B. coli in den meisten Fällen außerhalb des Organismus typhogene Eigenschaften erwirbt. Im Zusammenhang mit dieser Behauptung macht Roux noch auf eine Beobachtung Cassedebats aufmerksam. Dieser constatirte nämlich außer dem Eberthschen B. typhi die Existenz mehrerer Pseudotyphoid-Bacillen, die neben großer Aehnlichkeit mit dem erstern gewisse, wenn auch geringe Abweichungen von demselben aufweisen. Nun ist einer der Hauptcharaktere des Eberthschen Bacillus die Nichtverflüssigung der Nährgelatine, und Cassedebat fand, daß sein Pseudobacillus Nr. 1 in seinen ersten Generationen die Gelatine nach 40, in spätern, von der ersten direct abgeleiteten Generationen erst nach 96 Tagen verflüssigte, während bei seinem Pseudobacillus Nr. 2 Verflüssigung nur nach 120 Tagen und bei dem Pseudobacillus Nr. 3 schon vor dem 25. Tage eintrat. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß der B. typhi nicht eine absolut fixirte Species ist, und unter noch unbekannten Lebensbedingungen sich aus ähnlichen, unschädlichen Formen zur virulenten Form auszubilden vermag. Auf einige Beobachtungen ähnlicher Art, die in Verbindung mit dem Cholerabacillus gemacht wurden, können wir nicht weiter eingehen.

Nach der ersten dieser beiden Ansichten, welche die Unveränderlichkeit der Eigenschaften der pathogenen Bakterien festhält, ist es einleuchtend, daß ihr Vorkommen im Wasser nur durch Infection desselben mit den betreffenden Formen erklärlich ist. Solche Infection wird immer da eintreten, wo der Stuhl von Erkrankten entweder, wie dieses auf Schiffen geschieht, direct ins Wasser entleert, oder ohne weitere Vorsicht in Gruben geschafft wird, die nicht absolut von Trinkwasser-Brunnen oder -Leitungen isolirt sind. Der umgebende Boden wird auf immer weitere Strecken mit den in demselben enthaltenen Bakterien geschwängert, und diese gelangen, wenn sie, wie dieses meistens der Fall ist, im feuchten Boden existenz- und fortpflanzungsfähig sind, unvermeidlich in die nahe gelegenen Brunnen und schadhaften Leitungsröhren. Einen Beleg für diese Art der Infection liefert der früher erwähnte Brunnen, dessen Wasser in der Londoner Epidemie von 1854 von Dr. Snow als Infectionsherd nachgewiesen wurde.

Auch das Waschen von Kleidungsstücken und Bettzeug, die von einem Kranken beschmutzt wurden, bringt die Bakterien unvermeidlich ins Wasser. Von den zahlreichen Fällen, in denen z. B. die Cholera in dieser Weise verbreitet wurde, wollen wir nur denjenigen erwähnen, der von Dr. Blanc angeführt wird, weil derselbe unwiderleglich scheint.

In dem Gefängniß Yerrowda bei Poona (Indien) wurde ein Gang von 134 Sträflingen zur Herstellung einer Straße verwandt; 22 derselben wurden von der Cholera befallen, während unter den übrigen 1145 Gefangenen nur 2 Cholerafälle vorkamen. Von diesen beiden war einer als Krankenwärter benutzt worden und hatte sein Essen im Krankenzimmer genommen, während der andere nicht weit von einem der Erkrankten geschlafen hatte, der sich in seiner unmittelbaren Nähe erbrach. Eine genaue Untersuchung des Falles ergab, daß, während die 1145 Sträflinge nur das aus einem bei Poona gelegenen See hergeleitete Wasser gebrauchen konnten, es den Leuten dieses Ganges gestattet worden war, während der Arbeit das Wasser eines nahen Flusses zu benutzen, und daß die Stelle, woher sie das Wasser nahmen, nicht weit unterhalb eines Ortes lag, wo einige Tage vorher die Kleider zweier Cholerakranken gewaschen worden waren.

Pathogene Bakterien werden ferner auch aus der Luft ins Wasser gebracht. Durch ausgetrocknete Entleerungen irgend welcher Art kommen die darin vorhandenen Bakterien oder deren Dauerzustände in die Luft, aus der sie in Krankenräumen unvermeidlich in das in denselben befindliche Wasser (oder Speisen) niedersinken, während sie in der freien Luft durch den Wind oder den Regen dem Wasser zugeführt werden. In Fällen, wo der Krankheitserreger, wie dieses beim Cholerabacillus der Fall ist, keine Dauerzustände bildet und auch selbst gegen Austrocknung sehr empfindlich ist, mag diese Uebertragung in der freien Luft nicht häufig vorkommen; in andern Fällen aber, wie beim Typhusbacillus, wird sie nicht zu den Seltenheiten gehören.

Anders verhält sich die Sache, wenn die zweite der oben erwähnten Ansichten begründet ist, und Bakterien, die unter gewöhnlichen Umständen harmlos sind, oder sogar Saprophyten unter andern Lebensbedingungen pathogene Eigenschaften entwickeln können. Alle Bodenarten nämlich, die organische Stoffe enthalten, besitzen unter günstigen Durchlüftungs-, Feuchtigkeits- und Temperaturverhältnissen eine außerordentlich reiche Bevölkerung von Mikro-Organismen, und da sich diese Verhältnisse mehr in den obern als den tiefer gelegenen Bodenschichten vorfinden, so ist, wie auch directe Beobachtungen ergeben haben, die Anzahl der Bakterien in den erstern unverhältnißmäßig größer als in den letztern. So fand z. B. Frankel in dem mit Humus versetzten Boden Potsdams bis zu einer Tiefe von 75 cm nicht weniger als 100 000 Keime im Cubikcentimeter, und in einer Tiefe von 1,25 m nur den hundertsten Theil der Anzahl, welche in der

Tiefe von einem Meter vorkam. Die sogen. anaëroben Bakterien, welche zu ihrer Existenz und Fortpflanzung des Sauerstoffs nicht bedürfen, werden natürlich in viel größern Tiefen vorkommen können. Der Boden ist nämlich der große Reinigungsapparat der Natur, welcher alle Arten von Schmutz, sowohl die im natürlichen Laufe in ihn gelangenden pflanzlichen und thierischen Abfälle, als auch die vom Menschen in ihn geleiteten Abfallstoffe aufnimmt und in Nährstoffe für Pflanzen überführt. Aber diese Leistungsfähigkeit des Bodens ist nicht unbegrenzt; werden deren Grenzen überschritten, so wird derselbe ein Brutofen für alle Arten organischer Unreinigkeiten. Während daher unreines Wasser, welches durch eine hinreichende Bodentiefe durchfiltert, alle in demselben vorhandenen organischen Stoffe zurückläßt und z. B. Wasser aus Tiefbrunnen (etwa 30 m und mehr tief) fast immer frei von allen Organismen ist, wird verhältnißmäßig reines Wasser, welches nur durch oberflächliche und daher von organischen Keimen wimmelnde Bodenschichten gedrungen ist und sich dann in Flachbrunnen ansammelt, um so mehr mit Mikroben geschwängert sein, je oberflächlicher seine Bodenfiltration war. Da man nun in Sachen der öffentlichen Gesundheitspflege immer den sicherern Weg einzuschlagen hat, so wird man der zweiten Ansicht zu folgen haben und alles eine größere Anzahl von Mikroorganismen enthaltende Wasser vom Genuß ausschließen müssen.

Praktisch kommt man zu demselben Schlusse, auch wenn man diese Ansicht verwirft und der ersten huldigt. Denn obgleich nach dieser Ansicht Trinkwasser nicht wegen der Menge, sondern wegen der Art der darin vorkommenden Mikroben schädlich ist, so ist es doch im allgemeinen um so wahrscheinlicher, daß sich pathogene Bakterien in demselben vorfinden, eine je größere Anzahl von Mikrobenorganismen es enthält. (In besondern Fällen mag allerdings die Menge der unschädlichen Bakterien die schädlichen vollständig ausgerottet haben. Doch sind unsere Kenntnisse in dieser Richtung noch außerordentlich lückenhaft.) Diese Voraussetzung ist ganz besonders dann begründet, wenn das Wasser sich aus bevölkerten Districten gesammelt hat. Erläutern wir die Sache durch thatsächlich vorkommende Verhältnisse. Wie oft findet man auf dem Lande die zur Aufnahme von Abfall und Unrat aller Art bestimmte Grube in der Nähe des Trinkbrunnens; der flüssige Inhalt der erstern, ein Brutbett für Mikro-Organismen jeder Art, sickert natürlich mit denselben beladen durch den Boden und mischt sich mit dem in der Tiefe befindlichen und den Brunnen speisenden Wasser. Da dieses gewöhnlich weder durch Aussehen, noch durch Geschmack seinen

schmutzigen Ursprung verräth, so wird es ohne weiteres benutzt; Fälle von Diarrhöe und selbst Ruhr bleiben unbeachtet, bis schließlich der Typhus oder gar die Cholera die Aufmerksamkeit auf das Trinkwasser lenkt. Die gleichen Verhältnisse sind in Städten, die keine Wasserleitung haben, gewiß nicht ausgeschlossen; aber hier kommen noch alle Abwässer und aller Unflat von den dicht gedrängten Häusern und in Industriecentren die Abwässer von den verschiedenen Fabriken hinzu und verunreinigen nicht nur die Brunnen, sondern auch die Flüsse. Kann es nach dem Gesagten statthaft sein, solches Wasser ohne weiteres als Trinkwasser zu benutzen? Speciell betreffs der Flüsse hat man zwar in den letzten Jahren viel von ihrer Selbstreinigung geschrieben und noch mehr darüber geredet. Pettenkofer geht sogar so weit, daß er behauptet, man könne in jeden öffentlichen Wasserlauf Abwässer und auch Fäcalien einleiten, sobald dessen Wassermenge bei dem niedrigsten Wasserstand das Fünfzehnfache der durchschnittlichen Menge des Sielwassers bei trockenem Wetter betrage und die Geschwindigkeit des Flusses nicht wesentlich geringer sei als die des Wassers in den Sielen. Versicherungen dieser Art tragen zwar viel zur Beruhigung der Gemüther und zur Ueberzeugung bei, daß man so ziemlich alles beim alten lassen könne; aber von praktischem hygienischen Werthe sind sie nicht. Bei der ungeheuern Tragweite dieser Selbstreinigungsfrage für die öffentliche Gesundheit ziehen wir es vor, uns der Ueberzeugung der englischen Rivers' Pollution Commission anzuschließen, welche der Ansicht ist, die sogen. Selbstreinigung von Flüssen, die durch Fäcalien verunreinigt wurden, sei durchaus unzuverlässig und praktisch unwirksam, da der Proceß so außerordentlich langsam vor sich gehe, daß kein Fluß, wenigstens in England, lang genug sei, um auch nur eine Annäherung an eine derartige Reinigung des Wassers zu sichern, daß sein Gebrauch als Trinkwasser vernünftigerweise als gefahrlos angesehen werden könnte. Die Themse ist, nebenbei bemerkt, ungefähr 200 englische oder 40 deutsche Meilen lang, der Rhein von Basel bis Holland 81 deutsche Meilen.

Welches Wasser darf denn aber von vornherein als völlig unschädliches Genußwasser betrachtet werden? Dem Ursprunge nach kann das gewöhnlich gebrauchte Trinkwasser in vier Klassen eingetheilt werden, je nachdem es von beständig fließenden Quellen, von Tiefbrunnen (100 und mehr Fuß tief), von Flachbrunnen oder von Flüssen herrührt; einige größere Städte erhalten ihr Trinkwasser durch Leitungsröhren von einem künstlichen oder natürlichen Gebirgssee. Alles Tiefwasser, mag es aus natürlichen

Quellen oder aus künstlichen Tiefbrunnen herstammen, ist gewöhnlich dadurch charakterisirt, daß es zwar eine größere Menge anorganischer Salze, besonders kohlensauren Kalk, enthält, aber sowohl von organischen gelösten Stoffen als auch von Mikro-Organismen mehr oder weniger vollständig frei ist. Da nun anorganische Stoffe einen nachweisbaren gesundheitsschädlichen Einfluß nicht ausüben, so wird der Gebrauch dieses Wassers nur ausnahmsweise beanstandet werden können. Anders jedoch verhält es sich mit allem andern Genußwasser, das aus Wasserleitungen herstammende nicht ausgenommen. Denn wenn wir auch gerne zugeben, daß Wasser letzterer Art ungleich weniger verdächtig ist als Flachbrunnen- und Flußwasser, so ist doch zu beachten zunächst, daß ein See, welcher unterhalb der Baumgrenze liegt, nicht nur eine bedeutende Menge organischer Stoffe enthalten wird und daher wenigstens die Anwesenheit von Saprophyten nicht ausschließt, sondern auch durch den Wind größere Mengen von Staubpartikeln erhalten wird, die aus niedern, vielleicht sehr bevölkerten Gegenden herstammen und Dauersporen pathogener Bakterien enthalten können. Aber selbst wenn wir diese Verunreinigungen außer acht lassen wollen, so bleiben noch diejenigen übrig, welche aus den obern Bodenschichten der gewöhnlich sehr bevölkerten Districte in die dieselben durchlaufenden und häufig undicht werdenden Leitungsröhren eindringen. Daß irgend welches die Röhren umgebende Schmutzwasser durch entstandene Lücken in dieselben gelangen muß, wenn das Leitungswasser in einem von Zeit zu Zeit unterbrochenen Strome geliefert wird, ist einleuchtend. Aber auch, wenn das Wasser ununterbrochen durchströmt, wird, wie Oesten gezeigt hat, unter gewissen Bedingungen äußeres Schmutzwasser durch solche Risse und Spalten aufgesaugt: wenn nämlich die Richtung, in welcher das Wasser aus der Spalte ausläuft, mit der Richtung des Stromes in der Röhre einen spitzen Winkel macht, so wird um so weniger Wasser ausfließen, je größer die Geschwindigkeit des Wasserlaufes in der Röhre ist, bis bei einer bestimmten Geschwindigkeit der Ausfluß aus der Spalte ganz aufhört, und ein Einsaugen des umgebenden Schmutzwassers beginnt.

(Schluß folgt.)

H. Kemp S. J.

Eine Maria-Stuart-Trilogie[1].

„Es wollte oft in stillen Dämmerstunden
Ein edles Bild der Vorzeit vor mir schweben,
So rein, so reich an menschenholdem Streben,
Wie's selten nur auf Erden wird gefunden.

Längst war sein Andenken dahingeschwunden,
Denn Lästrer hatten wolkendicht umgeben
Mit Lug und Trug ein leiddurchwobnes Leben,
Und mühsam war die Wahrheit zu erkunden.

Was ernsten Forschern glückte zu enthüllen,
Laß mich's zum Theile dir, o Leser, bringen,
In enge Form der Poesie gebunden.

Dein Herz mit Furcht und Mitleid zu erfüllen,
War meine Absicht; krönt mein Werk Gelingen,
Soll es dramatisch sich zur Dreiheit runden."

In diesen Worten gibt uns der Dichter der vorliegenden Stuart-Trilogie sein Programm: er will uns das Leben Maria Stuarts so, wie es die neuen historischen Forschungen uns von dem Wust der Verleumdungen gereinigt haben, nahezu in seiner Gesamtheit vorführen, es dichterisch, und zwar dramatisch, verklären und dadurch zunächst eine rein künstlerische Wirkung erzielen, d. h. das „Herz des Lesers mit Furcht und Mitleid erfüllen". Gegen dieses Programm ist vom strengsten ästhetischen Standpunkte aus nichts einzuwenden. Wenn z. B. Schiller das Recht hatte, uns Maria Stuart nach dem getrübten Bilde seiner Quellen vorzuführen, so hat niemand dagegen etwas zu erinnern, wenn H. Cornelius die Heldin in ihrer wahren historischen Gestalt zum Vorwurf seiner Dichtung nimmt. Daß es einen für die unglückliche Schottenkönigin begeisterten Forscher reizte, sein Ideal auch einmal in dramatischer Beleuchtung hinzustellen, statt sie auf den Brettern immer wieder nur in der Schillerschen Verzeichnung zu sehen, ist eben natürlich und dichterisch berechtigt. Daß er dabei Gefahr lief, neben und nach Schiller sich besonders scharf beurtheilt zu sehen, ja vielleicht von vornherein darauf verzichten mußte, seinen klassischen Vorgänger dichterisch zu erreichen, kann gegen die innere Berechtigung seines Programms nicht ins Feld geführt werden.

Bei diesem unanfechtbaren Programm hätte Cornelius nun aber auch streng verharren sollen. Als Künstler hatte er nur den einen von ihm angegebenen

[1] Maria Stuart. Trilogie von H. Cornelius. Erster Theil: Maria Stuart, Königin von Schottland. 1896. (162 S.) Zweiter Theil: James Stuart, Graf von Murray. 1897. (124 S.) Dritter Theil: Elisabeth, Königin von England. 1898. (118 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh.

künstlerischen Zweck im Auge haben dürfen. Das scheint er aber leider in Wirklichkeit kaum gethan zu haben. Bei der Auswahl des geschichtlich gebotenen Rohstoffes schon verräth sich seine Hauptabsicht, dem Leser die Kenntniß des Lebens Maria Stuarts so zu vermitteln, wie die neuere Forschung sie uns hinstellt, unbekümmert darum, ob dies noch durch rein künstlerische Mitel erzielt wird oder nicht. Maria soll in erster Linie von allen ungerechten Anklagen in unsern Augen gerechtfertigt werden. Es ist nicht mehr der Dramatiker, der den Stoff wählt, sondern der Apologet; nicht so sehr die dramatische Spannkraft einer Thatsache wird ausschließlich oder auch nur vorwiegend berücksichtigt, sondern der ehrenrettende Gehalt. Ein so bewegtes Leben wie das der Schottenkönigin von ihrer Thronbesteigung, August 1561, bis zu ihrem Tode, October 1587, würde aber ebensowohl 20 Dramen als drei erfordern, wollte man den Gesamtstoff in wirklich dramatische Handlung auflösen. Jetzt umfassen die drei Theile, und zwar im engsten Anschluß an den chronologischen Gang der Thatsachen: 1. Marias Landung bis zum Tod Darnleys (1561--1567); 2. vom Tode Darnleys bis zur Flucht Marias nach England (1567—1568); 3. vom Tode James Stuarts bis zum Tode Marias (1568—1587). Wir sind ja längst über die pseudo-aristotelischen Einheiten der Zeit und des Ortes hinaus, und keiner wird es einem Dichter verübeln, uns eine Handlung vorzuführen, die sich über zehn Jahre erstreckt; dabei aber müssen wir auch heute noch verlangen, daß wir es wirklich mit einer Handlung zu thun haben, nicht bloß mit den lose verbundenen Schicksalen einer und derselben Persönlichkeit. Das letztere aber scheint uns leider hier der Fall zu sein.

Gleich mit den zwei ersten an sich ganz glücklich gelungenen Scenen ist eigentlich schon ein dramatischer Knoten geschürzt. Aber der Leser wird dabei nicht besonders warm: er war nicht genug vorbereitet; die Schürzung geht zu rasch vor sich; er sieht die Gefahren, die sich der Königin entgegenstellen, nur sehr im allgemeinen, fast nur in Bildern, und es überkommt ihn daher auch nicht die tiefere tragische Furcht bei dem Entschluß Marias, trotz des Abrathens ihrer Freunde, eine Toleranzpolitik einzuhalten. Diese beiden Eingangsscenen hätten zum wenigsten einen ganzen Act füllen müssen; denn sie sind grundlegend für alles Folgende. So wäre es jedenfalls auch dramatischer gewesen, die dritte Scene an erster Stelle zu setzen; es hätte dann der Leser nicht bloß gleich einen Einblick in die die Heimkehrende erwartenden Zustände gethan, sondern es wäre auch sofort eine dramatische Spannung erzielt worden: wird James Stuart seinen verrätherischen Plan erreichen und die Schwester in die Gefangenschaft Elisabeths bringen oder nicht? Jetzt dagegen weiß der Leser schon, daß dieser Plan mißlang. Vor allem aber hätte James' Charakter, der doch der Träger der beiden ersten Dramen ist, uns greifbarer vorgeführt werden sollen. Wir sehen jetzt wohl den Schuft von Anbeginn, aber wir begreifen nicht, wie der Bruder gegen die Schwester so bodenlos schlecht sein kann. Das innerste treibende Motiv müssen wir errathen, und das ist schlimm bei einem Kunstwerk.

Streng künstlerisch genommen müßte, wie bemerkt, mit dem vierten Auftritt ein neuer Act beginnen. Denn die Exposition ist mit den drei ersten Scenen er-

schöpft; es beginnt jetzt die eigentliche Handlung sich zu entwickeln; die dramatische Frage: wer wird recht behalten, Huntley mit seinem Rath kräftigen Dreinschlagens oder Maria mit ihrer Versöhnungspolitik? war gestellt; mit dem Betreten des Schlosses beginnt die Antwort. Gleich am ersten Tage macht Maria die Erfahrung, daß man sie nicht einmal mit Ruhe die heilige Messe will hören lassen. Sie hat sich gegen die politisch gewaltsam empörerische, religiös fanatisch unduldsame Irrlehre so nachgiebig als möglich gezeigt, und nun als Dank diese Gewaltthätigkeit! „Was konnt' ich mehr als das Vertrau'n verlieren?" fragt sie ihren Bruder. In diesem Wort, das bereits in der ersten Scene einmal anklang, liegt eigentlich der tragische Kern, den unseres Erachtens der Dichter selbst nicht genugsam beachtet hat. Die tragische Schuld Marias ist das zu große Vertrauen in die Menschen; an diesem Vertrauen geht sie zu Grunde. Nun hätte es, so will uns bedünken, die erste Aufgabe des Dichters sein müssen, dieses Vertrauen nicht als einen Ausfluß eines gutmüthigen, etwas leichtblütigen Charakters, sondern als eine Frucht innerer Kämpfe darzustellen. Wer durch Schaden nicht klug wird, taugt am wenigsten zu einem tragischen Helden. In der That haben wir aber das Gefühl, als schenke Maria Stuart denn doch allzuleicht und gutmüthig immer wieder gerade denjenigen Personen ihr Vertrauen, von denen sie unmittelbar vorher auf die schmachvollste Weise war hintergangen worden. Geschichtlich mag alles genau so wahr sein, aber wir haben es hier mit einer Dichtung zu thun, die ihre eigenen Gesetze hat. Mit der Wiederkehr der Täuschungsversuche hätte also auch nothwendig von Marias Seite der Kampf wachsen müssen; es hätten jedesmal neue Motive eingeführt werden sollen, die noch einmal das Vertrauen als vernünftig oder nöthig erscheinen ließen. So wäre der tragische Conflict greifbar und eine Steigerung erzielt worden; der Leser und Zuschauer hätte wirklich mit der Heldin Mitleid und Furcht empfunden, wohingegen er jetzt sich, wie gesagt, des Eindrucks nicht wohl erwehren kann, als verschenke Maria wirklich ohne die nöthige Umsicht ihr Vertrauen an offenkundig Unwürdige. Das Mitleid, das wir jetzt mit ihr empfinden, ist sehr merklich mit einer Art Zorn über sie oder gar mit einem leisen Anflug von Verachtung ihrer weiblichen Art gemischt; es ist eher alles andere als tragisches Mitleid. So entfernt sich denn in der angeführten Scene (Act I, Scene 4) Maria mit dem Wort: „Was konnt' ich mehr als mein Vertrau'n verlieren?" und der Leser erwartet, sie jetzt vorsichtiger zu finden, ist daher nothwendig erstaunt und enttäuscht, bei der nächsten Gelegenheit sie wieder dem ersten Anlauf Murrays unterliegen zu sehen.

Echt tragisch setzt der fünfte Auftritt ein: das Vertrauen, die Nachsicht und die Zugeständnisse, welche Maria den Gegnern trotz deren Undanks macht, wecken bei ihren klügsten und treuesten Freunden Unzufriedenheit; der beste von allen, Huntley, sucht dieselbe zwar noch zu bekämpfen, läßt sich aber bald genug von den andern überzeugen, es sei besser, wenn er sich bis auf bessere Zeiten dem Hof und dem Hasse Murrays entziehe. Dadurch freilich gibt er diesem einen Vorwand mehr an die Hand, seine Treue bei Maria zu verdächtigen. In den nun folgenden acht Auftritten des ersten Actes spitzt sich das Verhältniß Marias zu Huntley immer mehr zu, bis die Verdächtigungen Murrays den Sieg erlangen

und der Act mit dem gänzlichen Untergang und dem Tode Huntleys wie der Seinen schließt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß selbst die loseste Technik der dramatischen Historien einen solchen Stoff nicht in einem Act, sondern in einem ganzen Drama behandeln müßte. Jetzt kann es nur zu Leitscenen kommen, in denen der Fortgang der Geschichte meist erzählt oder angedeutet, nicht aber die treibenden Motive dramatisch vorgeführt werden können.

Der Act umfaßt 14 Auftritte; nur dreimal je zwei spielen auf derselben Stelle, so daß ein elfmaliger Ortswechsel erfolgt, der zumeist auch eine merkliche Zeitverschiedenheit voraussetzt. So kommt der Leser nie zur Ruhe und die Handlung nie zu einer innern Spannung und Energie. Bei jedem Wechsel wieder neues Einsetzen und Exponiren. Es ist ganz und gar undramatisch, eine Scene zu schließen, in der irgend welche Schritte beschlossen wurden, und unmittelbar darauf eine andere folgen zu lassen, welche uns schon Folgen dieser Schritte vorführt. So geht nicht bloß alle Illusion verloren, sondern meistens kommt der Zuschauer auch um den dramatischen Conflict, der gerade in der Ausführung jener Schritte lag. Nicht das Resultat ist dramatisch, sondern die Art, wie es zu stande kam.

Cornelius trägt viel zu viel Sorge, es möchte uns irgend ein historischer Zug aus dem thatsächlichen Leben der unglücklichen Königin entgehen, statt uns einen Durchschnitt des dichterisch concentrirten Lebens zu geben.

Am klarsten wird dies aus einem Vergleich seines dritten Stückes, das er Elisabeth nennt, mit der Schillerschen „Maria Stuart" hervorgehen. Schiller bringt uns gleich nach Fotheringhay, dem letzten Aufenthalt Marias, während Cornelius sie uns zuerst im Schloß Shrewsburys, dann im Bade von Burton und schließlich in Fotheringhay vorführt. Nicht als ob gegen diese Dreiheit des Ortes an sich das mindeste einzuwenden wäre; sie zeigt nur, wie Cornelius sich dem geschichtlichen Entwicklungsgang enger anschließt, während Schiller eine künstlerisch, man möchte sagen, strategisch gewählte Stellung bezieht, von der aus er das Ganze einheitlich beherrscht. Mit der Wahl der Orte hängt natürlich der Unterschied der Zeit zusammen, welche beide Dichter in ihrem Drama behandeln. Cornelius' Handlung setzt, selbst die Zwischenpausen der Acte abgerechnet, Jahre voraus; bei Schiller drängt sich alles so zusammen, daß die Dauer des jedesmaligen Actes mit der natürlichen Zeit der in ihm dargestellten Dinge nahezu übereinstimmt. Also auch hier wieder bei Schiller die Concentration auf wenige wesentliche und dramatisch vollwerthige Momente, bei Cornelius vorwiegend historische Reihenfolge.

Sehen wir uns nun den ersten Act bei beiden Dichtern im einzelnen an, nicht als ob beide denselben Moment behandelten, sondern um die Behandlungsweise an sich zu erfahren. Schiller führt uns in ein Zimmer und läßt uns dem Streit zwischen Paulet und der Amme beiwohnen — wir haben gleich eine leidenschaftliche, dramatische Exposition — Maria, die Königin, kommt hinzu — dramatische Charakterisirung, Anfang der Handlung und Fortsetzung der Exposition. Der Neffe Paulets, Mortimer, tritt nur einen Augenblick hinzu, aber wie wichtig und dramatisch dieser kurze Auftritt! Beginn der Verwicklung. Maria und die Amme bleiben allein. Fortsetzung der Exposition und Charakteristik. Mortimer

tritt wieder hinzu, entfernt die Amme und trägt Maria seinen Plan vor. Eine echt dramatische Entwicklung, bis Maria dem jungen Fanatiker soweit vertraut, daß sie ihn an Graf Lester absendet und damit einen tragisch verhängnißvollen Schritt thut. Andererseits klärt die nun folgende Scene zwischen Maria, Burleigh und Paulet die Lage Marias vollends ganz auf und faßt sie in den Worten zusammen: „Ermorden kann sie mich, nicht richten" und „Und was sie ist, das wage sie zu scheinen." Die Richtigkeit dieser Charakteristik der Lage bezeugt in der letzten Scene kein Geringerer als Sir Paulet, der auch mit Abscheu die Zumuthung zurückweist, Maria in unauffälliger Weise verschwinden zu lassen. So ist der ganze Act ein streng ineinandergreifendes, ununterbrochenes Ganze, das einem künstlerisch erfaßten Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt, wo in jeder Scene eine dramatische Entwicklung den jeweiligen Gedanken ausspinnt und in das allgemeine Gewebe kunstreich einfügt; die jedesmalige Rede ist Handlung, das Bemühen des einen, den andern geistig zu überwinden u. s. w.

Und nun die Art, wie Cornelius seine Aufgabe erfaßt. In der ersten Scene des ersten Actes befinden wir uns in dem Gefängnißsaale, in dem Maria mit ihren Frauen sich mit Kunststickereien beschäftigt. Ein schönes Stimmungsbild. Melvill [1] erscheint mit der Nachricht vom Tode Murrays und der geplanten Botschaft der treuen Schotten an Elisabeth, um Marias Freigabe zu erwirken. Burghley und Shrewsbury sollen im Namen ihrer Herrin bereits unterhandeln kommen. In nicht ganz künstlerischer Weise verlassen jetzt alle Personen die Scene, damit Burghley Zeit hat, Shrewsbury einige Winke zu geben. Diese kurze Rede Burghleys ist ja für den Gang des Stückes, d. h. für die Beleuchtung der Personen, höchst nützlich; aber wir hätten das alles auf andere, mehr künstlerische Weise erfahren müssen. Nun kommen die frühern Personen wieder zurück, und es beginnt eine recht dramatische Auseinandersetzung zwischen Burghley und Maria wegen der drei Bedingungen, unter welchen Elisabeth Maria freigeben zu wollen verspricht. Einen Punkt gibt Maria zu, die andern kann sie nicht bewilligen, und sie spricht entschieden den Wunsch aus, mit Elisabeth persönlich zu verhandeln. Burghley geht und überläßt es Shrewsbury, Maria „auszuhorchen", ob sie nicht ihrem katholischen Glauben und ihrem Recht auf England entsagen will. Maria kann darauf natürlich nicht eingehen; im Gegentheil bittet sie Talbot, ihr einen Priester zu gestatten, worauf dieser sich nicht einlassen zu dürfen erklärt. Nach dieser Erklärung geht Maria mit Melvill ab, Talbot trifft mit dem rückkehrenden Burghley zusammen, der ihm den Auftrag gibt, Maria auf Schritt und Tritt mit Spionen zu umgeben, was Talbot bitter empfindet. Beide ab. Melvill kehrt zu einem kurzen Monolog zurück, der dramatisch keine Bedeutung hat. Der vierte Auftritt führt uns nach London, wo Burghley und Walsingham sich unterhalten. Man hat englischerseits Lennox veranlaßt, in Schottland den Bürgerkrieg zu entfachen, den Frankreich durch Landung einer Flotte verhindern will. Elisabeth will wieder einmal keinen entschiedenen Schritt vorwärts; darum hat Walsingham durch Spione eine Abschrift der päpstlichen Bannbulle in eines

[1] Wir behalten die Schreibart der Namen bei Cornelius bei.

Schwärmers Hand gespielt, der sie an die Schloßthüre heften soll. Während die beiden noch reden, geschieht dies, Walsingham tritt triumphirend mit dem Blatte zu Burghley. Nun wird Elisabeth handeln müssen. Im fünften Auftritt befinden wir uns wieder im Gefängniß. Maria klagt ihrer Freundin, Elisabeth habe ihr den Priester verweigert und dafür Buchanans Schmähschrift geschickt u. s. w. Da wird Burghley angemeldet. Was wird er bringen? Maria wurde schon für Feltons That (vorige Scene) gestraft und hat infolge der schottischen, von England heimlich geschürten Bürgerkriege einen Vertrag unterzeichnet, wodurch sie ihre Freiheit theuer erkauft hat. Der Zuschauer erfährt diese hochwichtigen, sicherlich nicht ohne dramatische Auftritte zu stande gekommenen Dinge in einem verlorenen Augenblick, gleichsam zwischen Thür und Angel. Abgesehen davon, daß die vorige Scene und diese unmittelbar aufeinanderfolgen, also für den Leser eine starke Dosis guten Willens dazu gehört, die künstlerische Illusion bei sich aufrecht zu erhalten, ist es undramatisch, so wichtige Verwickelungen und Thatsachen, wie es der Vertrag und die Folgen der Schwärmerthat Feltons sind, hinter den Coulissen zu lassen. Statt des angemeldeten Burghley tritt Shrewsbury ein und meldet Maria bereits den Fall von Dumbarton und den Untergang St. Andrews. Dann tritt Burghley selbst vor. Elisabeth hat Marias Vertrag in allen Punkten gutgeheißen; nur bleiben noch einige sehr kleine Förmlichkeiten. Vor der Rückkehr Marias nach Schottland sind die schottischen Adeligen über den Fall zu hören. Lennox hat seinerseits Morton und Pittkairn, Marias Feinde, geschickt; nun soll Maria ihrerseits auch zwei Vertraute ernennen. Sie kann darauf unmöglich eingehen; sie redet ganz entschieden über die Wortbrüchigkeit Elisabeths und kündigt Burghley unumwunden an, daß sie sich um Hilfe an die Fürsten Europas wenden werde. Beide trennen sich natürlich sehr aufgeregt. Maria erklärt ihrer Freundin, daß nun die Würfel gefallen seien und sie sich an die Fürsten um Hilfe wenden werde, deshalb schon mit Ridolfi in Verbindung getreten sei und ihm jetzt Auftrag geben wolle, die Unterhandlungen mit Alba u. s. w. zu führen. Den bangen Ahnungen des Mißlingens setzt Maria — im Gegensatz zu früher — ein heiteres Vertrauen entgegen. Eine eigentliche dramatische Verwicklung ist mit diesem Actschluß nicht gegeben. Denn es ist den Handelnden wie dem Zuschauer bekannt, daß die Correspondenz Marias überwacht wird, an die Möglichkeit eines Erfolges also nicht zu denken ist. Wir haben eine geschichtliche Etappe, aber keine dramatische Situation vor uns. Cornelius ist eben zu sehr Historiker, Epiker, wenn man will, aber zu wenig Dramatiker im vollen Sinne des Wortes.

Wir geben sehr gerne zu, daß die Maria-Stuart-Trilogie von Cornelius einzelne sehr gute Scenen enthält, die durch dramatisches Leben fesseln; aber diese Scenen stehen vereinzelt, wechseln mit andern nicht dramatischen ab, die Spannung verpufft, und die Eindrücke verwischen sich. Der Leser — von Zuschauern wird ja wohl kaum die Rede sein können — wird immer bedauern, daß der Dichter nicht mehr concentrirt und gegliedert hat, so daß der innere Zusammenhang und Fortgang auch ohne Studium zu erkennen gewesen wäre. Es ist ja wahr, es gibt Höhepunkte, Peripetien und Katastrophen in den einzelnen Stücken sowohl als

von Stück zu Stück, aber vor lauter ebenso ausführlich behandelten Details überschaut man die dramatische Formation in ihren Höhenzügen nicht so leicht, wie dies beim Kunstwerk erforderlich ist. Erst der analysirende Verstand wird den wohl überdachten Plan des Verfassers herausfinden; beim Lesen der Dramen selbst muß ihm derselbe entgehen, oder wenigstens ist er nicht so eingekleidet, daß er die gewünschte Wirkung auf das Gemüth des Lesers übte. Nun wird der Dichter sagen: Wie konnte ich mich auf solche dramatische Hauptpunkte beschränken, wenn ich Maria Stuart so darstellen und vorführen wollte, wie sie war? Aber gerade diese Frage scheint uns den Hauptfehler, an dem die sonst so tüchtige Arbeit als Drama krankt, als nothwendig vorauszusehen. So fragt eben nicht der Dramatiker, sondern der Historiker. Geschichte und Kunstwerk aber haben eine von der andern grundverschiedene Wirkungsart und Wirkung. Die Geschichte belehrt und überzeugt durch Vorführung und im Lichte der Quellen; ihr nächstes Ziel ist die Wahrheit. Das Kunstwerk muß das Gemüth erregen, für den Gegenstand begeistern oder mit Abscheu erfüllen; es gibt ein Bild der Personen im künstlerischen Lichte, aus der Seele des Dichters heraus. Wollte Cornelius die Idealgestalt Marias dem katholischen Volke künstlerisch vertraut machen, so hatte er als Vorbedingung alle die eingehenden geschichtlichen Studien zu machen, die er jetzt gemacht hat — aber nur für sich als Unterlage der künstlerischen Schöpfung. Diese mußte unter Beibehaltung der Hauptpunkte, soweit sie dramatisch zu verwerthen waren, die Verknüpfung und Entwicklung derselben nach den Regeln der Kunst frei vornehmen; nicht so sehr das Beigebrachte, sondern die Gewalt der Darstellung desselben mußte den Leser packen und überwältigen. Ob Schillers oder Cornelius' Darstellung der unglücklichen Schottenkönigin richtig ist, kann nicht ein Drama, sondern das muß die Geschichte entscheiden. Das Ziel eines nachschillerschen Dramatikers mußte sein, seinen Lesern ein ebenso zwingendes, für immer haftendes Bild der Stuart in seinem Sinne zu vermitteln, wie dies Schiller von seinem Standpunkte aus gethan hat. Das aber scheint uns bei allen schönen Einzelheiten bei Cornelius nicht der Fall zu sein. Es mag nur persönliche Erfahrung unsererseits sein, aber wir konnten uns bei Lesung der Dramen nicht enthalten, am Schluß des Buches nach historischen Belegen oder Anmerkungen zu suchen oder solche zu wünschen — ein Beweis, daß das stoffliche Interesse, bei uns wenigstens, meistens das formelle und künstlerische in den Hintergrund drängte. Doch genug. Der Dichter sowohl wie unsere Leser werden aus dem Vorhergehenden ersehen, daß wir die Haupt- und Grundschwäche der Trilogie in der vorwiegend historischen Anlage finden. Aus dieser verfehlten Grundanlage ergeben sich denn auch die Einzelschwächen der Dichtung, das chronologische Aneinanderreihen der Scenen statt eines dramatisch gesteigerten Auseinanderentwickelns, das beständig nothwendig werdende Neueinsetzen der sich folgenden Scenen u. s. w.

Bei einem so ausgedehnten Werke von einzelnen mißglückten Versen reden zu wollen, halten wir für kleinlich; im allgemeinen zeigt die Sprache manche dichterische Schönheit, steht jedenfalls auf einer achtenswerthen, literarischen Höhe. Sehr oft freilich wünschten wir sie sachlicher und weniger bilderreich, kürzer und

prägnanter; besonders vermissen wir nach Schiller nur ungern jene treffenden kurzen Dialoge, wo ein Wort das andere nach den feinsten Regeln der Fechtkunst schlägt oder parirt. Bisweilen stören uns auch die häufigen Reime, deren Fortfall die Rede bedeutend knapper machen könnte. Auch was die Sprache anlangt, ist ein Fortschritt bei den spätern Dramen vor dem ersten nicht zu verkennen.

Als Probe der Sprache des Dichters diene das folgende Bruchstück aus dem zweiten Auftritt im vierten Aufzug des dritten Stückes (S. 80 ff).

Wald bei Tixall. Maria, Kurle, Melvill, Nau und Paiges treten auf.

Maria: Laßt uns nicht länger Ritter Paulet ängst'gen
Zum Dank für die Erlaubniß, die er gab,
Daß ich noch einmal eines Ritts mich freuen,
Noch einmal eine Hirschjagd schauen soll!
Die Freude lieh mir Flügel; laßt uns warten!
Auch unsre Pferde mögen sich verschnaufen;
Sie haben heute noch ein Stück zu laufen.
(Breitet entzückt die Arme aus.)

O himmlische, o goldne, süße Freiheit!
Fast könnt' ich glauben, du wärst wieder mein,
Erblickt' ich vor mir nicht den Waffenschein
Der dunklen Reiter blitzen in den Gründen,
Die mir ein deutlich: bis hieher! verkünden.
O lieber Wald, du Vater all der Quellen,
Die rauschend dir aus deinem Busen strömen;
Ernährer du der Wolken, die zu Häupten
Frei ihres Weges ziehen, kann in dir
Unfreiheit sein, der eine freie Welt
Mit seinem weiten Arm umschlossen hält?
Das Bächlein lässest du geschwätzig rinnen,
Umhüllst es mit des Farrenkrautes Wedeln;
Behende hüpft das Eichhorn durch die Zweige;
Dort flieht ein Reh; die Vögel schweben weiter,
Durch keinen harten Zwang zurückgehalten,
Und stärkend weht dein Hauch durch grüne Hallen.
Was in dir lebt, fühlt frei der Freiheit Walten,
Und unfrei bin nur ich, allein von allen!
(Sir Paulet kommt mit Bewaffneten.)

Entschuldigt mich! Ich war ein wenig rasch.
Dem Kinde gleich, das aus der dumpfen Schule
Ins Freie kommt und Lehrer, Lection
Und Buch, ja sorglos Strafe selbst vergißt,
Um glühenden Gesichts dahinzustürmen,
Vergaß auch ich für einen Augenblick
All das, was man im Kerker mich gelehrt.
Nun schaut nicht mehr so finster auf mich nieder,
Ihr habt ja Euren schwachen Flüchtling wieder.

Paulet: Nun ja, das Jagen wird mir sauer schon.
(Für sich:) Ich tröste mich; ritt sie auf Waldeswegen
Dem Rächer Israels ja doch entgegen.
(Laut:) Dort bringt Euch Nachricht Mylord Davison.

Maria: Mir Nachricht?

Paulet: Ja, von Eurem Unterfangen,
Wie Eure sünd'gen Pläne Euch gelangen.

Davison (auftretend, zu Maria): Die Königin, meine Herrin, zürnet Hoheit,
Weil Ihr Euch wider sie und ihren Staat
Trotz des Vertrags, den Ihr mit ihr geschlossen,
Verschwört, und hätte sie's nicht selbst gesehen,
Sie würd' es niemals glauben.

Maria: Ein Vertrag?
Den schließen doch wohl zwei. Ich aber weiß
Von einer nur, die Uebergroßes bot,
Und einer andern, die es kühl verschmähte.
Gibt sie die Freiheit, zahle ich den Preis.
Nicht eher! Bis ich sie errungen weiß,
Werd' alle rechten Mittel ich gebrauchen.

Paulet: Gar in der Königin Blut die Hände tauchen?

Maria: Nein, Sir! Ich hab' in meiner größten Noth
Das Leben Eurer Fürstin nie bedroht.

Davison: Man hat mich nicht hierher geschickt zu streiten,
Ich soll nur Eure Schreiber fortgeleiten.

Maria: Wozu?

Davison: Nur, um sie sicher zu bewahren;
Das Weitre könnt von Paulet ihr erfahren.

Maria: Zu Pferde! Kommt! die Jagd muß ich entbehren.
Ich sehe wohl: man zwingt mich umzukehren.
Nau, her zu mir!

Kurle (in die Ferne schauend und entsetzt die Hände erhebend):
O Himmel hilf! Mein Bruder!
Es haben die Begleiter ihn ergriffen.

Davison (zwischen Maria und Nau tretend):
Er darf nicht mit Euch sprechen.

Nau: Wer will's hindern,
Daß ich mit meiner Königin rede!

Paulet: Ich!

(Auf seinen Wink wird Nau von Bewaffneten umringt und fortgeführt. Davison folgt.)

Wir schließen. Können wir die Stuart-Trilogie von Cornelius als ein den strengen Forderungen der Kunst entsprechendes dramatisches Meisterwerk auch nicht anerkennen, so wünschen wir ihr doch wegen des edlen Zieles, das sie mit fleißig gesammelten ehrlichen, wenn auch nicht immer streng künstlerischen Mitteln ver-

folgt, sowie wegen mancher Einzelschönheit die weiteste Verbreitung. Sie ist jedenfalls eine achtunggebietende, von ehrlicher Begeisterung eingegebene Arbeit, die mancherorts wahrscheinlich alte Vorurtheile gegen die königliche Dulderin beseitigen wird.

W. Kreiten S. J.[1]

[1] Anm. d. Red. — Betreffs der neuen Broschüre Karl Muths „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", welche an und für sich mannigfachen Widerspruch herausfordert, möge hier die Stelle aus einem uns von P. Kreiten zugehenden Briefe (vom 29. Mai) einen Platz finden: „... Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, mir die ‚Stimmen' für eine Entgegnung auf Veremundus' zweite Broschüre zur Verfügung zu stellen. Nach reiflicher Ueberlegung ziehe ich vor, keine solche Entgegnung zu schreiben. Veremundus selbst gibt S. 95 die ‚Richtigkeit der darin [d. h. in meinem Artikel der „Stimmen"] ausgesprochenen großen Principien' zu. Damit fällt also jede weitere Erörterung der Grundsätze als unnöthig zurück. Die persönliche Seite der ganzen Angelegenheit verschwindet aber um der Klarheit und des Friedens willen je eher je besser von der Tagesordnung. Mit welchem Rechte Veremundus mir vorwirft, ihn mißverstanden zu haben, mag der unbefangene Leser beider in Betracht kommenden Schriften nach seiner eigenen Ueberzeugung beurtheilen. Gegen die weitere Anklage Karl Muths, ich wolle ihn nicht verstehen, kann ich nur einfach als gegen eine objectiv unrichtige Behauptung den Einspruch eines ehrlichen Mannes erheben. ..."

Recensionen.

1. **Tractatus de censuris ecclesiasticis cum appendice de irregularitate.** Juxta probatissimos auctores et commentatores ad usum theologorum IV. anni et sacerdotum in vinea Domini laborantium, concinnatus a P. ***Hilario a Sexten,*** Ordinis Capucinorum Prov. Tirol. septentrionalis exprovinciale, lectore theolog. moral. approbato, examinatore pro approbatione confessariorum in dioecesi Tridentina etc. Cum approbatione et facultate Excellentissimi ac Reverendissimi Episcopi Tridentini ac Principis, nec non Celsissimi ac Reverendissimi Episcopi Moguntini, atque Reverendissimi Ministri Generalis Ordinis. 8°. (XXIII u. 357 S.) Moguntiae, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 5.

2. **De censuris latae sententiae iuxta hodiernam Ecclesiae disciplinam brevis expositio et explanatio** auctore ***Eduardo Gonella,*** Sac. Taurin. Editio altera accuratius emendata et novissimis additamentis locupletata. 12°. (XIV u. 221 S.) Taurini, Marietti, 1899. Preis *M.* 1.60.

1. Der Tractatus de censuris ecclesiasticis vervollständigt die frühern Veröffentlichungen desselben Verfassers Compendium theologiae moralis und Tractatus pastoralis de sacramentis. Zur Herausgabe bewogen ihn außer der zu dürftigen Behandlung des Gegenstandes in den ebengenannten Werken die Nothwendigkeit seiner Kenntniß für die Verwaltung des Bußsacramentes und die Erfahrung, daß derselbe bei den theologischen Studien häufig zu kurz komme.

Die Haupteintheilung ist in der Aufschrift angedeutet. Dem allgemeinen Theile über Wesen, Eintreten und Aufhebung der geistlichen Strafen folgt die Lehre über die einzelnen Arten derselben und dann die Erklärung der geltenden, durch Gesetzbestimmung von selbst eintretenden Censuren (censurae latae sententiae), letztere in der Reihenfolge der Bulle Pius' IX. „Apostolicae Sedis“ vom 12. October 1869. Der Anhang über die kirchlichen Weihehindernisse bietet gleichfalls in zwei Theilen die allgemeine Lehre und die einzelnen nach heutigem Recht giltigen Bestimmungen.

Die Lehren von den geistlichen Strafen und den Weihehindernissen kommen in der kirchlichen Verwaltung sehr oft zur Anwendung. Ihre Kenntniß wird von allen, welche die kirchliche Leitung führen sollen, gefordert. Dementsprechend ist eine neue Darstellung häufig nothwendig geworden, und es hat sich bezüglich der Auffassung mancher Bestimmungen eine allgemeine Annahme gebildet, welche in der Praxis befolgbar ist bezw. befolgt werden muß. Die kirchliche Gesetzgebung nun mit ihrer überlieferten Erklärung dem Leser vorzuführen, war die Absicht des Verfassers. Damit war eine sorgfältige Berücksichtigung fremder Ansichten geboten. Ja, sollte das Buch ein zuverlässiger Führer für den Studirenden sein, so durften die kirchlichen Bestimmungen nur im Anschluß an die bewährte Auffassung geboten werden.

Wir sehen ab von einigen Punkten, welche durch später veröffentlichte Entscheidungen eine genauere Fassung erhalten haben, z. B. daß die Nothlage des Beichtenden, sonst während mehrerer Tage der Lossprechung entbehren zu müssen, dem Nichtbevollmächtigten die Wegnahme der Strafe gestattet, ferner daß solche, die sich offenkundig an geistlichen Personen vergriffen haben, dem Kirchenbanne mit allen seinen Folgen unterliegen. Doch möchten wir uns einige andere Bemerkungen erlauben. Die Bestimmung Martins V. „ad vitandum“ hat nach allgemeiner Annahme eine Regel für die ganze Kirche gebildet, obwohl ihr ursprünglich nur beschränkte Geltung zukam. Nach dem Ausdruck S. 52 möchte es nämlich scheinen, als habe die Bestimmung Martins V. nicht einfachhin auf alle Länder Anwendung. — Der Behandlung des Interdictes ist die Frage über den Ursprung desselben vorausgeschickt (S. 80). Eine ganz kurze Bemerkung dieser Art wäre in einer neuen Auflage auch für die andern Arten der geistlichen Strafen zu empfehlen. — S. 231 wird die allgemeine Regel aufgestellt, der Betrag des veräußerten Kirchengutes oder sonstiges Stiftungsvermögen müsse, falls nicht anderweitige Anordnung vorliegt, auf Erwerb von Grundeigenthum oder Grundrenten verwendet werden. Nach der jetzigen Uebung kann diese Regel wohl nicht allgemein als bindend angesehen werden.

P. Hilarius gibt zu, daß die kirchlichen Weihehindernisse nicht zusammen mit den Strafen behandelt werden sollten, schließt sich jedoch dem allgemeinen Gebrauche an. Zur Begründung eines Weihehindernisses scheint nach ihm das geschriebene Recht gefordert zu sein (S. 276). Diese Ansicht ist zwar vielfach vertreten, folgt jedoch nicht nothwendig aus der dort genannten Stelle.

Das Buch würde an Selbständigkeit gewonnen haben, wenn bei getheilter Meinung über eine Frage eine bestimmte Stellungnahme für die eine der Auffassungen hervorträte; doch ist das behandelte Gebiet recht schwierig, und so mag der Verfasser die Entscheidung zwischen den streitenden Ansichten dem Leser überlassen haben. Auch kann es dem Verfasser nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er auf die Ansicht bewährter Autoren großes Gewicht legt. Zwar ist eine Lehre deshalb noch nicht richtig, weil sie von einem anerkannt tüchtigen Schriftsteller vertheidigt wird, aber nach dem Vorgehen bedeutender Erklärer hat sich nun einmal die Auffassung und Anwendung vieler Rechtssätze ausgebildet, und es wäre nicht zu billigen, wollte eine Schrift wie die vorliegende diese Richtschnur

in der Gesetzeserkenntniß außer acht lassen. Das ganze Buch ist praktisch angelegt, gut geordnet und entspricht seiner Aufgabe.

2. Die „Opella“, wie die Vorrede sich ausdrückt, ist dem Oberhirten des Verfassers gewidmet. Auch sie soll die Lehren von den geistlichen Strafen für die praktische Anwendung darstellen. Deshalb sind Erklärungen, welche ein tieferes Verständniß des Gegenstandes bezweckten, nicht aufgenommen; selbst von einer Darlegung der allgemeinen Grundsätze über die geistlichen Strafen ist abgesehen. Unter der Annahme, daß der Leser eine hinreichende Kenntniß dieser Dinge aus seinen theologischen Studien mitgebracht hat, dürfte dagegen nichts einzuwenden sein, zumal die Schrift nur eine kurzgefaßte Anleitung für die Praxis geben soll.

Die Anlage des Büchleins ist höchst einfach. Zu den Artikeln der Bulle „Apostolicae Sedis“ werden Erklärungen gefügt. Bestimmungen jüngerer Zeit werden an der betreffenden Stelle eingereiht, und einige besondere Fragen, z. B. über die Zulassung der Censurirten zu dem Empfang der heiligen Sacramente und zum kirchlichen Begräbniß, über besondere Verordnungen für Rom, sind im Anhang behandelt. — S. 7 werden die Anhänger des Spiritismus zu den im Glauben Irrenden gezählt und auf sie der erste Artikel der Bulle angewendet. Obwohl nun Spiritismus an sich noch keine glaubenswidrige Lehre enthalten muß und insofern seine Uebung nicht dem Aberglauben angehört, so ist derselbe doch für gewöhnlich, wie die Anmerkung hervorhebt, mit Glaubensirrthum verbunden. — Da Artikel 2 nur solche der Censur unterstellt, welche „wissentlich“ die dort genannten Bücher lesen, so entschuldigt jede Unwissenheit über die Zugehörigkeit des Buches zu dieser Art, mag die Unkenntniß auch schuldbar, sogar absichtlich herbeigeführt sein. Gonella will nun (S. 13) die absichtlich aufrecht erhaltene Unkenntniß nicht als Entschuldigungsgrund gelten lassen und beruft sich dafür auf den hl. Alfons von Liguori — wie uns scheint, nicht mit Recht. Der Heilige behandelt die Frage in seiner Moraltheologie (l. VII, n. 296). Bezüglich der beabsichtigten Unwissenheit ist daselbst auf n. 48 verwiesen. An der Stelle wird nun bei einer Strafe, welche wissentliche Uebertretung trifft, die beabsichtigte Unkenntniß als wahrscheinlicher Entschuldigungsgrund durchaus nicht abgewiesen, obgleich der hl. Alfons der entgegenstehenden Ansicht „mehr anhängt wenigstens als der allgemeinern“.

Bei der Bestimmung gegen diejenigen, welche die freie Amtsthätigkeit des Apostolischen Stuhles oder seiner Vertreter hindern, steht S. 32 zum Worte „legati“ die Anmerkung: „Excipiuntur hic a Ciolli ‚Legati nati‘ (ut essent Vicarii Apostolici), et Episcopi in iis quae ordinaria iurisdictione peragunt utpote ‚Delegati Apostolici‘.“ „Legati nati“ heißen mehrere Bischöfe, welche diesen Titel als althergebrachte Auszeichnung ihrer Kirche führen. Mit den Apostolischen Vicaren sind dieselben nicht zu verwechseln.

In dem Artikel über die unerlaubte Verwendung von Meßalmosen werden die neuern Ergänzungen des Verbotes verhältnißmäßig weitläufig behandelt (S. 123—140). Eine etwas größere Ausführlichkeit auf Grundlage der neuesten Entscheidungen hätten wir S. 151 gewünscht, weil dort der Beichtvater Aufschluß darüber erwartet, wann ihm auch beim Mangel einer besondern Erlaubniß die

Lossprechung gestattet ist. Zumal hätte das Wiedereintreten der Censur, falls bei einer solchen Lossprechung der kirchlichen Vorschrift keine Folge geleistet wird, genauer bestimmt werden müssen.

Es war nicht leicht, auf so engem Raum alle einschlägigen Fragen zu berühren und für jede Anwendung sogleich den gewünschten Aufschluß an die Hand zu geben. Die folgenden Auflagen werden eine Vervollkommnung nach dieser Seite hin ermöglichen. Die angedeuteten Ausstellungen bezwecken nur, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. **Jos. Laurentius** S. J.

Einleitung in die Chronologie. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Von Dr. **B. M. Lersch.** I. Teil: Zeitrechnung und Kalenderwesen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Aera der Christen. gr. 8°. (VIII u. 248 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.60.

Mit dem erstaunlichen Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten Alterthumskunde und Geschichtsforschung genommen haben, sollte nothwendig auch eine regere Pflege chronologischer Untersuchungen Hand in Hand gehen; denn ohne sie ist es oft unmöglich, den ursächlichen Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse klar zu durchschauen und die Stufenfolge in dem geistigen Entwicklungsgang der verschiedenen Völker mit Sicherheit zu ermitteln. Die Chronologie ist aber nicht bloß Hilfswissenschaft; sie verdient auch um ihrer selbst willen ernste Würdigung und eifriges Studium, da sie für sich allein schon ein gutes Stück Culturgeschichte darbietet. In der Zeitrechnung der meisten Völker spiegeln sich ja ihre religiösen Anschauungen und politischen Verhältnisse wieder, und bei den alten Orientalen zeugt der Kalender außerdem von einer überraschenden Tüchtigkeit auf dem Gebiete astronomischer Beobachtungs- und Rechenkunst.

Allein gerade der Mangel an astronomischen Vorkenntnissen und die ziemlich verwickelten Verhältnisse der technischen Chronologie, welche sich bei fast allen Völkern in verschiedener Weise ausgestaltet haben, schreckten schon manchen von chronologischen Untersuchungen zurück.

In der That bedarf es auch, wenn irgendwo, so gerade hier eines kundigen Führers, der es versteht, ohne allzu großen Aufwand von Mühe und Zeit den Lernbegierigen mit dem Nothwendigsten vertraut zu machen und zu einem sichern, selbständigen Vorangehen anzuleiten. Eine solche Führerrolle kann dem oben bezeichneten Werke von Dr. Lersch mit Recht zugesprochen werden.

Schon die erste Auflage fand auf zuständiger Seite eine recht günstige Aufnahme; aber das beste Zeugniß für die Vortrefflichkeit der ersten Auflage ist das Erscheinen einer zweiten, die aber durchaus nicht — wie der Verfasser bescheiden angibt — nur eine Umarbeitung und starke Vermehrung des frühern Büchleins ist, sondern ein fast völlig neues Buch darstellt; ist doch der bis jetzt erschienene erste Theil allein schon erheblich umfangreicher als das frühere Ganze.

An diesem wurden namentlich Klarheit und Bündigkeit im Ausdruck, Uebersichtlichkeit in der Anordnung und Darstellung des Stoffes und die Reichhaltigkeit des Materials gerühmt. Zum Glück hat das neue Buch keinen der Vorzüge

des alten verloren und außerdem noch weitere hinzugewonnen. Dahin gehört vor allem eine viel eingehendere Behandlung der astronomischen Grundlage, auf welche sich die Chronologie aufbaut. Manches, was früher zu knapp ausfiel, ist dadurch leicht verständlich geworden. Dies gilt besonders von den Jahrespunkten, den Finsternissen und dem für die orientalische Chronologie so wichtigen Neulicht. Zu begrüßen ist es auch, daß die heliakischen Auf- und Untergänge der Gestirne und ganz besonders die Planetenpositionen als Zeitbestimmungsmittel gebührend gewürdigt werden, wenn auch die Berechnung der letztern dem Astronomen überlassen werden muß.

Mit der Erläuterung der einzelnen astronomischen Begriffe verbindet der Verfasser zweckmäßig jedesmal eine Darlegung ihrer Bedeutung in der technischen Chronologie. So gewinnt der Leser leicht einen vollständigen, interessanten Ueberblick über die mannigfaltigen Formen, welche die Hauptzeitmaße der Natur bei den verschiedenen Culturvölkern vom Alterthum bis in die Neuzeit angenommen haben — sei es, daß jene großen Zähleinheiten der Zeit mit größerer oder geringerer Genauigkeit bestimmt wurden und dann aus Rücksicht auf das bürgerliche oder religiöse Leben noch besondere Aenderungen erfuhren, sei es, daß man die Naturmaße mit Hilfe von allerlei Uhrvorrichtungen noch weiter theilte oder aus Tages-, Monats- und Jahressummen Zähleinheiten höherer Ordnung schuf. Neben den so entstandenen bekannten Cyklen werden aber auch die Anfänge der täglichen, jährlichen und historischen Zeitrechnung (Aeren, Regierungsjahre) erörtert. Erst nach dieser allgemeinen Rundschau geht der Verfasser auf die ganz besondern Eigenthümlichkeiten der einzelnen Zeitrechnungen ein, welche im Titel des Buches erwähnt werden.

Allerdings mußten bei dieser Anlage Wiederholungen eintreten, welche man bei einem rein wissenschaftlichen Werke nicht gerne sehen möchte, welche aber einem praktischen Lehrbuch eher zum Lobe als zum Tadel gereichen. In dem speciellen Theile erwartet vielleicht mancher Leser, daß Aegypter und Babylonier den ersten Platz einnehmen, da ja Griechen und Römer und Juden ihre astronomisch-chronologischen Kenntnisse wenigstens zum Theil aus dem Nil- und Euphratlande bezogen haben. Allein da hierin noch manche Unklarheit herrscht und die Entzifferung jener ältesten Chronologie erst im Werden begriffen ist, so that der Verfasser vielleicht gut daran, dieselbe nicht zur Grundlage der übrigen Zeitrechnungen zu wählen. Uebrigens bietet das Buch auch über die ägyptische, die chaldäische sowie die chinesische Zeitrechnung sehr gute Belehrung.

Wo es gut angeht, wird der Leser mit kurzen und leichtverständlichen Rechnungsverfahren bekannt gemacht, die für viele Fälle vollständig genügen; daneben wird aber auch auf genauere Verfahren mit den nothwendigen Erklärungen hingewiesen.

Es versteht sich von selbst, daß angesichts der so großen Fülle von Einzelheiten und der weit zerstreuten Specialliteratur das eine oder andere nicht ganz einwandfrei erscheint oder einer kleinen Ergänzung bedarf.

So findet es der Verfasser (S. 27) auffallend, daß fast kein Volk mit dem siderischen, sondern mit dem tropischen Jahre rechne; dies ist jedoch keine

wegs auffallend. Selbst die nur annähernde Bestimmung des siderischen Jahres war ja weit schwieriger auszuführen als die des tropischen. Longitudo anni siderei subtilioris est observationis, bemerkt Kepler gerade mit Bezug auf die ältern Beobachtungen der Chaldäer, Aegypter und Griechen (Op. omn. ed. Frisch VI, 275). Man bedurfte genauer Beobachtungen über heliakische Aufgänge der Fixsterne oder Finsternisse, die nur einigen wenigen astronomiekundigen Völkern zur Verfügung standen. In der That haben denn auch die Inder das siderische Jahr (Schram, Hilfstafeln für Chronologie S. 48), und von den Chaldäern wird Recensent in Bälde das gleiche nachweisen. Aber auch abgesehen von jener Schwierigkeit, liegt uns die Wahrnehmung der Solstitial- oder Aequinoctialpunkte, welche zur Kenntniß des tropischen Jahres führt, viel näher, wenn auch ihre genaue Feststellung nicht leicht ist.

S. 55 heißt es: „Cäsar wollte die Jahrespunkte nicht wie die Chaldäer auf den Anfang der Zeichen, sondern auf den 8. Grad setzen." Stände hier statt „die Chaldäer" Hipparch, so wäre es richtig. Es ist das wohl nur ein Versehen; denn S. 180 bemerkt der Verfasser in Bezug auf eine Notiz Columellas ganz richtig, Cäsar habe gerade von den Chaldäern die Termine der Jahrespunkte entlehnt — allerdings (wie Recensent noch darthun wird) nur dem äußern Scheine nach; denn der 8. Grad des Widders, Krebses 2c. bedeutete bei Cäsar etwas ganz anderes als bei den Chaldäern.

S. 189 Abs. 2 sind die Chinesen unter die Aegypter gerathen, aber die Sache selbst ist richtig. Eine gute Zugabe zu § 29 (Planetenstellung zur Zeitbestimmung benutzt) wäre der Hinweis auf mehrere Keilinschriften mit zahlreichen Planetenpositionen, welche PP. Epping und Straßmaier untersucht haben; sie finden sich in der „Zeitschrift für Assyriologie" V, 281. 342 und VI, 89. 217.

Zuweilen empfindet man das Bedürfniß nach einer genauern Angabe der Literatur; aber es wäre unbillig, von dem Verfasser einer „Einleitung" zu verlangen, daß er nur eigentliche Quellenwerke citire.

Diese wenigen Bemerkungen können den Herrn Verfasser nur überzeugen, daß Recensent dessen Werk mit lebhaftem Interesse gelesen hat; einen Tadel enthalten sie nicht. Vielmehr wünschen wir dem Verfasser Glück zu einer Arbeit, die durch Klarheit und Allseitigkeit, durch die Zuverlässigkeit ihrer Angaben und ihre anregende Form des Erfolges sicher ist. Möge der zweite Theil (die christliche Chronologie im besondern) sich würdig an den ersten reihen.

F. X. Kugler S. J.

Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von **Karl Willoh**, Seelsorger an den Strafanstalten in Vechta. 8°.

A. Dekanat Vechta-Neuenkirchen. I. Band: Die Pfarren Bakum, Damme, Dinklage, Goldenstedt, Holdorf. (X u. 490 S.) II. Band: Die Pfarren Jever, Langförden, Lohne, Lutten, Neuenkirchen, Oldenburg, Oythe, Steinfeld, Vestrup, Visbeck. (488 S.) III. Band: Die Pfarren Vechta und Wildeshausen. (552 S.)

B. Dekanat Cloppenburg. IV. Band: Die Pfarren Altenoythe, Barssel, Bösel, Cappeln, Cloppenburg-Crapendorf, Emstek, Essen, Friesoythe. (IV u. 522 S.)

Köln, Bachem, 1898/99. Preis pro Band M. 5; zus. M. 20.

Es war kein bisher unangebautes Feld, von welchem in den vorliegenden Bänden so reiche Garben eingeheimst werden. Nicht zu reden von den ältern Arbeiten Drivers und Nieberdings, hat noch in neuerer Zeit Dr. C. L. Niemann in seiner Geschichte des „Oldenburgischen Münsterlandes" die gesamte kirchliche Entwicklung der beiden Oldenburgischen Decanate mit allen ihren Pfarreien im einzelnen und nach allen wesentlichen Gesichtspunkten seiner Darstellung einverwoben. Dabei fand der genannte Localforscher sich bereits in der vortheilhaften Lage, neben der gedruckten Literatur mit vollen Händen aus den Acten und Visitationsprotokollen des bischöflichen Generalvicariatsarchivs in Münster schöpfen zu können.

Um so mehr muß es hervorgehoben werden, daß auch nach und neben so vielen fleißigen Arbeiten in der gleichen Richtung die „Geschichte der katholischen Pfarreien" ihren Werth und ihre Berechtigung hat. Ein großer Reichthum von handschriftlichem Material, welches Niemann und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben war, wird hier zum erstenmal ausgenutzt, so vor allem die ergiebigen Archivalien des Officialatsarchivs. Aus den noch vorhandenen Hebe- und Lehenregistern, aus Stiftungs-, Schenkungs- und Verkaufsurkunden, aus Privatbriefen und Proceßacten ist sorglich alles gesammelt, was auf die Verhältnisse der Vergangenheit ein Licht zu werfen schien. Infolgedessen war es möglich, die Vorgänger auf diesem Gebiete nicht nur in zahlreichen Fällen zu berichtigen, sondern ihre Darstellung auch wesentlich zu ergänzen. Dabei ist es das geflissentliche Eingehen auf das Einzelne und Kleine — durch Niemanns weiter ausgreifenden Arbeitsplan schon von selbst ausgeschlossen —, was dem vorliegenden Werke den besondern Werth verleiht. Bildet ja dies gerade den eigenthümlichen Reiz der Localgeschichte. Dem rechten Liebhaber der Heimatskunde ist nichts bedeutungslos. Die einzelnen Kapellen und Bauerschaften, die Häuser und Grundstücke, die Familien und Familiennamen, die verschiedenen Kirchen- und Gemeindeämter durch die Jahrhunderte zurückzuverfolgen bis ins graue Alterthum, und in die alten Zeiten sich wieder hineinzuleben: das ist dem Mann von echtem deutschen Sinn eine genußreiche und nicht unfruchtbare Wanderschaft im Geiste. Aber bei solchem Gegenstande wie hier hat das Eingehen auch auf das Einzelnste noch seine höhere wissenschaftliche Bedeutung. Die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, die Wirkungen des Nordischen wie des Siebenjährigen Krieges, die confessionellen Verschiebungen in ihrem Gefolge, die eigenthümlich zwitterhaften Zustände, wie das Eindringen der Reformation und die 70 Jahre später erfolgende katholische Wiederherstellung im Münsterschen Stifte sie mit sich brachten, verstehen sich von Grund aus erst durch die Darstellungen im kleinen, wie ein verworrenes Gewebe seine Fäden erst zu unterscheiden lehrt unter dem Mikroskop. Das Gleiche gilt in verstärktem Maße hinsichtlich jener Momente, welche unmittelbar das Leben

des Volkes und dessen wirtschaftliche Thätigkeit betreffen. Was als das Kleinlichste und Unbedeutendste erscheinen könnte, ist hier zuweilen das Bedeutungsvollste.

Mit Recht ist übrigens der Verfasser in der Vorrede des ersten Bandes der Auffassung entgegengetreten, als böte die Vergangenheit der katholischen Theile Oldenburgs „zu wenig interessante Episoden, als daß es sich verlohne, dieselben aus dem Actenstaub ans Licht zu ziehen". In der That hat auch auf diesem Stücke münsterländischen Bodens „ein Volk gewohnt voll Saft und Kraft, würdig seiner alten Vorfahren, der alten Sachsen". Es bedarf nur eines Blickes auf die durch Jahrhunderte sich hinziehenden, an Erbitterung wie an Wechsel reichen Kämpfe zwischen den Bauern der Münsterschen und der Osnabrückschen Angehörigkeit innerhalb der einen Pfarrei Damme (I, 122—132), um den alten Sachsencharakter in unverfälschter Naturwahrheit wieder vor sich zu sehen. Erst mit der Oldenburgschen Herrschaft und nach Zustandekommen der betreffenden Abmachungen mit Hannover begann seit 1820 ein Friedenszustand sich anzubahnen. Von ihrer schönern Seite zeigt sich die alte Sachsenart hinwieder in jenen zwei Familien in Jever (II, 2. Anm.), welche ungeachtet der Protestantisirung des ganzen Landes und trotz jahrhundertelanger schwerer Bedrückung bis auf den heutigen Tag ihrem katholischen Glauben treu geblieben sind.

Manches weisen diese Bände auf, was in Deutschland wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte. Es war schon ein starkes Stück, daß während der Besetzung Vechtas durch die Schweden (1647—1654) längere Zeit hindurch der katholische Pastor sich gefallen lassen mußte, in der Pfarrpredigt mit dem protestantischen Feldgeistlichen der Schweden abzuwechseln, so daß an einem Sonntag der katholische Priester das Wort Gottes verkündete, während am darauffolgenden ein protestantischer Prediger vor der gleichen Gemeinde die gleiche Kanzel bestieg, um den Priester wie dessen Kirche und Bekenntniß zu schmähen (III, 107). Friedlicher, aber nicht minder eigenthümlich war das berühmte simultaneum mixtum von Goldenstedt. Es bestand darin, daß über zwei Jahrhunderte lang in derselben Pfarrkirche und für dasselbe Volk ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer Küster mit einem katholischen Organisten den Pfarrgottesdienst abhielten (I, 405). Der Priester sang das Hochamt, und die Katholiken allein respondirten ihm. In den Pausen sangen die Protestanten allein die Lieder, welche der Küster aus dem protestantischen Gesangbuch anstimmte und welche der katholische Organist begleiten mußte. Bis zur Communion des Priesters waren dies Lieder, welche für die Katholiken nicht anstößig klangen und welche ein= für allemal festgesetzt waren. Dann aber folgte ein Lied nach des Küsters freier Wahl, meist specifisch protestantisch, welches jedoch in dem Augenblick verstummen mußte, da der Priester den Kelch zugedeckt hatte. Nach dem Hochamt war Predigt, eingeleitet durch eine Gesangstrophe der Protestanten. Wenn mit dem Schluß der Predigt die Katholiken das Gotteshaus verließen und auch der katholische Organist seine Thätigkeit einstellte, gab der protestantische Küster nochmals das Zeichen zu einem protestantischen Bekenntnißlied, das ohne Orgelbegleitung der katholischen Predigt und den Katholiken gleich einem Protest, oft in recht scharfer Tonart, nachgesungen wurde. Auch an rein katholischen Festtagen, wie Mariä Empfängniß,

Frohnleichnam, Allerheiligen u. dgl., kamen die Protestanten mit den Katholiken in dieser Weise zu Hochamt und Predigt; ebenso in der Christmette der Weihnachtsnacht, am Aschermittwoch, an den Freitagen der Fastenzeit und zu den Nachmittagsandachten an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, bei welchen eine Predigt gehalten wurde. Nur bei dem Nachmittagsgottesdienst der übrigen Sonn- und Festtage, bei der Frühmesse des Sonntags und zu den Messen an Werktagen kamen die Katholiken allein zur Kirche. Am 5. Juni 1850 wurde endlich für die Protestanten ein eigenes Bethaus eingeweiht, und durch Vertrag vom 30. November des gleichen Jahres bewilligten ihnen die Katholiken als Ablösungssumme für alle ihre Rechtsansprüche 600 Thaler. Aber auch jetzt noch zog ein Theil der Protestanten, die lutherischen Rüssener, es vor, auf längere Zeit hinaus beim katholischen Gottesdienste zu verharren.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß dieser Zustand, ähnlich wie es nicht selten bei gemischter Kindererziehung in Mischehen ergeht, zu einer Quelle unablässiger Beargwöhnung und kleinlicher, oft mit leidenschaftlicher Erbitterung geführter Streitigkeiten geworden war. Conversionen und selbst gemischte Ehen zwischen Gemeindegliedern gehörten zu den größten Seltenheiten und waren Ereignisse, die fast jedesmal gewaltige Erschütterungen und Aufregungen hervorzurufen pflegten.

Eine merkwürdige Erscheinung anderer Art bietet die Thatsache, daß bei Wiedereinführung der katholischen Religion in den der neuen Lehre anhängenden Theilen des Münsterlandes 1613 von 7 Pfarrgemeinden ein altes Recht in Anspruch genommen wurde, ihre Pfarrer selbst zu wählen. Aber nur eine einzige derselben, die Pfarre Steinfeld, konnte mit einer Urkunde aus dem Jahre 1187 ihr Recht nachweisen. Dieser ist es denn auch ungeschmälert verblieben, freilich als ein immer neuer Anlaß zu erbitterten Kämpfen und Feindseligkeiten und zu einer Kette von Schwierigkeiten für die bischöfliche Behörde (II, 340).

Daß es bei einer solch eingehenden Darstellung, die zum Theil bei den trübsten Zeiten unserer Kirchengeschichte am längsten verweilen muß, an manchem Bilde menschlicher Armseligkeit nicht fehlt, darf kaum überraschen. Ist es ja meistens gerade das Ordnungswidrige und Schlechte, was in den geschichtlichen Documenten am deutlichsten und auch am breitesten seine Spuren zurückläßt. Ueber die Tugenden von Priestern werden nicht Processe und Gerichtsverhandlungen angestellt. Von einer Reihe braver, pflichtgetreuer Geistlichen weiß man außer ihrem Namen kaum etwas anderes, als daß sie in einem an Opfer und Arbeit überreichen Leben zu schweren Anklagen nicht Veranlassung gegeben haben. Immerhin erscheinen trotz der Spärlichkeit der Nachrichten neben dem Auswurf des Apostatenthums und den schwachen Opfern einer bösen Zeit auch prächtige Gestalten von exemplarischen Seelsorgern, die oft auch um das zeitliche Wohl ihrer Gemeinden die größten Verdienste sich erworben haben. Es sei nur hingewiesen auf Männer wie Pastor Krümpelbeck von Lohne (II, 170), Pastor Wassermann von Langförden (II, 63), Pastor Schade von Grapendorf (IV, 232) und andere.

Nicht viel Erfreuliches weiß der Verfasser beizubringen über den eingesessenen Adel, der zum großen Theil der neuen Lehre anhing. Doch bietet das Werk

wenigstens außerordentlich vieles, was für die Geschichte dieser Adelsfamilien, ihrer Verzweigungen wie ihrer finanziellen Auf- und Niedergänge dienlich sein könnte. Eine überaus ehrenvolle Stellung nimmt unter allen die treu katholische Familie der Grafen von Galen ein. Abgesehen ganz von der dominirenden Gestalt eines Bernhard Christoph, des größten der Münsterschen Fürstbischöfe der spätern Zeit, verkündet jeder dieser vier Bände das Lob dieses alten katholischen Stammes. Für mehr als eine der Pfarreien des Oldenburgischen Münsterlandes dürfte der fromme Spruch gelten, den die Franziskaner von Vechta am 13. Juni 1731 in ihren Liber memoriarum eingetragen: „Der Herr segne die edle Familie von Galen und überhäufe ihre Nachkommenschaft mit vielen geistlichen und zeitlichen Gütern für die unzähligen Wohlthaten, welche sie uns erwiesen haben."

Ungemein wohlthuend berührt die Milde, Billigkeit und Gutherzigkeit, welche die Katholiken dieser Gegenden seit der Besitzergreifung durch Oldenburg von seiten ihrer Herzoge ganz unwandelbar erfahren haben. Sind auch nicht alle Härten eines frühern Regierungssystems ihnen erspart geblieben, so ist doch — von Sachsen allein vielleicht abgesehen — kein anderes Regentenhaus in Deutschland, das während dieses ganzen 19. Jahrhunderts eines so wandellos humanen und wahrhaft landesväterlichen Verhaltens gegen die katholischen Unterthanen sich rühmen könnte wie das herzogliche Haus von Oldenburg.

In der Reihe bunt wechselnder Bilder, die in diesen Bänden sich drängen, fehlt auch der Roman nicht ganz. Ein 30jähriger Edelmann, Karl Hubert v. Meurers aus Preysig bei Koblenz, als preußischer Secondeleutnant beim Freicorps von Corbiers in Emden stehend, hatte mit einem braven katholischen Mädchen niederer Herkunft ein Verlöbniß eingegangen. Vergebens suchte sein Oberst ihn auf andere Gedanken zu bringen; die Mesalliance kostete ihn den Abschied von der Armee (15. November 1776). Er zog sich in das entlegene Dörfchen Barßel zurück, um hier seine Ehe abzuschließen. In dem bescheidenen Wirtshaus, wo er Wohnung nimmt, beschäftigt er sich damit, den Kindern des Wirtes Unterricht zu geben. Er entfaltet ganz ungewohnte pädagogische Talente; auch die andern Bauern führen ihm die Kinder zu, und im Handumdrehen ist eine Sommerschule zu stande gekommen, die dem improvisirten Lehrer ein kleines Gehalt abwirft. Ein liederlicher alter Küster von 80 Jahren, der das alleinige Recht des Schulhaltens für sich in Anspruch nimmt, strengt bei der Behörde in Münster Klage an. Gutachten werden eingefordert; Untersuchungen werden angestellt; die Gemeinde spaltet sich in zwei Parteien: Leutnant gegen Küster. Der Pastor, obgleich im Herzen für den Leutnant, muß den Unparteiischen machen. Endlich entscheidet der Sieg für den Leutnant. Zwar muß er sich einem Lehrerexamen unterwerfen, aber er besteht. Bald ist er auch noch Küster, Notar und Chirurg dazu. Als 1784 der gute alte Overberg seine Schule visitirt, findet er sie vortrefflich und spendet dem Talent des Lehrers gutes Lob. Im Jahre 1798, nach 22jähriger Thätigkeit, hatte der ehemalige Leutnant die Genugthuung, auf sein Amt als Lehrer und Küster zu Gunsten seines ältesten Sohnes Johann Wilhelm resigniren zu können. Ihm selbst war noch ein langes Stillleben beschieden; er starb in Barßel 1821. Noch harren seine Schicksale des Dichters.

Neben der Geschichte der Pfarreien nimmt auch die des Franziskanerklosters von Vechta und des Stiftskapitels zum hl. Alexander von Wildeshausen die Aufmerksamkeit des längern in Anspruch. Die Geschichte des katholischen Gymnasiums von Vechta ist als unabhängige Monographie aus dem Rahmen des Werkes ausgeschieden worden. Zur Geschichte der Wohlthätigkeit und Armenpflege finden sich begreiflicherweise manche schätzenswerthe Beiträge, einiges wenige auch zu den Anfängen der Mäßigkeitsbewegung gegen Mitte dieses Jahrhunderts. Auffallend ist die außerordentlich große Zahl von Kirchendiebstählen oft der horrendesten Art in den verschiedensten Pfarreien des Landes. Sie mögen zum Theil aus der furchtbaren Armut einer leidensvollen Zeit sich erklären, verrathen aber doch eine seltene Roheit des Gemüthes und ein starkes Zurücktreten religiöser Empfindung.

Mit den Hauptwerth dieser Bände dürfte wohl dasjenige bilden, was zur Geschichte der Schule beigebracht wird. Freilich waren bei der Noth der Zeit, der großen Armut des Volkes und den einfachern Lebensverhältnissen die Leistungen in diesen Schulen nur bescheiden; aber sie leisteten doch, was nothwendig war. Dabei erfährt der alte Satz, daß die Schule die Tochter der Kirche sei, hier in einer neuen Weise seine Bestätigung. Nicht nur wurden weitaus die meisten dieser Schulen theils aus Kirchenvermögen dotirt, theils von gläubigen Christen aus religiösen Motiven beschenkt: viele derselben verdanken geradezu den freiwillig übernommenen Anstrengungen eifriger Priester und Vermächtnissen aus deren Privatvermögen ihr Entstehen und ihren Fortbestand. Dafür werden prächtige Beispiele erbracht, und es wäre nicht ohne Werth, dieselben in einer Uebersicht zusammenzuordnen.

Mit Rücksicht auf den Reichthum des Inhalts, die Billigkeit im Urtheil und die ganze schlichte, besonnene Art des Verfassers kann man über das verdienstvolle Werk nur Freude aussprechen. Die etwas gar zahlreichen Wiederholungen hätten bei besserer Stoffvertheilung leicht eingeschränkt und die Uebersichtlichkeit der ganzen Anordnung mit mehr Erfolg angestrebt werden können. In dieser Beziehung hätte die vom sel. Herrn Domkapitular Dumont in der Herausgabe geleitete „Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln" als Muster nachgeahmt werden dürfen. Wenn indes, wie zu hoffen steht, der Schlußband gute Register bringt, so wird der Mangel an Uebersichtlichkeit kaum mehr empfunden werden, und für solche, welchen das Werk weniger zur Lectüre, denn als Nachschlagewerk zur Orientirung dient, werden die zahlreichen Wiederholungen eher ein Vortheil als ein Nachtheil sein. Hoffentlich sieht das große Werk schon bald seine Vollendung.

Otto Pfülf S. J.

Tier- und Pflanzenleben im Kreislauf des Jahres. Deutsche Heimat-Bilder. Von **B. Tümler**, Verfasser der Kriegs- und Friedensbilder, der Wild- und Waldbilder. Mit 25 Vollbildern und 82 Illustrationen. 8°. (490 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1898. Preis *M.* 6.

Sinnige Naturbetrachtung verbunden mit einem tiefgläubigen Gemüth das ist der Grundzug des vorliegenden Buches, welches eine Zierde unserer popu-

lären naturwissenschaftlichen Literatur genannt werden darf. Es sind nicht prosaische Beschreibungen, die uns hier geboten werden, sondern lebensfrische Mittheilungen, großentheils anknüpfend an eigene Erlebnisse des Verfassers. Dabei zeigt sich derselbe als ein scharfsichtiger und vielseitiger Kenner der einheimischen Thier- und Pflanzenwelt, der mit seiner feinen Beobachtungsgabe auch eine tiefere Auffassung der Lebenserscheinungen verbindet, indem er im Gegensatz zu der ungläubigen modernen Weltanschauung immer und immer wieder die Spur des Schöpfers in den Geschöpfen findet und auch andere diese Spuren kennen und lieben lehrt.

Schon in der „offenen Frage", welche als Einleitung dient, ist der Standpunkt des Verfassers ebenso bestimmt wie anziehend ausgesprochen. Anknüpfend an das bekannte Gedicht von Guido Görres: „Wer lehrt die Vögel singen so süß und mannigfalt?" — fordert der Verfasser seine Leser auf, mit ihm die Natur als „Bilderbuch Gottes" zu betrachten, welches „die Großthaten unseres Schöpfers und Herrn in bunten Skizzen und farbenreichen Bildern voll Anmuth und Pracht vor die Seele führt".

Der Inhalt des Tümlerschen Buches ist in der That eine Bildersammlung, eine reiche Galerie bunter, lebendiger, wechselvoller Bilder, die nach den Jahreszeiten geordnet sind; durch sie geleitet der Verfasser seine Leser und weiß ihnen bei jedem Bilde etwas Schönes zu erzählen. Im ersten Theile, der die Frühlingsbilder umfaßt, zeigt er ihnen zuerst eine Birkhahnbalz im Hochgebirge, dann des Frühlings Einkehr in unsere heimischen Fluren und der Zugvögel Heimkehr. Darauf besucht er mit ihnen den Liesner Forst bei dem Loener Bruch, um das Frühlingsleben im deutschen Eichenwald zu belauschen. Er belehrt sie hierauf über die Bestäubung der Blüthen, die auch in spätern Bildern, aber stets von einer neuen Seite, wiederkehrt; aber diesmal zeigt er ihnen insbesondere die Windblüthen, deren Befruchtung durch den Wind besorgt wird. Schon ist ein neues Bild da: die insectenfressenden Säugethiere und an ihrer Spitze der Igel. Sein Schutzmittel, bei Gefahr sich zusammenzurollen, wird mit der Bildung eines Carrés in der Schlacht verglichen, indem dabei an das Commando Napoleons bei den Pyramiden erinnert wird: „Fermez le carré! Les ânes et les savants dans le milieu!" Hieran reiht sich die Vogelwelt des Frühlings und ihr Nestbau; wir bewundern die verschiedenen Färbungen der Vogeleier und lernen deren teleologische Bedeutung kennen. Gleich darauf sind wir wiederum mit den Jugendfreunden des Verfassers, Karl und Fritz, im Buchenwald, umgaukelt von Waldschmetterlingen und umblüht von Waldorchideen; die Aufmerksamkeit des Schmetterlingsfreundes fesselt die Jagd auf den schönen Tauspinner, der nur im Mai von 10—12 Uhr morgens fliegt, während der Botaniker einen Strauß der schönsten Waldorchideen sammelt und sie seinen Freunden erklärt. Nun gehen wir an den Teich und beobachten das Leben des Bläßhuhns und des braunen Wasserhühnchens. Dann umfängt uns das feierliche Halbdunkel des alten deutschen Hochwaldes; wir schauen dort den Edelhirsch und hören manche interessante Geschichte über die Hirschjagden und die historisch merkwürdigsten Hirschgeweihe. Hierauf folgt ein neues Bild über die Bestäubung der Blüthen; diesmal werden uns die Wasserblüthen gezeigt und erklärt.

Wie diese Bilder des ersten Theiles, die dem Frühlingsleben angehören, lebensfrisch gemalt und wechselvoll geordnet sind, so auch diejenigen der folgenden drei Jahreszeiten. Man wird nicht müde, sie anzuschauen, zumal ein poetischer Duft sie alle umgibt. Auch die Ausstattung des Buches ist gut und zweckentsprechend, die Abbildungen sind vortrefflich, insbesondere die 25 Vollbilder; dieselben sind von Künstlern wie Specht, Kröner, Mützel, Müller u. s. w. entnommen. Dabei ist der Preis ein mäßiger.

Wir können daher dieses schöne „Tier- und Pflanzenleben" allen Naturfreunden aufrichtig empfehlen. Ganz besonders aber eignet es sich als Geschenk für die Jugend. Der jugendfrische Hauch, der es durchweht, und die Erzählungen aus der Jugendzeit des Verfassers, die es durchweben, werden das Interesse der jungen Leser in hohem Grade fesseln. Die lebhaften Schilderungen werden dem jugendlichen Geiste Interesse an der Naturbeobachtung einflößen und ihm neben ebenso reicher wie angenehmer naturwissenschaftlicher Belehrung auch ein pietätsvolles Verständniß der christlichen Naturauffassung bieten, das in heutiger Zeit doppelt werthvoll ist. Unsere Literatur dürfte wenige Werke besitzen, die diesem Zwecke so gut entsprechen. Deshalb sind wir dem hochw. Herrn Verfasser für seine verdienstvolle Arbeit zum Danke verpflichtet.

E. Wasmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Katechismus des hl. Thomas von Aquin oder Erklärung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Vater unser, Ave Maria und der zehn Gebote Gottes. Zweite Auflage, vermehrt mit einer Beilage von fünf bisher nicht veröffentlichten kleinern Katechismen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von A. Portmann, Chorherr und Professor der Theologie in Luzern, und X. Kunz, Direktor des Lehrerseminars in Hitzkirch. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 455 S.) Luzern, Räber, 1899. Preis M. 1.25.

Thomas von Aquin beweist in seinen populären Erläuterungen der Glaubenslehre, daß er es versteht, sich zum Volke herabzulassen. So müssen die Herren Katecheten den verdienten Uebersetzern dieser 3 opuscula des englischen Lehrers lebhaften Dank wissen und werden gewiß das Buch in ihre Bibliothek aufnehmen. Der Anhang, fünf Katechismen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, erscheint zum erstenmal in deutscher Sprache, eine um so werthvollere historische Beilage, als die Drucke, nach denen übersetzt wurde, mit Ausnahme der vierten Nummer, entweder selten sind oder Theile großer Sammelwerke bilden.

Fr. Francisci de Sylvestris Ferrariensis O. P. **Commentaria in libros quatuor contra Gentiles S. Thomae de Aquino.** Editio novissima ad fidem antiquioris exemplaris impressa novoque ordine digesta cura et studio Joachim Sestili S. Th. Doctoris. gr. 8⁰. Vol. I. (XIII et 654 p.) Vol. II. (XI et 700 p.) Romae, sumptibus et typis Orphanotrophii a S. Hieronymo Aemiliani, 1897 et 98. Preis à *Fr.* 5.

Der Commentar Franz Silvesters von Ferrara aus dem Dominikanerorden zu dem Werke des hl. Thomas von Aquino gegen die Heiden ist eines der werthvollsten Hilfsmittel beim Studium des englischen Lehrers. Darum lag die Ausgabe dieses Werkes dem Heiligen Vater besonders am Herzen. Die alten Drucke waren sehr selten und unbequem. So verdient Sestilis Unternehmen alles Lob. Leider ist der klare Text Silvesters an einigen Stellen durch Anmerkungen, welche von einem vorgefaßten Schulstandpunkt eingegeben sind, verdunkelt.

Le catholicisme et la vie de l'esprit. Par George L.-Fonsegrive. 8⁰. (VIII et 458 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 3.50.

Dieses versöhnliche und geistreiche Buch ist sehr geeignet, manche Mißverständnisse, welche bei Erörterung der alten und der neuen Apologetik die verschiedenen Parteien erhitzten, zu beseitigen oder doch aufzuhellen. Die Verwerfung der altbewährten Methoden erscheint dem Verfasser mit Recht ganz unbegründet. Praktische Rücksichten, die eigenthümliche Geistesrichtung der Leute, welche sich über die Grundlagen des Glaubens unterrichten wollen, werden aber den Apologeten oft zwingen, einen andern Ausgangspunkt zu wählen, neue Argumente vorzubringen, um sich den Auffassungen der Zuhörer anzupassen. Wer wollte das läugnen? Nur sollte man hier von neuen Beweisen sprechen, nicht von einer neuen Methode. Diesen Unterschied hätte Fonsegrive betonen müssen, um die ganze Frage auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Der Herr Verfasser unternahm es nun, eine Art Theorie dieser neuen Beweise zu liefern. Er sucht aus dem modernen Leben und der modernen Wissenschaft die Gedanken auszuschälen, welche allgemein anerkannt und als Gemeingut der Menschheit angesehen werden. In einer Reihe geistreicher Essays voll glänzender Stellen, immer ruhig, sachlich, oft tief und erhaben, weist Fonsegrive nach, daß diese Ideale nur in der katholischen Religion ihre wahre Begründung und höchste Vollendung finden. Man übersehe nicht, daß diese Studien ein erster Versuch sind. So ist die Argumentation manchmal zu aphoristisch; die Schlußfolgerungen wirken nicht immer voll und überzeugend; die Begriffe, auch die philosophischen und dogmatischen, entbehren wohl hie und da der nöthigen Schärfe und Klarheit. Zumal im 7. Kapitel kann die Art und Weise, wie über das Verhältniß des Verstandes zur Thätigkeit gesprochen wird, zu Mißverständnissen führen. Andererseits bewältigt der biegsame Ausdruck Fonsegrives schwere speculative Fragen und führt sie uns greifbar schön und lebendig vor Augen. Der Ton bleibt immer edel: auch die Gegner des Buches und seiner Ideen werden sich nicht zu beklagen haben.

Du doute à la foi. Le besoin, les raisons, les moyens, le devoir et la possibilité de croire. Par le Père François Tournebize S. J. Précédé d'une lettre de M. F. Coppée, de l'Académie française. 3ème éd. 12⁰. (64 p.) Paris, Bloud & Barral, 1899. Preis 60 *Cts.*

Aus der Praxis hervorgegangen, von psychologischem Tact eingegeben, knüpft dieses Büchlein an die Bedürfnisse einer Seele an, welche dem Glauben entfremdet

ward und jetzt das Auge wieder erhebt, um nach einem Lichte auszuschauen, das ihm den Heimweg weise. Gleich anfangs findet man schön und wahr ausgeführt, wie sich alle Fähigkeiten nach dem ruhigen Frieden des Glaubens sehnen, wie das Herz nach dem Glücke ringt, das nur aus dem Glauben erblüht: diesen Augenblick hat der geistreiche Verfasser erspäht, um sein klares, eindringliches Wort an den Freidenker zu richten. Das Eis soll zunächst gebrochen werden; die apologetischen Beweise sind nur kurz angedeutet. Der geistliche Freund, welcher die Umkehr leiten soll, muß in persönlichem Verkehr den Verstand überzeugen. Weiterhin wird sorgfältig die Geistesverfassung gezeichnet, die der Ungläubige sich erringen soll. Demuth muß den Stolz des modernen Gelehrten niederbeugen, Gebet den Verkehr mit Gott eröffnen, Selbstverläugnung dem Herzen die wesentlichen Opfer abzwingen. Recht vernünftige Winke, wie man sich im Zweifel zu verhalten habe, belehren zugleich über die Rolle des Willens beim Glauben. Der Glaube ist eine Gnade; er ist allen, auch den Heiden, zugänglich: diese Doppelwahrheit bildet den Schluß des liebenswürdigen Büchleins. Möge die kleine Schrift, welche den namhaften französischen Dichter und Akademiker Coppée in seiner Bekehrung bestärkt und erleuchtet hat, noch vielen Irrenden die Pfade der Wahrheit und des Friedens ebnen.

Opinions du jour sur les Peines d'Outre-Tombe. Feu métaphorique. — Universalisme. — Conditionalisme. — Mitigation. Par le Père François Tournebize S. J. 12°. (64 p.) Paris, Bloud et Barral, 1899. Preis 60 *Cts.*

Es ist zeitgemäß, zumal in Frankreich, an die kirchliche Lehre von der Strenge und Ewigkeit der Höllenstrafen zu erinnern. Auch wohlmeinende Katholiken bemühen sich hie und da, eine möglichst milde Ansicht über Gottes Strafgerechtigkeit zu verbreiten. Der Herr Verfasser legt einfach die katholische Lehre nach Schrift und Tradition vor. Er übertreibt nirgends. Die Idee von einem rein metaphorischen Feuer erweist er als unhaltbar. Den Universalismus, welcher eine Bekehrung der Verdammten annimmt, den Conditionalismus, welcher von einer Vernichtung oder doch von einem bewußtlosen Leben in der Hölle redet, bekämpft er ruhig aber siegreich. Ebenso weist er die Theorie von einer Milderung der Strafe in die richtigen Grenzen zurück. In Bezug auf die ungetauften Kinder vertritt er die mildeste Anschauung. Das Büchlein verdient alle Anerkennung und weite Verbreitung.

Die Kirchenpolitik der deutschen Katholiken seit dem Jahre 1848 in ihren Zielen und Regeln. Zur Gedenkfeier an die Versammlung des deutschen Episcopats in Würzburg vom 22. Oktober bis 16. November 1848. Herausgegeben von Dr. C. Braun, Dompfarrer in Würzburg. 8°. (56 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis 80 *Pf.*

Es ist vielleicht ein Vorwurf für uns deutsche Katholiken, daß wir zu rasch vergessen. Wenn irgend ein Jahrhundert, so ist das jetzt zur Neige gehende reich an Erfahrung und Belehrung gewesen, die es werth sein würden, dem Herzen jedes Katholiken in klar abgegrenzten Grundsätzen unauslöschlich eingeprägt zu bleiben. Statt dessen scheinen klare katholische Grundsätze nachgerade selten zu werden. Eine große That kirchlichen Sinnes und weiser Erkenntniß war daher der Gedanke, den 50. Erinnerungstag an die für uns zur Epoche gewordene Würzburger Bischofsversammlung durch eine Festfeier zu begehen. Die Reden, die bei dieser Gelegen-

heit gehalten wurden, finden sich hier großentheils abgedruckt mit Beifügung von beherzigenswerthen „Leitsätzen aus der Denkschrift des Episkopates". Eingeleitet werden diese gehaltvollen Stücke durch weiter ausgreifende Zeitbetrachtungen, welche die Festfeier und deren Gegenstand in ihrer tiefern Bedeutung erfassen lassen, und abgeschlossen durch heilsame Nutzanwendungen für Gegenwart und Zukunft. Der besondere Nachdruck, der dabei gelegt wird auf eine würdige Vertretung der katholischen Sache in der Presse, und die Wünsche hinsichtlich einer principientreuen Schulung der katholischen Studenten, scheinen zwar zunächst Verhältnisse im Auge zu haben, wie sie Bayern eigenthümlich sind, entbehren aber deshalb nicht des allgemein Giltigen. Die Schrift ist nicht Sensationsschrift und kennt nichts vom Orakelton. Es sind Rathschläge und Gedanken, Erinnerungen und Warnungen, zwanglos angeknüpft an den Inhalt bedeutungsvoller Reden, durch die das Gedächtniß einer großen Vergangenheit erneuert wurde. Ernsten, denkenden Katholiken, die etwas weiter blicken und es gut meinen mit ihrer Kirche, kann die Schrift manche heilsame Erkenntniß bringen und auch manchen Trost gewähren.

Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Luxemburg. Unter Mitwirkung von Fachgenossen und unter Benutzung amtlichen Materials bearbeitet von Msgr. Paul Maria Baumgarten. Mit einer geographischen Karte in Buntdruck, 60 Tafelbildern, ungefähr 800 Abbildungen im Text und mehreren statistischen Tafeln. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. Folio. (720 S. In 30 Lieferungen à *M.* 1.) 1.—6. Lieferung. (144 S.) Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1899.

Mit den vorliegenden Lieferungen beginnt der zweite Band eines großen literarischen Unternehmens, die Fortsetzung des in diesen Blättern wiederholt zur Anzeige gebrachten und empfohlenen Prachtwerkes „Rom. Das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesamtkirche". Doch bildet dieser Band auch für sich selbst ein abgeschlossenes Ganze, hat seinen selbständigen Werth und ist einzeln käuflich. Wenn bei der Ankündigung des Unternehmens in Aussicht gestellt wurde, daß durch dasselbe vor allem der jetzt herrschenden Vorliebe für geschmackvolle Illustration entgegengekommen werden solle, so ist dieses Versprechen glänzend eingelöst. Die Bilder sind, was Mannigfaltigkeit, Kunstwerth oder actuelles Interesse angeht, geschickt ausgewählt und meisterhaft vervielfältigt. Die zum Theil herrlichen Initialen und Randverzierungen sind aus Handschriften und Kunstwerken deutscher Herkunft mit Sorgfalt ausgewählt. Die Leistenverzierung S. 8, die man in Anbetracht ihrer ursprünglichen Bestimmung an solcher Stelle lieber vermieden gesehen hätte, verdankt ihre Aufnahme wohl auch nur der einschmeichelnden Anmuth ihrer Linien. Interesse erweckt die geographische Karte, auf welcher das Verhältniß der Confessionen in den verschiedenen Kirchenprovinzen der in Frage kommenden Länder durch die Farbengebung anschaulich gemacht wird. Den Text besorgte für die allgemeine Einleitung wie die Vorbemerkung zu der Oberrheinischen und Niederrheinischen Kirchenprovinz der Herausgeber, Msgr. Baumgarten, für die sämtlichen bayrischen Diöcesen Professor Jos. Schlecht. Die übrigen Sprengel im einzelnen sind meist von Diöcesan-Angehörigen bearbeitet; es begegnen uns da Namen wie Domcapitular Höhler, Msgr. Gratzfeld Dr. Pieper, Leimbach u. a. Mit den Autoren wechseln natürlich auch, trotz des gemeinsamen Grundplanes, Ton und Färbung der Darstellung. Bald scheint mehr die Kunstarchäologie, bald mehr

Geschichte und Poesie, bald mehr die socialen und charitativen Einrichtungen, bald die eigentlich kirchlichen und religiösen Interessen im Grundton vorzuherrschen. Durchschnittlich aber wird so viel erreicht, daß trotz anerkennenswerther Kürze mit den wichtigsten statistischen Angaben jedesmal auch das historisch und kunstgeschichtlich Interessanteste im Bereich der einzelnen Sprengel hervorgehoben ist. Ueber Urtheile, Ansichten und Werthmaße könnten in einzelnen Fällen die Meinungen auseinandergehen. Als Ganzes aber bildet das Werk, wenn es nur einmal vollendet vorliegt, ein Mittel der Orientirung über die kirchlichen Angelegenheiten unserer heimischen Diöcesen, wie es sonst nirgends vorhanden ist. Den Personalien von der Gegenwart angehörenden kirchlichen Persönlichkeiten, von denen überdies manche über dem Druck bereits weggestorben sind, ist vielleicht ein unverhältnißmäßig großer Raum zugebilligt worden.

Cardinal Consalvi. Lebens- und Charakterbild des großen Ministers Papst Pius' VII. Von Msgr. Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheim. Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes, Stadtpfarrer in Würzburg. Mit dem Bilde des Cardinals. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 350 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 4.

Bewunderung für einen wahrhaft großen Staatsmann, der zugleich ein würdiger und großer Diener seiner Kirche war, hat den Herrn Verfasser hier zum erstenmal auch auf die Gefilde historischer Darstellung geführt. Es handelt sich für ihn hierbei nicht um Weiterführung der Forschung, sondern um ein übersichtliches Zusammenfassen dessen, was aus Memoiren-Werken, Briefsammlungen u. s. w. bekannt ist, um einem weitern Leserkreis von dem Leben und Wirken des größten päpstlichen Diplomaten ein Gesamtbild zu geben. Den kaum übersehbaren Stoff hat der Herr Verfasser ganz kurz zusammenzudrängen gewußt und ihn mit wohlthuender Wärme belebt. Leider kam das Werk um ein weniges zu frühe, um noch die von P. van Duerm kürzlich veröffentlichte Correspondenz zwischen Consalvi und Metternich benutzen zu können, welche für die zweite Amtsperiode Consalvis von der kapitalsten Bedeutung ist. Ein früheres Werk van Duerms, das allerdings hätte benutzt werden können (Un peu plus de lumière sur le Conclave de Venise, Louvain 1896), scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Nicht nur für eine zutreffendere Darstellung der Vorgänge der Papstwahl, sondern auch für Consalvis große Charaktereigenschaften wäre dort manches zu finden gewesen. Mit der Darstellung der Trauung Josephinens durch Cardinal Fesch werden diejenigen kaum ganz zufrieden sein, welche in der umfangreichen Literatur über Napoleons Ehescheidung sich etwas umgesehen haben. Läge in Wirklichkeit die Sache so einfach, so wäre ohne weitern Federstrich die Angelegenheit entschieden gewesen.

Mémoires de l'Abbé Baston Chanoine de Rouen d'après le manuscript original. Publiés pour la Société d'histoire contemporaine par M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. Tome II. Années d'exil 1792—1803. 8°. (424 p.) Paris, Picard, 1899. Preis *Fr.* 8.

Dieser zweite, abschließende Band des schon früher (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 467) zur Anzeige gekommenen Memoirenwerkes enthält beachtenswerthe Angaben über die Organisation der Unterstützung für die französischen Emigranten in England, bei welcher der Verfasser während eines dreizehnmonat-

tigen Aufenthaltes persönlich mit thätig gewesen ist. Auch über mehrere hohe Würdenträger der in der Verbannung lebenden französischen Hierarchie wie über kirchliche Kämpfe und Spaltungen, namentlich innerhalb der Erzdiöcese Rouen, wird manches Licht verbreitet. Einen großen Theil des Bandes füllen Sittenschilderungen und Beobachtungen, welche der gelehrte Verfasser in Holland und später im Münsterlande zu machen Gelegenheit hatte. Von 1794 hatte er bis Mai 1803 seinen Wohnsitz in Coesfeld, und dort hat er auch die Erinnerungen seines Exiles niedergeschrieben. Zwar sind diese Aufzeichnungen nicht gerade von großem culturgeschichtlichem Werth; aber immerhin bieten sie dem deutschen Leser manches Ansprechende und zuweilen recht Possierliches. Personen aus dem damaligen Münsterlande werden fast gar nicht genannt, und mit geschichtlich bedeutenden Persönlichkeiten Deutschlands scheint der Verfasser in keinerlei Berührung gekommen zu sein. Er erzählt nur im allgemeinen seine Eindrücke und macht zu den beobachteten Eigenthümlichkeiten von Land und Volk in seiner eigenen kritischen Weise seine Glossen.

Johann Tetzel der Ablaßprediger. Von Dr. Nikolaus Paulus. 8°. (VIII u. 188 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis M. 2.50.

Feind und Freund werden übereinkommen müssen, daß hier eine Arbeit vorliegt, welche der ernstesten Beachtung werth ist. Es ist eine mit scharfer wissenschaftlicher Lupe vorgenommene Untersuchung über die ersten Keimansätze der unseligen Glaubensspaltung, die seit drei Jahrhunderten unser Vaterland zerreißt. Auf einer Sachkenntniß beruhend, die an Ausdehnung wie an Sicherheit schwerlich von einem andern Kenner dieser Periode übertroffen wird, dabei voll leidenschaftsloser Ruhe, kann die Schrift nur klärend und belehrend wirken. Dabei ist alles so kurz und nett und doch so gehaltvoll und interessant, daß unter dem vielen Gediegenen, was die Wissenschaft bereits dem Verfasser dankt, dies Werk einen der ersten Plätze einzunehmen verdient. Es handelt sich nicht um eine Ehrenrettung Tetzels; vielmehr wird mit ihm mit unnachsichtiger Strenge ins Gericht gegangen. Es handelt sich auch nicht um eine Ehrenrettung der kirchlichen Organe, sondern bis hinauf zur höchsten Spitze der Hierarchie wird scharf genug auf alles hingedeutet, was eines Tadels fähig ist. Es handelt sich um die kritische Sichtung dessen, was über den Ablaßprediger Tetzel, sowohl in seinen öffentlichen Functionen wie in seinem Privatleben, an Zeugnissen auf uns gekommen ist. Wenn diese Prüfung für die protestantische Geschichtschreibung wie für die protestantische theologische Wissenschaft gerade kein ehrenvolles Resultat zu Tage fördert, so liegt die Schuld davon gewiß nicht an mangelnder Unbefangenheit oder zu geringem Entgegenkommen von seiten des gelehrten Herrn Verfassers. Dieser scheut sich gar nicht, für Tetzel und die katholische Seite auch mit ungünstigern Positionen vorlieb zu nehmen, selbst wo sich zu deren Vertheidigung noch manches sagen ließe. Mit freimüthiger Rüge ist er noch weit weniger zurückhaltend, als wie es einst im Höhepunkt der Gefahr 1523 Cardinal Aleander gegenüber dem Papste selbst gewesen ist. Die Worte aus dem Gutachten des letztern (Döllinger, Beiträge III, 259. 273) hätten verdient, als gewichtiges Zeugniß mit angeführt zu werden. Ueber Tetzels Persönlichkeit glaubt der Verfasser, wie schon F. Falk („Katholik" 1891, I, 497), mit den Anklagen des Pirnaer Mönches das Urtheil besiegelt. Dieses Zeugniß, in spätern Jahren unter dem Eindruck der aus dem Ablaßstreit hervorgegangenen Wirren niedergeschrieben, bewegt sich aber doch gar sehr in Allgemeinheiten und scheint mehr auf Hörensagen und unbestimmten Voraussetzungen zu

beruhen. Tetzels Brief, vom Verfasser S. 34 so streng gerügt, wird je nach den Momenten, die in Betracht gezogen werden, nicht ohne weiteres als grob, herausfordernd und anspruchsvoll zu verurtheilen sein.

Kurze Lebensbeschreibung der ehrw. M. Mechtilde vom hhl. Sakrament Katharina von Bar, Stifterin der Benediktinerinnen der ewigen Anbetung, 1614—1698. Zum Besten einer Stiftung der ewigen Anbetung des hhl. Sakramentes O. S. B. in Herstelle, Diöcese Paderborn. Mit 2 Bildern und einer lithographischen Tabelle. 8°. (VIII u. 176 S.) Paderborn, Schöningh. Preis *M.* 1.20.

Auf das Werk der „Ewigen Anbetung", dessen Verständniß und Verbreitung hat ein spät gegründeter weiblicher Zweig des altehrwürdigsten unserer Orden seit seinem Bestehen (März 1654) bedeutsamen Einfluß geübt. Noch heute blüht dieser Zweig des alten Stammes als lebenskräftige Congregation in fast allen Ländern Europas und übt auf die auserwähltesten Seelen unserer Frauenwelt seine wunderbare Anziehung. Vorliegendes Schriftchen will nun, frei sich anlehnend an ein französisch geschriebenes Werk des Abbé Hervin in Arras, mit der Geschichte der Congregation bekannt machen und in ihren Geist einführen. Es erzählt daher die Gnadenführungen, vermöge deren die Stifterin auf vielverschlungenen Wegen des Kreuzes und der Demüthigung zur Vollendung ihres Werkes gebracht wurde, und verbreitet sich dann über die spätere Geschichte ihres Instituts und über das Leben innerhalb der Häuser der Ewigen Anbetung. Zum Schluß wird besonders verweilt bei den Schicksalen des 1854 ins Leben getretenen Klosters zu Trier, das dem harten Zwang des Culturkampfes die Verpflanzung nach Peppingen in Luxemburg verdankt, und jetzt, nach Heilung der schweren, ihm damals geschlagenen Wunden, im Begriffe steht, durch eine neue Zweigniederlassung auch der Diöcese Paderborn eine Heimstätte der Eucharistischen Sühne zu schenken.

Geschichte des Königlichen Konvikts zu Glatz. Von Oberlehrer Regens Paul Hahnel. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. kathol. Gymnasiums zu Glatz. 4°. (32 S.) Glatz 1899.

Die Geschichte einer auf frommen Stiftungen beruhenden, ursprünglich rein kirchlichen Erziehungsanstalt, die, in staatliche Hände übergegangen, unter der Leitung eifriger Priester auch jetzt noch fortfährt, Gutes zu wirken, ist hier sachlich und fleißig, mit Liebe und Verständniß beschrieben. Verdiente Persönlichkeiten, welche als Leiter der Anstalt vorgestanden, werden zum Theil kurz erwähnt, mit Vollständigkeit nur die, welche im gegenwärtigen Jahrhundert an der Spitze der Anstalt standen. Schüler, die sich in dieser oder jener Weise bemerkbar gemacht haben, werden nur vereinzelt und gelegentlich genannt. Sonst aber ist alles, was für die äußern Schicksale wie die innere Einrichtung der Anstalt von Interesse sein kann, namhaft gemacht worden. Die Darstellung ist knapp, aber stoffreich, dabei klar und übersichtlich.

Geschichte des Bisthums Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. Erster Band. Mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Texte. Lex.-8°. (523 S.) Hildesheim, Lax 1899. Preis *M.* 8.

Das von Dr. Bertram in Folio veröffentlichte Buch „Die Bischöfe von Hildesheim" hat sich eine solche Anerkennung erworben, daß nach kurzer Zeit eine

vollständige Bisthumsgeschichte von ihm erbeten ward. Sie erscheint jetzt in handlicher Form, mit bedeutend vermehrtem, vorzüglich ausgeführtem Bilderschmuck, zu noch geringerem Preise als jenes verhältnißmäßig so billige Werk. Ein besonderer Vorzug derselben ist begeisterte Liebe zur Vaterstadt, zu ihrer Vorzeit, ihren Denkmälern und ihrer Diöcese; sie hat die Darstellung belebt, ohne die objective Ruhe und die Achtung der Wahrheit zu beeinträchtigen. Eingehender werden wir nach Erscheinen des zweiten Bandes, also nach Abschluß des schönen Werkes, auf dasselbe zurückkommen.

Die Kreuzigung Christi in der bildenden Kunst. Eine ikonographische und kunsthistorische Studie von Michael Engels, Maler und Professor des Zeichnens am Athenäum zu Luxemburg, Corresp. Mitglied der hist. Sektion des Großhzgl. Instituts. Mit einem Titelbilde und 94 Abbildungen auf 42 Tafeln in Lichtdruck. 4°. (96 S.) Luxemburg, St. Paulinus-Gesellschaft, 1899. Preis *M.* 8.

Der Verfasser hat sich bereits durch mehrere beifällig aufgenommene Werke vortheilhaft bekannt gemacht. In drei derselben behandelte er seine Vaterstadt Luxemburg, in einem die Ikonographie Gottes und der Engel. Der Schwerpunkt des vorliegenden besteht wiederum in dem reichen, werthvollen Illustrationsmaterial, das nicht nur ältere, durch die Kunstgeschichten oft vorgeführte Bilder der Kreuzigung, sondern auch viele neuere, weniger bekannte in guten Reproductionen mittheilt. Als ausübender Künstler steht der Verfasser mehr auf dem ästhetischen und praktischen Standpunkt als auf dem historisch-archäologischen der Gelehrten. Er bewahrt sein richtiges Urtheil auch den Modernen gegenüber und verurtheilt mit richtigem Tact die neuesten Versuche, die Kreuzigung, das höchste Geheimniß des Christenthums, aus der Sphäre des Idealen in die krasse Wirklichkeit einer Henkerscene herabzuziehen. Sein Buch wird, wenn es auch hinsichtlich der mittelalterlichen Kunstwerke die Höhe der heutigen Detailforschung nicht erreicht, gewiß belehrend wirken und durch seine Bilder bleibenden Werth behalten.

Das Leben der Heiligen von Dr. Franz Hergenröther, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit und Domkapitular in Würzburg, reich illustrirt mit 12 Aquarellminiaturen und mehr als 1000 auf das Leben der Heiligen bezüglichen Compositionen. Mit einem Begleitworte Sr. Gnaden, des Hochw. Herrn Augustinus Egger, Bischof von St. Gallen. Einsiedeln, Benziger, 1899. 12 monatliche Lieferungen à *M.* 3.

Für jeden Tag des Jahres ist ein Heiliger ausgewählt, dessen Bedeutung und Lebenslauf dargelegt wird. Auf deutsche Heilige (Guntram, Meinrad, Mechthilde u. s. w.) scheint besondere Rücksicht genommen. Eine sehr gewählte Sprache und große Kürze zeichnen die Skizzen aus. Die Rahmen, welche jede Seite des Buches einfassen, sind in geschickter, oft geistreicher Weise zur Illustration des Lebens desjenigen Heiligen benutzt, das der Text schildert. Natürlich müssen einzelne Rahmen wiederholt verwendet werden; sie kehren aber nicht häufig wieder und nicht an hervorragender Stelle. Die als Fries gedachten Aquarellimitationen geben Gruppen von processionsweise dahinschreitenden Heiligen. Die Schar der Apostel, die der heiligen Bischöfe und Bekenner und die der heiligen Berufspatrone sind besser dargestellt als die der heiligen Büßerinnen. Bei allen würde eine etwas mehr fortschreitende Bewegung und eine höhere Idealisirung einen befriedigendern Eindruck machen.

Vier unvergleichliche Photographien, nach dem Kohlenverfahren hergestellt von der Missionsdruckerei Steyl bei Tegelen (Limburg, Holland). Preis à *M.* 3.

Die vier Blätter bieten die Darstellung des heiligsten Herzens Jesu nach v. Oer und drei von Lamers gemalte Bilder: die Geißelung Christi, Veronika reicht Jesus ihr Schweißtuch und die Herabkunft des Heiligen Geistes. Die v. Oer-schen Malereien sind genugsam als klar, ansprechend und fromm bekannt. Lamers tritt hier in gewinnender Weise vor die Oeffentlichkeit. Es zeigt sich in seinen Compositionen ein sehr anerkennenswerthes Streben, unter Anlehnung an christliche Meisterwerke dieser oder jener Zeiten die Scenen im Stile der Niederländer um 1500 zu geben. Wenn auch in seinen Werken die verschiedenen benutzten Vorbilder noch etwas zu sehr aus der neuen Schale und Form herausgefühlt werden, so wird doch der Meister bei seinem Fleiße sicher zu selbständiger Einheit und Abgeschlossenheit gelangen. Alle vier Blätter sind schön und in vortrefflicher Technik hergestellt.

Miscellen.

Ein neuer Mahnruf an die Verbreiter des populären Materialismus. Bei früherer Gelegenheit wurde der sogen. populäre Materialismus in diesen Blättern (Bd. LV, S. 486 ff.) einer eingehenden Würdigung unterzogen. Was damals unter besonderer Berücksichtigung Büchners, des „freien Denkers", welcher auch „am Sterbelager des Jahrhunderts" sein allerdings auf sehr „freien" Gedanken beruhendes Programm nicht aufzugeben gesonnen war, erörtert wurde, gilt selbstverständlich auch von E. Haeckel und manchen andern, welche zur Fahne „Mechanische Welterklärung" geschworen haben und in erstaunlichem Wetteifer die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts mit ungezählten Schriften und Schriftchen überschwemmt haben, sämtlich angefüllt mit derselben reclamenhaften Anpreisung, populären Zustutzung, siegesgewissen Sprache — eine wahre Sint- und Sündfluth für die moderne Menschheit. Und dabei beanspruchen solche Schriftsteller das Verdienst, daß sie thätig sind für die Popularisirung der neuen Errungenschaften der Wissenschaft. Freilich ist die Zauberkraft der Parole „Mechanische Welterklärung" in den Kreisen der Gebildeten bedeutend geschwunden; sie ist wie die Farbe auf den Flügeln eines verflogenen Schmetterlings geworden. Dies zeigte sich recht auffällig beim jüngst erfolgten Tode Büchners in einer Anzahl von Nekrologen liberaler Zeitschriften und Zeitungen, welche die Weltanschauung Büchners schroff ablehnten. Und von berufener Seite der Wissenschaft hat dieser seichte Materialismus schon manchmal den wohlverdienten Fußtritt bekommen.

Anlaß, auf diese Verurtheilung des Büchnerschen Materialismus durch die Wissenschaft zurückzukommen, bietet uns eine Festfeier, welche im Februar dieses

Jahres in Berlin begangen wurde zu Ehren eines Mannes der Wissenschaft, der in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sich unermüdlich botanischen Studien und in besonderer Weise gerade den mechanischen Problemen an dem Pflanzenkörper gewidmet hat. Diese Feier gab der Oeffentlichkeit Gelegenheit, zu erfahren, wie der Gefeierte — es ist Geheimrath S. Schwendener, Professor der Botanik an der Berliner Hochschule — und mit ihm viele Botaniker der Gegenwart über eine „mechanische Welterklärung" denken. Es liegt uns gedruckt vor die „Rede beim Festmahl zur Feier der Vollendung des 70. Lebensjahres des Präsidenten der Deutschen Botanischen Gesellschaft, S. Schwendener, am 11. Februar 1899 zu Berlin gehalten von G. Haberlandt". Der Festredner ist Vicepräsident der Deutschen Botanischen Gesellschaft und Professor der Botanik an der Universität Graz. Weitern Kreisen bekannt durch sein lehrreiches und fesselnd geschriebenes Buch „Eine botanische Tropenreise" und bei seinen Fachgenossen hochangesehen wegen seines Lehrbuches der physiologischen Pflanzenanatomie sowie einer stattlichen Reihe von Specialarbeiten, ist Professor Haberlandt jedenfalls befähigt, sowohl den Werth der Arbeiten Schwendeners richtig zu schätzen als auch uns einen Einblick thun zu lassen in die Anschauungen, welche wenigstens bei einem recht großen Theil der modernen Botaniker die herrschenden sind.

Wir heben einige Sätze aus Haberlandts Rede aus. Anknüpfend an das vor 25 Jahren erschienene Werk Schwendeners „Das mechanische Princip im anatomischen Bau der Monokotylen" führt der Redner aus: „Schon der Titel des Werkes bedeutet ein neues Programm." In dem Werk erfolgte der Nachweis, daß die Pflanzen „ein mechanisches System besitzen, in dessen Aufbau die Principien der theoretischen Mechanik in geradezu staunenerregender Weise zur Geltung gelangen.... Das Bahnbrechende dieser Leistung reicht aber, wie alle Fachgenossen wissen, über die Entdeckung eines bestimmten anatomisch-physiologischen Gewebesystems weit hinaus. Daß sich im innern Bau der Pflanzen eine weitgehende Zweckmäßigkeit geltend macht, daß Bau und Function bis in kleinste Details zusammenpassen, und daß dies alles planmäßig erforscht sein will, das war das Unerhörte, von Grund aus (?) Neue, was damals die botanische Welt in Aufregung versetzte. ... Die Einführung teleologischer Betrachtungsweise in die Anatomie der Pflanzen wirft auch ein bemerkenswerthes Streiflicht auf die wissenschaftliche und philosophische Vorurtheilslosigkeit und Ursprünglichkeit des Gefeierten. ... Es hat ihn ... kein philosophisch-metaphysisches Bedenken, kein Ignorabimus davon abgehalten, die Zweckmäßigkeit im Bau der Pflanzen als etwas unumstößlich Gegebenes tendenzlos hinzustellen. Wir können die Zweckmäßigkeit der organischen Natur in ihrem Zustandekommen nicht erklären. Begnügen wir uns, sie zu erkennen und zu beschreiben. Diese Objectivität und Zurückhaltung von seiten eines Forschers, von dem man seiner innersten Veranlagung nach ein streitbares Bekenntniß zur rein mechanistischen Weltauffassung erwarten möchte, ist in der Zeit des aufstrebenden Neovitalismus doppelt hoch anzuschlagen. ... Die große Kunst, mit der der Jubilar die mechanischen Probleme der Botanik zu formuliren und zu lösen versteht, hat ihn niemals verleitet, mit mechanisch-physikalischen Erklärungsversuchen hervorzutreten, wo das geheimnißvolle Kräftespiel des lebenden

Protoplasmas der mechanistischen Auffassung Schwierigkeiten bereitet, die vielleicht niemals zu überwinden sein werden. . . . Er hat sich nie geweigert, dem räthselhaften Leben zu geben, was des Lebens ist." Schließen wir mit einem Satze über Darwins Selectionstheorie. „Schwendener ist dieser Lehre stets mit abwartender Zurückhaltung gegenüber gestanden."

Der Toulouser Verein für die im Greisenalter Verlassenen. Am 9. Januar 1886 beschlossen drei junge Arbeiterinnen aus Toulouse, ihre Sonntage der Pflege armer, verlassener Alten zu widmen, welche keine Aufnahme in den Hospitälern finden konnten. Im Jahre 1898 war die Zahl der Mädchen auf 800 gestiegen; 800 Alte wurden regelmäßig besucht und getröstet. Das Werk fand in Paris, Lyon, Lille, Bordeaux, Marseille und andern Städten Nachahmung. Gleich von Anfang an bemühte sich der Rathgeber der jungen Wohlthäterinnen, P. Sécail S. J., das Unternehmen zu einem Werk geistlicher Barmherzigkeit zu stempeln. Die Besucherinnen sollten vor allem durch christlichen Zuspruch und Trost der Seelennoth dieser verlassenen Armen beispringen. Um diese übernatürliche Auffassung in sich selbst zu erhalten, versammelten sie sich zunächst unter sich ein- oder zweimal im Monat, erneuerten sich in ihrem Vorsatz, theilten sich ihre Erlebnisse mit und schöpften neuen Muth. Bald ernannte der hochw. Erzbischof Cardinal Desprez P. Sécail zum Leiter des Vereins, welcher sich nach und nach schärfer organisirte. Man nahm das Princip der kleinen Gruppen an: es bildeten sich verschiedene Abtheilungen zu je 10 Mädchen, jede mit einem Oberhaupt; jeder einzelnen Arbeiterin wurde ein einziger Greis oder eine alte Frau überwiesen. So war keine überbürdet; jede konnte sich ganz ihrer Aufgabe hingeben. Am Anfang jedes Jahres erhalten die Pfarrgeistlichen die Namen der Verpflegten und ihrer Wärterinnen. Die jungen Wohlthäterinnen üben natürlich auch alle Werke leiblicher Barmherzigkeit mit erstaunlichem Opfersinn aus; aber bei den Versammlungen wird immer fleißig nachgeforscht, ob die Werke geistlicher Barmherzigkeit nicht vernachlässigt wurden. Am zweiten und vierten Sonntag des Monats finden diese Vereinsversammlungen statt; viermal jährlich versammelt sich der Rath. Da ein armes Arbeitermädchen bei den Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt keinen großen Credit hat, gründete die vornehme junge Damenwelt einen Schutzverein, welcher die Aufnahme der guten Alten in Spitäler u. s. w. betreibt. Ein Comité verheirateter Damen sorgt für die nothwendigen Almosen, Leinen, Kleider, Lebensmittel. Die Besuche bleiben aber ausschließliches Vorrecht der armen Arbeitermädchen. Diese Organisation hat sich vortrefflich bewährt. In zwei Broschüren, welche über dieses Werk erschienen sind (Notice sur l'œuvre des vieillards délaissés et rapport du R. P. Sécail, directeur de l'œuvre, Toulouse, Imprimerie catholique Saint-Cyprien, 1899; und Oeuvre des vieillards délaissés à Toulouse, allocution par le P. Pierre Suau S. J., Toulouse 1898), finden sich schöne, ergreifende Züge.

Waren die Alten ehedem nachlässig im Empfange der heiligen Sakramente, erhalten sie jetzt ihre Ostern, und keiner stirbt ohne die Tröstungen der Religion. Waren sie bis dahin mürrisch und verbittert, so lernen sie von ihren [illegible]

Sanftmuth und Liebe. Vor einiger Zeit fand eine Wallfahrt nach Lourdes von Toulouse aus statt. Man bettelte so fleißig, daß ein Extrazug für die 220 Alten mit ihren Wärterinnen bestellt werden konnte. In Lourdes war für ihr Unterkommen trefflich gesorgt. Bei allen Processionen bekamen sie den Ehrenplatz. Eines Sonntags besuchte eine Arbeiterin die ihr anvertraute alte Frau. „Heute werdet Ihr mit mir zufrieden sein," rief die Alte. — „Was habt Ihr denn so Schönes gethan?" — „Nun, man brachte mir diesen Morgen einen Rock zum Steppen, und ich sagte: ‚Geht mit eurem Rock. Die alte Mion arbeitet nicht mehr des Sonntags.' ‚Wie? antwortete man mir, seit wann arbeitet die alte Mion nicht mehr am Sonntag?' ‚Seitdem sie gelesen hat, was alles die Heiligen gelitten haben, um Gott nicht zu beleidigen.' Das ist wahr, meine Kleine, seitdem Ihr mich diese Geschichten der Martyrer lesen ließet, die sich lieber todtschlagen ließen, als daß sie sündigten, kommt mir Gott so groß vor, daß ich ihn nicht mehr beleidigen will."

So hat die christliche Charitas eine neue, liebliche Blüthe gezeitigt. In die entlegensten Winkel, wo nur Unglück und Sünde herrschten, drang ein Lichtstrahl echt katholischer Liebe, und mit ihm zogen Glaube, gute Sitte und fröhlicher Friede ein.

Ueber das Verdursten. Schon manchem Leser hat sich ohne Zweifel bei der Lectüre von Kriegsgeschichten oder von Reiseschilderungen oder von andern Abenteuern die Wahrnehmung aufgedrängt, zu welcher Gefahr der Wassermangel und zu welcher Qual der dadurch entstehende Durst für den Menschen werden kann. Da indessen fürs gewöhnliche der ganze Verlauf der Dinge nur mit einer Erwähnung der Thatsachen abgethan wird, so kommt man nicht so leicht zu einer genauern Vorstellung der entsetzlichen körperlichen und geistigen Marter, welche dem Verdursten vorauszugehen pflegt.

Nicht ohne Interesse dürfte daher die Beschreibung sein, welche Professor McGee in The Atlantic Monthly, Boston 1898, über die physiologischen Wirkungen des Durstes in seinen verschiedenen Graden gibt. Diese Schilderung, die auch im „Globus", Bd. 74 (1898), S. 66, deutschen Lesern schon theilweise zugänglich gemacht worden, führt uns die kleinsten Einzelheiten und die Schrecknisse jener furchtbaren Qual von dem ersten Verlangen nach Wasser bis zum Tode des armen Opfers in ergreifender Klarheit vor Augen.

McGee hat 1894 eine wissenschaftliche Expedition in das Gebiet der bis dahin kaum gekannten Papagos und Seri-Indianer von Arizona und Sonora in Mexico unternommen, und er mußte dabei Gebiete passiren, die an Oede und Wassermangel der Sahara gleich sind, so daß der Reisende, wenigstens zum Theil, wohl aus eigener Erfahrung seine Schilderung des Durstes in der Wüste geben wird.

Zunächst erzählt uns McGee von dem Death valley im Innern Papagerias, am Wüstenrand von Arizona und Sonora. Monatelang erhebt sich die ständige Temperatur im Schatten auf 45° C. und darüber. Die Luft ist so trocken, daß ein Gefäß voll Wasser bald verdampft, und daß kein Tropfen Schweiß

auf Pferd und Reiter zu sehen ist. Der Erdboden ist hart wie gebrannter Thon und so heiß, daß die unbeschuhten Füße verbrannt werden. Die einzigen Pflanzen, die einer derartigen Hitze standhalten können, sind die wasserführenden Monstrositäten des Pflanzenreiches, wie Cacteen und Agaven. Die Indianer selbst sehen aus wie halbgedörrte Mumien. „Hier haust der Durst, und in der Sonne bleichen die Skelette und grinsen die Todtenschädel, Zeugniß ablegend von diesem schrecklichen Gespenst."

McGee unterscheidet je nach der Trockenheit der Luft fünf Stufen des zum Tode führenden Durstes.

In der ersten Stufe wird der Mund trocken und heiß. Eine Spannung in der Kehle erzeugt unfreiwillige schluckende Bewegung und beugt das Kinn. Die Stimme ist gewöhnlich heiser, das Genick schmerzt zeitweise, und ein Gefühl des Unbehagens oder, indem es sich steigert, der Aufregung stellt sich ein. Dieses Gefühl wird etwas bemeistert, indem der Durstende ein Steinchen oder einen abgebrochenen Zweig in den Mund nimmt, wodurch der Speichelfluß gereizt und die Mundhöhle etwas befeuchtet wird. Die Unannehmlichkeit wird gemildert schon durch eine ganz geringe Wasseraufnahme, und der Durst steht noch theilweise unter der Controlle des Dürstenden oder überwiegt jedenfalls nicht andere, die Nerven und das Sinnenleben besonders reizende Eindrücke. Ist z. B. das gefundene Wasser schmutzig oder übelriechend, so genügt ein halbes Glas, und wenn ein Haar oder ein Insect darin herumschwimmt, ist es mit noch weniger gethan. Kann aber der Labetrunk nicht gefunden werden, so nimmt die fieberische Aufregung sehr schnell zu. Diese Verfassung nennt McGee den „beklagenswerthen Zustand".

Im zweiten Stadium des Durstes steigt das Fieber. Der spärliche Speichel und Nasenschleim schäumt träge an den Lippen und an der Zunge, klebt an den Zähnen, erschwert das Sprechen und läßt die Zunge am Gaumen kleben. Man fühlt sich, als hätte man in der Kehle einen Klumpen, der mit Schnüren aufgehängt ist. Vom Kehlknorpel laufen die eingebildeten Cordeln gegen die Ohren, und instinctiv sucht die Hand immer wieder diese lästigen Bande zu lösen. Man bringt es aber nur fertig, den Kragen zu öffnen, den Hals bloßzulegen und so noch mehr Haut der Verdunstung auszusetzen. Der Kopf pocht rasch, und mit jedem Schlag arbeitet das Genick, wobei die Schmerzen scheinbar das Rückgrat hinablaufen. Manchmal klingen die Ohren. Die Töne wechseln von feinem Saitenklingen bis zum Getöse eines unterirdischen Zuges, der in einen Tunnel mit Donnern und Brausen einläuft. Die Einbildung ist launenhaft. Sie zaubert springende Quellen und grünenden, saftigen Blätterschmuck in die Ferne. Das Gefühl der Unbehaglichkeit wächst zu starker Erregbarkeit. Krankhafter Reiz zur Bewegung und zur Thätigkeit macht plötzlich einer völligen Lethargie Platz. Wenn allein, ist der Durstende verdrießlich, still, oft zu plötzlichen Selbstgesprächen geneigt; ist er mit andern zusammen, tritt eine erhöhte Neigung zum Sprechen ein, die aber nur ein Wort zum Gegenstand der Unterhaltung hat: Wasser. In diesem Zustand ist das Gesicht zusammengefallen und gedrückt, die Augen blutunterlaufen und voll Thränen. Die Bewegungen [illegible]

Sprache launisch wechselnd. Der Leidende gleicht einem wandernden Fieberpatienten ohne Pflege. Erleichterung tritt ein durch den Genuß von zwei oder drei Liter Wasser auf ein- oder zweimal getrunken. McGee nennt diesen Zustand cotton mouth, „Baumwollmund", „beginnende Verschmachtung".

Im dritten Grade des Durstes verwandelt sich der Mundschaum in einen zähen, Collodium ähnlichen Ueberzug, welcher die Lippen zusammenpreßt und zu einem sardonischen Lächeln verzieht. Bald aber verzerrt sich das Gesicht zu einem häßlichen Grinsen. Von den Zähnen löst sich das Zahnfleisch, und das frei werdende Blut stockt zu unförmlichen Klümpchen. Die Zunge ist mit Schleim bedeckt, und die Sprache kommt heiser und schwierig, gleich einem unterdrückten Bellen, aus dem Munde. Der Kopf fühlt sich, als wäre er in Eisen gespannt. Der Leidende nimmt den Hut ab, findet aber keine Erleichterung. Das Genick und die Hälfte des Rückgrates gleichen einer stark gepreßten, geschwollenen Beule, welche, durch einen Lanzettenstich durchstoßen, flammend auf- und niederzuckt. Mit jedem Herzschlag fühlt man den klopfenden Schmerz durch den ganzen Körper. Allerlei Hallucinationen schwirren vor dem Gesichte hin und her. Im Ohre saust und knackt es. Die Augen thränen, aber nur, um sofort zu vertrocknen. Der Augapfel tritt zurück. Eine Gefühllosigkeit bemächtigt sich des Gesichtes, der Hände und schließlich des ganzen Körpers, und in dem Grade, wie sie zunimmt, steigert sich die Betäubung des ganzen Organismus. Um diesen qualvollen Zustand zu enden, ist Wasser das einzige Rettungsmittel. Ungeachtet der größten Unreinlichkeit wird es von dem durstenden Menschen gierig verschluckt. Freilich ist die größte Vorsicht geboten, da eine rasche Uebersättigung leicht den Tod im Gefolge haben kann. McGee nennt diesen Zustand den der shrivelled tongue, der „zusammengeschrumpften Zunge".

Die eben geschilderten Stufen des Verschmachtens dürfte der Afrikareisende Nachtigall auf seiner Reise durch die Sahara durchgemacht haben. Seine ausgezeichnete Darstellung der Durstqualen, die sich im ersten Band S. 241 des Werkes „Sahara und Sudan" befindet, möge hier eingeschoben werden.

„Bald erhob sich der größte Feind des vom Durst gequälten Menschen, die Sonne, zu bedenklicher Höhe. Glühend sandte sie ihre Strahlen auf die dunkeln Felsen der Flußufer und auf den hellen Sand zwischen denselben (im ausgetrockneten Flußbett). Strahlung und Rückstrahlung versetzten uns bald in ein Meer von Gluth. In ihm erstirbt die für Momente aufflackernde Thatkraft, droht der kaum angefachte Hoffnungsschimmer schnell wieder zu erlöschen. Furchtbarer Durst stellte sich ein. Die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhäute wurden ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt. Um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schließen. Kein erfrischender Wind erreichte uns in dem engen Thale. Die Augen brannten schmerzhaft. Die Ermattung wurde grenzenlos. . . . Zweimal legte mein ermattetes Kamel trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einen stachelichten Baum, und zweimal gelang es mir durch Verdoppelung der Züchtigung, das arme Thier zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Doch als dasselbe sich in der Mitte des Vormittags zum drittenmal in das Geäste einer Akazie gedrängt und niedergelegt hatte, war es durch nichts mehr zu bewegen, den Platz aufzugeben.

„Die Sonne stieg höher. Die Minuten schlichen mit aufreibender Langsamkeit dahin. Furcht und Hoffnung hielten abwechselnd den Rest unserer Lebensgeister wach. Doch allmählich wurden wir stiller und stiller. Kein Geräusch störte die Grabesstille der umgebenden Natur. Keine Bewegung milderte das todte, starre Aussehen der düstern Felsen. Kein Windeshauch ließ die Dornzweige und die wenigen Blättchen der elenden Akazie auch nur erzittern. . . . Kein Schlaf wollte mich der drohenden Gegenwart für einen Augenblick entrücken. Bald lehnte sich meine ganze Hoffnungskraft in momentaner Energie gegen ein so frühes Ende meiner afrikanischen Laufbahn auf. . . . Bald gedachte ich in schmerzlicher Rührung der zahlreichen Freunde, bald suchte ich einen vorübergehenden Trost in dem fatalistischen Gefühl der Ergebung in das Unvermeidliche. . . .

Allmählich wurden diese Gedanken zu unbestimmten Empfindungen, verwischten sich in Träumereien, in denen ich meine Umgebung sah, ohne in ihr zu leben, in denen Bilder aus meiner Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart verschmolzen und ich mir nicht mehr klar bewußt werden konnte, ob ich in der fernen Heimat oder am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte.

„Zuweilen wurde ich noch aufgerüttelt in meinem Traumleben, wenn stechende Sonnenstrahlen mein Gesicht trafen, oder wenn Sa'ad (der Begleiter) in neu erwachender Glaubensgluth seine Gebete inniger murmelte. Doch bald schwand alles, Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, die drohende Todesgefahr und die niemals ganz ersterbende Hoffnung, und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiß, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewußtlosigkeit eines nahen Unterganges war. Ich kann nicht sagen, wie lange dieser nicht gerade qualvoll zu benennende Zustand dauerte, in dem meine Sinnesorgane Eindrücke von außen aufnahmen, ohne daß dieselben zu richtigem Bewußtsein gelangten.

„Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege gerade auf unsere Akazie los und trug sie nicht gar einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen, Hörner und Bart gesehen zu haben. Freilich war es ein Mensch, ein heiß ersehnter Mensch, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns Bisra in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns bei unserer Schwäche und Reizbarkeit Thränen der Rührung auspreßte. . . .“

So ungefähr ergreift also die Qual des Durstes den unglücklichen Reisenden in den drei ersten Stadien.

Mit dem vierten Grade des Austrocknens der Gewebe beginnt eine neue Phase des Durstes.

Die Kollodium gleiche Bedeckung der Lippen bricht auf und fällt ab. Es entstehen Risse in der Haut und in dem darunter liegenden Fleisch, so daß verdicktes Blut und Serum ausgeschwitzt wird. Dieser Ausfluß verdunstet ebenso rasch, wie er sich bildet, und der Rückstand vertrocknet an der Oberfläche der Haut. Jeder Hautriß ist eine entzündende Wunde, und das Aufbrechen der

Haut nimmt zu, bis auch die Lippen davon ergriffen sind und geschwollene Massen von rohem und eiterndem Fleisch vorstellen. Gaumen und Zunge werden ebenfalls angesteckt. Wenn dann die ausgeschwitzte Flüssigkeit in Mund und Kehle tropft, kommt die Zeit des Deliriums. Phantasiebilder umgaukeln den brennenden Kopf. Es erscheint die Oase in der Wüste mit ihren Palmen und dem springenden Quell des lebenspendenden Wassers. Die zusammengeschrumpfte Zunge schwillt schnell, preßt sich gegen die Zähne, treibt die Kinnbacken auseinander und liegt im Munde wie ein dampfender Schwamm. Die Augen schwitzen in Wahrheit „blutige Thränen", und in dem Grade, wie die geronnenen Blutstropfen herabrinnen, erscheinen die aufgesprungenen Wangen wie mit rohem Fleische verbrämt. Der Kampf um Leben und Tod im Genick dauert fort. Der Herzschlag, erst stark, wird schwächer, je mehr die Haut sich öffnet. Die Finger greifen mechanisch über die geschwollene Zunge und über die Lippen, ohne daß dieses Zerren irgend welches Gefühl hervorbringt, bis auch sie selbst anfangen zu schwellen und aufzuspringen. Im Gaumen hat man das Gefühl einer schweren Masse, und traumhafte Erscheinungen stellen sich ein. Die Gedanken sind nur mehr schwach aufleuchtende Blitze.

In diesem Zustande ist Hilfe nicht mehr möglich, außer wenn Wasser sehr vorsichtig eingeflößt wird, welches aber öfter schmerzhaft als lindernd wirkt.

Ohne Wasser tritt Wahnsinn ein. Dieses ist der Zustand des blood sweat, des „Blutschweißes".

Im letzten Stadium des Verdurstens sind die äußern Symptome wenig verändert. Nur nimmt die völlige Austrocknung des ganzen Körpers zu. Der bis zum äußersten erschöpfte Wanderer reißt sich das Haar vom Kopfe und greift in seiner Verzweiflung in Dornen und Cactusstauden, deren Stacheln ihm das Fleisch durchbohren, statt ihm das kühlende Naß zu geben. In diesem Zustand gibt es keine Rettung mehr. Da thut endlich der Tod sein Letztes.

McGee schließt seine schreckliche Schilderung: Ein nur dürftig gekleidetes Kind verlor sich in der Majovewüste, bevor die verzweifelnde Mutter daran dachte, daß die am Boden sich hinziehenden Schlingpflanzen die Spur angeben würden. Dreißig Stunden weit konnte nun die Spur des Kindes verfolgt werden, und endlich fand man es gänzlich zerfleischt an einer Cactusstaude hängen. Offenbar war das arme Kind blind darauf zugerannt in der Hoffnung, dort Stillung seines Durstes zu finden.

Von solcher Art ist der Tod des Verdurstens.

Die marxistische Theorie der modernen Gesellschaft und ihrer Entwicklung im Lichte der Bernsteinschen Kritik.

Zur reinen Theorie des Marxismus rechnet Bernstein neben der materialistischen Geschichtsauffassung auch die Marxsche Darstellung der Natur und des Entwicklungsganges der kapitalistischen Gesellschaft.

Den Angelpunkt der Oekonomie der kapitalistischen Gesellschaft aber bildet der Mehrwerth [1].

Der Werth der Waren besteht in der modernen Gesellschaft nach Marx in der auf sie aufgewendeten gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen durch Zeit. Was der Kapitalist an vergangener — wir können auch sagen: todter — Arbeit in Form von Rohstoff, Hilfsstoff, Maschinenabnutzung und andern Unkosten in die Production gesteckt hat, erscheint im Werth des Products unverändert wieder. Anders verhält es sich mit der aufgewendeten lebendigen Arbeit. Diese kostete den Kapitalisten den Arbeitslohn; sie bringt ihm einen diesen übersteigenden Erlös, den Gegenwerth des Arbeitswerthes. Der Arbeitswerth ist der Werth der in dem Product steckenden Arbeitsmenge, der Arbeitslohn ist der Kaufpreis der in der Production aufgewendeten Arbeitskraft. Preis bezw. Werth der Arbeitskraft sind bestimmt durch die Unterhaltungskosten des Arbeiters, wie sie dessen geschichtlich ausgebildeten Lebensgewohnheiten entsprechen. Die Differenz zwischen dem Gegenwerth (Erlös) des Arbeitswerthes und dem Arbeitslohn ist der Mehrwerth, den möglichst zu erhöhen und jedenfalls nicht sinken zu lassen das natürliche Bestreben des Kapitalisten ist.

Die Verwerthung der Arbeitskraft des Arbeiters durch den Kapitalisten erscheint hiernach als eine an dem Arbeiter vollzogene Ausbeutung.

[1] Bernstein, Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 37.

Der Arbeiter erhält im Lohne den Tauschwerth seiner Arbeitskraft, aber weniger als den Werth der von ihm geleisteten Arbeit, der in dem Producte steckenden Arbeitsmenge. Das Mehr eignet sich der Kapitalist an. Dieser Interessengegensatz oder diese Ausbeutung bildet den Ausgangspunkt des heutigen Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat.

Die Concurrenz nun zwingt den Kapitalisten, die Production zu verbilligen. Diese Verbilligung aber kann er auf dreierlei Weise erzielen: durch Herabsetzung der Löhne oder Verlängerung der Arbeitszeit oder Steigerung der Productivität der Arbeit. Da die ersten beiden Mittel ihre bestimmten Grenzen haben, so ist das dritte: bessere Organisirung der Arbeit und Vervollkommnung der Maschinerie, das in der entwickeltern kapitalistischen Gesellschaft vorherrschende Mittel. In allen diesen Fällen ist die Folge, daß sich die organische Zusammensetzung des Kapitals, wie Marx es nennt, ändert. Das Verhältniß des auf Rohstoffe, Arbeitsmittel rc. ausgelegten Kapitaltheiles steigt, das des auf Arbeitslöhne ausgelegten Kapitaltheiles sinkt; dieselbe Productenmasse wird durch weniger Arbeiter, eine erhöhte Productenmasse durch die alte oder ebenfalls eine verringerte Zahl von Arbeitern hergestellt. Die freigesetzten Arbeiter befinden sich im Elend und verschlechtern durch ihr Arbeitsangebot die Lage der noch beschäftigten Arbeiter.

Mit der Ueberschüssigmachung von Arbeitern geht die Ueberproduction von Kapital Hand in Hand. Immer größere Centralisation greift in Industrie, Handel und Landwirtschaft um sich und immer stärkere Expropriation kleiner Kapitalisten durch größere. Periodische Krisen, herbeigeführt durch die Productionsanarchie in Verbindung mit der Unterconsumtion der ausgebeuteten und verelendeten Massen, treten immer heftiger, immer zerstörender auf und beschleunigen durch Vernichtung unzähliger kleiner Kapitalisten den Centralisirungs- und Expropriationsproceß. Auf der einen Seite verallgemeinert sich die collectivistische — cooperative — Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter in steigendem Grade; auf der andern Seite wächst mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, die Masse des Elendes, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch der Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. So strebt die Entwicklung einem Punkte zu, wo das Kapital-

monopol zur Fessel der mit ihm aufgeblühten Productionsweise, wo die Centralisation der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Dieselbe wird alsdann gesprengt, die Expropriirer und Usurpatoren werden durch die Volksmasse expropriirt, das kapitalistische Privateigenthum aufgehoben.

Dies die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Productions- bezw. Aneignungsweise nach Marx. Die Klasse, die dazu berufen ist, die Expropriation der Kapitalistenklasse und die Verwandlung des kapitalistischen in öffentliches Eigenthum durchzuführen, ist die Klasse der Lohnarbeiter, das Proletariat. Zu diesem Behufe ist es als politische Partei der Klasse zu organisiren. Diese Klasse ergreift im gegebenen Moment die Staatsmacht und verwandelt die Productionsmittel zunächst in Staatseigenthum. Aber damit hebt das Proletariat sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf, und damit auch den Staat als Staat. Der Kampf ums Einzeldasein mit seinen Conflicten und Excessen hört auf, der Staat hat nichts mehr zu unterdrücken und stirbt ab.

Das sind in kurzer Zusammenfassung — nach Bernstein[1] — die wichtigsten Sätze der marxistischen Lehre vom heutigen Klassenkampfe, der Kapitalsentwicklung und dem Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft[2].

Wie es der materialistischen Geschichtsauffassung und speciell der Hegelschen Dialektik gegenüber geschehen, so übt nun Eduard Bernstein

[1] A. a. O. S. 14 ff. 37.

[2] Bereits Marx und Engels haben übrigens die Nothwendigkeit einer theilweisen Aenderung ihrer Lehre erkannt. So sagen sie z. B. im Vorwort zur Neuauflage (1872) des „Communistischen Manifestes“: „Gegenüber der immensen Fortentwicklung der großen Industrie in den letzten fünfundzwanzig Jahren und der mit ihr fortschreitenden Parteiorganisation der Arbeiterklasse, gegenüber den praktischen Erfahrungen zuerst der Februarrevolution und noch weit mehr der Pariser Commune, wo das Proletariat zum erstenmal zwei Monate lang die politische Gewalt inne hatte, ist heute dies Programm stellenweise veraltet. Namentlich hat die Commune den Beweis geliefert, daß die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.“ Dennoch sind Marx und Engels zu einer durchgreifenden Revision ihrer Lehre nicht gekommen, haben sie wohl auch kaum gewollt. Bernstein (a. a. O. S. 17 f.) verweist überdies noch auf die Vorrede zum „Kapital“ (1867), zur Neuauflage des „Elendes der Philosophie“ (1884), zu den „Klassenkämpfen in der französischen Revolution“ (1895), wo sich ebenfalls Wandlungen in den Ansichten von Marx und Engels zeigen.

auch an diesem zweiten Theile des marxistischen Glaubensbekenntnisses scharfe Kritik, indem er der Reihe nach die Werth- und Mehrwerththeorie, die Lehre von der naturnothwendig fortschreitenden Verelendung der Arbeitermassen, von der ebenso nothwendig fortschreitenden Accumulation des Kapitals und Concentration der Betriebe, von den periodischen Krisen, von der Wunderkraft der proletarischen Dictatur beim schließlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft und bei der Einführung der communistischen Ordnung als Reste einer durch und durch utopistischen Auffassung und als auf vorgefaßten Meinungen beruhende, den Thatsachen aber widersprechende „Dogmen“ charakterisirt [1].

Beginnen wir mit der marxistischen Werth- und Mehrwerththeorie.

Alles ist hierbei nach Bernstein auf theilweise sehr anfechtbaren Abstractionen aufgebaut. „Zuerst muß der reine Tauschwerth entwickelt, d. h. vom besondern Gebrauchswerthe der einzelnen Waren abstrahirt werden. Dann — bei der Bildung der allgemein oder abstract menschlichen Arbeit — von den Besonderheiten der einzelnen Arbeitsarten (Zurückführung höherer oder zusammengesetzter Arbeit auf einfache oder abstracte Arbeit). Hierauf, um zur gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit als Maßstab des Arbeitswerthes zu gelangen, von den Unterschieden in Fleiß, Tüchtigkeit, Ausrüstung des einzelnen Arbeiters, und weiterhin, sobald es sich um Verwandlung des Werthes in Marktwerth bezw. Preis handelt, von der für die einzelnen Wareneinheiten erforderten gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit u. s. w.“ [2] Auf diese Weise entbehrt der Werth „jedes concreten Gehaltes und wird zur rein gedanklichen Construction“. Und nun der „Mehrwerth“? „Dieser besteht nach der Marxschen Lehre in der Differenz zwischen dem Arbeitswerth der Producte und der Be-

[1] Bernstein erkennt bereitwilligst an, über manches auch von den „bürgerlichen Oekonomen“ belehrt worden zu sein. Schulze-Gävernitz habe in seiner Schrift „Zum socialen Frieden“ wie in seiner Monographie „Der Großbetrieb ein wirtschaftlicher und socialer Fortschritt“ Thatsachen festgestellt, die für die Erkenntniß der wirtschaftlichen Entwicklung der Gegenwart von großem Werthe seien. Er läugne nicht, „durch Schulze-Gävernitz ebenso wie durch andere, aus der Schule Brentanos hervorgegangene Oekonomen (Herkner, Sinzheimer) auf viele Thatsachen aufmerksam gemacht worden zu sein, die er vorher nicht oder nur ganz unzulänglich gewürdigt habe“. „Ich schäme mich sogar auch nicht, zu gestehen,“ sagt er, „auch aus Julius Wolfs Buch ‚Socialismus und socialistische Gesellschaftsordnung‘ einiges gelernt zu haben.“ Bernstein, Voraussetzungen ꝛc. S. 173.

[2] A. a. O. S. 37.

zahlung der in der Production derselben von den Arbeitern verausgabten Arbeitskraft. Es ist daher klar, daß in dem Augenblick, wo der Arbeitswerth bloß noch als gedankliche Formel oder wissenschaftliche Hypothese Geltung beanspruchen darf, der Mehrwerth erst recht zur bloßen Formel würde, zu einer Formel, die sich auf eine Hypothese stützt."[1]

Daß jene Abstractionen die marxistische Theorie der realen Welt entrückt haben, daß sie mit Begriffen und Dogmen operirt, die in der Wirklichkeit des Lebens sich nicht bewahrheiten, erhellt sofort beim Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse.

Das Verhältniß des Mehrwerthes zu dem in Löhnen ausgelegten Kapitaltheile nennt Marx die Mehrwerths- oder Ausbeutungsrate, das Verhältniß des Mehrwerths zum gesamten in die Production gesteckten Kapital die Profitrate. „Es gibt Unternehmungen, wo ein unverhältnißmäßig großer Kapitaltheil für Arbeitsmittel, Rohstoffe 2c. und ein im Verhältniß nur geringer Kapitaltheil für Löhne verausgabt wird, und andere, wo die Löhne den wichtigsten Theil der Kapitalauslagen bilden. Die erstern stellen höhere, die letztern niedere organische Zusammensetzungen des Kapitals dar. Herrschte durchgängig das gleiche proportionelle Verhältniß zwischen erzieltem Mehrwerth und Arbeitslohn, so müßten in diesen letztern Productionszweigen die Profitraten die der erstern Gruppen in vielen Fällen um ein Vielfaches übersteigen. Das ist aber nicht der Fall."[2] Kapitalien von gleicher Größe, wenn auch von ungleicher „organischer Zusammensetzung", werfen gleichen Profit ab. Bei gleicher Rate des Mehrwerths und ungleicher „organischer Zusammensetzung" des angewendeten Kapitals müßten aber die Profitraten verschieden ausfallen, wenn thatsächlich die Waren zu ihren „Werthen", d. i. im Verhältniß zu der in ihnen aufgehäuften Arbeit, vertauscht würden. In Wirklichkeit werden die Waren eben nicht zu ihren „Werthen" im Sinne der marxistischen Werthlehre, sondern zu ihren Productionskosten — d. i. die Herstellungskosten (verausgabtes Lohnkapital und sonstiges aufgewendetes Kapital) + Profitrate — veräußert.

Der Versuch, die Werth- und Mehrwerththeorie, welche mit Rücksicht auf die individuellen Waren keine Geltung beanspruchen kann, dennoch zu retten, indem man statt des individuellen Werthes den ganzen socialen Werth, den Werth der Gesamtproduction der Gesellschaft

[1] Bernstein a. a. O. S. 38. [2] Ebd. S. 16.

und das Mehr dieses Werthes über die Gesamtsumme der Löhne der Arbeiterklasse, in den Vordergrund rückt, findet bei Bernstein wenig Anklang. „Was die Gesamtheit der Arbeiter in einem gegebenen Moment über den ihnen zufallenden Antheil hinaus produciren, bildet den socialen Mehrwerth, den Mehrwerth der gesellschaftlichen Production, in den sich die Einzelkapitalisten in annähernd gleicher Proportion nach Maßgabe des von ihnen wirtschaftlich angewendeten Kapitals theilen. Aber dieses Mehrproduct wird nur in dem Maße realisirt, als die Gesamtproduction dem Gesamtbedarf, resp. der Aufnahmefähigkeit des Marktes entspricht. Von diesem Gesichtspunkte aus, d. h. die Production als Ganzes genommen, ist der Werth jeder einzelnen Warengattung bestimmt durch die Arbeitszeit, die nothwendig war, sie unter normalen Productionsbedingungen in derjenigen Menge herzustellen, die der Markt, d. h. die Gesamtheit als Käufer betrachtet, jeweilig aufnehmen kann. Nun gibt es jedoch gerade für die hier in Betracht kommenden Waren in Wirklichkeit kein Maß des jeweiligen Gesamtbedarfs, und so ist auch der wie vorstehend begriffene Werth eine rein gedankliche Thatsache ..., aufgebaut auf Abstractionen."[1]

Angesichts dessen ist es eine sehr schonende Erklärung, wenn Bernstein sagt: Marx wolle nur am construirten Einzelfall den Vorgang veranschaulichen, wie ihn nach seiner Auffassung die Gesamtproduction thatsächlich darstelle[2]. In Wirklichkeit handelt es sich aber auf dem Markte nicht um den abstracten Werth der Gesamtproduction, sondern um den verhältnißmäßigen Werth der verschiedenen Warengattungen zu einander[3], und hierfür „unterstellt" Marx, daß sich die einzelnen Waren zu ihrem „Werthe" veräußern[4].

Treffend bezeichnet es Bernstein als den „Schlüssel für alle Dunkelheiten der Werththeorie", daß Marx „nicht mehr die gegebene, sondern eine construirte, gemeinschaftlich wirtschaftende Gesellschaft unterstellt"[5]. Die Werthlehre, „die doch für die gegenwärtige Gesellschaft gilt"[6], aber für diese ganz und gar nicht paßt, das Werthgesetz, das „aus dem Bewußtsein der Producenten völlig verschwindet", aber angeblich doch „hinter ihrem Rücken wirkt"[7], das sind in der That sehr bedenkliche Punkte in der Lehre des „wissenschaftlichen" Socialismus.

[1] Bernstein a. a. O. S. 40 f. [2] Ebd. S. 42.
[3] Ebd. S. 118. [4] Ebd. S. 42. [5] Ebd. S. 44.
[6] Ebd. S. 43. [7] Ebd. S. 16.

Daß bei der Production ein größerer Werth herauskommen muß, als der Lohn beträgt, versteht sich von selbst. Allein die Begrenzung der Mehrwerth setzenden Arbeit ist nach Bernstein im Marxschen System viel zu eng[1]. „Die Bildung des Mehrwerths fällt bei Marx ausschließlich in die Productionssphäre, wo es der industrielle Lohnarbeiter ist, der ihn producirt."[2]

Kein Wunder also, wenn Bernstein in nicht mißzuverstehender Weise die Werthlehre preisgibt: der Mehrwerth kann als Realität nur durch „Unterstellung der Gesamtwirtschaft" gefaßt werden. Der Arbeitswerth ist „absolut nichts als ein Schlüssel, ein Gedankenbild, wie das beseelte Atom"; er ist „noch fast jedem Schüler von Marx verhängnißvoll geworden"[3]. „Vor allem ist die Lehre vom Arbeitswerth darin irreführend, daß er doch immer wieder als Maßstab für die Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten erscheint, wozu unter anderem die Bezeichnung der Mehrwerthsrate als Ausbeutungsrate 2c. verleitet. Daß sie als solcher Maßstab selbst dann falsch ist, wenn man von der Gesellschaft als Ganzem ausgeht und die Gesamtsumme der Arbeitslöhne der Gesamtsumme des übrigen Einkommens gegenüberstellt, ist schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich. Die Werthlehre gibt so wenig eine Norm für die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Vertheilung des Arbeitsproducts, wie die Atomlehre eine solche für die Schönheit oder Verwerflichkeit eines Bildwerkes. Treffen wir doch heute die bestgestellten Arbeiter, Theile der ‚Aristokratie der Arbeit', gerade in solchen Gewerben mit sehr hoher, die infamst geschundenen Arbeiter in solchen mit sehr niedriger Mehrwerthsrate."[4]

Die Ausbeutungstheorie im Sinne des Marxschen Systems hat also kein gerade sehr festes Fundament, und ebenso unhaltbar erscheint die damit im Zusammenhang stehende marxistische Lehre von der naturnothwendig fortschreitenden Verelendung der Arbeitermassen.

Schon früher hatte Bernstein dieses „Dogma" bekämpft[5]. „Die moderne Lohnarbeiterschaft ist nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie 2c. gleich ungebundene Masse, die im (Communistischen) Manifest vorausgesehen wird. Große Schichten heben sich aus ihr zu kleinbürgerlichen Existenzverhältnissen empor." „Man braucht kein

---

[1] Bernstein a. a. O. S. 43. [2] Ebd. [3] Ebd. S. 44 f.
[4] Ebd. S. 45. [5] Neue Zeit XVI, 1, S. 745.

Lobredner des Gegebenen zu sein, um den bedeutenden Fortschritt zu erkennen, der sich seit Abfassung des Manifestes in der staatsbürgerlichen Stellung der Arbeiter vollzogen hat."[1] Jetzt kommt Bernstein auf diesen Punkt an verschiedenen Stellen seiner Schrift zurück[2]. „Der Satz von der ‚Hoffnungslosigkeit der Lage des Arbeiters' ist vor mehr als fünfzig Jahren aufgestellt worden. Er läuft durch die ganze radicalsocialistische Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, und viele festgestellte Thatsachen schienen ihn zu rechtfertigen. So ist es begreiflich, wenn Marx im ‚Elend der Philosophie' das Unterhaltsminimum für den natürlichen Arbeitslohn erklärte; wenn es im Communistischen Manifest kategorisch heißt: ‚Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichthum'; und wenn in den ‚Klassenkämpfen' gesagt wird, daß die geringste Verbesserung der Lage des Arbeiters ‚eine Utopie bleibt innerhalb der bürgerlichen Republik'. . . . Die Hoffnungslosigkeit der Lage des Arbeiters ist danach ein unumstößliches Axiom des ‚wissenschaftlichen Socialismus'. Thatsachen anerkennen, die gegen sie sprechen, heißt nach ihm den bürgerlichen Oekonomen nachtreten, die diese Thatsachen constatirt haben."

Wenig stimmt es allerdings zu der Lehre von einer naturnothwendig voranschreitenden Verelendung der Arbeiter, wenn selbst Marx im „Kapital" von der durch das Fabrikgesetz von 1847 bewirkten „physischen und moralischen Wiedergeburt" der Textilarbeiter Lancashires redet, wenn er den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so weiten Raum im Buche widmet, um auf dem Festlande zur Nachahmung anzuspornen und so dahin zu wirken, daß der Umwälzungsproceß der Gesellschaft sich in immer humaneren Formen vollziehe (Vorwort). Das alles bedeutet nicht Hoffnungslosigkeit, sondern Verbesserungsfähigkeit der Lage des Arbeiters. Man kann erwidern, Marx habe allerdings jene Verbesserungen anerkannt; allein das Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Accumulation am Schlusse des ersten Bandes des „Kapital" beweist, daß durch solche Einzelheiten seine allgemeine Grundanschauung nicht beeinflußt worden ist. Die erwähnten und etwa noch folgende Verbesserungen

[1] Neue Zeit XVI, 1, S. 745.
[2] Voraussetzungen S. 172 ff.; vgl. auch S. 43. 105.

mögen zwar zeitweilige Abhilfe gegen die niederdrückenden Tendenzen des Kapitalismus schaffen; allein es sind nur unbedeutende Modificationen, die gegen die von Marx constatirte Zuspitzung der Gegensätze auf die Dauer nichts Gründliches ausrichten und die schließliche katastrophenmäßige Umwälzung nicht verhindern können. Das ist allerdings — vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus — die allein consequente Erklärung des Kapitels über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Accumulation im ersten Bande des „Kapital" [1].

„Für mich", sagt jedoch Bernstein [2], „illustrirt das Kapitel einen Dualismus, der durch das ganze monumentale Marxsche Werk geht und in weniger prägnanter Weise auch an andern Stellen zum Ausdruck kommt; einen Dualismus, der darin besteht, daß das Werk wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine lange vor seiner Concipirung fertige These beweisen will, daß ihm ein Schema zu Grunde liegt, in dem das Resultat, zu dem hin die Entwicklung führen sollte, schon von vornhinein feststand. Das Zurückkommen auf das Communistische Manifest weist hier auf einen thatsächlichen Rest von Utopismus im Marxschen System hin. Marx hatte die Lösung der Utopisten im wesentlichen acceptirt, aber ihre Mittel und Beweise für unzulänglich erkannt. Er unternahm also deren Revision, und zwar mit dem Fleiß, der kritischen Schärfe und der Wahrheitsliebe des wissenschaftlichen Genies. Er verschwieg keine wichtige Thatsache, er unterließ es auch, solange der Gegenstand der Untersuchung keine unmittelbare Beziehung zum Endziel des Beweisschemas hatte, die Tragweite dieser Thatsachen gewaltsam zu verkleinern. Bis dahin bleibt sein Werk von jeder, der Wissenschaftlichkeit nothwendig Abbruch thuenden Tendenz frei. . . . Aber wie sich Marx solchen Punkten nähert, wo jenes Endziel ernsthaft in Frage kommt, da wird er unsicher und unzuver-

[1] Im Jahre 1891 schrieb Bernstein (Neue Zeit IX, 1, S. 736): „Es ist klar, daß, wo die Gesetzgebung, die planmäßige und bewußte Action der Gesellschaft, entsprechend eingreift, das Walten der Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung durchkreuzt, unter Umständen sogar aufgehoben werden kann. Marx und Engels haben das nicht nur nicht geläugnet, sondern im Gegentheil stets betont." Allerdings hat die vernünftige Einsicht auch bei Marx und Engels zuweilen den Sieg über das Schema der materialistischen Geschichtsauffassung und der Hegelschen Dialektik davongetragen. Bernstein aber zeigt mit dem angeführten Satze, daß schon 1891 sein Glaube an den Marxismus erschüttert war.

[2] Voraussetzungen S. 177 f.

lässig, da kommt es zu ... Widersprüchen ..., da zeigt es sich, daß dieser große wissenschaftliche Geist doch schließlich Gefangener einer Doctrin war. Er hat, um es bildlich auszudrücken, im Rahmen eines vorgefundenen Gerüstes ein mächtiges Gebäude aufgerichtet, bei dessen Aufbau er sich so lange streng an die Gesetze der wissenschaftlichen Baukunst hielt, so lange sie nicht mit den Bedingungen collidirten, die ihm die Construction des Gerüstes vorschrieb, sie aber vernachlässigte und umging, wo das Gerüst zu eng war, um ihre Beobachtung zu erlauben. Statt da, wo es dem Bau Schranken setzte, kraft deren dieser es nicht zum Freistehen bringen konnte, das Gerüst selbst zu zertrümmern, änderte er am Bau selber auf Kosten der Proportion herum und brachte ihn so erst recht in Abhängigkeit vom Gerüst. War es das Bewußtsein dieses irrationellen Verhältnisses, das ihn vor der Fertigstellung des Werkes immer wieder zu Verbesserungen an Einzelheiten gehen ließ? Wie dem auch sei, meine Ueberzeugung ist, daß, wo immer jener Dualismus sich zeigt, das Gerüst fallen muß, wenn das Gebäude zu seinem Rechte kommen soll. Im letztern und nicht im erstern liegt das, was werth ist, von Marx fortzuleben."

Freilich wird dann auch aus dem Gebäude selbst alles das entfernt werden müssen, was dem Gerüste zuliebe übersehen, geändert oder hineingebaut wurde. Das aber ist, wie sich zeigen wird, der eigenen Auffassung Bernsteins zufolge, nicht gerade wenig.

Im Vorworte zum „Elend der Philosophie" sagt Fr. Engels, Marx habe keineswegs auf die Thatsache, daß der Arbeiter nicht den vollen Werth des Productes seiner Arbeit erhalte, seine communistischen Forderungen gestützt, sondern „auf den nothwendigen, sich vor unsern Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Productionsweise".

Dieser Zusammenbruch aber ist unabweislich angesichts der naturnothwendig fortschreitenden Concentration des Kapitals und der ebenso nothwendig voranschreitenden Concentration der Betriebe. Beginnen wir mit der Accumulation des Kapitals.

Im ersten Bande des „Kapital"[1] erwähnt Marx allerdings die Bildung von Kapitalablegern durch Theilungen ꝛc. Er bemerkt dabei, daß mit der Accumulation von Kapital die Anzahl der Kapitalisten infolge

[1] 4. Aufl., S. 589.

solcher Spaltungen „mehr oder minder wächst". Allein im weitern Verlauf der Darstellung wird dieses Wachsthum der Kapitalisten nicht mehr erwähnt. Am Schluß des ersten Bandes ist nur noch von der „beständig abnehmenden Zahl von Kapitalmagnaten" die Rede, und daran wird auch im dritten Bande principiell nichts geändert. Wohl werden bei Behandlung der Profitrate und des kaufmännischen Kapitals Thatsachen berührt, die auf eine Zersplitterung der Kapitale hinweisen, aber ohne Nutzanwendung für unsern Punkt. Der Leser behält den Eindruck, daß die Zahl der Kapitalinhaber beständig — wenn nicht absolut, so im Verhältniß des Wachsthums der Arbeiterklasse — zurückgeht. In der Socialdemokratie herrscht demgemäß die Vorstellung vor oder drängt sich immer wieder dem Geiste auf, daß der Concentration der industriellen Unternehmungen eine Concentration der Vermögen parallel läuft[1].

Die Marxsche Theorie folgt aber hierbei nicht den Thatsachen, sondern die Thatsachen werden nach den Forderungen der Theorie ausgewählt, erklärt, verbunden. Marx findet ganz richtig gewisse, die fortschreitende Accumulation und Concentration begünstigende Tendenzen der kapitalistischen Production. Ihnen schenkt er jedoch einseitig seine volle Aufmerksamkeit, ohne die Factoren, welche jenen Tendenzen mit Erfolg entgegenwirken, genügend zu beachten[2]. Bernstein beweist dies am Beispiele der Actiengesellschaft. Auch sie wird von Marx in den Gesichtswinkel der Concentration des Kapitals gerückt, obwohl die Form der Actiengesellschaft ganz offenbar der Tendenz: Centralisation der Vermögen durch Centralisation der Betriebe, in sehr bedeutendem Umfange entgegenwirkt. Sie erlaubt eine weitgehende Spaltung schon concentrirter Kapitale, macht Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Concentrirung gewerblicher Unternehmen überflüssig, da sie zersplitterte Vermögenstheile zur Einheit großer, centralisirter Unternehmungen verbindet.

Indessen begnügt sich Bernstein nicht damit, die Quelle des Irrthums: einseitige Berücksichtigung vorhandener Tendenzen und demgemäß schiefe Beurtheilung der Thatsachen unter dem Einfluß des theoretischen Schemas, offen zu legen, er beweist auch direct wie indirect die Unhaltbarkeit der Kapital-Accumulationstheorie.

Die Vertheilung des nationalen Reichthums spiegelt sich in den Zahlen der Einkommenstatistik wieder[3].

[1] Bernstein a. a. O. S. 47. [2] Ebd. S. 47 f. 176 f.
[3] Ebd. S. 49 f.

Im Jahre 1851 zählte England Familien mit 150 bis 1000 Pfund Sterling Einkommen (die mittlere und kleine Bourgeoisie und die höchste Arbeiteraristokratie) rund 300 000, im Jahre 1881 rund 990 000[1]. Während die Bevölkerung in diesen dreißig Jahren sich im Verhältniß von 27 auf 35, d. h. um etwa 30 Procent vermehrte, stieg die Zahl dieser Einkommensklassen im Verhältniß von 27 auf 90, d. h. um $233\frac{1}{3}$ Procent. Sie wird heute von Giffen auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Steuerzahler geschätzt. — Frankreich hat nach Mullhall bei einem Gesamt von 8 000 000 Familien 1 700 000 Familien in groß- und kleinbürgerlichen Existenzverhältnissen (Durchschnittseinkommen von 5200 Mark) gegen 6 000 000 Arbeiter und 160 000 ganz Reiche. — In Preußen gab es 1854 bei einer Bevölkerung von 16,3 Millionen nur 44 407 Personen mit einem Einkommen von über 1000 Thalern. Im Jahre 1894/95 versteuerten bei einer Gesamtbevölkerung von gegen 33 Millionen 321 296 Personen Einkommen über 3000 Mark. 1897/98 war die Zahl auf 347 328 gestiegen. Während die Bevölkerung sich verdoppelte, hat sich die Schicht der besser situirten Klassen mehr als versiebenfacht. Selbst wenn man dagegen in Anrechnung setzt, daß die 1866 annectirten Landestheile meist größere Wohlhabenheitsziffern aufweisen als Altpreußen, und daß viele Lebensmittelpreise in der Zwischenzeit erheblich gestiegen sind, kommt noch mindestens ein Zunahmeverhältniß der besser Situirten gegen das der Gesamtbevölkerung von weit über 2 : 1 heraus. Nehmen wir z. B. einen spätern Zeitraum, so finden wir, daß in den vierzehn Jahren zwischen 1876 und 1890 bei einer Gesamtzunahme der Censiten um 20,56 Procent die Einkommen zwischen 2000 bis 20 000 Mark (das wohlhabende und kleinere Bürgerthum) von 442 534 auf 582 024 Steuerzahler, d. h. um 31,52 Procent anwachsen. Die Klasse der eigentlichen Besitzenden (6000 Mark Einkommen und darüber) wächst in der gleichen Zeit von 66 319 auf 109 095, d. h. um 58,47 Procent. Fünf Sechstel dieses Zuwachses, nämlich 33 226 von 38 776, entfallen auf die Mittelschicht der Einkommen zwischen 6000 und 20 000 Mark. Aehnlich liegen die Verhältnisse im industriellsten Staate Deutschlands, in Sachsen. Dort stieg von 1879 bis 1890 die Zahl der Einkommen zwischen 1600 und 3300 Mark von 62 140 auf 91 124, die der Einkommen zwischen 3300 und 9600 Mark von 24 414 auf 38 841. Von 1890—1892 stieg die letztere Klasse auf 39 266. Natürlich sind

[1] Nach den Angaben der British Review vom 22. Mai 1897.

nicht alle Empfänger von höherem Einkommen „Besitzende“, aber in wie hohem Maße dies der Fall, ersieht man daraus, daß für 1895/96 in Preußen 1152332 Censiten mit einem Nettovermögensbesitz von über 6000 Mark zur Ergänzungssteuer herangezogen wurden. Ueber die Hälfte davon, nämlich 598063, versteuerten ein Nettovermögen von mehr als 20000 Mark, 385000 ein solches von über 32000 Mark[1].

Der ökonomische Zusammenbruch ist also jedenfalls kaum in einer so kurzen Spanne Zeit zu erwarten, wie die socialistische Doctrin es bisher unterstellte. Daß es eine große, ja wachsende Zahl von Besitzenden in der heutigen Gesellschaft gibt, läßt sich aber nicht bloß direct aus der Einkommensstatistik beweisen; es kann auch auf rein deductivem Wege indirect als die nothwendige Folge der modernen Wirtschaft erwiesen werden.

Was die moderne Productionsweise vor allem auszeichnet, ist die große Erhöhung der Productivkraft der Arbeiter. Gewaltige Steigerung der Production, Massenproduction von Gebrauchsgütern, ist die Folge. „Wo bleibt nun dieser Reichthum? Oder um gleich die Frage auf den Kern der Sache zuzuspitzen: wo bleibt das Mehrproduct, das die industriellen Lohnarbeiter über ihren eigenen, durch ihren Lohn begrenzten Consum hinaus produciren? Die ‚Kapitalmagnaten‘ möchten zehnmal so große Bäuche haben, als der Volkswitz ihnen nachsagt, und zehnmal so viel Bedienung halten, wie sie in Wirklichkeit thun: gegenüber der Masse des jährlichen Nationalproductes — man vergegenwärtige sich, daß ja die kapitalistische Großproduction vor allem Massenproduction ist — wäre ihr Consum immer noch wie eine Feder in der Wage. Man wird sagen, sie exportiren den Ueberschuß. Schön, aber der auswärtige Abnehmer zahlt schließlich auch wieder nur in Waren. Im Welthandel spielt das circulirende Metallgeld eine verschwindende Rolle. . . . Wo bleibt also die Warenmenge, die die Magnaten und ihre Dienerschaft nicht verzehren? Wenn sie nicht doch in der einen oder andern Weise den Proletariern zufließt, so muß sie eben von andern Klassen aufgefangen werden. Entweder

[1] Die socialistische Literatur übersieht bei der Statistik der Höchsteinkommen gerne, daß ein sehr großer Procentsatz derselben auf juristische Personen, d. h. Körperschaften aller Art (Actiengesellschaften 2c.), entfällt. So waren in Sachsen im Jahre 1892 von 11138 Censiten mit über 9600 Mark Einkommen 5591 juristische Personen, und je höher hinaufgegangen wird, um so mehr überwiegen diese. Bei den Einkommen über 300000 Mark kamen auf 23 physische 33 juristische Personen.

steigende relative Abnahme der Zahl der Kapitalisten und steigender Wohlstand des Proletariats oder eine zahlreiche Mittelklasse, das ist die einzige Alternative, die uns die fortgesetzte Steigerung der Production läßt." [1]

„Es ist also durchaus falsch," so schließt Bernstein [2], „anzunehmen, daß die gegenwärtige Entwicklung eine relative oder gar absolute Verminderung der Zahl der Besitzenden aufweist. Nicht ‚mehr oder minder', sondern schlechtweg mehr, d. h. absolut und relativ wächst die Zahl der Besitzenden. . . . Der Socialismus oder die socialistische Bewegung hat schon so manchen Aberglauben überlebt, sie wird auch noch den überleben, daß ihre Zukunft von der Concentration des Besitzes oder, wenn man will, der Aufsaugung des Mehrwerthes durch eine sich verringernde Gruppe kapitalistischer Mammuths abhängt."

Ebensowenig wie die Accumulationstheorie in Bezug auf das Vermögen, stimmt die socialistische Lehre von der naturnothwendig fortschreitenden Concentration der Betriebe mit den Thatsachen überein [3]. Die „Werkstatt der Welt" ist noch bei weitem nicht in dem Grade, wie man meint, der Großindustrie verfallen. Die gewerblichen Betriebe zeigen vielmehr gerade in dem vorgeschrittensten Lande, in England, die größte Mannigfaltigkeit, und keine Größenklasse verschwindet aus der Stufenleiter. Auch in Deutschland gehört die große Masse der gewerblich thätigen Personen noch den kleinen und mittlern Betrieben an. Ebenso in den andern Ländern.

Allerdings ist der unablässige Fortschritt der Technik und Centralisation der Betriebe in einer wachsenden Zahl von Industriezweigen eine Wahrheit; aber nicht minder gewiß ist es, daß die Zunahme der Großbetriebe in erheblichem Umfange keineswegs auf Kosten der Mittelbetriebe erfolgt. „Soweit die einzelnen Geschäftszweige betrachtet werden, ist Zunahme von mittlern und Großbetrieben nebeneinander eine Ausnahme. Wenn das Gesamtbild von Industrie, Handel und Verkehr eine solche zeigt, so erklärt sich dies . . . erstens aus der stetig fortschreitenden Vermehrung der Gewerbsarten in der modernen Gesellschaft und zweitens aus der wachsenden Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit der heutigen gewerblichen Welt." So kommt es, daß die Mittelbetriebe sich in der Zahl nicht verringern. „Wie bedrängt auch die Lage

[1] Bernstein a. a. O. S. 51 f. [2] Ebd. S. 50 f.
[3] Ebd. S. 55 ff.; vgl. auch Vorwort S. VI.

mancher Inhaber von solchen sein mag, wieviel ‚Eintagsfliegen‘ sich insbesondere im Handel in jedem gegebenen Momente in den Reihen der verschiedenen Betriebsklassen befinden, für das Ganze bleibt ihr Absterben gleichgiltig, das Gesamtbild erfährt dadurch keine Veränderung.“ [1]

Was Bernstein hier in dem Artikel der „Neuen Zeit“ über den „Kampf der Socialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft“ gesagt hatte, das führt er jetzt weiter aus[2], indem er die Umstände genauer bezeichnet, welche den Fortbestand und die Erneuerung der kleinen und Mittelbetriebe bestimmen. Sie lassen sich in drei Gruppen eintheilen[3].

Erstens: Eine Anzahl von Gewerben oder Gewerbszweigen eignen sich nahezu ebenso gut für den kleinen und mittlern wie für den großen Betrieb. Die Vortheile, die der letztere vor den erstern voraus hat, sind nicht so bedeutend, daß sie nicht durch gewisse, dem kleinern Betrieb von Hause aus eigene Vortheile aufgewogen werden könnten. Es trifft dies bekanntlich unter anderem für verschiedene Zweige der Holz-, Leder- und Metallbearbeitung zu. Oder es findet eine Arbeitstheilung derart statt, daß die Großindustrie Halb- und Dreiviertelsfabrikate liefert, die in kleinern Betrieben marktfertig gemacht werden.

Zweitens: In vielen Fällen spricht die Art und Weise, wie das Product dem Consumenten zugänglich gemacht werden muß, zu Gunsten der Herstellung im kleinern Betriebe. Als Beispiele führt Bernstein an: die Bäckerei, das Hufschmied- und Stellmachergewerbe, die Schneiderei, Schuhmacherei, Sattlerei, Tischlerei, Tapeziergewerbe, Uhrmacherei ꝛc., wo Kundengeschäft (und in verschiedenem Grade Reparatur) und Kleinhandel selbständige Existenzen am Leben erhält, von denen freilich viele, aber bei weitem nicht alle, nur proletarische Einkommen repräsentiren.

Drittens: Der Großbetrieb selbst heckt die kleinen und mittlern Betriebe, theils durch massenhafte Herstellung und entsprechende Verbilligung der Arbeitsmaterialien (Hilfsstoffe, Halbfabrikate), theils durch Abstoßung von Kapital auf der einen und „Freisetzung“ von Arbeitern auf der andern Seite.

Auch im Handel[4] halten sich trotz des Aufschießens der großen Warenhäuser sowohl die mittlern wie die kleinern Handelsgeschäfte. Die kapitalistischen Warenhäuser schädigen einzelne Geschäfte und bringen hie

[1] Neue Zeit XVI, 1, S. 552. [2] Bernstein, Voraussetzungen S. 58 f.
[3] Ebd. S. 58 f. [4] Ebd. S. 69 f.

und da zeitweise den ganzen Kleinhandel in Verwirrung. Aber nach einer Weile findet dieser doch einen Weg, mit den Großen zu concurriren und alle Vortheile auszunutzen, die örtliche Beziehungen ihm bieten. Neue Specialisirungen und neue Combinirungen von Geschäften bilden sich aus, neue Formen und Methoden des Geschäftsbetriebs. Das kapitalistische Warenhaus hat mehr daraufhin gewirkt, den Kleinhandel aus seinem Schlendrian aufzurütteln und ihm gewisse monopolistische Gepflogenheiten abzugewöhnen, als ihn auszurotten. Nicht die Großen machen den Kleinen die mörderischste Concurrenz; diese letztern besorgen das Geschäft gegenseitig nach Möglichkeit[1]. Aber im Verhältniß gibt es doch nur wenig Leichen, und unbeschädigt bleibt in ihrem Aufbau die Stufenleiter der Betriebe.

Die Landwirtschaft endlich zeigt hinsichtlich der Größenverhältnisse der Betriebe überall in Europa und auch theilweise schon in Amerika eine Bewegung, die allen bisherigen Voraussetzungen der socialistischen Theorie zu widersprechen scheint: keine fortschreitende Concentration, sondern entweder Stillstand oder gar Rückgang des Größenumfangs der Betriebe. In Deutschland offenbart die 1895 aufgenommene Betriebszählung gegenüber 1882 eine Zunahme des bäuerlichen Mittelbetriebes (5—20 Hektar) um 8 Procent und eine Zunahme der von ihm besetzten Bodenfläche um 9 Procent.

[1] Das stimmt zu den Angaben einer 1899 von der Handelskammer zu Hannover über die Lage des Kleinhandels in Deutschland veröffentlichten Schrift. „Redet man heute von der Bedrängniß des Kleinbetriebes im Detailhandel, von den häufigen, in erschreckender Weise sich mehrenden Concursen, so wird das meistens ausschließlich der Concurrenz der Großbetriebe zugeschrieben. Warenhäuser, Consumvereine, Beamtenvereine, Wanderlager, Auctionen u. s. w. werden fast ausschließlich als die Feinde der Kleinhändler bezeichnet, obgleich ihr Wirkungskreis immer noch ein beschränkter ist und hauptsächlich, zumal bei den Warenhäusern, in den großen Städten liegt. So kam es, daß die allgemeine Aufmerksamkeit fast gänzlich von dem Feind abgelenkt ist, der überall in den eigenen Reihen der Kleinhändler von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Wir meinen die zunehmende Ueberfüllung des Detailhandels vielfach durch Existenzen, welche in andern Berufen Schiffbruch gelitten, welche ohne kaufmännische Bildung und genügende Warenkenntniß, mit vielleicht geringen Ersparnissen oder ganz auf Credit bauend ein Geschäft begründen zu können glauben. Dadurch wird dann der Kundenkreis auch solider Kleinhandlungen verringert, die Geschäftsunkosten steigen und äußern sich in höhern Verkaufspreisen, vielleicht sogar in geringerer Qualität der Waren. Dies trug wiederum dazu bei, daß die Consumenten sich bessere Bezugsbedingungen durch Consum- u. s. w. Vereine zu sichern suchten, und reizte kapitalkräftige Unternehmer an, durch günstigere Verkaufsbedingungen, wie sie in Warenhäusern, Bazaren u. s. w. geboten werden, die Kundschaft an sich zu ziehen.“ Vgl. „Köln. Volkszeitung“ 40. Jahrg., Nr. 455, 17. Mai 1899, Erstes Blatt.

Der Kleinbetrieb (2—5 Hektar) weist ein Wachsthum der Betriebe um 3,5 Procent und eine Zunahme der Bodenfläche um 8 Procent auf. Die Zweigbetriebe (unter 2 Hektaren) haben eine Zunahme von 5,8 Procent und die von ihnen besetzte Fläche um 12 Procent. Doch ging der landwirtschaftlich benutzte Theil dieser Fläche um nahezu ein Procent zurück. Eine Zunahme um nicht ganz ein Procent, die zudem völlig auf die Forstwirtschaften entfällt, zeigen die zum Theil schon kapitalistischen großbäuerlichen Betriebe (20—100 Hektar), und eine solche um noch nicht ein Drittel Procent die Großbetriebe (mehr als 100 Hektar), von denen das Gleiche zutrifft. — In Holland ist der Großbetrieb direct zurückgegangen und der kleinbäuerliche Mittelbetrieb hat sich verdreifacht[1]. — Auch in Belgien ist nach Vandervelde[2] sowohl der Grundbesitz wie der Bodenbetrieb einer fortgesetzten Decentralisation unterworfen. — In Frankreich beweist die Agrarstatistik ebenfalls eine beträchtliche Zerstückelung der Bodenwirtschaften. — Selbst in dem klassischen Lande des Großgrundbesitzes und der kapitalistischen Bodenwirtschaft, in England, nimmt die Liste der Mammuth-Landlords ab und wächst die Zahl der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe. 1895 kamen in Großbritannien 66 Procent der landwirtschaftlich benutzten Fläche auf mittel- und großbäuerliche Wirtschaften, 27—28 Procent auf den eigentlichen Großbetrieb und nur 2,46 Procent auf Riesenbetriebe. Daß in Irland der Kleinbauern- bezw. der Kleinpächterstand völlig überwiegt, ist bekannt. Das Gleiche gilt von Italien. — Kurz, im ganzen westlichen Europa wie auch in den östlichen Staaten der amerikanischen Union wächst überall der kleine und mittlere Betrieb in der Landwirtschaft, während der große oder Riesenbetrieb zurückgeht, — ganz im Widerspruche mit der Marxschen Concentrationstheorie, der zufolge ein immer größeres Flächengebiet dem Großbetriebe anheimfällt[3].

[1] W. H. Vliegen, Das Agrarprogramm der niederländischen Socialdemokratie. Neue Zeit XVII, 1, S. 75 ff.

[2] Der Agrarsocialismus in Belgien. Neue Zeit XV, 1, S. 752.

[3] Vgl. Kapital I (4. Aufl.), 643 Note. „In allen Ländern vorgeschrittener Cultur nimmt das (landwirtschaftliche) Genossenschaftswesen rasch an Ausdehnung und Spielraum zu. Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, neuerdings auch Irland, zeigen hierin kein anderes Bild als ein großer Theil Deutschlands. Es ist wichtig für die Socialdemokratie, statt aus der Statistik Beweise für die vorgefaßte Theorie vom Ruin des kleinen Bauernstandes herauszufischen, diese Frage der Genossenschaftsbewegung auf dem Lande und ihre Tragweite eindringlich zu prüfen. Die Statistik der Zwangsverkäufe, der Hypothekenbelastung 2c. ist in vieler Hinsicht irreleitend. Unzweifelhaft ist das Eigenthum heute beweglicher als je, aber

Wenn also, sagt mit Recht Bernstein[1], „der Zusammenbruch der modernen Gesellschaft vom Schwinden der Mittelglieder zwischen der Spitze und dem Boden der socialen Pyramide abhängt, wenn er bedingt ist durch die Aufsaugung von den Extremen über und unter ihnen, dann ist er in England, Deutschland, Frankreich heute seiner Verwirklichung nicht näher wie zu irgend einer frühern Epoche im 19. Jahrhundert".

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einflusse christlicher Ideen.

(Fortsetzung.)

In der neuen „Brahmo-Kirche von Indien" traten jetzt auch „Missionäre" auf. Sieben oder acht enthusiastische Mitglieder entsagten ihren weltlichen Beschäftigungen und legten das Gelübde der Armut ab. Täglich nahmen sie einige Kupferstücke aus dem Schreibtische ihres Führers Keschub zur Bestreitung der nöthigen Nahrung; sie brachten den Tag mit Gebet, Contemplation, Studium, religiösen Gesprächen und Vorträgen zu. Von Ort zu Ort wandernd, gründeten sie neue Brahmo-Kirchen und machten solches Aufsehen, daß die orthodoxe Partei für das Heidenthum zu fürchten anfing und verschiedene kurzlebige Vereine ins Leben rief, um den Brahmos entgegenzuarbeiten.

diese Beweglichkeit wirkt nicht bloß nach der einen Seite hin. Bis jetzt sind die Lücken, welche die Subhastationen gerissen, noch immer wieder ausgefüllt worden." Bernstein a. a. O. S. 110. Gewiß können die Genossenschaften „schon ruinirte Bauern nicht retten; sie sind aber für Tausende und aber Tausende von Kleinbauern ein Mittel, sich vor dem Ruin zu schützen. Die Benutzung mechanischer Kräfte, Creditbeschaffung, bessere Sicherung des Absatzes — all das kann die Genossenschaft dem Bauern zugänglich machen, während die Natur seiner Wirtschaft ihn gelegentliche Ausfälle leichter überwinden läßt, als dies dem Großlandwirt möglich ist. Denn die große Masse der Bauern sind noch immer nicht lediglich Warenproducenten, sondern erzeugen einen beträchtlichen Theil ihrer nothwendigsten Lebensmittel selbst." Bernstein a. a. O. S. 110.

[1] A. a. O. S. 65.

Keschub selbst war nicht zurückhaltend mit Vorträgen, und es wurde ihm zur Gewohnheit, jedes Jahr namentlich eine große Sensationsrede zu halten. Seine Rede über „Jesus Christus, Europa und Asien", vorgetragen im Mai 1866, in welcher er in glühender Sprache die Größe Christi schilderte, erregte allgemeines Staunen und lenkte in besonderer Weise die Aufmerksamkeit der Europäer auf ihn. Christus war ihm eine außerordentliche Erscheinung, gesandt von der Vorsehung, die Menschheit zu regeneriren, der unsterbliche Sohn Gottes, und was ihn über alles für Christus begeisterte, er war ein Asiate: „Wenn ich dies bedenke, so wächst meine Liebe für Jesus zu hundertfacher Intensität."

Es waren schöne Worte, aber nichts mehr. Manche jedoch betrachteten Keschub schon als einen halben Christen. Er fühlte, daß er sich von seiner Rhetorik zu sehr hatte hinreißen lassen. So hielt er fünf Monate später eine neue Rede im Saale des städtischen Rathhauses. Darin erklärte er: „Alle großen Männer stehen über der gewöhnlichen Menschheit; alle großen Propheten sind Gottmenschen, göttliche Incarnationen. Jesus Christus ist der Fürst der Propheten; er hat größere Wunder gewirkt und unendlich mehr Gutes für die Welt gethan als die andern; gleichwohl ist er nur der erste unter Menschen, wie Luther, Knox, Mohammed und Caitanya."

Nach dieser Rede predigte er 13 Jahre lang nicht mehr über Christus. Vielleicht, bemerkt sein Biograph, dachte er, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Unter den Männern, die Keschub in Parallele mit Christus stellte, hatte Caitanya, ein feuriger Anhänger Krischnas aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, einige Charakterähnlichkeit mit Keschub. Wie Keschub war er ein Bengali, ein Prediger, ein Reformmann und ein Enthusiast. Die von ihm hinterlassenen Schriften sind wilde Rhapsodien, Gefühle ohne Gedanken. Er ertrank, als er, durch den Widerschein der Sonne geblendet, in einer Art von Oistros bei Puri in Orissa ins Meer hinabstieg.

Gefühlsmensch wie er war, fand Keschub den hergebrachten Gottesdienst etwas gar langweilig, und er verfiel auf den Gedanken, die Sankirtan oder Preislieder der Vaischnavas in seiner Kirche einzuführen. Es sind dies Gesange, die bald unter dem Lärm von Trommeln und Cymbeln in lautem Jubel voranrauschen, bald unter der Begleitung der einsaitigen Harfe in den zartesten Tönen verhauchen. Zum Glücke für Keschubs neuen Plan trat ein Mann in seine Kirche ein, der Poet und Musiker zugleich war und durch seine wunderbarlichen Leistungen eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Der neue Gottesdienst wurde gekrönt durch

die Einführung eines jährlichen Festes, während dessen die religiösen Uebungen vom frühen Morgen bis abends 9 Uhr anhielten.

Am 24. Januar 1868, dem 38. Jahrestag der Gründung der Brahmo-Kirche, legte Keschub mit großem Pompe den ersten Stein zum neuen Brahmo-Tempel und hielt eine Rede im Stadthause über den Glauben, der regenerirt. Unter seinen Zuhörern waren die höchsten englischen Beamten, mit dem Vicekönig an der Spitze. Dann begab Keschub sich auf eine längere Missionsreise, die ihn bis nach Bombay führte. Von Bombay wanderte er in den Norden zurück zu längerem Aufenthalte in Monghyr in Bihar. Dort erregten seine öffentlichen Gebete und Predigten eine ganz unbegreifliche Begeisterung. Die Menge konnte ihre Gefühle nicht länger beherrschen; viele weinten, seufzten, schrieen; manche warfen sich vor Keschub auf die Erde und nannten ihn Herr, Gebieter, Heiland. Einige behaupteten, sie hätten übernatürliche Visionen in betreff seiner; andere sangen Hymnen zu seiner Ehre und priesen ihn als Yogi, dessen Herz die Wohnung Gottes sei. Dies schien den besonnenern Brahmos über die Grenzen des Erlaubten hinauszugehen; sie bestürmten Keschub, solche Ehrenbezeigungen doch nicht zu gestatten, und als ihre Vorstellungen nichts fruchteten, machten sie ihrem Unwillen in den Zeitungen Luft und klagten die Schüler Keschubs offen des Cultus ihres Meisters an. Er antwortete, er habe diese Verehrung niemals gebilligt; aber sein Lebensbeschreiber, der ihn gut kannte, macht doch das Zugeständniß, er habe diese Kundgebungen des Glaubens und der Verehrung als eine vorübergehende Phase des religiösen Gefühls angenommen. Murdoch, einer der verdientesten protestantischen Schriftsteller Indiens, der über die Brahmos das Beste und Zuverlässigste geschrieben, was wir besitzen, verfehlt hier nicht, an das Beispiel der beiden Apostel zu erinnern, die bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht zustimmten, sondern entrüstet riefen: „Männer, was thut ihr da? Auch wir sind Sterbliche, Menschen gleich euch.“

Einer Einladung des Vicekönigs Lawrence willfahrend, brachte hierauf Keschub etliche Monate in Simla, dem Sommersitze der englischen Regierung, zu und berathschlagte mit Lawrence ein Heiratsgesetz zu Gunsten der Brahmo-Kirche.

In seinem Jahresvortrag Januar 1869 sprach Keschub von der Kirche der Zukunft. Diese Kirche wird Wahrheiten aus jedem Religionssystem entlehnen; die Vaterschaft Gottes und die Brüderlichkeit der Menschen wird ihr Credo bilden. Sie wird ein durch und durch indisches Gepräge

tragen. Die künftige Religion der Welt wird die gemeinsame Religion aller Nationen sein; aber sie wird in jeder Nation ein einheimisches Wachsthum und einen besondern Charakter haben.

So groß auch gegenwärtig die Zerrissenheit in den theistischen Kirchen Indiens ist, an diesem einen Satze Keschubs halten sie fest, und bestärkt in ihrem Wahne durch die Lobhudeleien europäischer und amerikanischer Rationalisten und abgestandener Christen, hoffen sie zuversichtlich, daß ihre Kirche allmählich alle Religionen ersetzen und die Religion der civilisirten Welt bilden wird.

Im Februar 1870 segelte Keschub mit seinem Freunde Kumar Sen nach England. Die Unitarier veranstalteten zu seiner Bewillkommnung eine Versammlung in London, in welcher Vertreter der hauptsächlichsten Secten ihr Interesse für Indien und ihre Sympathie für sein Werk ausdrückten. Er erklärte: „Ich komme hierher, meine Freunde, um das Christenthum in seinen lebendigen und geistigen Bildungen zu studiren. Ich komme nicht, um die Lehren des Christenthums kennen zu lernen, sondern um wahrhaft christliches Leben zu sehen, wie es sich in England entfaltet und darstellt."

Er wallfahrtete zum Grabe Rammohun Roys, wo er knieend also betete: „Ich opfere dir auf, o Gott, mein Gebet für die Seele des berühmten Mannes, der von meinem Lande kam und dessen Ueberreste hier ruhen. Nähre seine Seele und sein Herz, o Herr, mit Kraft, Reinheit und Andacht, daß er die Segnungen der Vereinigung mit dir genießen möge für ewige Zeiten."

Er hielt Vorträge und Gottesdienst in den größten Städten Englands und Schottlands und sprach in den verschiedensten Versammlungen über Frieden, Mäßigkeit und weibliche Erziehung. Die Königin ehrte ihn durch eine Audienz und überreichte ihm Exemplare ihrer zwei Bücher, in welche sie eigenhändig geschrieben hatte: „Für Keschub Candar Sen von Victoria der Königin, September 1870."

Die Empfindungen, welche England im Gemüthe Keschubs weckte, waren nicht der Art, daß sie ihn dem Christenthume näher brachten. „Ich fühle mich unter diesen zahllosen Secten verwirrt und zugleich amüsirt," sagte er. „Wir dürfen uns nicht in die Sklaverei von Dogmen und Glaubensartikeln begeben. Die Engländer mögen getrost ihre sectirerischen Lehren und Dogmen über Christus für sich behalten; aber ersparen Sie, meine Herren, mir und meinen Landsleuten die Bürde von antiquirten und leblosen Dogmen." In seiner Abschiedsrede gestand er frank und frei:

„Das Resultat meines Besuches von England ist, daß ich, wie ich als Inder hierher kam, so als bestärkter Inder zurückkehre. Ich kam hierher als ein Theist; ich kehre zurück als ein bestärkter Theist. Ich habe keine einzige neue Lehre angenommen, die Gott nicht schon zuvor in meine Seele gelegt. Aber ich habe mich nach Möglichkeit bemüht, den gesegneten Einfluß christlichen Lebens einzuathmen."

In Wahrheit hatte er von christlichem Leben in England wenig oder gar nichts gesehen. Denn die Unitarier hatten Sorge getragen, ihn auf Weg und Steg zu umgeben, jedem Lüftchen christlicher Andacht den Zutritt zu ihm zu wehren und ihren eigenen kalten Geist ihm einzuhauchen.

In die indische Heimat zurückgekehrt, warf Keschub sich mit aller Energie auf die Reformbewegung. Er gründete einen Reformverein, der fünf Sectionen umfaßte: wohlfeile Literatur, Wohlthätigkeit, Hebung des weiblichen Geschlechtes, Erziehung und Mäßigkeit. Er machte den Indian Mirror zum Tageblatt, gründete den Sunday Mirror und ein anderes Wochenblatt, das großen Erfolg hatte, errichtete eine Normalschule für Mädchen sowie eine industrielle Schule, führte einen Verein der Charitas für Frauen ein und einen Mäßigkeitsverein für junge Leute mit dem Namen „Bande der Hoffnung". Die neuen Vereine begannen ihr Werk mit Eifer, entfalteten eine Weile viel Leben, verfielen dann aber der Schlaffheit, dem gewöhnlichen Siechthum indischer Gründungen, und endeten bestenfalls mit dem Schattenbilde einer nominellen Existenz.

Nach vierjährigen Berathungen und vielerlei Abänderungen veröffentlichte die Regierung das neue Heiratsgesetz für Brahmos und andere Hindu, die nicht nach den üblichen Religionsgebräuchen heiraten wollten. Es legalisirte Mischheiraten zwischen Kaste und Kaste, untersagte Bigamie, erlaubte die Heirat von Wittwen und fixirte das niedrigste Alter des Bräutigams auf 18, das der Braut auf 14 Jahre. Dieses Gesetz, welches man die erste Einführung der Civilehe in Indien genannt hat, berührte zwar die Masse der Bevölkerung in keiner Weise, war aber doch ein Erfolg, auf den Keschub insofern stolz sein durfte, als es für alle Zeit die Brahmos, welche nach den Riten der theistischen Kirche heirateten, gegen die gerichtliche Verfolgung ihrer heidnischen Angehörigen schützte und somit die größte aller Schwierigkeiten der Brahmo-Kirche minderte, die Furcht vor zeitlichen Nachtheilen, welche für so manche Brahmos der Grund gewesen war, in der hergebrachten abergläubischen Art zu heiraten.

Im nämlichen Jahre machte Keschub den Anfang zu einem Institut gemeinsamen Lebens. Er beredete etwa 25 Familien, in einem Hause, die indische Einsiedelei genannt, zusammenzuwohnen und ihre Andachten, Uebungen und Mahlzeiten in Gemeinschaft zu halten. Da in Indien Männer und Frauen nicht zusammen essen, leuchtet es ein, welch eine Auflehnung gegen die nationale Sitte dies war.

Um so auffallender ist die Zähigkeit, mit welcher Keschub in einem andern Punkte an dem Ueberlieferten festhielt. Obwohl die Brahmo-Kirche allen den Zutritt gestattete, ohne Rücksicht auf Kaste und Geschlecht, so hatte sie doch Frauenspersonen gezwungen, dem Gottesdienst und der Predigt hinter einem Vorhange beizuwohnen. Viele Brahmos hielten dies für eine Verletzung des Princips der allgemeinen Brüderlichkeit und verlangten die Beseitigung des Vorhanges. Keschub schlug ihr Begehren ab. Die Feinde des Vorhanges verharrten auf ihrer Meinung und blieben, als ihre Gründe nicht verfingen, vom Gottesdienste weg. Da bot Keschub nothgedrungen die Hand zu einem Compromiß. Der Vorhang fiel, und die Frauen durften mit ihren Töchtern und Männern zusammensitzen, aber doch nur in einer für sie reservirten Ecke des Tempels.

Mit dem Alter entwickelte sich in Keschub der den Indern eigenthümliche Hang zur Einsamkeit und zur Ascese. Er ließ sich photographiren als Yogi, in tiefer Andacht auf einem Tigerfelle sitzend, eine einsaitige Harfe in der Hand. Er begann sein Essen selber zu kochen, saß bisweilen den ganzen Tag in Schweigsamkeit auf seinem Sessel und flickte Kleider. Er empfahl seinen Missionären strenge Armut, stundenlange Andachtsübungen, eigenes Kochen der Mahlzeit wenigstens einmal im Tag und Wachen um die Mitternachtsstunde. Fühlten sie sich in einer traurigen Stimmung, dann sollten sie singen, wild tanzen und in Procession durch die Straßen ziehen.

Seine Einbildung, die Stimme Gottes zu hören oder innere Offenbarungen zu vernehmen, steigerte sich, und in dieser Gemüthsverfassung predigte er im Jahre 1876 am Jahrestage der Gründung: „Wer wollte halben Weges auf seinem Gottwärtszuge straucheln mit dem schweren Mühlsteine lebloser Dogmen an seinem Halse? Unsere Schrift ist nicht geschlossen; neue Kapitel werden geschrieben und Jahr für Jahr hinzugefügt. Gott ausgenommen, wer weiß, was er uns nach zehn Jahren mittheilen wird?"

Um diese Zeit kaufte Keschub einen kleinen Garten außerhalb Calcuttas, in den er sich oftmals mit seinen Missionären zurückzog, um dort mit ge-

schorenem Haupte in strengen Uebungen zu leben. Aber als bald darauf eine schöne Wohnung mit Garten und Weiher zum Kaufe ausgeboten wurde, erstand er sie für 20 000 Rupien und gab ihr den Namen Lilienhaus. Manche Brahmos hielten eine solche Residenz mit seiner Profession von Ascese unvereinbar und gaben ihrem Mißmuthe unverhohlenen Ausdruck. Dies machte jedoch dem Gottesmanne wenig Kummer; denn während er andern nur nach Laune und der Abwechslung halber Ascese zu treiben schien, hielt er an der Ueberzeugung fest, daß er der innern Stimme folge und Gott auf seiner Seite habe.

Die Ascese war in der That bei ihm die Ausnahme. Er zog es in der Regel vor, in einem großen, gut möblirten Hause zu wohnen, umgeben von Frau und Kindern, zahlreichen Verwandten, Freunden und Dienern. Er sah auf reine und ansehnliche Kleidung, reiste erster Klasse, erschien bei den viceköniglichen Gala-Audienzen, verheiratete seine Töchter in die reichsten Familien und lebte mehr wie ein großstädtischer Magnat denn als Eremit.

Die Brahmo-Kirche war indessen beständig im Wachsen, nicht durch Massenbekehrungen, sondern durch den stätigen Anschluß neuer Mitglieder und durch Gründung bescheidener Tochterkirchen in den verschiedensten Gegenden Indiens. Im Jahre 1877 betrug die Zahl dieser Zweigkirchen 107, von denen sich die meisten zur fortschrittlichen Richtung Keschubs bekannten.

Aber in der Mutterkirche regte sich der Geist der Zwietracht. Keschub hatte früher gegen Debendranath die Anklage erhoben, daß er sich benehme wie ein Papst im kleinen und keinen Appell gegen seine Entscheidungen gestatte. Nun wurde die nämliche Anklage gegen ihn erhoben. Denn obschon er nur Secretär zu sein vorgab, betrachtete er sich doch als einen von der Vorsehung gesandten Lehrer und verlangte Gehorsam. Die ganze Verwaltung ruhte in seiner Hand; er gestattete keinen Meinungsaustausch und regierte als absoluter Dictator.

Die tiefe Unzufriedenheit in der Gemeinde kam zum offenen Ausbruch, als im Februar des Jahres 1878 die bevorstehende Heirat seiner noch nicht 14 Jahre alten Tochter mit dem im 16. Lebensjahre stehenden König von Kutsch Bihar angekündigt wurde. Von allen Seiten liefen Proteste ein; man erklärte laut, daß das Alter der beiden Contrahenten, die traditionelle Polygamie des Hofes von Kutsch Bihar sowie die sicherlich vorzunehmenden heidnischen Heiratsceremonien im grellsten Widerspruche ständen

zum theistischen Ehesacrament, welchem Keschub selbst durch seine Bemühungen gesetzlichen Charakter erwirkt hatte. Keschub ließ sich durch diese Proteste nicht beirren. Die Heirat bot zu viele Vortheile, und er besaß in seinem Dogma innerer, den Umständen sich anpassender Offenbarung, welches er den unveränderlichen Dogmen der christlichen Kirche entgegenstellte, ein unfehlbares Mittel der Vertheidigung. „Die innere Stimme sagt mir, ich solle die Heirat gestatten, und die innere Stimme ist der Befehl des Allerhöchsten."

Er kehrte tief gedemüthigt von der Heiratsfeierlichkeit zurück; denn götzendienerische Riten waren trotz seiner Einsprache in Anwendung gekommen. Gleichwohl wies er eine dreimalige Aufforderung einflußreicher Brahmos, sich zu verantworten, stolz zurück. Nach langem Sträuben gab er indes schließlich doch nach und berief eine Versammlung zur Wahl eines neuen Ministers. Es herrschte die größte Aufregung; die Protestler verlangten seine Absetzung und kehrten zurück im Bewußtsein, daß die Majorität auf ihrer Seite gewesen; den folgenden Sonntag besetzten sie den Tempel, aber Keschub verschaffte sich die Hilfe der Polizei und ließ sie wegtreiben. Damit war der Bruch unwiderruflich vollzogen. Eine Anzahl der angesehensten Brahmos sagten sich von der Gemeinde los und gründeten eine neue „Kirche", die Sadharan Samaj oder Allgemeine Kirche, auf welche wir später kurz zurückzukommen gedenken.

Keschub betrachtete den Austritt so vieler Mitglieder durchaus nicht als ein Unglück. „Die Kirche ist gereinigt," rief er; „jene Worfel, die Kutsch Bihar-Heirat, hat der Brahmo-Kirche unermeßlich viel Gutes gethan und thut es jetzt noch; denn sie entfernt die Spreu von unsern Mitgliedern. Monat für Monat werden die Sinnlichen, die Weltlichen, die Gebetslosen und die Lasterhaften hinausgefegt." In einem Gebete, gerichtet an Gott als Mutter, sprach er von den Abtrünnigen in der folgenden liebenswürdigen Weise: „Diese Dämonen in Menschengestalt locken deine Kinder an sich im Namen der Religion und des Gebetes und durchschneiden ihnen dann die Hälse. Denn sie führen dieselben in die Irre, fernab von den Pfaden des Glaubens und der Andacht, machen sie weltlich, sinnlich und lasterhaft und verbreiten durch das Land das Gift des Zweifels und des Unglaubens. Theure Mutter, Mohammed, dein ergebener Sohn, vergab den Ungläubigen nie. O wie war er entschlossen, die Feinde Gottes auszurotten! O Mutter, wenn diese Ungläubigen uns persönlich beleidigen, können wir ihnen verzeihen; aber wie können wir sie ertragen, wenn ihre Angriffe gegen dich gerichtet sind?"

Die Trennung war gleichwohl, wie sehr auch Keschub es sich zu verbergen suchte, ein Unheil, und zwar sowohl für die theistische Kirche, die jetzt in drei Secten gespalten war, als auch für Keschub persönlich. Denn mit den Secessionisten war ein gut Theil von Besonnenheit und gesundem Menschenverstand aus seiner Kirche geschieden, und er verlor die letzte Wehr gegen seine überhandnehmende Excentricität, indem die Anhänger, die ihm blieben, ihm sozusagen durch dick und dünn zu folgen bereit waren.

Was Keschub von sich dachte, brachte der nächste Jahresvortrag klar zum Vorschein. Er stellte sich als Thema die Beantwortung der Frage: Bin ich ein inspirirter Prophet? Er entschied, er sei zwar kein Prophet, aber doch ein außergewöhnlicher Mann, und in der weitern Ausführung beanspruchte er thatsächlich so viel Autorität, wie nur ein Prophet Gottes beanspruchen kann. „Man hat es versucht, zu zeigen, daß ich von meiner eigenen Einbildung und meinem eigenen Verstande geleitet sei, und hat protestirt gegen mein Vorgehen. Aber man sollte bedenken, daß protestiren gegen die Sache, die ich vertheidige, protestiren heißt gegen die Anordnungen Gottes des Allmächtigen, des Gottes aller Wahrheit und Heiligkeit. Ich habe immer getrachtet, den Willen des Herrn, nicht den meinen, zu thun. Und ich bin sicherlich nicht zu tadeln für dasjenige, was ich auf des Himmels Befehl gethan. Wagt ihr, die himmlische Majestät anzuklagen? Wollt ihr, daß ich Gott und seine Vorsehung verwerfe und daß ich eure Forderungen seiner Inspiration vorziehe? Keschub Chandar Sen kann und will solches nicht thun. Ich muß den Willen des Herrn thun. Ich will nicht eines Menschen Credo, eines Menschen Rath folgen. Dem Herrn will ich vertrauen und dienen."

So sprach Keschub in der Oeffentlichkeit. Aber im eigenen Herzenskämmerlein drängte sich ihm eine andere Einsicht auf; er erkannte die Pfade des Irrthums, auf welche er mit seiner Theorie der Privatinspiration gerathen war. In einem naiv offenen Gebete macht er das folgende lehrreiche und zugleich tragische Geständniß: „O mein Gott, ich habe die sonderbare Gewohnheit angenommen, alle meine Ideen und Pläne dir zuzuschreiben. Als dein Diener sollte ich nur dein Gebot befolgen, mit Aufgebung dessen, was mir gefällt. Aber statt so zu handeln, trachte ich, meinen eigenen Plänen und Einfällen zu folgen, und schreibe sie deiner Eingebung zu. Nachdem ich auf dem Pfade der Religion so weit gekommen bin, ist es mir eine Verdemüthigung, zu glauben, daß ich nur meine eigenen Wünsche ausführe. Ich möchte gar gerne glauben, daß ich in allem meinem Thun

deiner Leitung folge, und bin froh, wenn die Leute sagen, ich gehorche deinem Willen und opfere meinen eigenen. Aber Selbstaufopferung ist eine harte Sache, und ich lasse mich von meinen eigenen Gefühlen und Liebhabereien fortreißen. Alles, was ich thun kann, ist, mich und andere glauben zu machen, daß all mein Thun Gottes Thun ist und alle meine Absichten göttliche Absichten. So erscheinen meine Irrthümer und Fehler heilig in meinem Urtheil, indem ich sie mit dem Siegel deines Imprimatur beglaubigt wähne. O Herr, befreie mich von dieser Einbildung."

Nach 13jährigem Schweigen über Christus hielt Keschub es an der Zeit, wieder einmal eine glänzende Rede über ihn zu halten, wohl um die schwindende Achtung zu heben und die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf sich zu ziehen. Wer ist Christus? Er gestand, er sei kein Christ, sprach aber mit so apodiktischer Zuversicht, als wisse er mehr über Christus als alle christlichen Nationen von Europa und Amerika zusammengenommen.

„Gehet zur aufgehenden Sonne im Osten, nicht zur untergehenden Sonne im Westen, wenn ihr Christus in der Fülle seiner Glorie und in der Größe und Frische seines göttlichen Lebens zu sehen wünschet. Warum spreche ich von Christus als der untergehenden Sonne im Westen? Deshalb, weil wir dort apostolisches Christenthum fast verschwunden sehen; wir sehen das Leben Christi dort formulirt in leblosen Dogmen und veralteten Symbolen. Aber gehet zum wahren Christus im Osten und zu seinen Aposteln, und ihr seid auf der Stelle von höherer Erleuchtung erfüllt. Ihr gewahret hier die Wahrheiten des Christenthums alle frisch und glanzerfüllt. Rufet in euer Gedächtniß zurück den wahren asiatischen Christus, entkleidet von allen Anhängseln des Westens, wirkend das Werk der Erlösung unter seinem eigenen Volke. . . . Der äußere Christus ist offenbar ein Asiate, und als solcher gehört er zu uns und fesselt unsere nationalen Sympathien."

„Christus", fuhr er fort, „wies auf den Kernpunkt seiner Lehre hin, als er seine Gottheit vor der erstaunten Welt in diesen Worten verkündigte: Ich und der Vater sind Eins. Meine Freunde, ich gestehe, ich liebe und verehre Christus wegen dieser Worte mehr als wegen irgend etwas sonst. Denn diese denkwürdigen und unvergänglichen Worte geben uns einen Fingerzeig für das Mysterium und die Glorie seines wahren Charakters. Hätte Christus nicht so kühn seine Identität mit der Gottheit behauptet, so würde ich ihn nicht ehren, wie ich es thue. . . .

„Schauet, Christus kommt zu uns als ein Asiate in Abstammung, als ein Inder im Glauben, als ein Verwandter und Bruder und verlangt die Liebe unseres Herzens. Der fromme Christus lebte ein Leben süßer Andacht, wie eure Yogis und Rischis, und liebte es, stets im höchsten Geiste zu wohnen. Indem ihr ihn annehmet, empfanget ihr den Geist eines frommen Yogi und eines liebenden Bhatta — die Vollendung eurer nationalen Schriften und Propheten."

Da die Gottheit Christi gerade jenes Dogma ist, welches die Brahmos am meisten stößt, mag man sich vorstellen, welches Erstaunen diese Worte Keschubs unter seinen Zuhörern hervorriefen. Allein es war nur das Ueberwallen einer augenblicklichen bessern Stimmung, in welcher die Wahrheit der Worte „Ich und der Vater sind Eins" ihm blitzartig entgegentrat. Er hielt die Stimmung nicht fest und kehrte zu seiner gewöhnlichen platonischen Bewunderung Christi zurück.

Außerdem begann eine andere Idee bei Keschub alle andern Ideen zeitweilig zu verdrängen. Er hatte nämlich die Bekanntschaft eines Asceten seltsamer Art gemacht. Der Mann hieß Ramkrischna und genoß bei seinen Landsleuten den Ruf großer Heiligkeit und bei vielen den eines Gottes in Menschengestalt, während er durch sein schäbiges Aussehen und seine unordentlichen Manieren Europäer geradezu anwiderte. Die Lieblingsandacht dieses Asceten war, in der Form von Kali, einer der grausamsten Göttinnen des indischen Pantheons, sich Gott als Mutter vorzustellen. Auch er glaubte an Privatinspiration; in einer solchen hatte Kali ihm zu verstehen gegeben, daß jede Frauensperson eine Incarnation von ihr sei, weshalb er vor Frauen und selbst vor kleinen Mädchen seinen Kopf bis auf den Boden verbeugte. Von diesem Manne lernte Keschub seine neue Andacht zur Mutterschaft Gottes, und er hoffte durch dieselbe sein theistisches System den vielen Shakti- oder Kali-Anbetern Bengalens genehmer zu machen. Er verkündete die Lehre von der Mutterschaft Gottes als eine großartige Entdeckung der Brahmo-Kirche, ließ das Wort Mutter auf Fahnen zeichnen, welche in Procession durch die Straßen getragen wurden unter Absingung von Liedern, in denen das Wort Mutter oft wiederkehrte. Außerdem erließ er Proclamationen im Namen Gottes wie z. B. die folgende:

„Gehet und verkündigt mich als Mutter Indiens, so sprach der Herr zu seinen um ihn versammelten Jüngern. Viele sind bereit, mich als ihren Vater anzubeten; aber sie wissen nicht, daß ich auch ihre Mutter bin, zart, nachsichtig, vergebend, stets bereit, das reumüthige Kind wieder anzunehmen.

Ihr sollt gehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, meine Gnadenhuld in Liedern preisend und allen Menschen predigend, daß ich Indiens Mutter bin. . . . Und möge Indien also glaubend zu mir kommen und sagen: Gesegnet sei dein Name, süße Göttin! Wir haben den Apostel der höchsten Mutter gehört und gesehen."

Eine andere Probe, die an die Erlasse der Heilsarmee erinnert, lautet also:

„An meine Soldaten in Indien! Meine herzlichen Grüße an alle! Empfanget diese Ankündigung! Glaubet, daß sie vom Himmel ausgeht, im Namen und in der Liebe eurer Mutter, und führet ihre Befehle aus als wohlgesinnte Krieger und ergebene Kinder: Die englische Regierung ist meine Regierung, und die Brahmo-Kirche ist meine Kirche. Ich habe meine Tochter, die Königin Victoria, geweiht und gesetzt über das Land, sein Volk zu regieren. Seid loyal gegen sie; denn das Document ihrer Würde trägt meine Signatur. Saget allem Volke, es möge sich direct an mich wenden, ohne Mittler oder Fürsprecher, und mich für seine Mutter halten. Der Einfluß der irdischen Mutter zu Hause und der Königin Mutter an der Spitze der Regierung wird die Herzen meiner irdischen Kinder zur höchsten Mutter emporheben. Indiens Mutter."

Der Jahresvortrag von 1880 handelte über die Vision Gottes im 19. Jahrhundert. Er sagte unter anderem: „Ich habe es gewagt, das Zifferblatt von diesem Universum wegzuheben und so die wunderbaren Dinge, die verborgen waren, offen zu legen. Nun frage ich dich, höchster Geist, ist irgend einer mit dir, oder sitzest du allein in einsamer Majestät? Ich denke, ich sehe einen andern mit dir, es ist mein Christus." Nachdem er erklärt, daß es sein Christus, nicht der Christus des Neuen Testamentes sei, fuhr er fort: „Nicht nur Christus ist dort, sondern da sind auch Moses und Elias und alle jüdischen Propheten älterer Zeiten, und Paulus und alle Apostel, und auch Caitanya, Indiens gesegneter Prophet, und der unsterbliche Sakya Muni (Buddha) und Confucius und Zoroaster. Alle unsere Lehrer sind dort versammelt. Auf kleinern Thronen sitzend, umgeben sie den Thron des Großen Geistes, dessen Glorie in ihnen ist, und in dessen Glorie sie leben."

Es waren kaum einige Tage vergangen, als er durch die Zeitung ein neues Project ankündigte: „Es wird hiermit vorgeschlagen, daß von den mehr vorangeschrittenen Brahmos ein Verkehr mit den abgeschiedenen Heiligen gepflegt werde. Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, werden wir

die alten Propheten und Heiligen einen nach dem andern vornehmen und zum Gegenstand eingehendern Studiums, Betrachtens und Betens machen. Wir werden besondere Stätten bezeichnen, zu denen die Andächtigen pilgern sollen; sie werden stundenlang versuchen, von besondern Heiligen Inspiration zu erlangen. Wir glauben, eine günstige Wallfahrt zu Moses wird in Bälde zur Ausführung kommen. Nur ernstgesinnte Andächtige sollten sich der Wallfahrt anschließen."

Die nächste Nummer des Blattes enthielt eine weitere Anzeige. „Diejenigen unter unsern Brüdern," hieß es daselbst, „die sich entschlossen haben, in Gott mit dem Geiste des Moses zu verkehren, werden aufgefordert, während dieser Woche die nöthige Vorbereitung und Abtödtung vorzunehmen. Für nächsten Sonntag werden sie eingeladen, sich auf dem geistigen Sinai einzufinden, um mit dem Propheten des jüdischen Testamentes eine Besprechung zu halten." Der Sinai, zu dem sich die Pilger am folgenden Sonntag begaben, war ein kleines Oratorium im Hause Keschubs. Die Zeitung brachte über die Versammlung den folgenden Bericht: „Acht Tage und Nächte wohnten die Pilger mit Moses in seiner himmlischen Wohnung; und der Gott Jehovah inspirirte sie beharrlich mit dem Feuer des mosaischen Gesetzes. Und als der letzte Tag herannahte, sprach der heilige Geist des Moses also zu den versammelten Pilgern." Hier folgte dann eine lange poetische Anrede in biblischem Stile.

Andere derartige Wallfahrten kamen in rascher Folge. Die Brahmos pilgerten zu Sokrates nach Athen, zu Buddha, zur Wohnung der alten Weisen Indiens auf den Höhen des Himalaja, zum viertausendjährigen indischen Heiligthum, zu Jesus, zum Propheten Arabiens, und nachdem die größern Propheten besucht waren, ließen sie sich dazu herab, auch zu geringern „Heiligen" zu wallfahrten, wie z. B. dem Amerikaner Emerson, dem Engländer Carlyle und dem Elektriker Faraday.

Im Laufe der Zeit war auch die einfache Benennung Brahmo-Kirche dem ruhelosen Sinn Keschubs ein Anlaß zur Unzufriedenheit geworden; sie war nicht unterscheidend und nicht großartig genug. So führte er in der Jahresrede von 1881 die verbesserte Titulatur „Kirche der Neuen Heilsordnung" ein und wollte seine Schöpfung mit dem Alten Bunde und dem Neuen Testamente auf die gleiche Stufe gesetzt sehen. Einige seiner eigenen Erklärungen mögen hier folgen.

„Asien, die Mutter vieler Heilsordnungen, hat ein anderes Kind zur Welt gebracht, und das Fest seiner Geburt soll mit großem Jubel be-

gangen werden. Christi Heilsordnung, sagt man, ist göttlich. Ich sage, daß diese Heilsordnung gleich göttlich ist. Gewiß, es ist der Herr des Himmels, der dieses neue Evangelium in die Welt gesandt hat. Der dasselbe auszeichnende Zug ist seine Unmittelbarkeit, sein Negiren einer Mittelsperson. Während andere Heilsordnungen ihre besondere Art der Vermittlung haben zwischen Gott und der sündigen Menschheit, haben wir nichts dergleichen, keinen Fürsprecher, keinen Mittler. Ein weiterer charakteristischer Zug unserer Kirche besteht darin, daß sie allumfassend ist. Die andern Evangelien schließen sich gegenseitig aus, das unsrige schließt alle Religionen ein. Die Neue Heilsordnung ist die Harmonie aller Schriften und Propheten und Heilsordnungen. Vereiniget euch, ihr Nationen, vor der Fahne der Neuen Heilsordnung und verkündet die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen."

„Laßt uns besingen", schrieb Keschub in einem Buche über die Neue Kirche, „die Glorie der Neuen Heilsordnung, der neuesten Offenbarung unseres himmlischen Vaters an uns, seine Kinder und Diener in Indien. Die Neue Heilsordnung ist die Harmonie aller Schriften und aller Heiligen und aller Secten. Sie ist die Erklärung des Pantheismus und des Polytheismus; sie ist Christi Himmelreich; sie ist die Morgenröthe des Satyra Yug oder des goldenen Zeitalters allgemeinen Friedens; sie ist die zweite Ankunft Christi; sie ist die Philosophie der Trinität; sie ist das dritte Testament; sie ist die Ankunft des verheißenen Trösters."

Der allumfassende Charakter der Neuen Heilslehre ist also dargestellt: „Ich bin allen alles. Zu mir sagt ein Christ: Wahrlich, du bist ein Christ und nicht weit vom Himmelreiche; ein Hindu: Du bist ein echter Hindu, und die Rischis wohnen in dir; ein Buddhist: Ich betrachte dich als einen der Unsrigen, und bereits lächelt das Nirvana auf deinem Angesichte; ein Jude: Du bist ein reiner Theist und ein strenger Jude, und Jehovah ist dein Gott; ein Mohammedaner: Wir begrüßen dich als einen Gläubigen des Islam und einen Jünger des Propheten. So beanspruchen und ehren mich alle. Gesegnet sei die Neue Heilsordnung."

Die allgemeine Verbrüderung fand einen komischen Ausdruck in einem der Lieder der Neuen Kirche: „Den Namen Haris (Vischnus) singend, tanzen die Heiligen. Es tanzt mein Caitanya, in der Mitte der Gläubigen, trunken von dem Nektar der Begeisterung, mit Thränen der Liebe in seinen Augen; o welch entzückender Anblick! Moses tanzt, Jesus tanzt mit erhobenen Händen, liebetrunken, und der große Rischi Narad tanzt, die Leier

rührend. Der große Yogi Mahadeo tanzt mit Freuden; mit ihm tanzt Johannes mit seinen Jüngern. Manak, Prahlad und Nityanand tanzen alle; und in ihrer Mitte sind Paulus und Mohammed. Schauet, Hari, außer sich vor Liebe, tanzt in der Gesellschaft seiner Bekenner und ruft: Hari, Hari! Mit dem Gotte Hari in der Mitte, tanzen die Heiligen im Kreise, ihre Arme einander um den Nacken schlingend. Die frohe Botschaft der Neuen Heilsordnung hörend, tanzen Himmel und Erde und rufen: Hari, Hari!"

Mit besonderem Pompe wurde die Fahnenweihe der Neuen Heilsordnung vollzogen. Die andächtigen Brahmos, aufgefordert, ihre Treue an die Fahne des regenerirten und seligmachenden Theismus zu geloben, schritten, Hymnen singend, mit brennenden Kerzen um das purpurrothe Seidenbanner, das, an eine silberne Stange geheftet, im Marmorboden vor der Kanzel aufgepflanzt war, unter dem betäubenden Schalle von indischen Gongs, Muschelhörnern, Harfen, Flöten, Flügelhörnern, Cymbeln und vielen andern Instrumenten, und Keschub rief: „Seht die Fahne der Neuen Heilsordnung! Die seidene Fahne ist roth von dem Blute der Martyrer. Es ist die Fahne des großen Königs Himmels und der Erde, des Einen höchsten Gebieters. Zu Füßen der heiligen Fahne sind zu schauen die Schriften der Hindu, der Christen, der Mohammedaner und der Buddhisten, die geweihten Schreine der Weisheit aller Zeiten und der Inspiration der Heiligen, unsere Leuchten und Führer. Glorie sei Gott in der Höhe! Ehre allen Propheten und Heiligen im Himmel und allen Schriften auf Erden! Sieg der Neuen Heilsordnung!"

Keschub hatte sich früher über die christliche Symbolik sehr absprechend geäußert. Nun war es anders geworden. Sein Biograph schrieb im August 1881: „Keschub wird stets mehr metaphysisch und mystisch. Seit kurzem ergibt er sich sehr der Symbolik und braucht Fahnen, Blumen, Feuer und Sacramente jeder Art."

Eine dieser Ceremonien, die viel kritisirt wurde, war das Hom oder alte Feueropfer der vedischen und nachvedischen Zeit, das bei Indern und Persern in hohen Ehren steht. Das indische Volk betrachtet das Feuer als eine Gottheit; Keschub läugnete die Gottheit des Feuers ausdrücklich und betete nur Gott im Feuer an. Er ließ vor der Kanzel, inmitten eines Kreises von Blumen und Immergrün, ein großes eisernes Becken mit den Opfergeräthen anbringen, zündete die Holzschicht an, goß flüssige Butter in das lodernde Feuer und sprach: „O du flammender Agni! Groß, groß

bist du unter den Kräften der Schöpfung. Wir wollen dich ehren und preisen wegen deiner Größe und Majestät, du bist kein Gott; wir beten dich nicht an; aber in dir wohnt der Herr, die ewige, unauslöschbare Flamme, das Licht des Alls, das immanente Feuer, das Feuer vom Feuer, welches das Feuer offenbart und lobpreiset. O schillernder Agni, in dir schauen wir unsern glänzenden Herrn." Und die ganze Versammlung rief aus: „Sieg dem Herrn, Sieg dem Herrn, Sieg dem Herrn!"

Das war nicht Idololatrie; aber, sagt Mitchell, ein protestantischer Prediger, der Keschub persönlich kannte und mit ihm betete, in einem durch und durch götzendienerischen Lande sind solche Dinge „fürchterlich" gefährlich; und ein Brahmo schrieb, man sei damit auf halbem Wege zum Götzendienste.

Wie Keschub die altindischen Riten nachahmte und ihnen seine eigene Bedeutung unterschob, so führte er auch die christlichen Riten der Taufe, des Abendmahles und der Apostelweihe ein, nicht aus Spott, wie es Christen auf den ersten Anblick erscheinen möchte, sondern mit vollem Ernste, da er als Eklektiker sich berechtigt glaubte, aus allen Religionen nach Gutbefinden eine Anleihe machen zu dürfen.

Zum Empfange der Taufe zogen die Brahmos in feierlicher Procession unter Gesang und Musik zu einem schön verzierten Weiher, wo Keschub, auf einem Tigerfelle sitzend, sie also anredete: „Wahrlich, wahrlich, hier wurde der Herr Jesus getauft vor 1800 Jahren. Sehet die heiligen Wasser, in welche der Sohn Gottes eingetaucht wurde. Sehet hier den gebenedeiten Jesus, und an seiner Seite Johannes den Täufer den Ritus der Taufe vollführen. Ja, sehet am Himmel über uns die Herabkunft des Heiligen Geistes. Alle drei sind hier zugegen, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, in geistiger Vereinigung. Pilgerbrüder, beachtet ihre Vereinigung heute an dieser geweihten Stätte."

Zum Abendmahle nahm er Reis und Wasser anstatt Brod und Wein und las einen Theil vom zweiundzwanzigsten Kapitel des Lucasevangeliums. Bei der Apostelweihe wurden den „Ordinanden" zuerst die Füße gewaschen, und dann erhielt jeder eine silberne Medaille, einen Stab und eine Tasche. Als Mendicant gekleidet und das Haupthaar geschoren, empfing Keschub diese Gegenstände, sammelte Almosen von den Anwesenden und versprach, dreißig Tage ausschließlich von Almosen zu leben.

Die Vaischnavas gebrauchen eine Schnur mit Körnern, um sich dadurch das Zählen des Namens Hari, den sie hundertachtmal wiederholen,

zu erleichtern. Keschub ahmte diese Gebetsart nach und führte in seinem Gottesdienst „die Guirlande der hundertacht Namen“ ein. Auch den Vaischnavatanz, der Krischnas Tanz mit den Milchmädchen darstellen soll, wollte er in seiner Kirche haben. Der erste Tanz wurde als großartiger Erfolg ausposaunt. Die Zahl der Tänzer war so groß, daß der Raum vor der Kanzel heiß wurde wie ein Feuerofen. „Gleichwohl ging das Rufen, der Galopp und das muntere Schwingen im Kreise voran; und es war geradezu ein gesegneter Anblick, so viele Knaben und Mädchen und Männer von reifern Jahren um ihre unsichtbare Mutter in der Mitte tanzen zu sehen.“ So der Bericht.

Liebhaber von Gaukeleien schon in seiner Jugend, ersann Keschub auch eine Magik der Neuen Heilsordnung. Ein Gaukler erschien mit der Zauberruthe und dem gewöhnlichen Zauberapparate im Tempel und beschwor einen Bananenbaum. Dann schnitt er ein Blatt ab, und siehe, es zeigte den Namen Hari. Dem Stamme entquoll auf seinen Befehl zuerst in der Form von Rosenwasser und dann von Scherbut der Nektar der Liebe Gottes. Dann wurden die Symbole verschiedener Religionen gezeigt, wie das Kreuz, der Halbmond, der vedische Om, der Dreizack des Schaiva und der Speer des Vaischnava, alle in gemessener Entfernung; aber der Gaukler verstand es, im Nu sie zu einem einzigen Symbol, dem der Neuen Heilsordnung, zu vereinigen.

Professor Max Müller, einer der Hauptfreunde des indischen Theismus, schrieb über all dieses Thun Keschubs: „Seine jüngsten Aeußerungen, ich sage es mit Bedauern, zeigen Symptome eines überangestrengten Gehirnes und übersensitiven Herzens. Es kommt mir bisweilen vor, als ob er am Rande des Irrsinnes im Glauben angelangt sei.“ Murdoch nennt dies eine sehr liebevolle Erklärung.

(Schluß folgt.)

Alois Hegglin S. J.

Die „sociale Decomposition" und die „culturelle Ueberlegenheit" des Protestantismus.

(Schluß.)

Paulsen hat die religiös-sociale Decomposition, von der Willmann spricht, ignorirt und mit einem Hinweis auf socialpolitische Culturüberlegenheit beantwortet. Er stellt seine Ausführungen auf den Grundsatz: „Die Gesundheit des socialen Körpers beruht auf dem rechten Gleichgewicht von Freiheit des Individuums und socialer Bindung." Nach Paulsen steht die Ueberlegenheit der protestantischen Völker hierin zweifellos fest, wobei, Frankreich betreffend, die Bemerkung fällt, auch dort sei man „politischer Unfähigkeit bisher nicht ledig" geworden. In E. Faguets jüngstem interessanten Buche lesen wir eben ein äußerst scharfes Urtheil über das „rechte Gleichgewicht" im Deutschen Reiche[1]. Es fällt uns nicht ein, diesem Urtheil zuzustimmen; wir wollen durch die Gegenüberstellung nur zeigen, wie viel Subjectives diesen Würdigungen anhaftet, und daß ein Massenverbrauch von „Umsicht" nebst „Vorsicht" da ganz am Platze ist. Auch kommt uns eben eine seltsam in diesen Zusammenhang passende Erinnerung. Als der bekannte preußische Schulgesetzentwurf den deutschen Liberalismus auf das heftigste erregte, erfolgte in universitären Freidenkerkreisen eine förmliche Mobilisirung. Damals wurde geltend gemacht, durch die atheistische Schulgesetzgebung von 1882 habe Frankreich einen ungeheuren Culturüberlegenheitsvorsprung vor Deutschland voraus[2]. Bald darauf ist dann von diesem Vorsprunge nicht viel mehr die Rede gewesen. Das dünkt uns lehrreich und charakteristisch.

Die socialpolitischen Erörterungen Paulsens bewegen sich übrigens in Allgemeinheiten, wie „Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen der protestantischen und katholischen Welt", „Verschiebung in den Bevölkerungsmassen und am Antheil an der Besiedelung der Erde"; aber selbst wenn noch ein halbes Dutzend „Verschiebungen" dazu kämen, schließlich hätten wir doch nur tönende Worte gehört. Derlei geschichtsphilosophische Aus-

[1] L'Allemagne possède le suffrage universel et n'est guère autre chose qu'une monarchie despotique analogue à l'empire français de 1804 (Questions politiques [1899] p. 250).

[2] F. Jodl, Moral, Religion und Schule (1892) S. 27.

einandersetzungen verlieren sich zumeist ins Uferlose; vom festen Gestade der Logik und der Thatsachen kommt man dabei zuweilen so gründlich ab, daß es auf Nimmerwiedersehen ist.

Im Namen der deutschen protestantischen Wissenschaft rühmt Paulsen das rechte politische Gleichgewicht von Freiheit und Bindung als eine Frucht der Reformation. Ob diese Kreise in dieser Frage so ganz competent, so gar nicht Partei sind? Es könnte jemand behaupten, Freiheit für sie sei mit Bindung für andere allerdings schönstens gepaart.

Die englische Verfassung rühmt sich des herrlichen Gleichgewichtes von Freiheit und Bindung. Ob das erst mit Heinrich VIII. anhub? Der hatte freilich eigenthümliche Begriffe von Freiheit und völlig wunderbare von Bindung, von socialer Bindung.

Ob man nicht endlich einsehen wird, daß mit „katholischen Staaten" in den letzten 150 Jahren nicht viel Staat zu machen ist? Wenn die Gesamtrichtung der innern Politik fast ununterbrochen, oft bis zum Aeußersten antikatholisch war, kann man dann die „Principien des Katholicismus" billigerweise für die Resultate verantwortlich machen? Es sei denn, man halte mit den Aufklärern das bloße Dasein des Katholicismus a priori für das Uebel aller Uebel, und meine deshalb, nichts entspreche höherer Kritik so sehr, als ihm alle Uebel, die man entweder findet oder mit den Aufklärern erfindet, zuzuschreiben, mag der Katholicismus sich nun dawider mit mehr oder weniger Erfolg, größerer oder geringerer Kraft zur Selbstvertheidigung gestellt haben.

Ob der Protestantismus sich in der That für den Hort politischer Freiheit hält? Wir überlassen die Antwort der Berliner „Gegenwart", wenngleich wir an so harten Worten nicht die geringste Freude haben: „Es war der Fluch des protestantischen Bekenntnisses, daß er (sic) von Anbeginn allzu nahe den Gekrönten geblieben, allzu vertraut mit ihnen und ihren Lastern und allzu abhängig davon . . ." u. s. w. „So scheint der Protestantismus, der bezeichnend genug gleich in seinen ersten Lebensjahren einem Fürsten das Verbrechen der Bigamie gestattete, liebedienerisch nach oben und hart nach unten. Es liegt das in seiner Constitution, und man darf ihm keinen Vorwurf daraus machen." [1] Ebensowenig aber darf man vom protestantischen Standpunkte der „Gegenwart" einen Vorwurf machen. Mit kühner Behauptung der Forschungsfreiheit könnte jemand als

[1] Nr. [illegible] (5. November 1898), LIV, 286.

Forschungsergebniß eine noch weit leidenschaftlichere, selbst eine nietzscheanische Verurtheilung des Protestantismus oder des Christenthums vortragen und zugleich immer noch synodalen Sitz beanspruchen und bei synodaler Stimme bleiben.

Auf eines hätte sich vielleicht Prof. Paulsen berufen können, und vielleicht ist das sogar die concrete Thatsache, die seinen allgemeinen Reflexionen zu Grunde liegt. Die politische Signatur des 19. Jahrhunderts ist der Aufbau und Ausbau des Parlamentarismus[1]. Der reichsdeutsche Parlamentarismus macht aber an sich eine imposante Figur, und im Vergleich mit manchen continentalen Nachbarn erhebt er sich zu unläugbarer Ueberlegenheit.

Hierzu eine sachliche Bemerkung. Wir beabsichtigen nicht im geringsten, in den säcularen Streit über die „beste Staatsform“ einzutreten — einmal deswegen nicht, weil wir so verwickelte Probleme gern Weisern überlassen, sodann weil uns die Fragestellung nicht zusagt. Vom universalhistorischen Standpunkte zögen wir vor, nach der mindest schlechten zu fragen. Gewiß, der fürstliche Absolutismus des 18. Jahrhunderts steht alles in allem genommen auf der Scala der Uebel so hoch, daß nur der ziemlich schlechte Trost übrig bleibt: Besser die schlechteste Regierung als gar keine.

Mag man aber die Vorzüge des Parlamentarismus noch so hoch einschätzen, der Parlamentarismus ‚dans toute sa beauté‘, comme disait Beulé[2], hat wie alle menschlichen Dinge doch auch seine Gefahren, seine Mängel, seine Achillesferse: es ist die Gefahr der Vergewaltigung und der Rechtlosigkeit der Minoritäten. Man erlaube zu unserer Sicherstellung ein kleines Citat aus einem Vortrage des Heidelberger Professors G. Jellinek vom vorigen Jahre — unseres Erachtens wiederum zu starke und schwere Worte; allein in Vorträgen kommt derlei vor, wir bitten nur auf die Sache zu achten. „Hoffen und glauben wir, daß die Gesellschaft schließlich das finden und verwirklichen werde, was allein im stande ist, sie vor öder geistiger und sittlicher Verflachung und Versumpfung zu bewahren: die Anerkennung von Rechten der Minoritäten. . . . Nichts kann rücksichtsloser, grausamer, die primitivsten Rechte des Individuums, das Große und Wahre mehr hassend und verachtend sein als eine demokratische Mehrheit. Das ist nicht etwa ein Lehrsatz, welcher einer der Umbildung der Gesellschafts-

[1] Wie vielfach der Kürze wegen üblich, gleichbedeutend mit parlamentarischem Constitutionalismus genommen.

[2] *E. Faguet,* Questions politiques (1899) p. 5.

ordnung feindlichen Gesinnung entsprang", er ist „vielmehr von Vorkämpfern der modernen politischen Entwicklung anerkannt und häufig mit beredten Worten geschildert worden" [1].

Es könnte geschehen, daß eine Minorität, die sich vergewaltigt wähnt oder es thatsächlich ist, die Maschine zum Stillstand bringt, deren Bestandtheil sie ist. Dann träte legale Anarchie ein. Um diesen Zustand herbeizuführen, genügen bei entsprechenden Mitteln schließlich einige wenige. In Bezug auf die Gesundheit des socialen Körpers verhält sich aber jegliche Anarchie auf der Straße, Pöbelausbrüche welcher Art immer, zur legalen Anarchie, wie Magenkrämpfe, wider die man Mittel kennt und unverzüglich anwendet, sich zu Störungen der Lebensfunctionen verhalten, die unheilbar sein oder werden können.

Wenn aber eine Minorität in jahrelangen, politischen Kämpfen ihren Grundsätzen treu bleibt, in den schwersten Zeiten unerschütterlich fest auf ihrer Wählerschaft ruht, selbst beim „Knirschen des innern Menschen" ihre Opposition unentwegt in den legalsten Formen hält und dennoch sich behauptet, sich durchsetzt, Erfolge erringt, so leistet sie damit der Sache des Parlamentarismus selbst einen unschätzbaren Dienst. Es wird damit der Beweis erbracht, daß die Vergewaltigung der Minoritäten dem System nicht nothwendig anhaftet, daß es Minoritäten gibt, die überstimmt, aber nicht überwunden werden können. Gerade diesen Dienst hat das Centrum des Deutschen Reichstages dem Parlamentarismus und dem deutschen Volke geleistet, eine historische Thatsache, die zwar für „das rechte Gleichgewicht von individueller Freiheit und socialer Bindung" von höchstem Belang ist, als „protestantische Culturüberlegenheit" aber sich schwerlich buchen läßt.

Es erübrigt die protestantische Culturüberlegenheit überhaupt und im allgemeinen, nebst dem ergänzenden Gegensatz Rückständigkeit der katholischen, romanischen Völker. Auf diese letztere einzugehen, hieße an dieser Stelle acta agere [2]. Was aber die protestantische Culturüberlegenheit angeht, so ist uns zwar jedes katholische Wort darüber willkommen und lehrreich gewesen; aber es wollte uns doch zuweilen scheinen, als erwiese man diesem Unbegriff zu viel Ehre. Eine kurze Kritik der Wortverbindung möge deshalb hier genügen.

[1] Vgl. „Tägl. Rundschau" vom 26. Juli 1898, Nr. 172.
[2] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVIII, S. 1—11. 178—190. 361—371.

Was bedeutet denn in dieser Wortverbindung „Protestantismus"? Man schreibt ihm eine großartige Wirksamkeit zu, die Schöpfung der Culturüberlegenheit; er muß also wohl als etwas Positives gedacht werden. Die Wirkung erstreckt sich angeblich über den gesamten protestantischen germanischen Norden, von den baltischen bis zu den pacifischen Gestaden. Er müßte demnach in der Weite dieses Umfanges als etwas irgend wie Einheitliches, als eine wenn auch noch so verblaßte und verdünnte religiös-sociale Einheit erfaßt werden können.

Religiös-sociale Einheit ist nichts als Einheit des Bekenntnisses und Einheit der Autorität. Grundsätzlich und thatsächlich entbehrt der Gesamtprotestantismus eines Gesamtbekenntnisses und einer Gesamtautorität. Wer wäre im stande, den Gesamtprotestantismus von Dorpat bis San Francisco, von Zürich und Genf bis zum Nordkap und dem Kap Wrath als positive religiös-sociale Einheit darzustellen?

Auch den Landeskirchen wird man füglich die protestantische Culturüberlegenheit als eigenstes Werk nicht zuschreiben dürfen; nicht den Einzelnen, noch allen, noch dem Institut als solchem. Das folgt schon daraus, daß das Institut selbst thatsächlich nichts Gesamtprotestantisches ist, daß es sich ferner schwer sagen läßt, wo die protestantischen Kreise eigentlich zu finden sind, die in den Landeskirchen die Repräsentanz des Protestantismus zu sehen geneigt wären — außerhalb der Landeskirchen gewiß nicht, innerhalb derselben ebensowenig.

Um es mit einem Worte zu sagen, der Gesamtprotestantismus kann weder als Ganzes noch als Summe etwas Positives bewirken; nicht als Ganzes, weil er als Ganzes nicht existirt; nicht als Summe, weil man Größen, die einander aufheben, nicht zusammenfassen kann.

Auch die Culturüberlegenheit bereitet Beschwerden. Welche Gebiete des weiten Culturlebens meint man denn eigentlich? Nun, Handel und Industrie, das „rechte Gleichgewicht" im Innern; nach außen Kolonialpolitik, Machtentfaltung, Machtmittel übergenug zu Lande und zu Wasser. Allein der Protestantismus ist, wenngleich made in Germany, doch nicht ein Industrieerzeugniß, keine technische Wissenschaft, keine „Bevölkerungsverschiebung", kein Staatsrecht, weder eine Werft noch eine Kaserne. Er ist doch wohl eine Religion. Jede Religion ist aber in abstracto eine bestimmte Summe religiöser Wahrheiten, in concreto ein geschlossener Kreis von solchen, welche diese „Wahrheiten" lehren und bekennen. Ebensowenig wie irgend eine andere Religion vermag der Protestantismus

die Gebiete rein diesseitiger Cultur, Wirtschaftsleben, Politik, weltliche Wissenschaft, profane Kunst, anders als indirect zu beeinflussen, vermittelst der religiös-sittlichen Cultur, die sich in ihm verkörpert. Seine Cultur ist also durchaus nicht in erster Linie die irdische, weltliche, sondern die religiös-sittliche Cultur.

Diese entfaltet sich aber nicht anders denn als Glaube, der durch die Liebe wirksam ist. Die religiös-sittliche Cultur einer Gemeinde, einer Kirche zeigt sich demnach in der Klarheit und Einheit, der Verbreitung und Widerstandskraft religiöser Ueberzeugungen und Grundsätze; in den Werken und Schöpfungen der Gottes- und der Nächstenliebe, vorab jenen, die in corporativem Betrieb stehen. Denn nur solchen eignet die große sociale Wirksamkeit, wie denn auch solche durch ihren Ursprung und ihren Fortbestand eine Fülle religiös-sittlichen Lebens und Strebens bekunden.

Paulsen citirt bei seinem Rückblick auf das letzte Jahrhundert das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wohl; will man aber die im 19. Jahrhundert erfolgte Kraftentfaltung der „Principien des Katholicismus“ mit jener der protestantischen Principien vergleichen, so muß man doch im Auge behalten, daß es Religionen sind, die man vergleicht. Das tertium comparationis, auf welches dann alles ankommt, ist erstens die religiös-sociale Einheit und Entfaltung der Religionsgesellschaften, der Verbände als solcher, und zweitens gewissermaßen das Gesamtvereinsleben, die Bethätigung und Verwirklichung religiös-sittlicher Cultur.

Man vergegenwärtige sich den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, die trostlose Lage des Papstthums beim Tode Pius' VI., man erinnere sich an Ems und Pistoja. Während in Oesterreich und Süddeutschland bureaukratischer Josephinismus die Kirche still und stet zu verstaatlichen suchte, lag sie in Frankreich in Trümmern, als wäre eine decianische Verfolgung über sie hingegangen, war dort zugleich die Staatskirche verödet und dem Einsturz nahe, welche Ungläubige errichtet und als gute Freigeister mit Zwangscurs ausgestattet hatten — und mit was für einem! Der Unglaube schien in mancher Beziehung damals nicht mehr so fanatisch aggressiv wie in den Sturmjahren der Encyklopädie und der Revolution, einfach deshalb, weil er sich nahezu am Ziele glaubte, die obern Schichten und die Regierungskreise in den meisten Staaten Europas erobert hatte. Wem galt denn von Anfang an sein beispielloses

literarisches und gesetzgeberisches Wüthen? Allein dem Katholicismus. Wer bestand in diesem Kampf eine Kraftprobe ohnegleichen? Allein der Katholicismus. Weshalb allein? Der Unglaube stürmte doch wider das Christenthum und Religion überhaupt. Weshalb hat allein der Katholicismus ihm als Angriffsobject gegolten, und weshalb hat dieser allein den Kampf aufgenommen? Das dünkt uns eine erwägenswerthe Frage.

Wie hat gerade Frankreichs Katholicismus diese Probe bestanden! Eine völlige Wiedergeburt und Erhebung zu höherer Kraft vollzog sich in der Erneuerung des Episkopats, in der Wiedererweckung des Mönchthums, der Ordensstände, in der Wiederbelebung der kirchlichen Wissenschaft, der Predigt, des Unterrichts, in unerschöpflicher Mitwirkung am Missionswerk der Kirche, in Neugestaltungen, wie es die erste katholische Partei in einem Parlamente war, in zeitgemäßen Umgestaltungen, wie es vorab die Laienvereine zu vielerlei charitativen Zwecken sind — wer gedächte da nicht der stillen und schlichten Größe des schönen Werkes der dreißiger Jahre, der Vincenzvereine? Dies alles und vieles andere sind nun gerade die Componenten des religiös-socialen Lebens und der religiös-sittlichen Cultur.

Will man den Vergleich auf dem Boden protestantischer Staaten anstellen, so fasse man in ein Bild die Geschichte des Katholicismus in der Union von John Carrolls erstem Bericht an die Propaganda (1785) bis etwa zum dritten Plenarconcil im Jahre 1884; in ein Bild die Geschichte des Katholicismus in England von der Emancipation bis etwa zum großartigen Ausgang von Mannings Walten; in den Kolonien — zumal in Australien mit einer Null als Ausgangspunkt der Entwicklung und dem Plenarconcil von 1885 etwa als vorläufigem geschichtlichen Abschluß. Wer große religiös-sociale Entwicklungen in ihre Bestandtheile aufzulösen und danach zu würdigen versteht, dem braucht nicht erst ausgeführt zu werden, welch eine Summe von Lebensarbeiten und Lebensopfern, von ausgeglichenen Differenzen und angestrebten Einzelzielen zu der großen Einheit ansteigenden religiös-socialen Lebens und lebensvoller religiös-sittlicher Cultur da zusammengefaßt sind.

Hier ist nun in der That die Gefahr acut geworden, daß wir die „protestantische Culturüberlegenheit" ganz aus dem Auge verlieren.

Zu den beiden einzelnen Begriffen ist je eine Bemerkung gemacht worden. Es erübrigt ein Wort über die Verbindung beider, über den Causalnexus zwischen „Protestantismus" und „Culturüberlegenheit". Auch dieser ist nicht ohne Schwierigkeiten.

So lange vollkommen unbestimmt bleibt, inwiefern der Protestantismus als positive Einheit aufgefaßt werden könnte, kommt man nicht vorwärts. Oder sollte die Lösung des Räthsels darin liegen, daß aus einer Aussaat von Negationen überlegene Culturen erblühen?

Man wird nämlich vielleicht entgegnen: Das alles sind ja nur Kniffe. Jedermann weiß, was die Einheit des Protestantismus ausmacht. Es ist die theologische Forschungsfreiheit und weiterhin die absolute Denkfreiheit.

Versuchen wir es denn mit dieser zweifachen Freiheit. Für eine positive religiös-sociale Einheit wird man sie wohl nicht ausgeben wollen. In religiöser Beziehung sind diese Freiheiten Negation jedes Bekenntnisses, in socialer Sprengung jedes Verbandes. Sie erscheinen nicht einmal als Elemente einer religiösen Weltanschauung, geschweige als religiöse Wahrheiten oder gar Religionen. Wir wiederholen es: wie Sprengstoffe zu Bauwerken, so verhalten diese Freiheiten sich zur Religion, nicht anders. Wer demnach behauptet, der Protestantismus sei gar nichts anderes als Forschungsfreiheit und Denkfreiheit, der sagt, der Protestantismus habe aufgehört, eine Religion zu sein und ein religiöser Verband. Welchen Sinn gibt dann „protestantische Culturüberlegenheit“? Den Sinn gibt es und keinen andern, der Protestantismus sei dadurch, daß er sich als Religion aufgab oder aufgeben mußte, der Culturentwicklung, der weltlichen, profanen freie Bahn schuf, Culturmacht geworden. Hier kommt also die gedachte Formel des Culturfortschritts zum Vorschein. Ohne Religion geht alles besser; mit dem Massenverzicht aufs Jenseits fängt das Diesseits erst an, himmlisch zu werden.

Und da der Protestantismus als Religion in die Geschichte eintrat, von Hunderttausenden für eine Religion gehalten wurde und gehalten wird, wäre der Sinn von „protestantischer Culturüberlegenheit“ den Wortverbindungen vergleichbar: „finstere Beleuchtung“, „katarrhalische Gesundheit“. Mit dem Aufhören des einen kommt das andere. Soll das etwa Rabulistik sein? Nun wohl, dann sind die Begriffe rabulistisch und was aus ihnen sich ergibt. Wir fühlen uns da als unbetheiligte Zuschauer. Wir rechnen mit diesen Begriffen wie mit Zahlen. Was dabei herauskommt, liegt darin. Darauf kann man sich verlassen.

Jeder Reibungswiderstand hemmt die Bewegung. Ist die Religionslosigkeit Motor des Culturfortschritts, dann ist alle Religion Reibungswiderstand, und nur obligatorischer Atheismus wäre absoluter Culturfortschritt.

„Ohne Religion geht alles besser.“ „Der Verzicht auf das Jenseits stellt alle Kraft in den Dienst diesseitiger Aufgaben, in den Dienst des Culturfortschritts und der Menschheit“, zu der neuerdings auch noch die Uebermenschheit gekommen ist. Die Zeitungsspalten, die Vortragsabende, die Straßenecken lassen sich nicht zählen, wo derlei feilgeboten wird.

Wenn jemand 24 Stunden in einem Zug zu arbeiten vermöchte, würde er mehr erarbeiten als in acht Stunden, und daraus folgt natürlich, daß es der menschlichen Natur selbstverständlich durchaus gemäß ist, immer 24 Stunden in einem Zug zu arbeiten. Wenn jemand sich so seinen Geschäften hingäbe, daß er keine Minute für seine Familie übrig hätte, so würde er ceteris paribus mehr Geschäfte erledigen als ein anderer, woraus natürlich folgt, daß das Familienleben keinen Schuß Pulver werth ist.

Derlei Logik ist ein Constructionsprincip der Weltanschauung, die Büchner, Nordau und andere „führende Geister“ verbreiten; auch die Verschmelzung von Nietzsche und angeblichem Darwinismus, an der eifrig gearbeitet wird, hält den Massenverzicht aufs Jenseits für die nothwendige Ursache des Himmels auf Erden. Davon ist Paulsen weit entfernt: „Religion wird nie aussterben[1]. . . . Ich glaube, daß die Gemüther der Besten immer am meisten der religiösen Empfindung geöffnet waren und sein werden.“[2] Zu der Frage, die uns eben beschäftigt, schreibt er aber doch wie folgt: „Es ist bemerkenswerth, daß die katholischen Historiker auf den Vorwurf, die katholischen Länder seien in der Cultur gegen die protestantischen zurückgeblieben, nicht antworten, das sei eben ihr Ruhm, bei ihnen habe man noch die Ewigkeit im Auge, während die Protestanten, nur auf das Diesseitige erpicht, hierin freilich überlegen seien. Sondern man empfindet den Vorwurf wirklich als Vorwurf und sucht darzuthun, daß er nicht begründet sei, daß die Kirche gerade der Cultur die wesentlichsten Dienste geleistet habe.“[3] Daraus soll sich ergeben, daß die „katholische Welt“ „sich nicht mehr traut“, zum „ascetischen Princip“ weltflüchtiger Jenseitigkeit sich zu bekennen.

Nach Paulsens Auffassung wäre das Christenthum, das ursprüngliche und echte, durchaus weltflüchtig, ausschließlich aufs Jenseits gerichtet. Irdischer Culturtrieb sei ihm erst durch die jugendfrischen Germanen

[1] System der Ethik I (4. Aufl. 1896), 399.
[2] Ebd. I, 400. [3] Ebd. I, 124.

zugemischt worden. Diese „Vermischung des Christenthums mit der Cultur“ schlug aber doch nicht „bloß“ zu einer „Verderbung des Evangeliums“ aus, erzeugte vielmehr im Mittelalter „ein geistig-sittliches Leben voll eigenthümlicher Schönheit“ [1]. Das aber wären tempi passati. In der Neuzeit wurde die ausschließliche Richtung auf das Diesseits so allmächtige Mode, daß selbst die Vertreter der katholischen Weltanschauung anfangen müssen, das Jenseits verschämt zu verläugnen, indem sie ihren Glauben als Großmacht im Diesseits preisen.

Solange die Historie es nicht dazu gebracht haben wird, das gerade Gegentheil von dem zu erzählen, was sich thatsächlich zutrug, so lange wird es dabei bleiben, daß „die Kirche gerade der Cultur die wesentlichsten Dienste geleistet“ hat. Wird dieses geläugnet, so empfinden wir das freilich als unberechtigten Vorwurf — aber allein deshalb, weil es thatsächlich unrichtig ist und von dem irrigen Princip ausgeht, das katholische Christenthum sei in Bezug auf das Diesseits nicht Culturmacht, sondern lediglich Weltflucht. Wir empfinden die vorgebliche Culturrückständigkeit des Katholicismus aber gewiß nicht deshalb als Vorwurf, weil wir die diesseitige Cultur für das höchste Gut und letzte Ziel ansehen, vor den „Diesseitern“ capituliren, die Ewigkeit „im Auge zu haben“ „uns nicht mehr trauen“.

Hierin wie in allen theoretischen und praktischen, philosophischen und socialen Problemen ist der Standpunkt der Kirche eine Mitte zwischen zwei Extremen oder Excessen. Ueberall treibt der Unglaube den Extremen zu, überall arbeitet er unversöhnliche Gegensätze heraus, zerklüftet er das geistige und gesellschaftliche Leben. Klaffende Widersprüche sind Optimismus und Pessimismus, Individualismus und Collectivismus, Egoismus und Altruismus u. s. w.; zu einem klaffenden Widerspruch wird auch Diesseits und Jenseits auseinandergerissen.

Viele dieser Gegensätze sind aus Uebertreibungen geboren, manche dieser Widersprüche künstlich herbeigeführt. Aber die meisten finden vollendeten Ausgleich und Einklang in der katholischen Weltanschauung, und nur da.

Vollendeter Ausgleich und Einklang von Egoismus und Altruismus liegt in dem Gebot: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst; Einklang von Arbeit im Diesseits und Streben nach dem Jenseits im Wort

[1] System der Ethik I, 112.

des Kirchengebetes: Sic transeamus per bona temporalia, ut non amittamus aeterna[1].

Obgleich unsere Weltanschauung uns zwischen den Abgründen entgegengesetzter Irrungen einen Mittelweg weist, eignet ihr dennoch großartige Weitherzigkeit, öffnet sie ihre Arme allem Wahren und Schönen, spendet sie Kraft und Segen zu allem Guten und Nützlichen, gewährt sie freiesten Spielraum allen Eigenthümlichkeiten individueller Anlagen und Bestrebungen, aller Verschiedenheit socialer Stellung und Schichtung. Daß man durchs Diesseits hindurchschreite und seiner Güter sich bediene, ohne des ewigen Zieles verlustig zu gehen, ist das Wesentliche. Tausend verschiedene Weisen sind aber bei uns in Uebung, um auch jenem Wort zu entsprechen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. . . ."

Wenn unter bleiernem Himmel in ruheloser Gier und mit erbitterter Leidenschaft das Diesseits bearbeitet wird, so ruinirt dieses auf die Dauer auch die allerdiesseitigste Cultur und ihre Grundlage, die Menschheit selbst und deren Erneuerung. Was man „Weltflucht" zu nennen beliebt, verscheucht nur die Wolken, öffnet den Himmel. Wir nennen es christliche Hoffnung.

Obgleich endlich unsere Weltanschauung uns als Erbgut so hohe Weisheit bietet, so ist sie zugleich doch jedermann zugänglich und volksthümlich wie nichts anderes. Obgleich sie die größte Mannigfaltigkeit in der Entwicklung des individuellen Lebens wie des socialen Culturstrebens zuläßt, ja fördert, ist sie doch Gemeingut im vollsten Sinne des Wortes und einzige Grundlage von Gleichheit und Brüderlichkeit, deshalb auch eine sociale Bindegewalt eigener Art, nicht starr wie bloßes Gesetz, nicht hart wie bloße Macht; sie vereint und versöhnt, sie erhebt und beglückt, weil sie glauben und hoffen lehrt, hoffen und lieben, lieben, leiden und dienen.

---

[1] Kirchengebet vom dritten Sonntag nach Pfingsten.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die ältesten Weltkarten [1].

Männer, welche zu reisen, oder auch Mönner, welche nur am häuslichen Herde in die Ferne zu denken hatten, werden ohne Zweifel von den frühesten Zeiten an sich irgendwie ein Kartenbild eines Theiles oder auch der ganzen Erdoberfläche zurechtgezeichnet haben. Sicher wissen wir, daß schon im 5. Jahrhundert v. Chr. die griechischen Philosophen der jonischen Schule die Versuche einer Weltkarte wagten. Ihnen war die Erde eine vom Okeanos umströmte Insel und die Karte davon kreisförmig. Und wenn auch Aristoteles über die jonische runde Erdkarte spottete, so ist doch diese Form wegen ihrer Einfachheit im Alterthum wie im Mittelalter niemals ganz verschwunden.

Indessen gingen die Verfertiger des Weltgemäldes sehr bald nach zwei Richtungen auseinander. Man kann sie kurz als die römische und die griechische Kartographie bezeichnen. Die erstere ist die gewöhnliche, man möchte sagen, in den Schulen und im bürgerlichen Leben gebräuchliche, die andere ist die wissenschaftliche, auf mathematisch-astronomischer Grundlage beruhende Darstellung unserer Erdoberfläche. Die griechische Karte wurde weiter entwickelt durch Eratosthenes, der noch in der Mitte steht, durch Marinus und erreichte ihre Vollendung in Ptolemäus. Sie ist stets genordet, d. h. sie hat Norden oben, hat Länge- und Breitebestimmungen, Meridiane und Parallelkreise und stellt die höchste Ent-

---

[1] Mappae Mundi. Die ältesten Weltkarten. Herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller, Professor am kgl. Realgymnasium in Stuttgart. (Stuttgart, Roth.) Heft 1: Die Weltkarte des Beatus. Mit der Karte von St. Sever in reichem Farbendrucke, dem Stammbaum der Beatuskarten, der Karte von Osma und 2 Pariser Karten im Texte. 70 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 2: Atlas von 16 Lichtdrucktafeln. Ohne Text. Preis *M.* 5. — Heft 3: Die kleinern Weltkarten. Mit 74 Original-Clichés im Texte und 4 Tafeln in dreifarbigem Steindruck. 160 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 4: Die Herefordkarte. Mit 2 Uebersichtskarten im Text und der Herefordkarte als Beilage. 54 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 5: Die Ebstorfkarte. Prachtblatt größten Formates auf feinstem Papier. Getreue Nachbildung des in etwa 16 Farben gemalten Originals. In Rolle. 80 S. Text. Preis *M.* 10. Die Ebstorfkarte auf Leinwand aufgezogen, mit Stäben und gerollt kostet *M.* 3 weiter. Heft 6: Reconstruirte Karten des 7. bis 1. Jahrhunderts nach Christus. 154 S. Text, 58 Clichés und 8 Kartenbeilagen. Preis *M.* 10.

wicklung der geographischen Wissenschaft des Alterthums dar. An sie hat auch vom 15. Jahrhundert an die Geographie der Neuzeit angeknüpft. Deshalb — und nicht aus astronomischen Gründen — haben wir wie Ptolemäus auf unsern Karten Norden oben.

Leider ist die griechisch-wissenschaftliche Karte den Römern im allgemeinen und darum auch Ptolemäus dem Mittelalter so gut wie fremd geblieben. Kein einziger Codex desselben hat sich im Abendland erhalten. Nur die Araber kannten und verwertheten ihn. Aber ihre Karten drangen in den christlichen Ländern des europäischen Südens und Westens fast gar nicht vor.

Die ganze mittelalterliche Kartographie und Geographie knüpft an die römische Karte und Geographie an. Die Geschichte der ersten zehn Jahrhunderte erklärt uns aber, warum eine Weiterentwicklung nicht stattfand. Die mittelalterlichen Karten bieten uns deshalb nur antiken Stoff und bringen nur sehr wenige zeitgemäße Ergänzungen. Erst durch die See- und Kompaßkarten des 14. Jahrhunderts, die von den Italienern ausgingen und von den Völkern des Mittelmeeres aufgenommen wurden, bereitete sich ein Umschwung vor.

Bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts gibt es also keine andere Art von Weltkarten als jene kreisförmigen Gemälde, deren bestes oder wenigstens vollständigstes Abbild die vielgenannte Ebstorfkarte ist. Solche Karten waren einst viel verbreitet. Von Eumenius an, welcher um 298 n. Chr. von einer großen Weltkarte im Schulgebäude von Autun berichtet, ist kein Jahrhundert, in welchem nicht die eine oder auch mehrere derartiger Kreiskarten namhaft gemacht werden können. Noch im 14. und 15. Jahrhundert werden sie vielfach erwähnt. So erzählt der Ritter von Mandeville, um seine abenteuerlichen Berichte zu beglaubigen, man habe in Rom auf Befehl des Papstes seine Angaben mit der großen Mappa mundi verglichen und richtig befunden. 1493 entnahm Hartmann Schadel in Nürnberg Bilder und Beschreibung aus der alten Weltkarte.

Von all diesen Karten sind nur zwei Exemplare auf uns gekommen: die Ebstorfkarte und eine zweite, viel kleinere in der Kathedrale von Hereford in England. Eine Existenz, die sich nach Jahrhunderten berechnet, ist für eine Landkarte doch zu viel verlangt.

In Büchern allerdings finden wir Karten von hohem Alter. Aber ihr Maßstab ist klein und der Inhalt dürftig. Die älteste dieser kleinen Karten gehört dem 7. Jahrhundert an. Allein wir wissen aus der Ge-

schreibung, daß ihr Vorbild viel älter und ein Exemplar davon schon dem hl. Augustinus vorgelegen haben muß.

Aus dem Alterthum ist uns von den Römern keine einzige Karte erhalten worden. Die tabula Peutingeriana ist keine Weltkarte im strengen Sinne des Wortes. Wohl aber haben wir von den Römern eine Anzahl Erdbeschreibungen von größerem oder geringerem Umfange.

Die mittelalterlichen Weltkarten, welche wir als Mappae mundi zusammenfassen, weisen eine große Uebereinstimmung im Texte auf und gehören alle ohne Ausnahme demselben Typus an.

Da nun diese Karten so verschieden im Alter und in der Herkunft und so gleich sind im Texte und in der Form, müssen sie einen gemeinsamen Ursprung, und zwar einen gemeinsamen Kartenursprung haben.

Diese allgemeine Vorlage war keine andere als die große römische Weltkarte.

Wenn nun auch die römische Karte von geringerem wissenschaftlichen Werth ist als die griechische, so ist sie doch wichtig sowohl für die Geschichte der Entwicklung der Landkarten als auch für das Verständniß der römischen Geschichtschreiber, ja manchmal selbst der Dichter. Es wäre leicht, sagt Dr. Miller, zahlreiche Stellen auch aus Schriftstellern, welche in der Schule gelesen werden, anzuführen, welche ohne die Kenntniß der kartographischen Vorstellungen der Römer geradezu unverständlich und sinnlos sind, und für deren Verständniß die heutigen Atlanten der Alten Welt keinerlei Anhaltspunkte bieten.

Indessen schien die Wiederherstellung der römischen Karte nahezu unmöglich zu sein. Man stritt sich über ihre Form, das Verhältniß von Länge und Breite, die Orientirung und über einen großen Theil ihres Inhaltes. Der Hauptfehler war, daß man direct, statt der Karten der einzelnen römischen Kosmographen, die „verdichtete" römische Karte suchte. Ein großes Hinderniß lag auch darin, daß man von den modernen Karten ausging und mit ihnen so gerne eine Uebereinstimmung hergestellt hätte.

Wie hat nun die römische Weltkarte ausgesehen, und welches ist die Geschichte der Kartographie jenes Zeitraumes von beinahe anderthalb Jahrtausend, den das Wort Mappae mundi charakterisirt?

Diese Frage ist bis jetzt eine offene gewesen. Zwar hat man versucht, sie zu beantworten. Aber leider haben frühere Herausgeber der Mappae mundi viele Zeit und Mühe verschwendet auf die Beschreibung werthloser Einzelheiten und haben sich nebenbei viel mit der Betrachtung

der Unwiſſenheit und Thorheit der alten Verfaſſer zu ſchaffen gemacht. Daß dann obendrein mancher dieſer gelehrten Forſcher ſein hochwiſſenſchaftliches Referat mit Entrüſtungsrufen über kirchliche Knechtung des Geiſtes, über Dogmenzwang u. ſ. w. etwas ſchmackhafter zu machen ſuchte, iſt für uns bereits etwas Selbſtverſtändliches, hat aber die Wiſſenſchaft nicht gefördert.

Zur Wiederherſtellung der römiſchen Weltkarte vorerſt das Material herbeizuſchaffen, hat Dr. Konrad Miller, Profeſſor am kgl. Realgymnaſium in Stuttgart, in ſeinem Werke „Mappae mundi. Die älteſten Weltkarten" unternommen. In einem Zeitraume von 3½ Jahren ſind 6 Hefte erſchienen, in denen 86 Karten, darunter 30 zum erſtenmal, veröffentlicht werden. Von den Originalen befinden ſich 19 in London, 11 in Paris, 6 in Cambridge, 4 in Brüſſel, je 3 in Gent, Florenz, Leipzig und Rom, je 2 in Kopenhagen, Oxford, Straßburg und Stuttgart, je 1 in Hannover, Hereford und Madaba (öſtlich vom Todten Meere), ferner in Albi, Arras, Battle, Edinburgh, Genf, Gerona, Görlitz, Gotha, Madrid, Montpellier, Osma, Reims, St. Omer, Turin, Valladolid, Wien und Wolfenbüttel. Reconſtruirt wurden die Erdbilder von 23 alten Autoren. Sämtliche Bilder zuſammen nehmen eine Fläche von über 7 qm ein, und ſchon dieſer eine Umſtand, ſagt der Verfaſſer beſcheiden, mag zeigen, daß die Menge des verarbeiteten Materials für die Schultern eines Mannes eine übermäßig große war. Dazu wendet er auch mit nur zu großem Rechte das Wort des Plinius an: Iter non est trita auctoribus via (*Plin.*, Praef. 14). In der That, durch das Gebiet der Mappae mundi führt noch keine Landſtraße, und der Wanderer kann Irrgänge und Sackgaſſen nicht immer vermeiden. Welche Summe von Arbeit und Mühe dieſes Werk darſtellt, ergibt allein eine Bemerkung aus dem Vorwort zum 3. Heft, welche beſagt, daß bis dahin wenigſtens 2000 falſche Leſungen früherer Herausgeber ausgemerzt worden ſind.

Um nun das Reſultat, zu dem der gelehrte Verfaſſer gelangt, zu verſtehen, laden wir unſere Leſer ein, die 6 Hefte der Mappae mundi mit uns durchzublättern, indem wir dabei die Unterſuchung wo möglich mit den Worten des Textes, wenn auch nur in Skizzen, uns vorzuführen.

I.

Das 1. Heft bringt uns die Weltkarte des Beatus.

Im Norden Spaniens, an der Grenze der Basken und Aſturer, in der gebirgigen Landſchaft Liébana, lebte im 8. Jahrhundert der Presbyter

Beatus. Er wurde geboren um 730 und ist gestorben 798. Beatus verfaßte ein Werk, welches in unsern Tagen das Interesse der Geographen und der Kunstkenner in gleich hohem Grade auf sich zieht, nämlich die Commentaria in Apocalypsin, oder auch und eigentlich richtiger Catena Patrum genannt; denn es enthält aneinandergereihte Auszüge aus alten Autoren. In der Vorrede werden Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Fulgentius, Gregorius, Ticomius, Irenäus, Abrigius und Isidorus genannt. Was dem Werke des Beatus bezw. dessen Abschriften für unsere Zeit einen so hohen Werth verleiht, sind die überaus zahlreichen Miniaturen in westgotischem, byzantinisch-gotischem Stile. Unter den Bildern findet sich auch eine Weltkarte, die zwei gegenüberliegende Folioseiten einnimmt und als die älteste größere auf uns gekommene Weltkarte ehrwürdig ist. Sie soll die Aposteltheilung, d. h. die Länder, nach denen die einzelnen Apostel gezogen sind, dem Leser vorführen — daher die Abbildungen der zwölf Apostel bei den verschiedenen Ländern. Freilich entspricht diesem Zwecke unter den uns bekannten Copien der Beatischen Weltkarte nur das Exemplar von Osma, dieses aber in vollkommenster Weise. Die Aposteltheilung des Beatus ist insofern noch merkwürdig, als sie uns eine alte Version gibt, die von der später gebräuchlichen abweicht.

Daß Beatus selbst sein Buch in zwei Exemplaren hergestellt habe, ist sehr wahrscheinlich. Die Apokalypse des Beatus wurde namentlich im 10. bis 13. Jahrhundert oft abgeschrieben. Es lassen sich etwa 30 Exemplare nachweisen, von denen 14 Manuscripte sicher noch vorhanden sind, 2 vielleicht nicht dem Beatus angehören und 14 vorerst als verschwunden betrachtet werden müssen. In ausgezeichneter Weise gibt Dr. Miller über den bisherigen Verbleib der 30 Codices Aufschluß.

Von der Mappa mundi des Beatus besitzen wir jetzt 10 Abschriften, welche Dr. Miller nach Art eines Stammbaumes in zwei Reihen von den beiden Originalen, die Beatus selbst gezeichnet hat, ableitet.

Der ersten Reihe gehört die Karte aus dem Manuscripte von St. Sever-Paris an. Sie ist gezeichnet um 1050 und ist die sorgfältigst ausgeführte Karte mit dem reichsten Inhalte an Legenden, aber auch mit zweifellos spätern Zuthaten, jedenfalls aber ehrwürdig durch ihr Alter. Aus einem zweiten Pariser Codex veröffentlicht der Verfasser hier zum erstenmal eine Beatuskarte, die im 12. oder 13. Jahrhundert abgezeichnet worden ist, nennt sie aber das entsetzlichste Zerrbild einer Karte, das man sich denken kann. Parallel zu den beiden genannten Codices stellt sich das 1203 ge-

ſchriebene Manuſcript von Burgo de Osma in Altcaſtilien. Die hier enthaltene Beatuskarte hat allein die zwölf Apoſtel nach der von Beatus angegebenen Vertheilung der Länder ſo dargeſtellt, wie ſie auf der dem Etherius gewidmeten Originalkarte eingezeichnet geweſen ſein müſſen. Wahrſcheinlich hat die Schwierigkeit der Porträtdarſtellung manche ältere Copiſten veranlaßt, die Bilder wegzulaſſen.

Aus dieſen drei Karten der erſten Reihe dürfen wir ſchließen, daß die Originalkarte des Beatus im Hauptcodex reich und ſchön ausgeſtattet war. Es liegt nun nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, ja ſelbſt nicht außer dem der Wahrſcheinlichkeit, daß noch ein weiterer Codex uns eine Karte dieſes Stammes und damit einen weſentlichen Gewinn für die Wiſſenſchaft bringen könnte.

Die zweite Reihe theilt ſich jedenfalls in zwei Linien, deren Original ſich wahrſcheinlich in Valcavado befand, uns aber nicht erhalten iſt. Wir wiſſen jedenfalls, daß 970 zwei Abſchriften, die eine in Valcavado von Obeco und die andere in Tabara von Emeterius, zu derſelben Zeit hergeſtellt, alſo bereits vorher zwei Codices dieſes Stammes vorhanden geweſen ſind.

Die Abſchrift von Obeco iſt, wie wir glauben, im Original erhalten und iſt die älteſte aller größern Weltkarten. Sie befindet ſich im Beſitze des Lord Aſhburnham und iſt nach einer Photographie im 2. Heft der Mappae mundi als vierte der Lichtdrucktafeln veröffentlicht. Obeco hat die Karte ſeiner Vorlage, die ohnehin nicht beſonders gut war, noch verſchlechtert, indem er die meiſten Flüſſe wegließ und die zwei einzigen, die er behielt, Donau und Nil, den Binnenmeeren gleich behandelte. Auf der Karte, die eigenthümlicherweiſe eine oblong-viereckige Geſtalt hat, iſt die Schrift ſehr verblaßt und wenigſtens auf der Photographie mancher Name kaum mehr erkennbar.

Von der Aſhburnhamkarte beſitzen wir drei Abkömmlinge, nämlich: Valladolid, bisher nicht bekannt; Madrid, ebenfalls noch nicht publicirt, und London, welch letztere Karte von allen Beatuskarten die beſterhaltene, aber leider in dem großen Atlas von Santarem ſehr fehlerhaft veröffentlicht worden iſt. Die ſchrecklichen Lesarten, die Santarem im Essai sur l'histoire de la Cosmographie II, 107—126 gibt, ſind nur aus ſeiner Unkenntniß der weſtgotiſchen Schrift hervorgegangen und auf der Londoner Karte gar nicht zu finden.

Dem Zweige von Tabara gehören zunächſt zwei von Emeterius gefertigte Abſchriften an, deren erſte 970 und die zweite 975 oder 978 voll-

endet wurde. Dieses zweite Exemplar ist wieder Vorlage gewesen zunächst für die Karte von Gerona, welche etwa um 1100 abgeschrieben sein dürfte. Sie hat die oblong-ovale Form noch gut bewahrt und ist ganz in der alten Manier und im westgotischen Stile gehalten. Eine weitere Abschrift der Copie des Emeterius von 975 ist der Pariser Beatuscodex III aus dem 12. Jahrhundert, welcher seiner Miniaturen wegen besonders hochgeschätzt und trotz der starken Verstümmelung von der Nationalbibliothek um 40 000 Francs angekauft worden ist. Auch diese Karte zeigt, daß dem Copisten die Malerei, die hübschen Vignetten der Städte, die Schiffe mit ihren Insassen, die Fische, die Hauptsache und der geographische Inhalt ganz nebensächlich gewesen ist.

Von der Karte von Gerona ist die von Turin abgeschrieben. Seit 1549, in welchem Jahre der Bibliothekar Pasini sie bekannt gegeben, ist diese Karte oft reproducirt worden und hat ohne Zweifel nicht ihres wissenschaftlichen Werthes, sondern hauptsächlich der vier komischen Windmacher wegen eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Dr. Miller gibt uns von den 10 Beatuskarten die Karte von St. Sever in den Farben des Originals, die 9 andern im 2. Heft der Mappae mundi als Lichtdrucktafeln. Mit Leichtigkeit kann nun der Leser die Vergleichung anstellen und die daraus gezogenen Schlüsse prüfen.

Von den 10 Karten sind 7 oval, die Ashburnhamkarte viereckig und die 2 letzten kreisrund.

So sicher nun auch der Vergleich ergibt, daß die Beatuskarte ursprünglich oval gewesen ist, so läßt sich doch, wie es in dem sonst trefflichen Werke Fischers „Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten“ (Venedig 1886) geschieht, nicht daraus beweisen, daß die orbes picti der Alten und so auch die berühmte Weltkarte des Agrippa nicht kreisrund, sondern oval gewesen seien. Aus der Beatuskarte beweist Dr. Miller das Gegentheil. Die Form dieser Karte ist durch das Format des Codex gegeben und bestimmt. Alle 10 Beatuskarten sind auf zwei Seiten geschrieben, und jede Seite soll die halbe Karte, d. h. einen Halbkreis, wiedergeben. Die Höhe des Codex ist aber nun die Höhe der Karte. Die Ellipse ist also nicht beabsichtigt, sondern ein durch Zufall gestreckter Kreis. Außerdem stellt bei der Beatuskarte die aufrechte, kurze Achse die westöstliche Erstreckung, die Länge der Erde, die horizontale, lange Achse dagegen die nordsüdliche Ausdehnung, die Breite, dar. Nun hat aber weder im Mittelalter noch im Alterthum je ein Kartograph daran gedacht, den bewohnten

Erdkreis breiter als lang darzustellen, sondern stets nahm man die Länge bedeutend größer als die Breite.

Aus den in den photographischen Bildern fast immer erkennbaren horizontalen und verticalen Linien darf auch nicht auf Spuren einer Gradeintheilung, etwa auf Ueberreste des alten Gradnetzes von Eratosthenes, geschlossen werden. Diese Linien sind nichts als die von der Rückseite durchscheinende Paginirung in zwei Columnen. Alle Beatuskarten haben Osten oben. Als Ausnahme erscheint nur die Pariser Karte II, bei der aber die Abänderung nur zum Theil durchgeführt ist.

Im äußersten Osten ist nach einem bereits seit 353 n. Chr. nachweisbaren Gebrauch das Paradies dargestellt.

Eine besondere Merkwürdigkeit ist auf der Beatuskarte der vierte Erdtheil auf der südlichen Erdhälfte jenseits des Aequators mit den Antipoden. Man dachte sich Afrika nicht bis zum Aequator reichend oder wenigstens nicht so weit bewohnbar, unter dem Aequator Meer und dann jenseits der undurchdringbaren heißen Zone bewohntes Land. Die Antipoden sind also hier in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der römischen Geographen (*Mela* I, 1, 4; *Plinius* VI, 22; *Cicero*, Tusc. I, 28; *Solin* 53, 1) als das Land südlich vom Aequator und nicht als die wirklichen Gegenfüßler, welche nur bei der Annahme der Kugelgestalt der Erde und somit bei den Griechen, den Pythagoräern, bei Eratosthenes, Krates, Poseidonios, Geminos, Strabo und außerdem bei Martianus Capella zu finden sind, zu verstehen.

Die auf der römischen Anschauung aufbauenden Kirchenlehrer (Lactantius, Augustinus, Isidor) kennen oder anerkennen noch nicht die Kugelgestalt der Erde und verwerfen deshalb auch die Gegenfüßler der Griechen, nicht aber die südlich vom Aequator vermutheten Antipoden. Isidor z. B. denkt sich die Erde auf Wolken oder auf den Gewässern schwimmend (De natura rerum 45, 1), und Augustinus sagt (De civitate Dei 16, 9), auch wenn die Erde eine Kugel sei, so folge noch nicht, daß die andere Seite ohne Wasser (d. h. nicht mit Meer bedeckt), und selbst wenn das der Fall, daß dort Menschen leben müßten; denn über den unermeßlichen trennenden Ocean habe eben kein Mensch hinüberkommen können.

Dr. Miller weist hier einige Bemerkungen, die Kretschmer in Pencks Geographischen Abhandlungen IV, 1, in seinem Aufsatze „Die physische Erdkunde im christlichen Mittelalter" gemacht hat, zurück. Kretschmer geht von der grundfalschen Ansicht aus, daß die Kirchenväter durch den Einfluß

der Bibel dazu geführt worden seien, die Kugelgestalt der Erde zu läugnen. Thatsächlich halten sie den Standpunkt der römischen Gelehrsamkeit inne. So folgt vor allem Isidor, der nach Kretschmer ein Anhänger der Kugelgestalt der Erde gewesen sein soll, wortgetreu seinem Suetonius Tranquillus. Ebenso irrig wird auch Augustinus beurtheilt. Der Satz: „Wenn sich einmal die Kugellehre als richtig erweisen sollte, so hätte man immer noch zu beweisen, daß sie auch der Schrift gegenüber standhält" (S. 50), ist der Logik des hl. Augustinus ebenso fremd wie seinen Schriften. Von Augustinus wird nicht die südliche, wie Kretschmer S. 55 meint, sondern die vermeintliche untere Erdhälfte, die wirkliche Gegenerde, abgelehnt. Es ist darum auch unrichtig, wenn Kretschmer die „antike Ansicht" der Anschauung der Kirchenlehrer entgegenstellt. Die Kugelgestalt ist von der römischen Gesamtrichtung eben nicht angenommen worden.

Besonders ist noch hervorzuheben, daß auf der Beatuskarte Jerusalem noch nicht im Mittelpunkte liegt. Diese Darstellung ist mit Sicherheit erst im 13. Jahrhundert nachgewiesen und somit erst von der Zeit der Kreuzzüge an aufgekommen.

Dr. Miller stellt nun über die vorliegenden zehn Beatuskarten eine textkritische Untersuchung an, deren Akribie bewundernswerth ist.

Nach Ausscheidung der Zuthaten der Abschreiber und der Zuthaten des Beatus selbst bleibt als einzige sicher nachweisbare Buchquelle bezüglich der größern Legenden Isidor, dessen Weltbeschreibung wohl zum größten Theil von einer Karte abgelesen ist. So unverkennbar die Verwandtschaft mit der Darstellung des Orosius ist, so findet sich doch in den Legenden eigentlich nur eine einzige Stelle, nämlich über den fl. Nilus, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Benutzung des Textes von Orosius hinweist. Sonst tritt nur die Kartenverwandtschaft beider hervor. Dagegen kann eine Benutzung des Solinus gar nicht nachgewiesen werden. Auch die Verarbeitung von Augustinus' De civitate Dei ist nicht erweisbar, da die drei Stellen, welche dafür angeführt werden können, nämlich über die Gegen- und die Schattenfüßler, sowie über die Quelle bei den Garamanten, näherliegend und die beiden ersten wörtlich bei Isidor gefunden werden, der seinerseits freilich über die Quelle und die Schattenfüßler aus Augustinus (oder aus einer gemeinsamen Karte?) sich unterrichtet zu haben scheint.

Der ganze übrigbleibende Inhalt der Beatuskarte ist direct aus einer oder aus mehreren Weltkarten abgeschrieben, und zwar darf

dieser Inhalt als antik, der spätrömischen Kaiserzeit angehörig, bezeichnet werden; denn es ist kaum ein Name und eine Legende da, welche nicht in den Karten und den kosmographischen Werken der spätrömischen Zeit nachweisbar wäre. Durch Vergleichung mit den uns bekannten Karten und Kartentexten kommt Dr. Miller zu dem Schlusse, daß die Hauptquelle für Beatus höchst wahrscheinlich eine und dieselbe Weltkarte bezw. deren Abschrift gewesen ist, aus welcher Orosius, Honorius und Isidor uns kurze Auszüge erhalten haben, und welche der Tabula des Castorius zu Grunde gelegt worden ist.

Jedenfalls besitzen wir in der Tabula, in Orosius und Isidor keineswegs das gesamte Material der Beatuskarte und müssen also noch eine weitere Quelle dafür annehmen.

Das Ergebniß der Untersuchung ist, daß die Hauptquelle der Beatuskarte eine römische Weltkarte von der gewöhnlichen Form, und zwar in einer Redaction des 4. Jahrhunderts, gewesen ist.

In der Gesamtheit der zehn Beatuskarten besitzen wir nunmehr ein treues und sicheres Bild sowie den nahezu vollen textlichen Inhalt einer Weltkarte vom Jahre 776 n. Chr.

Es ist klar, daß diese Karte von größter Wichtigkeit sein muß, wenn es sich um die Wiederherstellung der nächstältern Weltkarten eines Isidor von Sevilla, Paulus Orosius, Julius Honorius sowie derjenigen des Kosmographen von Ravenna aus den uns gebliebenen Texten handelt. Diese Wiederherstellung ist nun das nächste Ziel des Verfassers, um so der vielumstrittenen römischen Weltkarte näher zu kommen.

Bevor jedoch der Verfasser an diese Aufgabe herantritt, bietet er uns in vier weitern Heften eine Fülle des werthvollsten Materials.

Heft 2 enthält einen Atlas von 16 Lichtdrucktafeln. Es sind neun Beatuskarten — die von St. Sever liegt in den Farben des Originals dem ersten Hefte bei —, die Psalterkarte von London, die berühmte angelsächsische Weltkarte, genannt Cottoniana, die zwei Karten des hl. Hieronymus, die Karte des Heinrich von Mainz, vier Ranulf Higden-Karten, wovon eine in Cambridge und drei in London sind.

Heft 3 soll außer der Beatuskarte und außer den beiden großen Wandkarten von Hereford und Ebstorf, die, unabhängig von Beatus, Ueberreste der antiken Weltkarte und in Heft 4 und 5 behandelt sind, uns das gesamte Material mittelalterlicher Weltkarten, soweit sie auf der römischen Weltkarte beruhen, vorlegen. Nicht wenige dieser Karten sind

hier zum erstenmal veröffentlicht. Dr. Miller hat weder Kosten noch Mühe gescheut, um bei allen wichtigern Documenten in den Besitz wo möglich aller existirenden Abschriften zu gelangen und sie wiederzugeben. Wenn der Text der einzelnen Karte festgestellt war, so galt es, die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Karten zu betrachten. So schrumpfte die Zahl der zu besprechenden Karten bedeutend zusammen. Von den etwa 200 Copien, die genannt sind, werden über 100 in den Abschnitten 13 und 14 als T-Karten, Zonen- oder Makrobiuskarten zusammengefaßt.

Es dürfte keine irgend wichtigere bekannte Karte fehlen, und wenn auch ohne Zweifel in den Bibliotheken noch manche sehr alte Karte verborgen ist, so gehören diese doch meist zu der Gruppe der kleinern Karten und werden an den hier gewonnenen Resultaten kaum etwas Wesentliches ändern.

Von den 18 Abschnitten des 3. Heftes behandelt der erste die beiden Karten des hl. Hieronymus.

Ein Manuscript im Britischen Museum zu London enthält die von Hieronymus im Jahre 388 abgefaßten bezw. damals aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzten Schriften: De hebraicis quaestionibus, De interpretationibus nominum Veteris et Novi Testamenti und De nominibus locorum. Zu dem letztern Werke gehören zwei Karten, welche je eine Seite einnehmen. Beide Karten sind Theile der Weltkarte, von der sie uns zusammen mehr als die Hälfte darbieten. Die erste Karte enthält in der Mitte Kleinasien und Mesopotamien, oben Persien, Indien und Skythien, unten die Balkanhalbinsel. Die zweite Karte stellt Palästina mit den angrenzenden Ländern dar. Bis jetzt sind die Karten nur kurz erwähnt von Madden, im Katalog der Manuscripte des Britischen Museums, von Beavan und Phillot in Mediaeval Geographie, von Jomard in Introduction à l'Atlas und von Santarem, der in seinem großen Atlas sehr fehlerhafte Copien davon gibt.

Aus äußern und innern Gründen entscheidet sich nun Dr. Miller dafür, daß die Karten nicht eine Beigabe des Abschreibers und somit auch nicht ein mittelalterliches Product, sondern daß sie ursprünglich dem Werke des hl. Hieronymus zugehörig und somit Abschriften einer alten Vorlage sind. Eine Zergliederung der Karten ergibt von selbst die Scheidung des biblischen Inhaltes von dem allgemein kartographischen Inhalt, und es kann kein Zweifel sein, daß beide Karten nur zur Veranschaulichung der biblischen Ortsangaben hergestellt sind.

Der biblische Inhalt schließt sich zunächst an das Onomastikon des Eusebius von Cäsarea, von dem ja De Palaestinae locis eine freie Uebersetzung ist, an, geht aber auch über dessen Inhalt noch hinaus.

Der übrige kartographische Inhalt stimmt mit den ältesten Formen der Mappae mundi, die wir besitzen, nicht bloß überein, sondern ist in vielen Fällen eine unverdorbenere Form und in mancher Beziehung reichhaltiger als andere Karten und Kartentexte.

Wir kommen zu dem Ergebniß, daß nichts uns hindert, die Autorschaft des hl. Hieronymus anzunehmen, und daß die Karten angesichts ihres durchaus antiken Inhaltes und ihrer Reichhaltigkeit an sonst wenig gekannten Namen von keinem mittelalterlichen Schriftsteller verfaßt sein können.

Hieronymus hat die ihm vorliegende römische Weltkarte in der Weise benutzt und verarbeitet, daß er besonders die ihm wichtigen biblischen Namen aushob und, wenn nöthig, selbst einsetzte. Das Bild ist im großen und ganzen nicht sein Werk, sondern eine sonst sehr seltene Anpassung der Weltkarte an einen bestimmten Text. Das war immerhin eine Arbeit, welche in einer einigermaßen befriedigenden Form auszuführen eben doch nur ein Hieronymus fähig war.

Mit den Hieronymuskarten stimmt auffallend überein die Karte des Domherrn Heinrich von Mainz, die im Original nach dem Prolog im Jahre 1110 geschrieben sein soll. Sie enthält 229 Legenden, zu denen noch eine große Zahl ungenannter Flüsse, Städte und Gebirge kommen, welche nach den verwandten jüngern Karten sicher gedeutet werden können, und ist deshalb nach den Hieronymuskarten unter den kleinern Mappae mundi nicht nur die reichhaltigste, sondern auch die am besten überlieferte.

Aus der ovalen Form, welche die Heinrichkarte so sehr auszeichnet, kann ebensowenig wie bei der Beatuskarte gefolgert werden, daß die Vorlage auch oval gewesen ist. Die Karte mußte sich dem Buche anpassen.

Sehr augenfällig ist die Uebereinstimmung mit der Herefordkarte. Da nun die Karte Heinrichs die ältere ist, so könnte man meinen, daß die Herefordkarte nur eine Bearbeitung und Erweiterung der Heinrichkarte sei. Diese Ansicht hat in der That Santarem auch ausgesprochen.

Indessen ist es schwierig, aus dem kleinen Buchformat die große Wandkarte herzustellen, ohne die Aehnlichkeit zu verwischen. Ferner hat die Herefordkarte einen so reichen antiken Inhalt, daß dieser unmöglich der kleinen Karte entnommen sein kann. Hingegen beweisen die vielen

unbenannten Flüsse, Gebirge und Städtebilder auf der Heinrichkarte, daß sie selbst einem größern Urbilde entnommen ist.

Es dürfte also anzunehmen sein, daß beide Karten Copien von einer Wandkarte sind, die der Herefordkarte sehr ähnlich war. Und zwar ist die Heinrichkarte die weniger vollständige, aber bessere und getreuere; die Herefordkarte die vollständigere, aber schlechtere Abschrift. Die Vergleichung führt uns also wieder zurück in frühere Jahrhunderte.

Denselben Weg weist uns die sogen. Cottoniana. Robert Cotton Bruceus hatte 1598 einen in zwei Bänden gebundenen Codex gesammelt, dessen erster Theil zwei Weltkarten enthält. Die eine davon ist die berühmte und vielcitirte angelsächsische Weltkarte, auch Priscianfarte genannt. Weil aber die erste Benennung wegen der unsichern Annahme eines sehr hohen Alters und die andere Benennung deshalb nicht stimmt, weil die Karte mit dem Inhalte der Weltbeschreibung Priscians nichts zu thun hat, sondern ihr nur äußerlich beigefügt ist, wählt Dr. Miller den Namen Cottoniana und läßt sie frühestens kurz vor dem Jahre 1000, möglicherweise aber erst im 12. Jahrhundert geschrieben werden.

Da die Schrift der Karte sehr klein, da ferner die c wie r, die o wie a, r wie p und wie a geformt sind, haben sich viele falsche Lesungen eingeschlichen. Nicht nur Santarems Entzifferungen müssen als ganz unbrauchbar bezeichnet werden, sondern auch Beavan und Phillot haben noch, während sie sich über Santarem lustig machen, über 40 falsche Lesungen gelassen.

Bei den von Santarem zu regelmäßigen Rechtecken ausgebildeten Horizontal- und Vertikallinien haben spätere Forscher an Ueberreste des Gradnetzes von Eratosthenes gedacht. Die Photographie in Heft 2, Tafel 10 zeigt, daß solche Linien in der Karte nicht existiren, sondern daß sie, wie bei den meisten Beatuskarten, nur durchscheinen.

Wenn nun der Compilator von dem Verfasser sagt: mappam depinxerat huic operi aptam, so ist das deshalb unrichtig, weil „die eigens für Priscian gemalte Karte“ nicht dem Texte Priscians, sondern vielmehr dem des Orosius am meisten angepaßt ist. Aber auch die orosischen Namen können nur aus einer Kartenquelle abgeleitet werden, welche mit der von Orosius benutzten Karte in nächster Beziehung steht.

Wir finden eigenthümliche Concordanzen mit Isidor, Hieronymus, Julius Honorius, zahlreiche Uebereinstimmungen mit der Hereford-, Heinrich-, Psalter-, Ebstorf- und Beatuskarte und nahe Beziehungen zu der Karte des Pomponius Mela. Somit werden wir wieder auf die alte Karte,

die sich außer der allgemeinen Form auch durch mehrere Namen verräth, zurückgewiesen.

Auf diese alte große Kartenvorlage führt uns auch die Psalterkarte von London zurück, welche in einer illustrirten Psalterhandschrift, die angeblich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, im Britischen Museum zu London sich findet.

Schon ein oberflächlicher Ueberblick zeigt die nahen Beziehungen der Psalterkarte zur Ebstorfkarte. Das ganze Erdbild ist bei beiden so ähnlich, daß niemand die gemeinsame Abstammung bezweifeln wird. Da die Ebstorfkarte bedeutend jünger ist und die Psalterkarte trotz ihrer Kleinheit doch manche alte Namen enthält, welche der Ebstorfkarte fehlen, so muß angenommen werden, daß beide derselben Vorlage entnommen sind. Diese Vorlage muß eine große Karte gewesen sein, wie das sowohl die vielen auf der Psalterkarte vorkommenden Zeichen ohne Namen, als auch die im Verhältniß zur geringen Zahl der Legenden große Mannigfaltigkeit und Ungewöhnlichkeit des Inhaltes zeigen. Die Psalterkarte ist eine textlich mangelhafte Abschrift. Die Zeichnung des Erdbildes ist aber weit besser als die Schrift. Die Psalterkarte hat eben darin ihren Reiz, daß wir in ihr ein älteres Bild der Ebstorfkarte haben, gerade wie uns in Heinrich ein älterer Typus der Herefordkarte erhalten ist. Beide Typen waren also schon im 12. Jahrhundert in ihren wesentlichen Unterscheidungsmerkmalen vorhanden, und man darf annehmen, daß diese Scheidung in noch frühere Zeiten hinaufreiche.

Eine directe Beziehung zu den genannten Karten hat auch die Weltkarte Lamberts von St. Omer nicht, welche bis jetzt nur mehr in drei Exemplaren bekannt ist. Mit Ausnahme einiger Namen, die Lambert zur Zeit der Abfassung, also etwa 1120, einschob, ist der ganze übrige Inhalt vielmehr ein solcher, wie er am Ende des vierten Jahrhunderts und lange vor der Zeit des Ravennaten auf einer Weltkarte stehen, wie er aber weder von Lambert combinirt noch überhaupt in einer spätern Zeit hergestellt werden konnte. Wie sein ganzes Werk nicht eine Verarbeitung des Martianus Capella, Sallust, Macrobius, Geminus, Ptolemaus, Chalcidium, Isidor und Orosius, sondern nur eine Aneinanderreihung von Stellen aus diesen Autoren ist, so hat Lambert auch seine Weltkarte aus einer spätrömischen oder richtiger frühmittelalterlichen Karte entnommen, hat sich aber freilich bei der Copie namentlich zeichnerische Willkürlichkeiten erlaubt.

Neben den genannten Weltkarten sind noch wegen ihres antiken Inhaltes und wegen des Reichthums an Legenden die Matthäus- und die Ranulfkarten bemerkenswerth.

Matthäus Parisiensis, der 1217 unter die Mönche des Klosters St. Albans, 32 km nordwestlich von London, aufgenommen worden ist, hat drei literarische Producte hinterlassen: die Historia maior, Historia minor seu Anglorum und die Geschichte von St. Albans. In den verschiedenen Codices finden wir fünferlei geographische Darstellungen: die Weltkarte in zwei Abschriften, die Karte von England, den Situs Britanniae, das Schema Britanniae und das Itinerarium in Terram Sanctam.

Als die interessanteste Bemerkung der Weltkarte hat man von jeher die Legende angesehen, welche die Existenz von drei großen Wand-Weltkarten in London und dessen Nähe bezeugt. Textlich treffen wir die nächste Verwandtschaft mit der Ebstorfkarte. In der Form hingegen steht die Heinrichkarte am nächsten. Im ganzen kann die Karte des Matthäus von keiner der uns erhaltenen Karten direct abgeleitet werden, sondern ist auf eine der gemeinsamen Stammformen von Heinrich-, Hereford-, Psalter-, Ebstorf-, Lambert-, Cottoniana-Karte zurückzuführen.

Die Karte von England kennen wir in drei Exemplaren. Auf ihr erscheint zum erstenmal im nördlichen Europa Osten rechts, Norden oben, wie es einst bei den Griechen üblich war und in den folgenden Jahrhunderten immer häufiger wurde. Bei Matthäus ließ sich aber die langgestreckte Insel besser in aufrechter Form in den Folioband bringen. Indessen mag darauf hingewiesen sein, daß auch der Ravennate im 7. Jahrhundert eine genordete Specialkarte von England benutzte.

Ein Rückblick auf die geographischen Arbeiten des Matthäus Parisiensis zeigt uns in diesem Manne einen originellen, seiner Zeit weit vorangeschrittenen Forscher, der in der Geschichte der Geographie eine epochemachende Stellung einnimmt. Er hat auf selbständigem Wege die ersten modernen Landkarten ohne Kompaß, frei von den Arabern und unbeeinflußt von Ptolemäus, hergestellt. Daß er aber seine ganze Schulung der alten Weltkarte verdankt, ist noch überall leicht ersichtlich.

Das populärste Geschichtsbuch Englands im 14. und 15. Jahrhundert war das Polychronikon des Ranulf Higden, welches in sieben Büchern die Universalgeschichte von der Schöpfung der Welt bis auf Eduard III. in lateinischer Sprache enthält. Der Weltgeschichte geht eine geographische Beschreibung der Erde voraus, wozu eine große und eine

kleine Weltkarte gehören. Die kleine Karte ist uns acht-, die große leider nur einmal erhalten.

Wenn nun auch Ranulf oder sein Vorgänger nicht nur mechanisch zusammengeschrieben, sondern den Stoff auch selbstthätig verarbeitet hat, so zeigt doch sein Weltbild die uralte, seit Jahrhunderten typische Form, und es ist nicht zu zweifeln, daß Ranulf den hauptsächlichsten Inhalt seiner Karten aus einer großen Wandkarte entnommen hat, die beträchtlich älter als seine Zeit, gleich der Hereford- und Ebstorfkarte mit Bildern geziert und in mancher Beziehung reichhaltiger als diese beiden genannten Karten gewesen sein muß.

Die nunmehr zu behandelnden Karten sind weniger durch ihren armen textlichen Inhalt als vielmehr durch ihr hohes Alter und ihre Form beachtenswerth.

Sehr wahrscheinlich besitzen wir in der Weltkarte, die ein gewisser Guido, von dem man sonst nichts Sicheres weiß, 1119 compilirt hat, die Copie einer größern Karte.

Als das älteste geographische Monument der Welt bezeichnet Libri in Notices des manuscrits des bibliothèques des departements (Paris 1842) die Weltkarte von Albi im Languedoc, auch Merowingerkarte genannt, welche im 8. Jahrhundert geschrieben sein soll. Dieses „älteste Monument" ist jedenfalls eine durch den Abschreiber sehr entstellte Karte, und wenn auch sowohl die Form wie die Eintheilung der alten Weltkarte noch wohl erkennbar ist, so kann doch eine so lückenhafte Darstellung einen selbständigen Werth nicht beanspruchen, und noch viel weniger dürfte man aus den Namen, die vorhanden sind oder fehlen, auf den Stand des Wissens oder auf die Entwicklung der Kartographie jener Zeit schließen.

Das Erdbild des Kosmas Indikopleustes, des „Indienfahrers", gibt die Erde als längliches Viereck, vom Ocean umgeben, hat den Norden oben und Osten rechts.

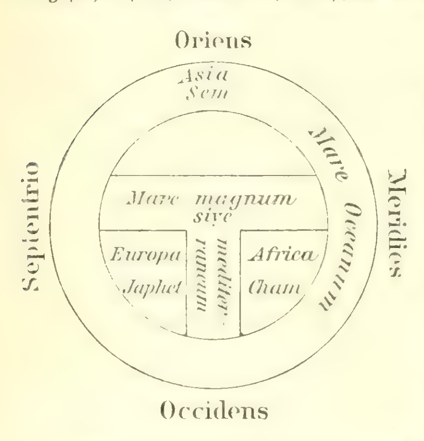
Eine eigenthümliche Gruppe bilden die Sallustkarten, die ganz dem Texte von Sallusts Bellum Iugurthinum c. 17—19 angepaßt sind. Wir kennen bis jetzt neun größere und fünf kleinere Exemplare. Die kleinern sind einfache T-Karten. Von den größern gehört die jüngste, die sogen. Genfer Sallustkarte, dem 15. Jahrhundert an und ist von dem Sallusttexte beinahe ganz unabhängig. Sie stellt eine sonderbare Mischung von Altem und Neuem dar. Der Grundstock der Legenden ist der alten Karte entnommen, und zwar dem gemeinsamen Urbild von der Ebstorf-

und Hereford-, der Psalter- und Cottonianakarte und geht in mehreren Fällen auf Isidor zurück. Die acht andern Karten haben eine gemeinsame Stammkarte, die Wuttke zwischen 600 und 700 n. Chr. setzt, während Dr. Miller kein Hinderniß sieht, dieselbe noch weiter zurückzudatiren.

Aus der Zeit vom 8. bis 15. Jahrhundert lassen sich ohne Schwierigkeit mindestens 50 Codices aufzählen, welche jenes kleine schematische Weltkärtchen enthalten, das von Dati in dem bekannten Vers charakterisirt wird:

Un T dentro a uno O monstra il desegno
Come in tre parte fu diviso il mondo.

Das ist die T-Karte, wovon wir als Beispiel das Kärtchen zu Isidors Origines nach Otto beifügen. Da außerdem die Namen der drei Söhne Noes angeführt sind, wird dieser Typus auch oft die Noachidenkarte genannt.



Beim hl. Augustinus treffen wir De civitate Dei 16, 17 die T-Karte so anschaulich beschrieben, daß wir das Bild mit Leichtigkeit construiren und zuverlässig schließen können, es habe ihm vorgelegen. Da ferner aus der Darstellung Augustins sich ergibt, daß diese Karte zu seiner Zeit schulgemäß war, so folgt, daß sie etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. allgemein, die größere Weltkarte aber nach wie vor in der altrömischen Weise gezeichnet wurde.

Eigenthümlich ist unter den T-Karten die Oxforder Karte von 1100. Es ist die älteste Karte, auf der Jerusalem mit dem Kreuz und dem Berge Sion zum Mittelpunkt der Erde gemacht ist. Die griechische Bezeichnung der vier Himmelsrichtungen legt die Vermuthung nahe, daß die erste Abschrift zur Zeit des ersten Kreuzzuges von einem griechischen Original im Orient genommen worden ist.

Zahlreich sind unter den mittelalterlichen Weltkarten jene kleinen Kärtchen vertreten, welche die fünf Zonen der Erde darstellen und als Macrobiuskarten bekannt sind. Ihr Ursprung ist auf die Griechen zurückzuführen; doch knüpfen sie zunächst an Macrobius an, der im Anfange des 5. Jahrhunderts einen Commentar zu Ciceros Somnium Scipionis schrieb, dabei auch astronomisch-geographische Fragen erörterte und Zeichnungen hinzufügte. Ein paar dieser Figuren sind, gewöhnlich combinirt,

in mehrere verbreitete Werke des Mittelalters, wie Beda Venerabilis' De temporum ratione, Honorius von Autun, Wilhelm von Conches, Johann de Sacro Bosco u. s. w., übergegangen. Wie zahlreich diese Zonenkarten in Bibliotheken sind, zeigt der Umstand, daß allein aus der Nationalbibliothek in Neapel sechs Codices mit Zonenkarten citirt werden.

Wie es bei den griechischen Quellen zu erwarten ist, hatte die Skizze des Macrobius Norden oben. Hingegen sind unter dem römischen Einfluß manche der mittelalterlichen Copien geostet, und die jüngsten zeigen arabische Auffassung, indem sie den Süden oben ansetzen.

Die von den Griechen Hipparch, Eratosthenes, Strabo, Marinus, Ptolemäus ausgegangene Eintheilung der bekannten Erde in Klimata ist von Plinius, Isidor, Beda im Abendlande überliefert worden, in kartographischer Darstellung aber als Karten der Klimata nur durch die Vermittlung der Araber auf uns gekommen. Eine solche Klimatenkarte ist die des berühmten Vertreters des Nominalismus, Petrus de Aliaco, die, 1410 gezeichnet, sich durch reichen antiken Inhalt auszeichnet.

Für die Untersuchung, wie die Erde auf den alten Münzen etwa dargestellt worden ist, finden wir aus dem Jahre 22 v. Chr. eine hochinteressante Medaille. Sie gibt die antike dreieckige Darstellung der Erde, wie die T-Karten sie ungefähr ausdrücken, in glaubwürdigster Form, und wir haben auf dieser Goldmedaille die älteste Weltkarte im Original.

Noch sind mehrere Nachzügler aus dem 14. und 15. Jahrhundert anzuführen. Da ist zunächst die berühmte Weltkarte von Sainte-Geneviève in Paris. Sie steht auf dem letzten Blatt des kostbaren Manuscriptes der Chronica S. Dionysii, das zwischen 1364 und 1372 geschrieben wurde, und ist nahe verwandt mit der Psalterkarte. Die Karte, welche Wilhelm Fillastre in einer von ihm 1417 copirten Mela-Handschrift unterbrachte, hat mit Mela nichts zu thun und wird deshalb ganz uneigentlich Melakarte genannt. Wenn auch in ihr die fortgeschrittene Zeit erkennbar ist, so finden wir doch in der Form und im Texte viele alte Reste.

Die Weltkarte in der Imago mundi des Vincentius in einem Codex des 15. Jahrhunderts ist eine schlechte Abschrift einer alten Karte.

Manche Reste der alten Weltkarte sind auch in der von dem Benediktiner Andreas Walsperger 1448 gezeichneten Weltkarte geblieben.

Beeinflußt von den See- und Kompaßkarten sind bereits die Weltkarten des Marino Sanuto und Petrus Vesconte, um 1320; die Karten des Leonardo Dati 1422, deren Inhalt meist modern, wenn

aber doch die alte Weltkarte zu Grunde liegt; die Weltkarte des venetianischen Kartographen Andrea Bianco vom Jahre 1436; die zwei Rundkarten des Venetianers Giovanni Leardo von 1448 und 1452, welche geostet sind und Jerusalem als Mittelpunkt haben; die Borgiakarte in der Propaganda zu Rom, die auf eine eherne Platte eingravirt und nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Trotzdem der größte Theil der Legenden neu ist, hat doch der Verfasser eine der Herefordkarte nahestehende, mit denselben Bildern ausgestattete alte Weltkarte benutzt. Arabischer Einfluß zeigt sich, wie schon bemerkt, bei den Karten der Klimate, der Karte Walspergers und der Borgiakarte.

Unter den Karten einzelner Länder ist noch nachzutragen der Plan von Jerusalem, Situs Ierusalem, den wir in einer Redaction aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts von dem anonymen Verfasser der Gesta Francorum Ierusalem expugnantium besitzen. Bezüglich der Quellen dieser Karte urtheilt Dr. Miller, daß der Verfasser ein altes Bild vorgefunden und in zeitgemäßer Weise überarbeitet hat. Scheidet man die neuern Zuthaten aus, so erhalten wir ein Bild von Palästina, das durchaus alt ist und mit der Hieronymus-, Isidor-, Psalter- und Cottonianakarte im Einklang steht. Eine genauere Datirung ist bei der großen Stabilität des Bildes vom 5. bis zum 12. Jahrhundert nicht durchführbar. Die Oxforder Palästinakarte zeigt auffallende Aehnlichkeit mit den Karten von Matthäus Parisiensis, und dieselben Quellen, die Matthäus für Palästina verwandte, sind auch hier benutzt.

Zum Schlusse des Heftes 3 ist das Itinerarium des Erzbischofs Sigeric von Canterbury 990—994 beigefügt. Es ist dieses ein kurzes, aber geographisch hochinteressantes Stationenverzeichniß der Reise von Rom nach England. Die Reise ist bewundernswerth wegen der Zielbewußtheit, mit der Sigeric die geradeste Richtung einhält. Daraus läßt sich schließen, daß über die Reise von Rom nach England gute Ueberlieferungen vorhanden waren. Sigeric reiste ganz auf der Clodia, die nach dem Itinerar bis in die Nähe von Luna führte und dort in die Via litoralis ausmündet. Bis jetzt haben die Atlanten der antiken Welt in dieser Richtung gar keine Route. Kiepert läßt die Clodia in die Aurelia und Litoralis gegen Populonia ausmünden, aber sie muß offenbar nach Lucca weiterführen.

Das Itinerar Sigerics zeigt also zunächst alte Römerstraßen, über die uns die alte Literatur im Stiche läßt, und dann erkennen wir daraus,

daß diese Römerstraßen noch auf große Strecken selbst im 10. Jahrhundert benutzt werden konnten.

Somit haben wir das Gesamtmaterial der in Büchern enthaltenen mittelalterlichen Weltkarten skizzirt. Die Textkritik ergibt, daß sie zurückweisen auf ein großes Kartengemälde, und nach Ausscheidung aller Zuthaten und nach Berichtigung der Fehler in den Abschriften schält sich als Urbild langsam die alte, große römische Weltkarte heraus.

Es gilt nun, diesem Urbilde noch näher zu kommen, und dies geschieht zunächst durch Bearbeitung der uns erhaltenen Hereford- und Ebstorfkarte, dann aber durch Reconstruction der verlorenen und nur in verschiedenen Beschreibungen überlieferten alten Weltkarten. Dieses ist das Ziel der drei folgenden Hefte der Mappae mundi.

(Schluß folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Das Trinkwasser und die epidemischen Krankheiten.

(Schluß.)

Lange bevor der Zusammenhang zwischen Epidemien und Bakterien entdeckt wurde, war es, wie wir sahen, bekannt, daß das Auftreten derselben mit dem Wasser in Verbindung stand. Wollte man denselben vorbeugen, so mußten Mittel aufgefunden werden, wodurch die Verunreinigungen des Wassers durch verdächtige Stoffe, besonders durch Fäcalien und ihre nächsten Zersetzungsproducte, nachgewiesen werden konnten. Diese Mittel waren durchweg chemischer Natur; nur in einzelnen Fällen gestattete schon der Geruch oder Geschmack oder auch die große Zahl suspendirter Theilchen, für sich allein eine Entscheidung zu treffen. Die Feststellung der chemischen Reagentien, wodurch eine Verunreinigung nachgewiesen wird, und die aus den chemischen Untersuchungen hergeleiteten Schlußfolgerungen ergeben sich der Hauptsache nach aus folgenden Thatsachen. Die menschlichen Abfallstoffe enthalten außer geringern Mengen von Chlor-, schwefelsauren und phosphorsauren Verbindungen ganz besonders organische Stickstoffverbindungen. Beim Zerfalle bilden die letztern zunächst Ammoniak, welches

dann bei genügendem Luftzutritt zu salpetriger und zuletzt zu Salpetersäure oxydirt wird. Diese zusammen mit den vorhandenen oder gebildeten Chlor- und schwefelsauren Verbindungen werden durch das Bodenwasser weiter befördert und gelangen schließlich ins Genußwasser, während nicht oxydirtes Ammoniak, nicht vollständig zersetzte organische Stoffe und die phosphorsauren Salze zum größten Theile vom Boden zurückgehalten werden. Ist jedoch die im Boden vorhandene Luftmenge unzureichend zur vollständigen Oxydation der organischen Stoffe, so müssen, nach Erschöpfung der Absorptionskraft des Bodens, auch Ammoniak und faulende organische Substanzen dem Genußwasser zugeführt werden. Die Schwierigkeit in der Beurtheilung der durch chemische Analyse entdeckten Verunreinigungen liegt zunächst darin, daß Chloride, Nitrate und Phosphate ebensowohl von den mineralischen Bestandtheilen des Bodens, durch welchen das Wasser durchfiltert, als von thierischen Abfällen herrühren mögen, und daß, selbst wo sie auf letztere zurückzuführen sind, aus ihrem Vorkommen allein kein Schluß gezogen werden kann auf die Zeit, zu welcher der Boden durch Fäcalien verunreinigt wurde. Die Feststellung organischer Ueberreste läßt es ferner in den meisten Fällen dahingestellt sein, ob dieselben vegetabilischen oder animalischen Ursprungs sind, und obgleich das Vorhandensein von sehr geringen Mengen Ammoniaksalze den Gebrauch eines Wassers als Trinkwasser verurtheilt, so läßt sich durch dieselben allein doch keineswegs feststellen, daß sie das Umwandlungsproduct recenter Stickstoffverbindungen sind. Es erübrigen daher nur salpetrigsaure Verbindungen, welche durch ihre Gegenwart die Zulassung eines Wassers zum Gebrauche verbieten. Dieselbe beweist nämlich nicht nur, daß organische Stickstoffverbindungen ins Wasser gelangt sind, sondern auch, daß die Zeit dieser Verunreinigung zu kurz war, um ihre vollständige Oxydation zu Nitraten zu gestatten, und daß demnach die Existenz pathogener Bakterien in dem betreffenden Wasser wahrscheinlich ist, wenn dieselben in den verunreinigenden Fäcalien vorkamen. Es ist daher einleuchtend, daß, abgesehen von diesen Verbindungen, die Ergebnisse einer chemischen Wasseranalyse nur durch eine rationelle Combination zu einem einwandfreien Schlusse führen können.

Da salpetersaure Salze das Endproduct der Oxydation stickstoffhaltiger Stoffe sind, so beweist ihr Vorhandensein im Wasser, wie gesagt, für sich selbst nichts; sind jedoch ungewöhnlich große Mengen derselben vorhanden, so hat möglicherweise eine so bedeutende Verunreinigung des betreffenden Bodens stattgefunden, daß dessen Nitrificationsfähigkeit überschritten und

daher mit unzersetzten organischen Stoffen auch Krankheitserreger ans Wasser abgegeben wurden. Diese Möglichkeit wird zur Gewißheit, wenn sich außer denselben auch salpetrigsaure Salze oder organische Stoffe vorfinden sollten, da diese, wie gezeigt wurde, eine recente Verunreinigung beweisen. Während daher jenes Wasser nur verdächtig und von seinem Genuß abzurathen ist, ist der Gebrauch des letztern einfach unstatthaft. Zu demselben Schlusse wird man gelangen müssen, wenn salpetrigsaure Salze oder organische Stoffe neben Ammoniak, Chlor und Phosphorsäure aufgefunden werden, während die drei letztern allein eine Verunreinigung durch Fäcalien nur wahrscheinlich machen. Das Vorhandensein von mehr als 4,3 Theilen Chlor in 100000 Theilen Wasser, besonders in Verbindung mit Ammoniaksalzen, macht dasselbe stark verdächtig, außer den Fällen, wo die Brunnen nicht weit von der See oder in solchen Tiefen liegen, daß eine Verunreinigung ausgeschlossen ist; wird aber nebst Chlor und Ammoniak auch Salpeter- und Phosphorsäure gefunden, so ist die Verunreinigung durch Fäcalien fast sicher und damit die Möglichkeit des Vorhandenseins von Krankheitserregern gegeben. Organische Stoffe endlich in Vereinigung mit Chlor und Ammoniak machen das Wasser, in dem sie vorkommen, für den Gebrauch unzulässig, weil mit denselben auch die pathogenen Bakterien sich vorfinden werden, welche etwa in den Abfallstoffen existirten, denen jene ihren Ursprung verdanken.

Auch Wasser, in welchem die durch kohlensauren Kalk verursachte Härte 6 Theile in 100000 überschreitet, sollte nicht ohne weiteres gebraucht werden, da verunreinigtes Wasser oft sehr hart ist; sollte aber die Härte des Wassers von schwefelsauren Salzen herrühren, so ist dasselbe vom Genusse auszuschließen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß in der Beurtheilung der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Genußwassers nach seinem chemischen Befunde große Umsicht geboten ist, und daß der Analyst nur selten zu einem zuverlässigen Urtheil kommen kann, ohne sich eine möglichst genaue Kenntniß der Localverhältnisse verschafft zu haben. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Umgebung eines Brunnens einer sorgfältigen Untersuchung bedarf, wenn sein Wasser durch eine, wenn auch unbedeutende Erhöhung von Fremdstoffen von dem Wasser der umgebenden Brunnen abweicht.

Nachdem der Zusammenhang zwischen Bakterien und epidemischen Krankheiten entdeckt worden, wurde natürlich das Hauptgewicht auf die bakteriologische Untersuchung des Wassers gelegt. Und in der That ist es einleuchtend, daß die Schädlichkeit eines Wassers unmöglich mit größerer

Sicherheit nachgewiesen werden kann, als durch die Existenz pathogener Bakterien in demselben; leider ist ein solcher Nachweis mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst gibt es kaum ein natürliches Wasser, welches bakterienfrei ist, und meistens ist die Anzahl der Mikroben im Wasser ganz außerordentlich groß; sodann ist es noch völlig unbekannt, welche Bakterien normale Wassermikroben sind und welche nicht, welche Formen demnach, ebenso wie andere Organismen, auf das Wasser als ihren eigentlichen Wohnort angewiesen sind und welche durch Verunreinigung in dasselbe gebracht wurden; fast das einzige, was wir in dieser Beziehung bis jetzt wissen, ist, daß die Anwesenheit einer größern Zahl der sogenannten Saprophyten oder Fäulnißbakterien die Verunreinigung des Wassers durch organische Substanzen beweist, ohne daß jedoch die letztere nothwendig auch das Vorhandensein von Saprophyten verlangt. Endlich macht die außerordentliche Kleinheit der Spaltpilze es durchgehends unmöglich, eine specifische Verschiedenheit der Bakterien anders als durch künstliche Cultur zu erkennen, eine Forschungsweise, welche sich erst seit der Veröffentlichung der Koch'schen Methode fester Gelatine-Culturen, also vom Jahre 1881 an, allgemein Bahn gebrochen hat. Dieser Schwierigkeit glaubte man anfangs dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man annahm, wie es auch wohl gegenwärtig noch zuweilen geschieht, daß das Vorhandensein einer großen Anzahl von Bakterien ein Wasser endgiltig als gesundheitswidrig verurtheile. Aber bald stellte es sich heraus, daß die Zahl der Bakterien allein wenig mit der organischen Verunreinigung des Wassers, worauf es doch ausschließlich ankommt, zu thun habe. So fand z. B. Proust in Paris, daß Vanne-Wasser nicht weniger als 11000 Kolonien im Kubikcentimeter enthielt, obwohl es nur 5 mg organischer Substanzen im Liter aufwies, während andererseits im Wasser des Canal de l'Ourcq mit 14 mg organischer Stoffe im Liter nur 8000 Kolonien im Kubikcentimeter vorkamen. Man sieht daher gegenwärtig die Anzahl der Bakterienkolonien im Wasser mehr als ein Kennzeichen der Wirksamkeit der Wasserfiltration an und hat sich in der Wasserprüfung der bedeutend schwierigern qualitativen Bakterienforschung zugewandt. Es ist unmöglich, auf die Methode dieser Forschung hier einzugehen; nur glauben wir darauf hinweisen zu müssen, daß, wenn auch nichts die Unbrauchbarkeit eines Wassers als Trinkwasser entscheidender beweisen kann, als das Vorhandensein pathogener Bakterien in demselben, andererseits ein negatives Resultat die Harmlosigkeit desselben durchaus nicht entscheidet. Denn offenbar kann ein patho-

gener Mikro-Organismus in so geringer Anzahl im Wasser vorhanden sein, daß nur die Untersuchung einer weit bedeutendern Menge, als gewöhnlich zur Durchforschung gebraucht wird, zu seiner Entdeckung führen kann. Zudem werden wahrscheinlich nicht wenige dieser Bakterien dadurch der Entdeckung entgehen, daß sie, wie dieses bekanntlich geschieht, von den gewöhnlichen Wasserbakterien in ihrem Wachsthum behindert werden.

Aus dem Gesagten geht hervor, was man von der Behauptung zu halten hat, daß fortan der Bakteriologe allein in der Wasseruntersuchung das Wort habe, und der Chemiker vollständig ignorirt werden könne. Für diese Behauptung glaubte man eine unerschütterliche Stütze in der Thatsache gefunden zu haben, daß einer der ersten englischen Chemiker, dem man mit Typhusbacillen absichtlich inficirtes Wasser zur Analyse übersandt hatte, dasselbe als unverdächtig erklärte. Was würde man von den Männern, die diese Falle ausdachten, anzunehmen haben, wenn sie mit Arsenitlösung versetztes destillirtes Wasser an einen Bakteriologen zur Untersuchung geschickt hätten? Man muß zu ihren Gunsten annehmen, daß sie sich kaum der Aufgabe bewußt waren, welche einem Chemiker bei der Wasseranalyse gestellt wird; sonst hätten sie unmöglich von dem Chemiker die Analyse eines Wassers verlangen können, wie es in der Natur gar nicht vorkommt: frei von allen chemisch nachweisbaren Verunreinigungen und ausschließlich verunreinigt in einer für den Bakteriologen auf den ersten Blick erkennbaren Weise. Der eine suchte, wie von ihm verlangt wurde, nach Stoffen, die niemals in einem mit Fäcalien verunreinigten Wasser fehlen, und erklärte das Wasser für rein, weil er solche nicht vorfand; der andere suchte nach pathogenen Bakterien und erklärte das Wasser für inficirt, weil man eben Typhusbacillen in dasselbe gebracht hatte. Der Chemiker verurtheilt ein mit Fäcalien inficirtes Wasser nicht deshalb, weil er der Ansicht ist, daß sein Genuß nothwendig Krankheit erzeugen muß, sondern weil es eben von Fäcalien herrührende Stoffe enthält und deshalb morgen auch pathogene Bakterien enthalten kann, obgleich es heute ohne allen Nachtheil getrunken wird. Positive Ergebnisse einer chemischen Analyse des Wassers beugen einer möglichen zukünftigen Epidemie vor, während solche einer bakteriologischen Untersuchung in den allermeisten Fällen eine existirende Krankheit auf ihren Ursprung zurückführen. Der rationelle Hygieniker wird daher weder die eine noch die andere ausschließen, doch aber unter gewöhnlichen Verhältnissen zuerst die chemische Analyse anwenden und selbst ohne eine bakteriologische Untersuchung ein Trinkwasser verwerfen, wenn er

zu dem Schlusse kommt, daß dasselbe durch thierische Abfallstoffe verunreinigt ist. Nur in dem schon früher berührten Punkte ist die bakteriologische der chemischen Untersuchung weit überlegen, nämlich in der Feststellung der Wirksamkeit eines Filters. Denn wenn z. B. in den Londoner Trinkwasserleitungen, um nur das letzte uns bekannte Resultat vom Juni v. J. anzuführen, die Zahl der Bakterien im Lea-Wasser während seines Passirens durch das Filterbett von 7693 im Kubikcentimeter auf 25 im Kubikcentimeter (Mittel von 24 Untersuchungen) sank, so muß man die Filtrirung als außerordentlich wirksam ansehen; man wird daher zum Schlusse berechtigt sein, daß ein Filter, welches die unschädlichen Bakterien zurückhält, die schädlichen nicht durchlassen wird. In dem Berichte, dem wir dieses Ergebniß entnehmen, ist eine Thatsache erwähnt, welche den Werth der bakteriologischen Untersuchung ins volle Licht stellt. Am 16. Mai ergab nämlich die einer Leitung entnommene Probe einen ganz abnorm hohen Bakteriengehalt; als der Ingenieur der betreffenden Gesellschaft sofort benachrichtigt wurde, antwortete derselbe, daß man eben damit beschäftigt sei, einen Fehler, der sich in einem der Filterbette herausgestellt habe, richtig zu stellen; die Analyse ergab bald wieder die gewohnten günstigen Resultate.

Die Beschaffung eines guten, vorwurfsfreien Genußwassers ist demnach eine der ersten Anforderungen an eine vernünftige öffentliche sowohl als private Gesundheitspflege. Wie kann dasselbe beschafft werden? Die bisherigen Erörterungen lassen sich dahin zusammenfassen, daß man nur dann eine Garantie für die Unschädlichkeit des Trinkwassers besitzt, wenn dasselbe frei ist von suspendirten Stoffen, wenn die gelösten mineralischen Stoffe auf ein gewisses Minimum reducirt sind und wenn man sicher sein kann, daß nur wenige und unschädliche Bakterien in demselben vorkommen. Unter den natürlichen Wassern genügen diesen Anforderungen, vielleicht mit Ausnahme der zweiten, nur Quellwasser und Tiefbrunnenwasser, und da beide nur selten solche Mengen von gelösten mineralischen Substanzen enthalten, daß dieselben gesundheitsschädlich sind, so können sie gewöhnlich ohne Bedenken benutzt werden. Alles andere Wasser, besonders aber Flachbrunnenwasser und Flußwasser, welches unterhalb bewohnter Districte abgeleitet wird, muß vor dem Gebrauche gereinigt werden. Die gewöhnlichste Art der Reinigung ist die Filtration. In Städten, welche das Trinkwasser durch Wasserleitungen erhalten, wird diese von den Municipalitäten oder Actiengesellschaften mit größerer oder geringerer Sorgfalt besorgt. Auf die Einrichtung solcher Filterbette können wir hier nicht

eingehen; J. Fischer hat dieselben in seinem Buche über „Die chemische Technologie des Wassers" ausführlich beschrieben. Koch verlangt nach seinen in Hamburg gemachten Beobachtungen, daß die Filtrirgeschwindigkeit solcher Bette niemals 10 cm die Stunde übersteigen und eine täglich vorzunehmende bakteriologische Untersuchung niemals mehr als 100 Mikro-Organismen auf den Kubikcentimeter ergeben soll.

Wo man, wie dieses wohl sehr häufig besonders auf dem Flachlande der Fall sein wird, auf ein schlechtes oder verdächtiges Wasser für den Gebrauch angewiesen ist, wird Filtration für den Hausbedarf nothwendig, und wo das von Wassergesellschaften gelieferte Wasser nicht einwurfsfrei ist, ist dieselbe anzurathen. Eine Anzahl kleinerer für diesen Zweck construirter Filtrirapparate ist ebenfalls von J. Fischer beschrieben worden; doch müssen wir gegen alle, in welchen Seeschwämme und andere derartige organische Filtrirmittel gebraucht werden, warnen; solche Filter werden besser vermieden. Die gebräuchlichsten Filtrirmittel kann man im allgemeinen in zwei Klassen eintheilen, je nachdem dieselben, wie Sand, poröses Porzellan und Asbest, die im durchgehenden Wasser enthaltenen Mikro-Organismen nur mechanisch zurückhalten, ohne eine chemische Wirkung auszuüben, oder aber, wie Kohle, und besonders Thierkohle, Eisenschwamm und andere Präparate, hauptsächlich eine chemische und nur nebenbei eine mechanische Wirksamkeit besitzen.

Von den Filtrirmitteln der ersten Art ist das Porzellan- oder Pasteur'sche Filter das wirksamste, da es alle Mikro-Organismen und Sporen zurückhält; der Porzellancylinder muß von Zeit zu Zeit gereinigt und dann in Wasser ausgekocht oder auch in verdünnte Salzsäure gestellt und dann ausgewaschen werden. Asbest ist wirksamer als Sand und hat dabei noch den Vortheil, daß er durch Ausglühen gereinigt werden kann, wobei er allerdings etwas von seiner Wirksamkeit einbüßen soll.

Von den Filtrirmitteln der zweiten Art ist Thierkohle jedenfalls das vorzüglichste; dieselbe sterilisirt nicht nur das Wasser vollständig, sondern oxydirt auch alle in demselben enthaltenen organischen Stoffe und besitzt überdies eine große Absorptionskraft für Gase. Leider aber dauert ihre Wirksamkeit nur kurze Zeit, und wenn diese überschritten wird, so gibt sie nicht oxydirte, in ihren Poren vorhandene Stoffe an das durchgehende Wasser ab und macht dasselbe noch unreiner, als es ursprünglich war. Frankland fand, daß ihre sterilisirende Wirkung sich während der ersten 12 Tage ungemindert erhält, daß aber nach 30 Tagen das filtrirte Wasser

mehr als sechsmal so viel Keime enthält als das unfiltrirte. Zudem gelangen während der Filtration Phosphate ins Wasser, welche das Gedeihen von Mikro-Organismen, die beim Stehen unvermeidlich in dasselbe kommen, bedeutend begünstigen. Soll daher ein Thierkohlefilter seine Aufgabe erfüllen, so muß es häufig erneuert und das filtrirte Wasser nicht lange aufbewahrt werden. Pflanzenkohle übt nur eine geringe chemische Wirkung auf das durchgehende Wasser aus, hält aber die in demselben befindlichen Mikroben, wenn auch nicht so vollkommen wie Thierkohle, zurück; auch sie muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, obgleich sie viel länger wirksam bleibt als Thierkohle. Auch Eisenschwamm, d. h. das fein vertheilte Eisen, welches aus Kiesabbränden nach dem Ausziehen des Kupfers erhalten wird, ist ein sehr wirksames Filtrirmittel, da er nicht nur die Mikro-Organismen und mechanisch beigemengten Stoffe zurückhält, sondern auch eine kräftig oxydirende Wirkung ausübt. Auch hat er vor der Thierkohle den Vortheil, daß er viel länger wirksam bleibt; dafür besitzt er aber allerdings eine weit geringere Filtrationsgeschwindigkeit.

Andere Filtrirmittel übergehen wir, um die Methode der Wasserreinigung mit Umgehung der Filtration noch in Kürze zu berühren. Daß destillirtes Wasser, welches nicht nachträglich beschmutzt wurde, rein sein muß, braucht nur erwähnt zu werden; der Gebrauch desselben wird jedoch nur auf Schiffen vorkommen. Kochen befreit Wasser nicht nur von allen schädlichen Gasen, sondern tödtet auch, wenn es lange genug andauert, alle in demselben enthaltenen organischen Keime; solches Wasser hat aber einen faden Geschmack, der ihm dadurch benommen wird, daß man es vor dem Genuß in dünnem Strahl, etwa durch ein Sieb, durch die Luft fallen läßt. Eine solche Durchlüftung genügt auch wohl für sich allein, um Gase aus dem Wasser zu entfernen und organische Stoffe theilweise zu oxydiren. Von den zur Wasserreinigung auf chemischem Wege verwandten Mitteln erwähnen wir zerstoßene Bittermandeln, Oleanderblätter, Samen von Strychnos potatorum und verschiedene Pflanzentheile, welche Gerbsäure enthalten, nur, weil dieselben vielfach gebraucht werden, nicht aber, weil die durch sie erzielte Wasserreinigung auf Vollständigkeit irgend welchen Anspruch machen kann. Für gewöhnliches sogen. hartes Wasser wird Kalkwasser gebraucht; indem der Kalk dem Wasser die vorhandene Kohlensäure entzieht, veranlaßt er nicht nur die Ausscheidung des kohlensauren Kalkes, welcher das Wasser hart macht, sondern wird auch seinerseits als Carbonat ausgeschieden; zudem werden in dem Processe auch

andere im Wasser gelöste Stoffe, wie Eisen, Kieselsäure, gleichzeitig niedergeschlagen. Trübes Wasser kann dadurch geklärt werden, daß man es mit krystallisirtem Alaun, 1 Gramm auf je 10 Liter, gehörig durchschüttelt, und v. Babes befreit solches Wasser von allen Keimen, indem er dasselbe nach dem Durchschütteln mit $1\frac{1}{2}$ Gramm auf je 10 Liter einen Tag lang an einem kühlen Orte stehen läßt. In Antwerpen und Boulogne endlich hat man Andersons Patent von 1884 mit gutem Erfolg angewandt: man läßt das Wasser in einem langsamen Strom durch einen rotirenden Cylinder laufen, in welchem sich eine bestimmte Menge von Eisenschwamm oder Eisenfeilspänen oder auch andern Eisenabfällen befindet; die in dem Wasser vorkommenden organischen Stoffe und Bakterien sollen während des Processes bedeutend vermindert werden.

Die Krankheiten, welche durch das Trinkwasser erzeugt werden können, gehören, wie wir gesehen haben, zum großen Theile zu den ansteckenden Krankheiten. Das Wesen der letztern besteht nach den heute geltenden Ansichten darin, daß das specifische Krankheitsgift, was immer es sein mag, von Individuum auf Individuum unmittelbar oder mittelbar übertragen wird. Es ist daher einleuchtend, daß der epidemischen Ausbildung einer Krankheit dadurch am wirksamsten vorgebeugt wird, daß dieses Gift in allen, ganz besonders aber in den ersten vorkommenden Fällen zerstört wird. Da nun die maßgebenden Autoritäten der Gegenwart sich mehr und mehr der Ansicht zuneigen, daß es specifische lebende und vermehrungsfähige Organismen sind, welche diese Krankheiten entweder durch ihre Gegenwart oder durch ein von ihnen producirtes Gift verursachen, und daß dieselben sowohl in den durch die Krankheit erzeugten Secretionen als auch in den hierher gehörenden Fällen in den verschiedenen Entleerungen der kranken Individuen vorkommen, so ist es zunächst die Pflicht der verantwortlichen Glieder einer Familie, in welcher ein solcher Krankheitsfall vorkommt, nicht nur für die Isolirung des Kranken, sondern auch für die Zerstörung der in den Secretionen und Entleerungen desselben sich vorfindenden Krankheitserreger zu sorgen. Wo, wie dieses wohl in vielen, wenn nicht den meisten Fällen vorkommen wird, die Voraussetzung begründet ist, daß diese Pflicht, sei es durch Unwissenheit, Armut oder Nachlässigkeit, versäumt wird, hat die Behörde einzuschreiten.

Die Krankheitserreger, welche durch Wasser übertragen werden, gelangen in dasselbe ausschließlich durch die verschiedenen Entleerungen des Kranken, ganz besonders durch den Stuhl und durch seine beschmutzten

Kleider, Wäsche u. dgl., auf denen man den Schmutz entweder austrocknen läßt, oder die man ohne weitere Vorsicht in Wasser reinigt. Das principiis obsta besteht daher in unserem Falle darin, daß alles, was mit einem solchen Kranken in Berührung gewesen ist, wenn es nicht durch Feuer zerstört werden kann, sofort desinficirt wird. Aber worin besteht denn eigentlich die Desinfection? Leider ist ihr wahrer Begriff noch vielfach, selbst in gebildeten Kreisen, außerordentlich unklar. Man schmeichelt sich vielfach, zur Zeit einer Epidemie gründlich desinficirt zu haben, wenn man viel Geld darauf verwandte, um ein ganzes Haus in einen gewissen, nicht gar zu angenehmen Geruch von Chlor oder Carbolsäure zu versetzen. Die Kunst, schlechte Gerüche durch andere zu verdecken, ist schon sehr alt; aber die Verdeckung solcher Gerüche, wo sie vorhanden sind, ist keine Desinfection, und die Erzeugung fremder Gerüche, wo ein Fäulnißgeruch nicht existirt, ist überflüssig. Aber nehmen wir selbst einmal an, daß ein vorhandener Fäulnißgeruch durch solche Mittel nicht nur verdeckt, sondern infolge einer herbeigeführten Oxydation wirklich zerstört wird, wird die Zerstörung dieser schädlichen Producte die unberührt gebliebenen Bakterien verhindern, neue Fäulnißproducte zu erzeugen? Soll denn nichts geschehen, um solche jedenfalls gefährlichen Gerüche zu entfernen? Gewiß; aber es gibt kein Mittel, wodurch dieselben, solange der Kranke sich im Krankenzimmer befindet, sicherer entfernt werden, als einerseits sorgfältige Ventilation des Raumes, wobei der Kranke natürlich gegen die Zugluft geschützt werden muß, und andererseits sofortige Vernichtung der dieselben erzeugenden Bakterien, sobald dieselbe möglich ist. Desinfection heißt demnach nichts anderes als die Zerstörung der specifischen eine ansteckende Krankheit erzeugenden Giftstoffe. Mittel also, welche Krankheitserreger nicht wirklich zerstören, sind keine eigentlichen Desinfectionsmittel, und eigentliche Desinfectionsmittel, welche nicht so angewandt werden, daß sie die Krankheitserreger thatsächlich zerstören, bewirken keine Desinfection.

Welches sind nun eigentliche Desinfectionsmittel? Das bewährteste physikalische Mittel ist die Hitze, und feuchte Hitze ist weit wirksamer als trockene. Man hat experimentell gefunden, daß ein viertelstündiges Kochen inficirter Gegenstände oder ein während einer Stunde auf dieselben gerichteter Strom von Wasserdampf von 100° C. alle Bakterien und Sporen zerstört; trockene Hitze aber tödtet nach Koch die Bacillussporen nur dann mit Sicherheit, wenn die inficirten Gegenstände drei Stunden lang einer Hitze von 140° C. ausgesetzt werden. Die auf den ersten Anblick über-

raschende Thatsache, daß ein nach Unterbrechungen zwei- oder dreimal wiederholtes **kurzes** Kochen viel wirksamer desinficirt, als wenn das Kochen längere Zeit fortgesetzt wird, findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß die Bakterien viel weniger widerstandsfähig sind als ihre Sporen. Die Sporen, welche dem ersten Kochen entgingen, kommen während der 12- bis 24stündigen Unterbrechung zur Entwicklung und werden dann beim nächsten Kochen sofort vernichtet.

Von den chemischen Desinfectionsmitteln ist Quecksilbersublimat das wirksamste, aber auch das theuerste. Eine Lösung von einem Theile in 1000 Theilen Wasser tödtet fast alle Bacillen in wenigen Sekunden und ihre Sporen in wenigen Minuten; dasselbe Resultat wird in einigen Stunden durch eine Lösung von 1 : 5000 erhalten. Da dasselbe sehr giftig ist, so wird angerathen, die Lösung mit etwas Anilinblau zu versetzen, um gegen jede Verwechslung sicher zu sein, und die Desinfection unter der Anleitung eines Arztes auszuführen. Dem Quecksilbersublimat zunächst steht wohl immer noch die Carbolsäure; eine fünfprocentige Lösung tödtet die Bacillen ebenfalls in einigen Sekunden, ihre Sporen aber nur in ein bis zwei Tagen. Eine fünfprocentige Lösung von Kupfervitriol leistet in vielen Fällen ebenfalls sehr gute Dienste; doch sind die beiden ersten Mittel, wo man sich dieselben verschaffen kann, jedenfalls vorzuziehen. Unter den gasförmigen Desinfectionsmitteln steht Chlor obenan; dasselbe wird am zweckmäßigsten mit Salzsäure aus Bleichkalk entwickelt, und seine Wirksamkeit ist wesentlich durch das Vorhandensein genügender Feuchtigkeit bedingt. Ein mit Wasserdampf gesättigter Raum wird durch 0,3 Procent Chlor in acht Stunden vollständig desinficirt; aber zur Erzeugung dieser Menge wird für je 1000 Kubikfuß Raum 5 Pfund Bleichkalk und 7½ Pfund starke Salzsäure verlangt. Schwefeldampf wird ebenfalls vielfach angewandt; Koch hält denselben für nutzlos, da er fand, daß Mikro-Organismen, nachdem sie 24 Stunden lang in einem Raume, der 10 Procent desselben enthielt, seiner Wirkung ausgesetzt worden, ihre Lebensthätigkeit noch nicht verloren hatten. Andere Forscher sind anderer Ansicht; jedenfalls werden Keime durch jede, auch noch so dünne Bedeckung vor ihrer Einwirkung geschützt. Salpetrigsaure Dämpfe, wie sie durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Kupferspäne erhalten werden, sind in einer Menge von 1 Procent nicht wirksamer als Chlor und Schwefeldampf, und in größeren Mengen für denjenigen, welcher die Desinfection vornimmt, gefährlich, da mehrfach schwere Fälle von Bronchitis und gar der Tod durch ihr Einathmen verursacht wurden

Da es nicht ohne Nutzen sein mag, die bei der Desinfection zu befolgenden praktischen Maßregeln hier zu berühren, so wollen wir in aller Kürze zusammenstellen, was von den besten Autoritäten in dieser Beziehung festgestellt worden ist, wobei wir uns natürlich auf die Krankheiten beschränken, die durch Wasser übertragen werden. Der Desinfection sind zu unterwerfen zunächst alle Entleerungen des Kranken, sodann seine Wäsche, Kleidungsstücke und Bettzeug und endlich das Krankenzimmer selbst. Wenn wir festhalten, daß alle Desinfection, welche nicht die Vernichtung der pathogenen Bakterien und ihrer etwaigen Sporen erzielt, illusorisch ist, so leuchtet ein, daß einfaches Besprengen der Entleerungen und des Auswurfes des Kranken mit einem Desinfectionsmittel nutzlos ist. Dieselben müssen in Gefäße aufgenommen werden, die eine nicht zu geringe Menge entweder fünfprocentiger Carbolsäure oder 0,1procentiger Sublimat-Lösung (auch wohl fünfprocentiger Kupfervitriollösung) enthalten, und in denselben verbleiben, bis sie vollständig von dem Desinfectionsmittel durchdrungen sind. Entleerungen aus Mund und Nase werden zweckmäßig in baumwollene Lumpen aufgenommen, welche, bevor sie trocken sind, in einem mit zweiprocentiger Carbolsäurelösung getränkten Tuche aus dem Krankenzimmer entfernt und sofort verbrannt werden. Schmutzige Wäsche wird sogleich in eine im Krankenzimmer bereit gehaltene Lösung von Carbolsäure oder Sublimat gebracht und bleibt in derselben vier Stunden, bevor sie weiter behandelt wird. Um das Wasser und das häufige Wegtragen zu vermeiden, kann man auch folgendermaßen verfahren. Der Boden einer luftdicht schließenden Blechkiste wird mit einer Wolldecke oder einem Stücke Filz belegt, welches mit Carbolsäure-Krystallen besprengt und dann mit einem baumwollenen Tuche bedeckt wird. Alle schmutzige Wäsche wird in diese Kiste gebracht und der Deckel sofort wieder geschlossen. Ist dieselbe gefüllt, so läßt man sie wenigstens noch eine Stunde mit geschlossenem Deckel stehen, damit die Säuredämpfe den ganzen Inhalt durchdringen, trägt sie dann in den Hof und füllt sie sofort mit kochendem, sodahaltigem Wasser. Bevor das eigentliche Waschen vorgenommen wird, sollte alle Krankenwäsche eine halbe Stunde lang in Wasser gekocht werden; auch ist es sehr anzurathen, dieselbe von der übrigen Hauswäsche getrennt zu halten. Heu- und Stroh-Matratzen müssen zunächst gehörig durchfeuchtet werden, um alles Stäuben zu verhindern; sodann wird die Füllung herausgenommen und verbrannt, während die Ueberzüge wie andere Wäsche behandelt werden. Kleidungsstücke, Teppiche, Vorhänge u. dgl., welche nicht gewaschen werden

können, müssen strömendem Wasserdampf von 100° C. so lange ausgesetzt werden, bis die Hitze die Gegenstände vollständig durchdrungen hat. Dieses geschieht in größern Städten in eigens für den Zweck gebauten Apparaten; wo solche nicht zu Gebote stehen, kann man sich mit einem Backofen behelfen, der mit Wasserdampf gesättigt und auf etwa 120—140° C. erhitzt ist, besonders wenn das Durchhitzen ein- oder zweimal wiederholt wird. Wo auch dieses nicht angeht, werden die Gegenstände ähnlich wie alles Lederzeug behandelt, welches mit fünfprocentiger Carbolsäurelösung abgebürstet und für einen Monat der Zugluft (nicht dem Regen) ausgesetzt wird.

Das Krankenzimmer und die in demselben befindlichen Geräte können nur dann wirksam desinficirt werden, wenn dasselbe unbewohnt ist. Nachdem die Fenster geschlossen und alle Oeffnungen bis aufs Schlüsselloch gut verstopft, die Schränke geöffnet und das Geräte so gestellt worden ist, daß alles der Einwirkung des zu verwendenden gasförmigen Desinfectionsmittels so vollkommen als möglich ausgesetzt ist, werden die oben angeführten Mengen von Bleichkalk und Salzsäure zur Chlorerzeugung verwendet. Wo Chlor aus irgend einem Grunde nicht gebraucht werden kann, verbrennt man auf je 1000 Kubikfuß $1^1/_2$ Pfund in kleine Stücke zerbrochenen Schwefel unter der nothwendigen Vorsicht gegen Feuersgefahr, oder übergießt in einem kleinen Topfe Kupferabfälle mit etwa 100 g Wasser und ebensoviel starker Salpetersäure zur Erzeugung salpetrigsaurer Dämpfe. Sobald man der Entwicklung der Desinfectionsgase gewiß ist, wird der Raum verlassen und für wenigstens drei bis vier Stunden verschlossen. Beim Oeffnen muß man Mund und Nase mit einem feuchten Tuche bedecken (besondere Vorsicht ist im letzten Falle geboten) und sich in dem Raume nur so kurze Zeit als möglich aufhalten. Nach zweitägiger Durchlüftung werden Tapeten, welche mit dem Auswurfe des Kranken beschmutzt sind, mit Carbolsäure- oder Sublimat-Lösung befeuchtet, dann abgenommen und verbrannt. Unbeschmutzte Tapeten, Möbelkissen und alle Gegenstände, welche freies Abwaschen nicht vertragen, werden mit weichem Brod sorgfältig abgerieben (die Abfälle müssen gesammelt und verbrannt werden) und dann mit $2^1/_2$ procentiger Carbolsäurelösung abgebürstet. Nicht tapezirte Wände, der Fußboden und die Decke, sowie alles Holzwerk werden mit fünfprocentiger Carbolsäurelösung desinficirt. (Sublimatlösung ist wegen ihrer Giftigkeit nicht anzurathen.) Nach vollendeter Desinfection wird der Raum für einen Tag sich selbst überlassen, worauf alles mit

warmem Wasser und Seife gewaschen und der gut durchlüftete Raum erst nach einer Woche wieder bezogen wird.

Alle diese Maßregeln mögen kleinlich und kostspielig erscheinen; aber dieselben sind besonders in Cholera- und Typhusfällen nothwendig, wenn man sich selbst und andere gegen die Ansteckung möglichst sicher stellen will. Ein Theil der Kosten wird dadurch gedeckt, daß man sich im Krankenraume alles Ausräuchern mit medicinirten Kerzchen u. dgl., alles Aushängen von Lappen, die mit Desinfectionsflüssigkeiten getränkt sind, alles Vertheilen von Gefäßen mit Bleichkalk erspart und für gute und häufige Durchlüftung sorgt, die nichts kostet. Diese Mittelchen sind einfach nutzlos, da es eine Täuschung ist, daß ein Raum, in welchem man lebt, desinficirt werden kann; wohlriechende Räucherungen sind geradezu schädlich, weil bei ihrer Anwendung die Nothwendigkeit einer öftern Durchlüftung des Krankenraumes nicht fühlbar wird.

Wenn die Gesundheitspflege in der Verhinderung von Krankheiten besteht, soweit diese verhindert werden können, und wenn die rationelle Verhinderung solcher Krankheiten die Kenntniß sowohl der speciellen Gifte, durch welche dieselbe verursacht, als auch der Mittel voraussetzt, durch welche solche Gifte unschädlich gemacht werden, so kann man nicht läugnen, daß die rationelle Gesundheitspflege in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht hat. In Deutschland hat man alle Furcht vor der Möglichkeit einer Cholera-Epidemie wie die Hamburger von 1892 vollständig verloren; in München ist die Typhussterblichkeit gegenwärtig nicht größer als in andern Städten, während es früher ein wahres Treibhaus des Typhusbacillus war. In Berlin ergibt sich nach Th. Weyl aus den Volkszählungen die Typhussterblichkeit:

von 1854 bis 1860 als 38,8 ‰
„ 1861 „ 1870 „ 30,29 ‰
„ 1871 „ 1880 „ 23,05 ‰
„ 1881 „ 1890 „ 7,13 ‰.

Die Mittel, durch welche man solche Resultate erzielt hat, sind hauptsächlich zwei: eine besondere Sorgfalt, welche auf die Beschaffung eines reinen Trinkwassers verwendet wird, und eine ebenso große Sorgfalt, mit der die Infection desselben dadurch verhütet wird, daß man die Krankheitskeime, wo immer sie auftreten mögen, zu vernichten sucht.

H. Kemp S. J.

O. Ludwigs Trauerspiel „Die Makkabäer" als Schullectüre.

Schon seit Jahren wird in Schulkreisen neben vielen andern Neuerungen auch die Frage besprochen, „welche Berücksichtigung die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht auf der Prima höherer Lehranstalten verdiene"[1]. Unter den verschiedenen Vorschlägen wurden außer ganz wunderlichen Dingen einige beachtenswerthe Anregungen gegeben, denen gegenüber sich der deutsche Unterricht nur dankbar beistimmend und zugreifend verhalten dürfte. Bei Bezeichnung der einzelnen Dichterwerke jedoch, die für die Schule brauchbar sein sollen, muß jedenfalls die genaueste Prüfung nach jeder Seite hin vorausgehen, bevor eine allgemein zustimmende Billigung erfolgen kann. Daß eine solche Prüfung unter den bestehenden Schulverhältnissen eine ebenso schwierige wie verantwortungsvolle Sache sei, leuchtet ein. Nicht minder selbstverständlich müßte es sein, daß der maßgebende Gesichtspunkt für eine Auswahl moderner Dichtungen als Schullectüre nicht eine möglichst umfassende Kenntniß der allerneuesten Literatur sein dürfe, daß vielmehr in erster Linie der Bildungszweck der Schule in Betracht komme. Freilich geben leider über die Ziele der höhern

[1] So lautet wörtlich die Frage, die sich Oberlehrer A. Kurschat in der wissenschaftlichen Beilage zum Osterbericht des kgl. Gymnasiums zu Tilsit (18[illegible]) als Gegenstand gestellt hat. Ein Jahr später gibt Professor A. Lindecke zum Jahresbericht des kgl. Dom-Gymnasiums zu Halberstadt mit Beziehung auf die Erörterungen seines Fachgenossen in Tilsit eine Belehrung über die Art und Weise, „wie die neuern Dichter im deutschen Unterricht in Prima zu behandeln seien". Gleichzeitig war in der Zeitschrift „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" von Fleckeisen und Richter in zwei Aufsätzen dieselbe Frage „über die Verwerthung der nachgoethischen Literatur im Unterricht der obern Klassen höherer Lehranstalten" besprochen worden, aber in so maßloser Weise, daß die Redaction dem letzten der beiden Aufsätze eine Schlußbemerkung anfügte, in der sie zu einer einschränkenden Behandlung des Gegenstandes aufforderte (18[illegible], S. 201–207 und [illegible]). Im folgenden Jahre brachte dieselbe Zeitschrift wieder eine Arbeit über „Die Wiedereinführung der deutschen Lectüre auf den höhern Lehranstalten". So war für die sechste Directorenversammlung der Rheinprovinz die Sache zu einer gründlichen Beschlußfassung hinreichend erörtert. Das Gesammtergebniß der dort erfolgten Abstimmung theilt kurz die Zeitschrift „Gymnasium" mit (18[illegible], S. [illegible]). Damit hat die Frage keineswegs ihre endgültige Lösung gefunden; sie scheint einstweilen dem Ermessen des jeweiligen Professors anheimgegeben. — In Österreich gilt bis jetzt an maßgebender Stelle für die Schule der goldene Grundsatz: quieta non movere, und damit bleibt vorläufig dem Professor des Deutschen, wie es in allen andern Fächern auch geschieht, der Weg gezeichnet, den er ruhig weiter wandeln kann und muß, jedenfalls nicht zum Nachtheil der Schule.

Bildung heutzutage bei dem allgemeinen Widerstreit der Meinungen auf dem Unterrichtsgebiete die Ansichten weit auseinander; darin aber wird hoffentlich noch Uebereinstimmung herrschen, daß der Schulzweck kein zerstörender, zersetzender, eine edle Bildung schädigender sein könne. Folglich darf allen jenen Erzeugnissen der alten wie der neuern Literatur kein Zugang in die Schule verstattet werden, die das religiöse, sittliche, ästhetische oder patriotische Empfinden einer ideal erzogenen Jugend verletzen können, mögen sie auch von einer blinden Tagesmeinung noch so sehr belobt und bejubelt werden.

Doch über diese ersten Grundsätze wie jedes, so auch des deutschen Unterrichtes ist des Guten und Schönen schon recht viel gesagt worden. Wichtiger möchte es sein, an praktischen Beispielen zu zeigen, was der Schule frommt. Und da ist in allerjüngster Zeit ein Werk der modernen Poesie für die Schule in Vorschlag gebracht worden, dem man hierbei nur den günstigsten Erfolg wünschen kann, nämlich „Die Makkabäer“ von Otto Ludwig [1].

Es ist ein anziehendes Gemälde, das Dr. H. Weiß mit kundiger Hand von den makkabäischen Freiheitskämpfen entworfen hat [2]. Im Mittelpunkte des gruppenreichen Bildes mit dem weiten geschichtlichen Hintergrunde steht Judas Makkabäus, d. i. „der Hammer“ oder „der Zermalmer“, der „Martell“ Palästinas. Ihm als dem Grund und Hort der religiösen Freiheit gebührt diese Auszeichnung. Seine machtvolle Persönlichkeit überstrahlt bei weitem alle übrigen Lichtgestalten seiner nähern und fernern Umgebung. „Schon von Jugend auf ein tapferer Held“ (1 Makk. 2, 66), ererbte er sozusagen von seinem Vater, dem greisen Mattathias, noch die tüchtigsten Feldherrneigenschaften: die kühne Entschlossenheit im Angriff und die blitzartige Ueberraschung der feindlichen Stellungen. Dabei ließ sich der unerschrockene Volksführer nicht von blinder Tollkühnheit hinreißen; er wußte vielmehr mit scharfem Blick und kluger Berechnung jede günstige Gelegenheit zu nützen und mit weiser Vorsicht seine Streitkräfte auf den Kampf vorzubereiten. An persönlicher Tapferkeit that er es allen zuvor und verstand es ebensowohl wie sein jüngster Bruder Jonathan, der den Beinamen „der Listige“ führte, durch Anwendung erlaubter Kriegskünste manchen Vortheil im Kampfe zu gewinnen. Was aber die waffengewaltige Person des strammen Feldherrn im wohlthuendsten Lichte erscheinen läßt, das ist neben seiner Herzens-

[1] In drei Aufsätzen hat die Zeitschrift „Gymnasium“ (1898, S. 257—264, 689—696 und 729—736) O. Ludwigs Bedeutung für den deutschen Unterricht dargelegt und versprochen (November 1898), die schulmäßige Behandlung des Dramas „Die Makkabäer“ in einem weitern Aufsatz zu zeigen. Dazu hat der Verfasser der begeistert geschriebenen Artikel (Kleinsorge) eine Schulausgabe dieses Dramas in Aussicht gestellt. Auf die Erfüllung der angeregten Hoffnungen wird mancher Professor des Deutschen gespannt sein, um es auch an seinen Schülern zu erfahren, was Kleinsorge so rühmend von seinen Obersecundanern lobt: „Wie haben auch meine Schüler an den Makkabäern sich begeistert!“

[2] Judas Makkabaeus. Ein Lebensbild aus den letzten großen Tagen des israelitischen Volkes. Freiburg, Herder, 1897.

güte und Menschenfreundlichkeit gegen alle Unglücklichen seine tief religiöse Gesinnung und seine opferfreudige Liebe für sein vielgeprüftes Volk. So erstrahlt, in kurzen Umrissen gezeichnet, die glorreiche Lichtgestalt des edelsten Makkabäers in der Geschichte. Dem Bilde fehlt, gleichsam wie zur Vollständigkeit, der schwache Schatten nicht, der eher eine „gewisse Tragik" genannt werden könnte, „eine zeitweilige Abirrung vom rechten Wege". Doch diese Schuld ist durch das Opfer seines Lebens auf dem Schlachtfelde gesühnt worden [1].

Für eine christliche Heldentragödie erscheint der Vorwurf wie geschaffen, und es nimmt nicht wunder, daß sich der Stoff auf der Schulbühne der alten Jesuiten einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatte; von 1610—1720 lassen sich wenigstens gegen 20 Bearbeitungen nachweisen [2]. Nicht so häufig wurde die Makkabäergeschichte begreiflicherweise für das protestantische Schultheater verwerthet [3]. Von den namhaften Dichtern der spätern Zeit verdient nur Zacharias Werner als Bearbeiter des makkabäischen Heldenthums eine Erwähnung. Seine Tragödie „Die Mutter der Makkabäer" leidet indes an demselben Fehler, welcher der ganzen dichterischen Thätigkeit Werners mehr oder weniger anhaftet, für welchen jedoch hier der Stoff selbst eine gewisse Entschuldigung in sich enthält. Um so auffallender muß es erscheinen, daß der berühmte Dichter des Trauerspiels „Der Erbförster" und der noch berühmtere Verfasser der „Shakespearestudien", Otto Ludwig, „Die Makkabäer" als Vorlage für sein „größtes und unvergänglichstes dramatisches Werk" wählte.

Aber wer ist denn Otto Ludwig? Die Frage hat trotz ihres anscheinend unwissenschaftlichen Klanges dennoch außerhalb der germanistischen Fachkreise ihre volle Berechtigung. Gibt es ja doch kaum einen andern Dichter, „dessen Bedeutung so wenig im Verhältnisse zu seinem Rufe steht". Erst in den allerletzten Jahren beginnt das Andenken des lange verkannten Mannes in weitern Kreisen gefeiert und verehrt zu werden [4], und dauernd wird ihm sein verdienter Ruhm bei den Nachlebenden erst dann gesichert sein, wenn das beste seiner Werke Eigenthum der Schule geworden ist.

Am 12. Februar 1813 wurde O. Ludwig in Eisfeld, dem kleinen Landstädtchen Thüringens, geboren. Sein Vater, der erste Justizbeamte der Stadt,

[1] Vgl. insbesondere S. 116—118.

[2] Nach einer handschriftlichen Uebersicht des P. W. Kadiller S. J.

[3] Vgl. H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886.

[4] Eine würdige Gesammtausgabe der Werke O. Ludwigs erschien 1891 herausgegeben von A. Stern in sechs Bänden. Der erste Band enthält eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters (S. 1—119). Zuvor hat Professor A. Sauer in Prag ein gedrängtes Lebensbild zusammengestellt (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 177 und 178. Prag 1893. 31 S.). Seitdem begannen die Literaturgeschichten dem Dichter größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so insbesondere Julian Schmidt in der „Geschichte der Deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" (Berlin 1886. V, 22 ff.). Die frühere Skizze über O. Ludwig von [illegible] in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" ist damit überholt.

war nicht ohne dichterische Begabung, und von seiner Mutter hat der Sohn die Vorliebe für Shakespeare als Erbstück überkommen. Leider ist durch die Ungunst der Verhältnisse dem Jüngling eine regelmäßige Schulbildung nicht zu theil geworden. Der wohlgemeinte Versuch, sich zum Kaufmannsstande auszubilden, scheiterte an der tief musikalischen und poetischen Natur Ottos; „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling hatte man wohl nie gesehen", lautet das Zeugniß eines Eisfelder Schulkameraden. Es beginnt von 1833 ab die musikalische Zeit: Opern werden geschrieben, von denen er „Die Geschwister" auf der Eisfelder Liebhaberbühne selbst zur Aufführung bringt, „ein Ereigniß für die Stadt und Umgebung". Seine nächste Oper, „Die Köhlerin", verschaffte ihm ein dreijähriges Stipendium von seinem Herzog, wodurch ihm eine Weiterbildung seines Talentes bei Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig ermöglicht werden sollte. Allein der Aufenthalt in Leipzig und das Verhältniß zu seinem Lehrer wurden dem an seine Eisfelder Einsiedelei Gewöhnten bald unleidlich; in gleichem Maße stieß ihn die zeitgenössische Literatur des jungen Deutschlands ab, und er dachte allen Ernstes daran, als Schullehrer oder Cantor seine Tage im stillen Landleben zu verbringen. So zog er sich wieder in sein liebes, heimatliches Gartenhaus zurück. Doch bald trieb es ihn nochmals nach Leipzig (1842), aber jetzt in der Hoffnung, auf dem Gebiete der Dichtkunst einen Lebensberuf zu finden. Das folgende Jahr siedelte der unruhig Suchende nach Dresden über, wo ihm die berühmte Bildergalerie und das Theater manche Anregungen boten. „Der Einsiedler von Garsebach und Meißen" überschreibt die Lebensskizze die nächsten fünf Jahre (1844—1849) des trotz der fieberhaftesten Thätigkeit und der reichsten Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Poesie immer noch verborgenen und völlig unbekannten Dichters. Zum zweitenmal trat die Versuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben und eine Anstellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwissenschaften, im Meiningischen zu suchen", an O. Ludwig heran; in andern trüben Stunden malte er sich in Gedanken das Geschäft eines Leihbibliothekariats in Dresden „als passables Plätzchen" aus. Mittlerweile wurde im Herbst 1849 nach dreijähriger Arbeit die erste große Tragödie fertig, und als das Stück im März des folgenden Jahres unter E. Devrients Leitung über die Dresdener Hofbühne gegangen war, um dann die Runde durch ganz Deutschland zu machen, da war der Ruf „des neuen Dramatikers von ungewöhnlichem Talent" als Dichter der Waldtragödie „Der Erbförster" für immer begründet [1]. Nach Dresden zu bleibendem Aufenthalt zurück-

[1] Der Inhalt der Tragödie ist kurz folgender: Die Tochter des Erbförsters soll mit dem Sohne seines Gutsherrn verlobt werden. Am festgesetzten Tage entzweien sich die Väter beim Kartenspiel über die Frage, ob der Wald durchforstet werden solle oder nicht. Der Erbförster ist gegen eine Durchforstung, reizt aber den Gutsherrn durch die Art und Weise seiner Ablehnung so, daß dieser die Durchforstung durchaus verlangt unter Androhung der Dienstentlassung. Der Erbförster weigert im Interesse der Gutsherrschaft den Gehorsam, und er wird durch einen nichtswürdigen Menschen im Amte ersetzt, die Verlobung aber aufgehoben.

gekehrt, gründete er hier 1852 sein Familienleben, und in diese glücklichste Zeit seines Lebens fällt die Bearbeitung der historisch-biblischen Tragödie „Die Makkabäer“. Mit ihr steht der Vierzigjährige auf der Höhe seines dichterischen Schaffens. Aber Mangel, Sorge und ein schweres Nervenleiden nagten an seinem entbehrungsreichen, doch rastlos thätigen Leben, bis ein sanfter Tod am 25. Februar 1865 den stillen Dulder von seinen Schmerzen erlöste.

Das ist im engsten Rahmen O. Ludwigs Lebensbild. Von seinen Werken werden in den Schulliteraturgeschichten aufgeführt: „seine düster großartige bürgerliche Tragödie ‚Der Erbförster‘, sein erhabenes biblisches Trauerspiel ‚Die Makkabäer‘, die an tragischer Kraft und Kunst der Seelenschilderung ihresgleichen suchten, und seine meisterhaft realistische Novelle ‚Zwischen Himmel und Erde‘, die dieselben Vorzüge zeigt“ [1]. Damit ist freilich nur das Werthvollste aus dem großen Reichthum herausgehoben. Zur Charakteristik des Dichters der Makkabäer scheinen zwei Stücke aus den „dramatischen Fragmenten“ von Bedeutung: „Christophoros, ein Mysterium“ (3) und „Leben und Tod Albrechts von Waldstein“ (25). In dem Plane des ersten Stückes aus dem Jahre 1840 finden sich folgende Sätze: „Zur Gloria der christlichen Religion. Ich will ein Christ dadurch werden und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christenthum wieder zuzuführen.“ Dann wird der Plan in wirklich einfach großartiger Weise entwickelt, und am Schluß ruft der begeisterte Dichter aus: „O es ist ein göttlicher Stoff, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu!“ Zum Verständniß der Gedanken aus der Skizze eines „Wallenstein“ muß vorausgeschickt werden, daß O. Ludwig Protestant war. Als Gegenbild Wallensteins soll einerseits der bayrische Max als eine Hauptperson und andererseits Gustav Adolf wenigstens einmal erscheinen. „Der Bigottismus des katholischen Max und der pietistisch-biedere menschliche Protestantismus Gustavs müßten ganz objectiv gehalten sein; das Ganze wäre dennoch im protestantischen Geiste gedacht. . . . Der Dichter natürlich unparteiisch in äußerlich confessioneller Hinsicht; die Katholiken müßten in Max, die Protestanten in Gustav ihr Ideal realisirt sehen; der eine will das

Noch steht zu hoffen, daß eine Versöhnung der beiden leidenschaftlichen Naturen leicht möglich ist; da aber folgt durch eine schreckliche Verkettung von Umständen ein Verderben dem andern bis zur tragischen Katastrophe. Ein Wilddieb erschießt aus Rache den neuen Förster; doch fällt der Verdacht der Unthat auf des Erbförsters Sohn, weil der Wilddieb dessen Gewehr sich angeeignet und damit den Mord begangen hatte. Der Mörder hinwiederum wird vom Sohne des Gutsherrn erschossen; der Erbförster aber erfährt fälschlich, daß dieser zweite Schuß seinen Sohn niedergestreckt habe. Dafür will er an seinem ehemaligen zukünftigen Schwiegersohne die Rache vollziehen, trifft aber seine eigene Tochter, die mit ihrem Leibe den Geliebten deckt. Zu dem Mörder des eigenen Kindes geworden, überliefert sich der Unglückliche dem Gerichte — aber nach der jetzigen, dem Bühnenanforderungen weniger glücklich abweichenden Fassung wird er, halb im Wahnsinn, sein eigener Richter.

[1] Vgl. G. Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte für höhere Schulen (2. Aufl., Dresden 1897) S. [illegible]

Volk zwingen, selig zu werden, der andere will ihr Gewissen von fremder gewaltsamer Bestimmung befreien. . . . Der Zweck ist bei jedem von beiden aus dem Gewissen hervorgegangen. . . ."

Daß dieser Mann, der die Wahrheit hochschätzte und einen religiösen Stoff auch religiös aufzufassen willens war, in seiner Wahl auf die Makkabäer fiel, ist leicht verständlich. Ob indes auch der Künstler in ihm einem solchen Stoffe gewachsen sein mag? Es hat vielleicht nie ein Dichter so hohe Anforderungen an sein poetisches Können gestellt, als O. Ludwig es gethan hat. Seine Shakespearestudien liefern den Beweis dafür [1]. So sind denn alle Vorbedingungen zu einer biblischen „Hochtragödie" erfüllt, und nachdem der Dichter in drei Bearbeitungen „mit dem spröden Stoff gerungen hatte", liegt das Stück in seiner Vollendung vor uns, „ein mit voller Meisterschaft ausgeführtes Kunstwerk ersten Ranges, wie die zwanzig Jahre seit der Aufführung von Grillparzers ‚Des Meeres und der Liebe Wellen' im Jahre 1831 für die deutsche Bühne keines hervorgebracht hatten" [2].

Die Scenerie des 1. Actes: „Vor den Thoren der Bergstadt Modin im Gebirge Judah", wird auch für den 2. und für die andere Hälfte des 3. Actes beibehalten, eine in der heiligen Geschichte des Gottesvolkes bedeutsame Stätte. Lea, des greisen Mattathias Gemahlin und Mutter von sieben Söhnen, unterhält sich mit Benjamin und Joarim, ihren beiden jüngsten, indem sie ihnen von der alten „großen" Zeit Israels erzählt, während im Hintergrunde Mägde zum Feste der Schafschur Kränze winden. Da erscheint Eleazar, ihr Viertgeborener; er ist aufgeregt und mißmuthig. Die Mutter schickt die beiden Kleinen zu den Kränze windenden Mägden, und dann legt Eleazar den Grund seiner Aufregung dar: „An Judah krankt er", d. i. er kann es nicht neidlos hören, wie alles von seinem ältern Bruder Judah spricht, während er

„Ein Namenloser, einer, der nichts wäre,
Wär' er des Allgenannten Bruder nicht".

Um ihn zu beruhigen, deutet Lea dem hochfahrenden Jüngling ein Gesicht, das sie vor zwanzig Jahren, als sie mit ihm gesegnet ging, gehabt zu haben glaubt: sie sah nämlich Aarons Hut langsam auf sich herniederschweben, „und

[1] Kleinsorge sagt („Gymnasium" 1898, S. 689 und 730) von O. Ludwigs Shakespearestudien, die zwei Bände der gesammelten Schriften umfassen, „daß sie ihm erst den großen Briten erschlossen, daß sie ihm ein sicherer Führer geworden in den Irrgängen der neuern und neuesten Literatur"; ja er legt diesen Studien und kritischen Schriften für die Literaturgeschichte am Ausgange des 19. Jahrhunderts kaum geringere Bedeutung bei, als Lessings kritischen Schriften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zugeschrieben wird, und stellt sie selbst in manchem Betracht über die Hamburger Dramaturgie.

[2] A. Sauer, Otto Ludwig S. 15. — K. L. Leimbach weist dem Stücke, „trotz einiger in der Composition liegenden Mängel, unter den Dramen der nachklassischen Zeit die erste Stelle" an (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart VI [1896], 6).

um den Hut lief wie ein Kranz die Krone Davids". Also die Königskrone zur Hohenpriesterwürde für Eleazars Haupt! — Aber noch ist Onias mit zahlreicher Nachkommenschaft der Hohepriester; „doch Hindernisse findet nur der, der an sie glaubt". Die Unterredung unterbricht Judah, der mit einem erlegten Löwen auf der Schulter eintritt. Auf die Frage der Mutter, warum er allein komme, d. h. ohne seine Gemahlin, „die Semeitin", erwidert Judah: „Ich sparte dir verhaßten Anblick, ihr Demüthigung." Da dringt Lea in den Sohn, diesen Ehebund zu trennen und „die Heuchlerin in ihres Loses Niedrigkeit zurückzuwerfen". — „Kein Los ist niedrig, das die Seele adelt", vertheidigt Judah mit Wärme sein Weib. In größerer Gruppe naht der greise Mattathias, von seinem Sohne Johannes geführt; die beiden andern Söhne Simon und Jonathan begleiten ihn, und er ist in lebhaftem Gespräche mit den drei Semeiten Boas (dem Schwiegervater Judahs), Amri und Semei begriffen; Mattathias solle doch von den ewigen Klagen über Israels traurige Lage ablassen, „Ergebung helfe sie leichter tragen". Judah nimmt erst für sich an dem Gespräche Antheil durch höhnende Zwischenbemerkungen über die erbärmlichen Trostgründe der bereits durch den syrischen Druck erschlafften Semeiten; dann aber braust sein schlecht verhaltener Zorn in feuriger Rede auf, in der er die tiefe Erniedrigung seines Volkes unter der Syrerherrschaft schildert, wie er es selbst bei einem Besuch in Jerusalem geschaut habe, wo Fechterschulen gebaut und überall griechische Sitten eingeführt würden; die Hohepriesterwürde werde bald für 400 Centner Silber dem abgefallenen Jason, wie sich der Bruder des einstweiligen Hohenpriesters statt seines frühern Namens Jakob nennen lasse, verschachert werden. Gegen die Wahrheit dieses Gerüchtes erheben die Semeiten heftigen Widerspruch, während der fromme Mattathias betet: „Herr, sende deinem Volk bald einen Retter", was Judah fast höhnend also umändert: „Herr, sende deinem Retter bald ein Volk"; er verzweifelt an der Eintracht und Thatkraft des entwürdigten Geschlechtes. Lea heißt die Gäste, die ihr eigentlich verhaßt sind, willkommen, „weil es Mattathias so wünscht", und ladet zum Mahle ein, das unter Saitenspiel und Tanz die Sorgen bannen soll. Noch kann die Einladung nicht befolgt werden, da erschallt ein Weheruf: „Wehe über Israel!" Jojakim, des Mattathias Neffe, bringt die Hiobspost, daß der Hohepriester Onias und sein ganzes Haus bis zum jüngsten Enkel ermordet sei, und daß nun zwischen Jason und Menelaus, der ebenfalls schon seinen Glauben verläugnet hatte, um die Hohepriesterwürde der Streit entbrenne. Auf diese Nachricht hin, die von Mattathias mit dem größten Entsetzen vernommen wird, ziehen sich Amri und Semei, befragt, was in der Verwirrung zu thun sei, still zurück, und Boas, „der Mann der Demuth", will „das Beispiel der Ergebung geben" und verabschiedet sich ebenfalls. Nur Lea erscheint bei der Trauerbotschaft freudig erregt. „Denk jetzt nur an deinen Anspruch, an der Söhne Recht", mahnt sie Mattathias; er müsse sogleich einen der Söhne nach Jerusalem senden, der klug abwarten solle, „bis des Onias Brüder ihre Kraft und die Geduld des Volkes selbst vergeudet", und der dann Hoherpriester werde. Judah lehnt die Reise spöttisch ab. Eleazar tritt vor; der Mutter prophetisches Gesicht von Aarons Hut und Davids Krone scheint sich

zu verwirklichen. Mit guten Lehren und dem Segen des Vaters und der Geleitschaft des treuen Jojakim ausgerüstet, nimmt Eleazar Abschied. Als Lea vor ihm knieen will, hebt er die Mutter auf:

„Nicht so! Vor dir kniet einst das weite Land,
Zu deinen Füßen dieses Landes König."

Judah bleibt allein zurück, während die übrigen dem froh Scheidenden noch das Geleite geben, und ruft ihm nach:

„Geh hin und sei der Sklav' des Scheins, der Schatten
Des Syriers! Judah will sein. Ihn treibt
Ein andrer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein werth hält. — Einziger Gedanke du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge sein!"

Den 2. Act leitet eine Scheidescene anderer Art ein: der greise Mattathias will Abschied vom Leben nehmen und möchte noch einmal alle seine Kinder um sich sehen, damit er sie zum letztenmal segne; nur den Judah will er nicht haben, weil er dessen Hohn auf des Volkes betrübte Lage nicht mehr hören könne, wohl Judahs Weib, Naemi, die er sehr freundlich empfängt, mag auch Lea ihr noch immer wegen ihres niedern Geschlechtes den alten Haß zeigen. Es fehlt Eleazar, der aber jeden Augenblick, von der Mutter besonders, ungeduldig erwartet wird. Endlich erscheint der Ersehnte, und mit ihm sein getreuer Begleiter und Wächter Jojakim, der Eleazars unwürdiges Treiben in Jerusalem schonungslos vor dem sterbenden Vater aufdeckt, so daß dieser ausruft: „Weh mir, soll ich dem eigenen Kinde fluchen?" Doch das Aeußerste weiß die besorgte Mutter wenigstens für den Augenblick zu verhüten, und zur guten Stunde; denn die Semeiten bringen voll Angst die Nachricht vom Anmarsch syrischer Truppen gegen Modin, und andere melden, daß Antiochus „der Alte" „den Tempel erbrochen und entweiht, das Allerheiligste mit dem Blute unreiner Thiere besudelt und das Gesetz mit eigener Hand zerrissen habe". Judah, der ungerufen, doch zum Segen des sterbenden Vaters gekommen war, fügt der letzten Nachricht fast freudig bei: „Und unsere Ketten, wenn dieses Volk noch zürnen kann." Zugleich sind auch Gorgias und Nikanor mit ihrer Söldnerschar erschienen, um das bekannte syrische Edict zu verkünden und sogleich einen „Altar der Athenä" zu errichten, an dem das Vo'k alsbald seinen Gehorsam zeigen soll. Es folgt eine herrliche Scene in vier großen Gruppen: hier der sterbende Mattathias mit den Seinen; dort die Semeiten, schon zum Abfall innerlich entschlossen; in der Mitte erhebt sich allmählich der Götzenaltar, bei dem Gorgias und Nikanor zur Unterwerfung unter den Befehl auffordern; im Hintergrund sammelt sich immer mehr Volk, das Judah heimlich hatte rufen lassen; auch hatte er nach den Waffen gesandt, die er in seinem Hause verborgen hielt. Die Lage wird von Sekunde zu Sekunde peinlicher; schon droht Nikanor mit dem höchsten Zorn des Königs, da erklärt sich Semei zum Opfer bereit. Judah vertritt ihm den Weg und ruft mit lauter Stimme:

„So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Bubenthat zu thun“,

worauf die Semeiten wieder unentschlossen stehen. Lea dringt in Eleazar, sich auch zu zeigen und es dem Judah an Muth gleich zu thun. Doch der:

„Ihm nachthun? — Eher trag' ich Vaterfluch,
Eher vergäß' ich Volk und Gott! Er soll
Der Erste wieder sein und Eleazar —“

Das Wort wird ihm abgeschnitten durch das letzte „Entweder — oder“ des schrecklich drohenden Nikanor. Semei geht zum Opferaltar und läßt sich von Gorgias unterweisen, wie er es machen müsse. Nachdem Mattathias in den Verzweiflungsruf ausgebrochen: „Ein Jude geht! So nimm mich, Herr, zu dir!“ bricht Judah durch die Doppelreihe der Krieger, entreißt einem Soldaten das Schwert und durchbohrt Semei hinter dem Altare, zertrümmert dann mit den Füßen den Altar und die Götterstatue und fordert das Volk auf, fest zu ihm zu stehen. Ein begeistertes: „Der Herr will's! Ja, er will's, er will's“, erschallt ihm hundertstimmig zur Antwort. Die syrischen Söldner erbeben feige, von Judah kühn verhöhnt. Dem letzten Drohwort Nikanors vor seinem schimpflichen Abzug, das er an Judah richtet: „Jetzt höhnst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren“, antwortet dieser entschlossen: „Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt.“ Dann reißt Judah seinen Mantel in Stücke, die er den Nächststehenden mit dem Befehle zuwirft:

„Taucht diese Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt sie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen;
Wer denkt wie er, der sammle sich zu ihm!“

Damit hat Judah die makkabäische Erhebung eingeleitet. Mattathias' Sterbegebet ist der Segen über seinen muthigen Sohn:

„Judah, mein Sohn, mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand,
Der Herr rührt mich mit seinem Jubel an,
Daß ich erzittre, wie das Blatt im Sturm,
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch!
Er schickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den Sein Athem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der sei verflucht!
Du hast mir deinen Retter noch gezeigt,
Nun laß, Herr, deinen Diener ziehn.“

Er stirbt, und Judah ergänzt: „Frieden!“ Eleazar, vom Vaterfluch getroffen, flieht, um, wie er sagt, einst zurückzukehren, das verderbte Volk zu retten. Mit dem Schwure Judahs: „Wir gönnen Haß dem Syrier und uns nicht Ruh', eh' uns der Sieg sie gönnt“, dem das Beifallswort des Volkes: „Der Herr will's“, antwortet, schließt die großartige Scene.

Im 1. Theile des 3. Actes wechselt der Schauplatz; es ist der Hügel am Schlachtfeld von Emmaus. Siegesjubel eröffnet die Scene, die Syrier fliehen. — Aemilius Barbus, der römische Gesandte an Judah, ist eben zur besten Stunde eingetroffen, um dem Sieger „Roms Schutz zu bieten“. Judah versteht die weise Kunst, „dem Stärkern“ gegenüber sich nichts zu vergeben; er traut dem Römer nicht: „Hat nur der Fuchs die Pfote im Taubenschlag, bald ist er selber drin.“ — Jojakim, der sich selbstverständlich von Eleazar getrennt und an Judah angeschlossen hat, warnt vor übergroßer Siegesfreude und macht dem Führer Vorwürfe, daß er auf den Sabbat die Siegesboten nach Jerusalem entsandt habe: ein kleines Vorspiel von übertriebener Gesetzestreue, wie sie sich sogleich furchtbar zeigen soll. Die flüchtigen Syrier sind plötzlich, gerade nach Anbruch des Sabbats, zurückgekehrt, und nun lassen sich die Juden, von dem „Schwärmer“ Jojakim dazu beredet, „wehrlos, den Schild nicht brauchend, schlachten“. Judah ist diesem Wahnwitz gegenüber ohnmächtig. Antiochus selbst, von seinem Feldherrn Nikanor und von Eleazar, der sich als Abtrünniger Ajar nennt, begleitet, erscheint in Person und betrachtet das sonderbare Schauspiel „der Thorheit“, doch voll Bewunderung für den einzigen Judah, der allein „wie der Kriegsgott selber kämpft“. „Dies Volk“, äußert er voll Staunen, „bezwing' ich wohl, doch diesen Judah nicht“, und jedes Wort solchen Lobes ist ein Stich für Eleazars Herz. Dieser erhält, gleichsam wie zur Versöhnung, vom Könige die Zusicherung, „daß ihn des nächsten Tages Roth als Hohenpriester sehe“. Damit bricht Antiochus gegen Jerusalem auf. — Der 2. Theil des Actes spielt auf dem bekannten Schauplatze vor Modin. Lea, die Heldenfrau, hat den Felsenpaß gegen semeitischen Verrath und syrischen Ueberfall siegreich vertheidigt; alles jubelt ihr zu: „Ein langes Leben Lea! Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!“ Doch bald schlägt bei einem erneuten Ansturm der Syrier die Stimmung des Volkes um und wendet sich gleich darauf wieder zu Gunsten Leas, um dann zuletzt noch einmal sich gegen sie kehren zu lassen. Der Schwärmer Jojakim nämlich berichtet die vermeintliche Sabbatsschändung Judahs, „den Gott deshalb verworfen habe“, erzählt ferner die Erhebung des Ajar zur Hohenpriesterwürde. Lea, nicht ahnend, daß dieser Ajar ihr Eleazar sei, bricht in die furchtbare Verwünschung aus:

„Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Muß ihn die Mutter sterben sehen!“

Als sie dann hört, daß sie ihren eigenen Sohn verflucht habe, bricht das starke Weib zusammen: „Weh mir und weh dem Tag, an dem ich ward!“ Aber sie hat ja noch andere Söhne; doch gerade diese, die drei jüngsten, die sie umgeben, werden ihr nun gewaltsam von der semeitischen Partei entrissen, um als Brüder Judahs zum Unterpfand der Unterwerfung an Antiochus ausgeliefert zu werden. Die Mutter, einer Löwin gleich, will ihre Kinder retten, sinkt jedoch erschöpft unter dem Rufe zu Boden: „Meine Kinder! Meine Kinder!“

Auf die stürmischen Massenbewegungen des 3. Actes folgt zu Beginn des nächsten Aufzuges eine fast idyllische Scene ganz eigener Art. Lea ist auf dem Wege nach Jerusalem hinter den Räubern ihrer Kinder her, um sie ihnen ab-

zujagen; schon hat sie die Verbrecher eingeholt, da wird sie auf Amris Geheiß ohnmächtig an eine Sykomore festgebunden und so hilflos von der einbrechenden Nacht überrascht. Naemi war auch den Räubern nachgeeilt und findet die Schwiegermutter, von der sie noch immer als Semeitin verachtet wird, in dieser traurigen Lage. Sie löst ihre Bande, ohne erkannt zu werden, bis erst in der Unterredung der Klang der Stimme sie verräth. Auf Naemis feierliche Versicherung, daß auch sie die Kinder mitretten wolle, und daß nur der Tod sie von Judahs Mutter scheiden solle, „schmilzt endlich die Eisrinde von dem Herzen der stolzen Mutter“; sie sinkt vor der so lange Verachteten auf die Kniee mit der Bitte:

„Vergib mir und dann segne mich!“

Naemi darf aber nicht mit ihr nach Jerusalem gehen, um keiner Gefahr ausgesetzt zu werden. So kann die gehorsam Zurückgebliebene mit Judah zusammentreffen, der ebenfalls auf dem Marsche nach der belagerten Hauptstadt begriffen ist, um sie mit List oder Gewalt zu befreien. Er erfährt das Geschick seiner jüngsten Brüder und die Absicht der Mutter: ein mächtiger Antrieb mehr zum raschen Handeln.

Nach der Verwandlung treffen sich fast zufällig in einer Straße Jerusalems die beiden Brüder Judahs, Simon und Jonathan. Vor den Thüren der Häuser liegen Hungernde und Kranke und mit dem Tode Ringende. Alles verzweifelt. Nur vereinzelt wird noch da und dort eine Stimme laut: „Käme Judah nur, dann wären wir gerettet.“ Und fernher aus einer weitern Straße ertönt der Ruf: „Judah!“ Ja, Judah erscheint wirklich, er hat sich in die unglückliche Stadt geschlichen. „Aufrafft sich, was halb todt schon lag“, und „Hosianna in der Höh'! Judah der Vater“, schallt es ihm entgegen. Auf seine Erkundigung, wie lange der Vorrath noch reiche, erfährt er das äußerste Elend: „Kaum drei Tage reicht der Vorrath, das Leben ärmlich uns zu fristen.“ Also muß gleich gehandelt werden. Er ordnet ein gemeinsames Mahl im Vorhof des Tempels an, um so gestärkt dann einen Ueberfall des syrischen Lagers zu versuchen. Das Volk stimmt bei:

„Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!“

Der ganze letzte Act spielt im Zelte des Antiochus vor dem belagerten Jerusalem. Der König wartet ungeduldig auf seinen Boten aus der Stadt. Statt dessen erscheint der erst vor kurzem nach Syrien entsandte Gorgias, ganz unerwartet und mit böser Botschaft von Aufständen und Meuterei und „Unzufriedenheit in der Heimat mit diesem Judenkrieg“; er fordert daher den König zu eilender Rückkehr auf. Eleazar, d. i. Ajar, der neue Hohepriester, des Königs schlimmer Berather, widerspricht; es sei doch schimpflich, den Triumph der Rebellen im Rücken, feige abzuziehen, zumal ja ein Tag alles beenden könne. Es wird Judahs Mutter gemeldet, und damit die ergreifendste Scene des ganzen Stückes eingeleitet: der Martertod der drei, oder gleich richtig gesagt, vier makkabäischen Brüder; denn der abgefallene Eleazar wird durch das Beispiel der Heldenbrüder und den Heroismus der Mutter bekehrt und zugleich des glücklichen Loses eines Martyrers theilhaftig. Das läßt sich nicht in einem kurzen Auszuge geben; nur eine kleine Stelle als Probe! Die Mutter hat die Erlaubniß erfleht, ihre Kinder noch einmal zu sehen, „wenn sie zu ihrem Heile reden wolle“. Die Söhne werden gebracht.

Benjamin (Lea erblickend und auf sie zulaufend):
Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!
Joarim: O Mutter! Mutter!
Johannes (umfaßt ihre Kniee): Herrin!
Lea (alle umarmend): Kinder! Kinder!
Antiochus: Zur Sache!
Lea: Ja, mein Herr, so thu' ich schon.
Dorthin seht. Jener Mann dort ist der König.
Er will euch leben lassen, wenn ihr euch
Von eurem Gott zu seinen Göttern wendet.
Benjamin: Wir haben ihm ja nichts zuleid gethan;
Weshalb sollt' er uns tödten?
Lea: Doch er wird's.
Joarim: So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch,
Wie du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.
Lea: Mein Heldenkind! — Vergib mir, Herr, es ist
Ja so natürlich, daß sich die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet sind.
Von ihrer Mutter haben sie den Trotz.
Komm her, du böser Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, schwört mir, zu thun,
Was ich euch sagen werde.
Joarim: Doch nichts wider
Den Herrn!
Lea: Ich schwör' euch zu für euern Schwur,
Zu eurem Heil nur fordr' ich diesen Schwur.
Benjamin, Joarim, Johannes (die Hände auf Leas Haupt):
Wir schwören, Mutter!
Johannes: **Und nun sprich!**
Antiochus: Zeigt ihr den Marterofen, eh' sie spricht!
(Die hintere Zeltwand fällt u. s. w. Ein Feuerschein u. s. w.)
Lea (vor dem Feuerschein entsetzt zurückwankend):
Gott Israels! (Knieend:) Herr, sei ein Mensch! Du hattest
Eine Mutter und du weintest, wie sie starb, —
Gewiß! Du weintest! Herr, du selbst hast Kinder
Und liebst sie, Herr! Gewiß, du liebst sie, Herr!
Gehorch' ich dir, gehorch' ich nicht — ich muß,
Ich selbst, die Mutter, ihre Kinder tödten.
O denke deiner Mutter, deiner Kinder,
Und sprich: Es ist genug; lebt eurem Gott!
Antiochus: Nun komm zum Ende!
Lea: Ja, zum Ende komm' ich,
Zu meinem Ende! — Nur so lange, Herr,
Laß mir den Athem, bis ich sie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!

Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh' ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig.

Antiochus: Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Aeltesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

Nun beginnt der eigentliche Kampf der Mutterliebe. Die Schilderung hat kein Gleichbild in unserer Literatur. Eleazar kehrt reuig und sühnend zum Glauben seiner Mutter und Brüder zurück; Antiochus ist durch solches Heldenthum entwaffnet und geschlagen, und gibt den Befehl zum sofortigen Aufbruch nach Syrien. Da erschallt im Lager das Geschrei: „Ein Ueberfall, ein Ueberfall!“ Es ist wirklich Judah mit den Tapfern aus Jerusalem; er ruft Antiochus zu: „Steh meinem Schwert!“ Doch der König erklärt, in Frieden abziehen zu wollen:

„Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet eurem Gott; bei meinen Göttern
Und eurem Gott schwör' ich's.“

Doch Judah fordert seine Brüder zurück, und als er das Geschehene erfährt, droht er, an dem „Kindermörder“ Rache zu nehmen, wird aber von der Mutter, die ihre letzte Kraft aufbietet, zurückgehalten. Lea stirbt in Judahs Armen. Das Volk will seinen Retter zum König ausrufen. Er lehnt es mit den Worten ab:

„Sein Priester will
Ich sein, doch König ist allein der Herr!“

Wem der Aufbau des Stückes an der Doppeltheiligkeit der Handlung zu leiden scheint, der mag immerhin an die dreimalige Bearbeitung des Stoffes denken und sich so den Mangel erklären. Vielleicht wird aber Leas Antheil an der Handlung gar nicht als Fehler empfunden. Doch sei dem wie immer, bedenklicher dürfte es dem gewissenhaften Geschichtsfreund vorkommen, wie O. Ludwig Personen und Ereignisse verschiebt. Allein schon Zacharias Werner hat seiner Tragödie „Die Mutter der Makkabäer“ eine Einleitung vorausgeschickt, auf die sich O. Ludwig berufen, bezw. auf die er als Rechtfertigung seiner geschichtlichen Aenderungen verweisen könnte. Ja selbst der streng geschichtliche Verfasser des „Judas Makkabaeus“, Dr. H. Weiß, würde sicherlich nicht hart über unseres Dichters Verschiebungen urtheilen, wie es nach seinen Darlegungen über „das assidäische Martyrium“ (S. 23—27) zu schließen erlaubt sein mag. Fälschungen des Charakters oder der Thatsachen hat sich der Dichter der „Makkabäer“ nicht zu Schulden kommen lassen. Vielmehr muß seine gewissenhafte Bekanntschaft mit dem, was die Heilige Schrift, insbesondere die beiden Makkabäerbücher über seinen Stoff übermitteln, rühmend anerkannt werden. „Alles an dem Drama athmet

den Duft des Orients“, alles zeigt biblische Größe, der Dichter scheint mit seinem ganzen Fühlen und Denken in die Zeit seiner Helden eingelebt, er spricht ihre Gedanken in ihrer Sprache, die nur in deutsche Laute umgesetzt ist [1].

Und warum eignet sich, um die eingangs angeregte Frage schließlich zu beantworten, diese „Hochtragödie“ vor allen für den deutschen Unterricht? Klar und kurz gesagt, vornehmlich aus drei Gründen:

Erstens ist der Stoff so großartig, königlich, fast übermenschlich schön, wie es Dr. H. Weiß im Eingang der schon öfter erwähnten Schrift dargelegt hat. Und zu dem weihevollen Stoffe paßt O. Ludwigs wahrhaft adelige Kunst der Darstellung. „Da gibt es keine bedenkliche Stellen, da bedarf es keiner gereinigten Ausgaben“, wie es Kleinsorge, jedenfalls im Gegensatz zu anderer sogen. klassischer Schullectüre, hervorzuheben für nöthig hielt [2]. „Dieser Erhabenheit aber ist zugleich ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern“, bemerkt sehr trefflich E. Geibel. Auch die Sprache O. Ludwigs „zeigt die kraftvolle, urwüchsige Frische einer ganz realistisch durchgeführten Charakteristik und ist dabei doch schwungvoll und bilderreich und hinreißend [3].

Sodann, und das scheint nicht minder wichtig zu sein, werden durch dieses edle Meisterwerk die Auslassungen Lessings über christliche Helden- und Martyrertragödien thatsächlich berichtigt. Wo O. Ludwigs „Makkabäer“ gelesen werden, da bedarf es zu dem 1. und 2. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ keiner einschränkenden Anmerkungen, wie sie unsere Schulausgaben beizufügen gewohnt sind, indem sie auf „die Aufklärungsrichtung der damaligen Zeit“ hinweisen [4].

Endlich befreit dieses ideal durchgeführte Stück von der falschen Ansicht, die sich gerade durch unsere sonstige Schullectüre so leicht festsetzt, als sei ein Drama höhern Stiles nicht möglich, ohne das Liebesmotiv in seiner sinnlichsten Erscheinung zu verwerthen. Wie himmelhoch erhaben erstrahlt da die edelste Mutterliebe in beinahe übermenschlicher Größe, wie sie Lea bis zu ihrem letzten

[1] H. Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels III [4. Aufl., 1894], 199 ff.) suchte das Kunstwerk in Theile aufzulösen und vermeinte, die „eigenthümlichen Schwächen der Makkabäer schärfer betonen“ zu müssen, um zu zeigen, daß O. Ludwig nicht den Geist Shakespearescher Dichtung in eine einheitlichere Form gegossen habe, vielmehr nur der von Lessing vorbereiteten und von Schiller entwickelten Form gefolgt sei. Vielleicht hat Bulthaupts wenig glückliche Würdigung mehr einen andern Zweck beabsichtigt, nämlich darzulegen, daß die Makkabäer „dem Repertoire der deutschen Theater nicht zugeführt werden“ könnten. Doch dafür liegt eine ausreichende Begründung viel näher, und darum hätte Bulthaupt die schöne Rose nicht zu zerpflücken brauchen. Noch weniger war es nothwendig, an der begeisterten Aufnahme zu deuteln, die das Stück auf der Wiener Hofburgbühne (1862) gefunden hat. Bei solcher Darlegung merkt man zu sehr die Absicht.

[2] „Gymnasium“ 1898, S. 733.

[3] M. Evers, Deutsche Sprach- und Stilgeschichte (Berlin 1899) S. 237.

[4] Vgl. beispielsweise die Graesersche Schulausgabe für österreichische Gymnasien von Dr. A. Lichtenheld.

Athemzuge offenbart! Das reizt die junge Phantasie nicht zu fieberhafter sinnlicher Aufregung, das veredelt und bildet Herz und Gemüth in wirksamster Weise. Dies angedeutet zu haben, mag genügen. Es erfreut, in unserer Zeit insbesondere, an Schülern die Erfahrung zu machen und dieselbe auch anderwärts bestätigt zu hören, „daß sie sich an O. Ludwigs Makkabäern begeistern".

Zum Schlusse noch ein Wort zu Kleinsorges Vorschlag, „Die Makkabäer" in Obersecunda zu lesen. Für diese Einfügung scheinen die besten Gründe zu sprechen, vor allem der, dadurch an den Anfang der eigentlichen deutschen Schullectüre ein Ideal gestellt zu haben, nach dem das Nachfolgende beurtheilt werden kann. Dieses Heldenmaß für Inhalt und Form vermag dann der Primaner schon selbst an seine sonstige Lectüre richtig anzulegen, und es bedarf seitens des Lehrers zum höchsten eines erinnernden Hinweises.

Professor A. Sauer spricht im Eingang seines Vortrages über O. Ludwig von den Gefahren „des geistigen Giftes schlechter Lectüre", indem er ausführt, wie wir – „ein lesewüthiges Geschlecht" — uns von früher Jugend an durch die Rauchwolken der Romanfabrikation bis zur Betäubung die Sinne umwirbeln lassen, und wie uns dadurch der Maßstab für Gutes und Schlechtes, für Bleibendes und rasch Vergängliches, für Eintagsproducte und Ewigkeitsschöpfungen fast verloren gehe. — Die im allgemeinen gekennzeichnete Gefahr einer Geschmacksverirrung, um des Herrn Professors Ausführungen in ein Wort zusammenzufassen, besteht auch, ja vielleicht in größerem Maße, als man glaubt, für die moderne Schule. Wenigstens drängt sich diese Befürchtung auf, wenn man aufmerksam alle die Vorschläge prüft, die von den berufensten Wächtern des guten Geschmackes zur Behandlung der nachgoetheschen Literatur im deutschen Unterricht der obern Klassen gemacht worden sind. Otto Ludwigs „Studien" könnten die Leiter und Führer der Jugend darüber belehren, daß, um wieder mit Sauer zu sprechen, „ein Stück gemeiner Wirklichkeit nie und niemals ein Kunstwerk sei, daß den Nachtseiten des Lebens eben nur jener Platz in der Kunst gebühre, den die Nacht neben dem Tage auch im Kreislauf unseres Daseins einnimmt, daß die Personen eines Dramas, eines Romans nicht eine Horde zusammengepeitschten Gesindels sein dürfen, daß sich der Leser auch wohl fühlen solle in dem Bannkreise der Dichtung, daß Anmuth und Liebenswürdigkeit aus der Dichtung nicht ausgetrieben werden dürfen, da sie ja den schönsten Schmuck auch des Lebens bilden". An O. Ludwigs „Makkabäern" sollten und müßten „die Schüler sich begeistern", um frühe ihren Geschmack an einem dramatischen Kunstwerke ersten Ranges zu bilden, „dessen ganze Handlung", wie E. Geibel richtig sagt, „in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben ist, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt".

R. Scheid S. J.

Recensionen.

Commentarius theologicus de effectibus formalibus gratiae habitualis. A ***Paulo Villada*** e Societate Iesu. 8⁰. (213 p.) Vallisoleti, Typis a Cuesta, 1899.

Eine Monographie über die formellen Wirkungen der heiligmachenden Gnade, und zwar in durchaus schulgerechter Art mit status quaestionis, theses, argumenta, obiectiones.

Obschon aber das Werk aus der Schule hervorgegangen und zunächst für die Schule bestimmt ist, so will der Verfasser doch auch den Predigern ein Hilfsmittel an die Hand geben, den ebenso bedeutsamen wie schwierigen Gegenstand mit Nutzen auf der Kanzel zu behandeln; daher z. B. die Anleitung (S. 37), die heiligmachende Gnade unter dem Bilde des Lichtes und seines Einflusses darzustellen.

Nach einer Einleitung über die Natur der zuständlichen Gnade und über den Begriff der formellen Wirkungen werden in sechs Artikeln folgende Sätze allseitig entwickelt und begründet: 1. Durch die heiligmachende Gnade werden wir formell der göttlichen Natur theilhaftig. 2. Durch die zuständliche Gnade werden wir formell heilig oder frei von schwerer Sünde. 3. Durch die zuständliche Gnade werden wir formell gerecht. 4. Durch die zuständliche Gnade werden wir formell Freunde Gottes. 5. Durch die zuständliche Gnade werden wir formell Adoptivkinder Gottes und lebendige Glieder Christi. 6. Durch die zuständliche Gnade werden wir ein lebendiger Tempel des in uns wohnenden Heiligen Geistes.

Es werden mithin eine Anzahl Fragen, die sich in den theologischen Handbüchern an verschiedenen Stellen zerstreut finden, hier in ihrem innern Zusammenhange übersichtlich vorgelegt und gründlich besprochen. Die speculative Entwicklung ist die starke Seite des Buches. Wem daran gelegen ist, die einschlägigen Sätze und Begriffe bis in ihre letzten Bestandtheile zergliedert und beleuchtet zu sehen, der findet hier, was er sucht.

Schwächer ist der positive Theil — nicht als ob die einzelnen Thesen nicht mit zahlreichen Stellen der Heiligen Schrift und der heiligen Väter belegt würden; aber die Väterstellen machen mit ihrer oft ungenügenden Citationsweise den Eindruck, als ob sie vielfach aus zweiter Hand entlehnt seien. Hie und da wird der Leser sogar für die positiven Beweise auf andere Werke verwiesen, was in einer Monographie doch weniger am Platz sein dürfte.

Die griechischen Wörter haben in der Druckerei mancherlei Mißgeschick erfahren. Daß gesagt wird: Vox sanctus . . . graece dicitur ἄγιος [d. h. ἅγιος], i. e. purus quasi sine mixtione terrae (S. 39), ist ein sehr unschöner Fleck an dem Buch. Ἅγιος hat mit α und γῆ nichts zu thun, sondern kommt von einem Stamme *jag*, der opfern, weihen bedeutet. Möhler heißt S. 73 Moeler.

Die Lehre, welche der Verfasser vorträgt, ist die heutzutage so ziemlich von allen Theologen angenommene. In einem Punkte kann ich jedoch durchaus nicht beistimmen. Der Verfasser sucht nämlich mit einem großen Aufwand von Subtilität den Satz zu vertheidigen, daß zwischen heiligmachender Gnade und schwerer Sünde kein metaphysischer Gegensatz bestehe, und daß absolut genommen beide zu gleicher Zeit in der Seele sein könnten. Er geht davon aus, daß die Sündentilgung nur ein effectus secundarius der Gnade sei, hat aber nirgendwo bewiesen, daß dieser effectus secundarius nicht mit metaphysischer Nothwendigkeit aus dem effectus primarius hervorgehe. Sein eigener Vergleich mit dem Vertreiben der Kälte durch die Wärme (S. 51) hätte ihn eines Bessern belehren können. Wenn einem Körper eine Molekularbewegung mitgetheilt wird, die wir 30° über Null nennen, so kann auch die göttliche Allmacht in dem gleichen Körper nicht jene Bewegung der kleinsten Theilchen erhalten, die wir 10° unter Null nennen. Die Austreibung der Kälte ist insofern eine secundäre Wirkung der Wärme, als die Wärme keine Temperatur unter Null auszutreiben braucht, wenn sie keine vorfindet. Trotzdem bleibt es wahr, daß die Temperaturen unter und über Null in demselben Körper sich gegenseitig ausschließen. So tilgt auch die Gnade keine Sünde, wenn sie keine vorfindet, und insofern ist die Sündentilgung eine secundäre Wirkung der Gnade. Daraus folgt aber nicht, daß die Gnade mit der Sünde absolut zusammen bestehen kann. Wenn Gott, wie der Verfasser lehrt, durch die Eingießung der Gnade den Sünder in actu primo sittlich liebenswürdig und zum Erben des Himmels macht, dann scheint es doch metaphysisch unmöglich zu sein, daß er ihn trotzdem in actu secundo nicht liebe und ihn von der Seligkeit ausschließe. Gott schuldet seiner Weisheit und Heiligkeit, daß er in actu secundo ausführe, was der von ihm eigens hervorgebrachte actus primus verlangt. Ich muß gestehen, die ganze Auseinandersetzung des Verfassers hat mich nicht wenig in der entgegengesetzten Auffassung bestärkt.

Indessen diese Frage ist so nebensächlich und so rein abstracter Natur, daß selbst, wenn man der vom Verfasser gegebenen Lösung nicht beistimmt, der Werth der ganzen Arbeit dadurch in keiner Weise beeinträchtigt wird. Der Commentar ist und bleibt ein Werk von großer speculativer Gründlichkeit und Genauigkeit.

Christian Pesch S. J.

Life of the hon. Mrs. Edward Petre (Laura Stafford-Jerningham), in religion Sister Mary of Saint Francis, of the Congregation of the Sisters of Notre-Dame of Namur. By ***A. M. Clarke.*** 8°. (354 p.) London, Art and Book Company, 1899.

Das Lebensbild einer hohen und heiligmäßigen Frau, das auch in weitern Kreisen Beachtung verdient, wird uns hier mit Liebe und Verständniß gezeichnet.

Das schöne Buch mit seiner prachtvollen Ausstattung und 20 künstlerisch ausgeführten Illustrationen ist wohl zunächst für den katholischen englischen Adel und überhaupt für die höhern Kreise bestimmt. Mit ganz besonderem Troste muß es die hohen Verwandten und Freunde der edeln Frau, deren Andenken es verewigt, und die Mitschwestern erfüllen, deren Congregation sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens mit ihrem leuchtenden Tugendbeispiele beglückte. Ganz gewiß werden dieselben dafür sorgen, daß eine wohlfeilere französische Ausgabe die vielen erbaulichen Züge und zutreffenden Winke für das innerliche Leben auch andern Ordensschwestern und nach Vollkommenheit strebenden Seelen zugänglich mache. Eine deutsche Bearbeitung ist ebenfalls wünschenswerth; nur müßte dieselbe die Familiengeschichte und ähnliches, was nur für England besonderes Interesse bietet, kürzer fassen oder ganz übergehen. Statt dessen könnten wohl manche schöne Briefe Mrs. Petres eingefügt werden, die sich in der Familie und bei ihren Mitschwestern gewiß zahlreich finden müssen, und die wir in dem Lebensbilde ungern vermissen. Auch außerhalb der Klostermauern wird das Lebensbild dieser in der Welt wie im Ordensleben bewundernswerthen Frau mit großem geistlichen Nutzen gelesen werden.

Laura Stafford-Jerningham, später die Gattin Mr. Eduard Petres, endlich die Ordensschwester Maria vom hl. Franciscus, wurde am 15. Januar 1811 zu Costessey Hall als neuntes Kind Lord Staffords geboren. Die Familie Jerningham, deren Haupt jetzt den Titel Lord Stafford führt, zählt zum ältesten englischen Adel. Noch größer ist der Ruhm, daß sie zu den wenigen englischen Adelsfamilien gehört, welche mitten in der grausamen Verfolgung während dritthalbhundert Jahren dem katholischen Glauben treu blieben. Wiederholt wurden ihre Güter und Titel confiscirt, und mehrere Glieder oder Verwandte bestiegen das Blutgerüst als Opfer schmählicher Justizmorde oder als Blutzeugen, wie man sie wohl mit Recht nennen darf. Wir erinnern nur an den Viscount Stafford, der in dem schmachvollen Titus-Oates-Processe auf Tower Hill unschuldig enthauptet wurde. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXV, S. 286 ff.)

Noch lebte der katholische Glaube, gepaart mit echter katholischer Frömmigkeit und Nächstenliebe, in dieser edeln Familie in voller Kraft, als die kleine Laura geboren wurde und heranblühte. Der Vater Sir George William tritt uns als das wahre Vorbild eines katholischen Edelmanns entgegen. Mit wandelloser Treue ist er seinem Könige ergeben, trotz der schreienden Ungerechtigkeit, welche noch immer den Katholiken die politische Gleichberechtigung verweigerte. Geistig noch bedeutender scheint Lauras Mutter gewesen zu sein. Wie Lady Stafford mit Liebe und Strenge ihre 12 Kinder erzog, wird uns in vielen, höchst charakteristischen Zügen vor Augen geführt; sie hatte dann auch den Trost, daß alle ohne Ausnahme der katholischen Kirche wie der Familie Ehre machten.

Das Jugendleben Lauras in dem herrlichen Costessey Hall, einem der reichsten Edelsitze Englands, mit seinem ungeheuern Parke muß den vielen mitgetheilten Zügen zufolge ein sehr glückliches gewesen sein. An Gaben des Geistes wie des Herzens zeichnete sie sich vor ihren Geschwistern aus; auch dem äußern Erscheinen nach wird sie uns als das Bild eines kleinen Engels gezeichnet.

Um so mehr ist es zu verwundern, daß das Kind weder von den Eltern noch von der Dienerschaft verhätschelt wurde. Frühzeitig zeigte Laura große Liebe zu den Armen und Kranken. Eine Reihe wirklich rührender Anekdoten gestatten uns einen Einblick in die übernatürliche Führung, welche dieses Kind der Gnade zu seinem spätern Berufe heranbildete. Es spart sein Taschengeld zusammen, um einem armen Kinde ein besseres Kleidchen zu verschaffen; es legt von den zwei Stücklein Zucker, die Lady Stafford jedem Kinde zum Thee erlaubt, immer eines zurück für ein verarmtes Fräulein, obgleich es wie alle Kinder Süßigkeiten sehr liebt. Solche und ähnliche Züge zeigen eine seltene Charakterstärke neben einer bezaubernden Herzensgüte. Bei ihrer ersten heiligen Communion, zu der sie sich in einem Frauenkloster vorbereitete, kam ihr zum erstenmal der Gedanke, sich als Nonne ganz dem Dienste Gottes zu weihen.

Inzwischen blühte Laura Jerningham zur Jungfrau heran. Mit 18 Jahren wurde sie in London in die große Welt eingeführt und bei Hofe vorgestellt. Ihre seltene Schönheit und hohe geistige Begabung erweckten Bewunderung, und es fehlte nicht an zahlreichen Bewerbern um ihre Hand. Vielleicht war es die Furcht vor einer gemischten Ehe, welche ihre Mutter bewog, die noch so junge Tochter zu einer gar raschen Verbindung mit Mr. Petre zu drängen, der an Alter nahezu Lauras Vater hätte sein können. Schon am 21. Juli 1829 wurde die Ehe mit großer Feierlichkeit in der Schloßkapelle zu Costessey Hall geschlossen.

Mr. Eduard Petre war der Sohn des neunten Lord Petre, des ersten katholischen Edelmanns, der seit der sogen. Reformation die Ehre hatte, einen König unter seinem Dache aufzunehmen. Georg III. besuchte denselben auf dessen Edelsitz Thorndon Hall. Riesige Summen wurden bei dieser Gelegenheit aufgeboten, um den königlichen Gast würdig zu feiern und ihm zu zeigen, wie er von seinen katholischen Unterthanen geehrt werde. Lauras Bräutigam war ein überzeugungstreuer Katholik, sittenrein und von Herzen gut, aber ein leidenschaftlicher „Sportsmann". Jagen, Schießen, Reiten, Hunde und Pferde — dafür lebte er. Noch eben hatte er dreimal hintereinander (1827, 1828 und 1829) den St. Legerpreis gewonnen. Sinn und Geschick für die Verwaltung seiner vielen und großen Güter hatte er nicht. Dazu kamen Wetten, Bürgschaften und fürstliche Geschenke an „Freunde", die seine Güte mißbrauchten. Alles das zusammen genügte, um auch sein gewaltiges Vermögen dem vollständigen Zusammenbruche nahe zu bringen, und bald nach Abschluß der Heirat verlangten die Gläubiger so ungestüm Begleichung ihrer Forderungen, daß die junge Frau mit den zerrütteten Finanzen ihres Gemahls bekannt gemacht werden mußte. Das war gewiß eine harte Prüfung, und in hundert ähnlichen Fällen wäre nun das Glück der Ehe zerstört gewesen. Hier bewährte Mrs. Petre ihre Charakterstärke und echte Tugend. Keine Spur von einer Klage gegen ihre Mutter, die sie zu dieser Ehe gedrängt, oder gegen ihren Mann, der ihr seine Lage nicht früher mitgetheilt hatte; statt dessen nahm die 18jährige Frau die verwickelte Verwaltung sofort in ihre Hand und wußte mit dem klaren Blicke und der festen Leitung, die ihr eigen war, die Schwierigkeiten zu überwinden und den größten Theil des Vermögens zu retten. Noch andere Klippen bedrohten das häusliche Glück; die Ehe blieb kinderlos,

und der Mann litt immer mehr an der Gicht, die auch einen Heiligen ungeduldig und grämlich machen kann. Nur übernatürliche Liebe reicht in solchen Prüfungen aus, und Mrs. Petre bewies ihrem Gatten in der fast 20jährigen Ehe so unentwegte Liebe und Treue, daß das allein genügte, sie als ein leuchtendes Beispiel hinzustellen. Sie pflegte ihren Mann in seinen vielen Krankheiten persönlich bei Tag und bei Nacht, und auch als die Cholera ihn befiel, wich sie nicht von seinem Krankenbette. Dafür hatte sie auch den Trost, daß der frühere Sportsmann sich selbst und sein Vermögen jetzt ganz in den Dienst der Kirche stellte; er war u. a. ein besonders thätiges Mitglied des Comités für die katholischen Volksschulen und einer der Hauptwohlthäter beim Bau der St. George-Kathedrale in Southwark, wo er auch in der herrlichen Grabkapelle der Petre-Chantry seine letzte Ruhestätte fand. Mr. Edward Petre starb am 8. Juni 1848 in den Armen seines treuen Weibes eines echt christlichen Todes.

Mrs. Petre war beim Tode ihres Mannes 37 Jahre alt, und es hätte ihr gewiß an Gelegenheit zu einer neuen standesgemäßen Verbindung nicht gefehlt. Aber es drängte sie jetzt, sich ganz Gott zu weihen und den Gedanken auszuführen, der ihr schon bei der ersten heiligen Communion gekommen war. Doch that sie den Schritt nur nach langer Ueberlegung und viel Gebet. Vier verschiedene Congregationen suchte sie näher kennen zu lernen, und ihre Wahl fiel endlich auf die Schwestern von Notre-Dame zu Namur, die sie anfangs rundweg abwiesen, ihr dann die Armut ihrer Zellen und die Opfer ihres gemeinsamen Lebens recht klar machten und sie erst aufnahmen, als ihr Beruf ganz klar schien. Nachdem sie große Almosen für Kirchenbauten und Schulzwecke gegeben, trat sie mit dem Segen ihres greisen Vaters am 21. October 1850 zu Namur ins Noviciat ein.

Man machte es ihr nicht leicht. Die vornehme Dame, die an allen Luxus gewöhnt war, muß das Leben der Armut und Entsagung bitter empfunden haben. Sie hatte anfangs nicht einmal ihre eigene Zelle, mußte mit der groben Kost vorlieb nehmen und wie alle andern mit ihren zarten Händen die Kessel blank putzen und Kartoffeln schälen. Es kam dabei zu köstlichen Scenen. „Hat denn Ihre Mutter Sie nicht einmal gelehrt, wie man Kartoffeln schält?" fragte sie einst eine ihrer Mitnovizen, ein braves Mädchen vom Lande, das keinen Begriff von der frühern Lebensstellung ihrer Gefährtin hatte. Aber diese äußern Schwierigkeiten waren nicht die einzigen, und ohne gründliche Tugend und wirklichen Beruf hätte sie niemals ausgehalten. Doch Armut, Demuth, Gehorsam und Selbstentsagung hatte sie ja gerade gesucht, und so war sie glücklich und zufrieden.

Wie sehr ihre Obern von ihrer gründlichen Tugend überzeugt waren, beweist der Umstand, daß sie Schwester Maria vom hl. Franciscus gleich nach ihrem Noviciate zur Mutter der Postulantinnen und dann zur Novizenmeisterin ernannten. Von 1852–1868 bekleidete sie diese wichtigen Aemter. Mit wahrhaft mütterlicher Liebe führte sie die zahlreichen Novizen der noch jungen Congregation in das innere Leben ein und wußte sie mit begeisterter Hingabe für die schweren Opfer ihres Berufes zu erfüllen.

Eine Reihe charakteristischer Züge, Anekdoten, Ermahnungen, Unterweisungen, Worte des Trostes und der Ermunterung zeigen uns, in welchem Geiste Schwester Maria vom hl. Franciscus ihres Amtes waltete, und gestatten uns zugleich einen Blick in den christlichen Adel und die hohe Vollkommenheit ihrer eigenen Seele. Man begreift die Begeisterung, mit der die Novizen an ihrer „lieben Mutter" hingen. Von 1868—1875 stand sie der Generaloberin in der Leitung der ganzen Congregation als Assistentin zur Seite, und von 1875 bis zu ihrem Tode (1886) endlich war sie die Oberin des Mutterhauses zu Namur.

Die Congregation der Schwestern von Notre-Dame war mitten in den Stürmen der französischen Revolution entstanden und erst kurz vor dem Eintritte Mrs. Petres in dieselbe (1844) von Rom bestätigt worden; ihr Hauptzweck ist der Unterricht in den Elementar- und Mittelschulen besonders armer Mädchen. Gegenwärtig zählt die Congregation 49 Häuser in Belgien, 40 in Amerika, 20 in England und 2 am Kongo.

Daß Schwester Maria den kirchlichen Bedürfnissen ihrer englischen Heimat eine ganz besondere Sorge widmete, soweit ihr das ihre Stellung erlaubte, braucht kaum gesagt zu werden. Gewiß hätte sie gern persönlich am Unterrichte der armen Kinder ihres Volkes gearbeitet, und es war ihr ein großes Opfer, daß der Gehorsam sie die 35 Jahre ihres Ordenslebens im Mutterhause zu Namur festhielt. Aber sie hatte doch den Trost, auch unmittelbar für England arbeiten zu dürfen. Als sie der Congregation beitrat, hatte dieselbe nur eine Niederlassung in England. Im Jahre 1845 kamen die ersten Schwestern für die katholischen Armenschulen nach Falmouth; sie wurden von fanatischen Protestanten mit Hohn und Haß empfangen und waren ihres Lebens kaum sicher. Die allgemeine Achtung, der sich die katholischen Ordensfrauen heute in England erfreuen, ist allein schon ein Gradmesser des trostreichen Fortschrittes unserer Kirche in England während des seither verflossenen halben Jahrhunderts. Die Niederlassung von Falmouth wurde bald nach Clapham verlegt, und zur Gründung dieses Hauses wirkte Schwester Maria — damals noch Mrs. Petre — thätig mit, indem sie den Nonnen die hohe Miethe (230 £) bezahlte. Alle Häuser der Congregation, die nach ihrem Eintritte gegründet wurden (20 im ganzen), betrachten sie als Wohlthäterin. Ueberdies hat sie alle englischen Häuser im Auftrage oder als Begleiterin der Generaloberin zehnmal visitirt und dabei, wie ihre Schwestern dankbar anerkennen, nach außen durch ihren Einfluß und ihre Klugheit manche Schwierigkeiten weggeräumt und im Innern Liebe und Begeisterung für die harte Arbeit in den Armenschulen stets neu belebt.

Ihr Hauptwerk aber, welches für sich allein es verdient, daß ihr Name mit goldenen Buchstaben in die Kirchengeschichte Englands eingetragen ist, bleibt die Gründung des großartigen, katholischen Schullehrerinnenseminars von Mount Pleasant in Liverpool. 1853 hatte das Comité der katholischen Armenschulen diese wichtige Sache zuerst in Anregung gebracht. Wenn man keine geprüften katholischen Lehrerinnen anstellen konnte, so waren alle Kinder der Armen den protestantischen Schulen preisgegeben. Mit 5000 £ (100 000 Mark) meinte man die Gründung bestreiten zu können. Schwester Maria erlegte mit Erlaubniß

ihrer Obern diese Summe. Ein großer Garten auf einer gesunden Anhöhe in einer Vorstadt Liverpools wurde mit dieser Summe angekauft und der Bau begonnen. Aber noch manches tausend Pound mußte die Schenkerin der ersten Gabe folgen lassen, bis das großartige Werk mit seiner schönen Kapelle, seinen vielen Flügeln und der ganzen innern Einrichtung vollendet war. Ihr herrliches Gut zu Salby wurde verkauft und der ganze Erlös für dieses Lehrerinnenseminar verwendet. Auf ihre Fürbitte übernahm ihre Congregation die Leitung dieser Anstalt; nicht gerne gab die Generaloberin die Einwilligung, da die Lehrerinnen ein schwieriges Staatsexamen abzulegen hatten. Sie bestanden es; doch waren die ersten Anfänge nicht sehr ermuthigend. Aber ihre und ihrer Mitschwestern Energie siegte über alle Schwierigkeiten, und Mount Pleasant ist jetzt nach dem Urtheile der königlichen Unterrichtscommissäre eine Musteranstalt, die den Vergleich mit keiner ähnlichen zu scheuen braucht. Als dieselbe im Juli 1881 ihr 25jähriges Jubiläum feierte, hatte sie schon über 1000 (1886 zur Zeit ihres Todes waren es 1272) geprüfte Lehrerinnen in die Armenschulen Englands gesandt. Die Zahl der Kinder, welche durch ihre Thätigkeit katholischen Unterricht erhielten, muß inzwischen 100 000 überschritten haben. No credit is due to me: I have only been an instrument in the hands of Providence, pflegte Schwester Maria vom hl. Franciscus zu sagen, wenn man sie auf den Segen ihres Werkes aufmerksam machte. Ihre Demuth erhöht aber nur das Verdienst dieser ihrer schönsten Stiftung.

Die „starke Frau", deren Leben wir nach dem uns vorliegenden Werke kurz skizziren, überschritt am 15. Januar 1886 ihr 75. Lebensjahr, und die Krone konnte nicht mehr ferne sein. Schon lange hatte sie neben der Bürde ihres Amtes als Oberin des Mutterhauses die Last zunehmender Krankheit zu tragen. Jetzt wurde das Kreuz fast unerträglich. Ein Herzleiden mit heftigen Schmerzen, Athmungsnoth, Schlaflosigkeit und Gicht bereitete ihre Seele auf den Tod vor. Monatelang ertrug sie, an ihr Krankenlager gefesselt, diese Leiden mit großer Geduld und starb endlich, wiederholt durch die heiligen Sacramente gestärkt, am Frohnleichnamstage (24. Juni) 1886 eines heiligmäßigen Todes.

Als die Kunde ihres frommen Hinscheidens nach Mount Pleasant kam, hielt der Bischof von Liverpool, umgeben von zahlreichem Clerus, der Verewigten in der von ihr erbauten Kapelle einen feierlichen Trauergottesdienst. Ueber 100 Mitschwestern waren gegenwärtig. Die schönen Worte, die der hochwürdigste Herr bei dieser Gelegenheit an dieselben richtete, mögen den Schluß dieses kurzen Abrisses eines langen und an Tugenden reichen Lebens bilden. „Obschon eure Herzen der Abgeschiedenen nachtrauern," sagte der Bischof, „so haben wir doch keinen Grund zu ungetheiltem Schmerze. Wer hat ein besseres Recht zur ewigen Ruhe und zum Genusse ihres Lohnes als Schwester Maria vom hl. Franciscus nach 35 Jahren beständiger Arbeit für Gott und für das Heil der Seelen? Wäre es nicht selbstsüchtig, sie um unseres eigenen Trostes willen vom Genusse dieser wohlverdienten Ruhe auf unsere Erde zurückzuwünschen? Ihr führt ihre Arbeit fort; denn wir dürfen wohl sagen, daß ihrer Anstrengung und ihren Opfern die Ausbreitung eurer Congregation in dieser Diöcese und über ganz

England hin in ganz hervorragender Weise zuzuschreiben ist. Und jedes Kind, das ihr unterrichtet oder dem ihr Gutes erweist, ist ein Preis, der zu ihr emporsteigt, nicht um ihren Lohn zu vermehren — denn Gott hat in seiner Güte ihr den ganzen Lohn schon zum voraus gegeben —, der aber doch ihr neue Freude und Glorie bereitet. Was könnt ihr also Besseres thun als das Werk in dem Geiste fortführen, in dem sie uns ein so glänzendes Beispiel gegeben hat?"

In der That, ihr Leben ist so zu einem Baume des Segens geworden, der seine Früchte zum Heile der Seelen noch lange zeitigen wird durch ihre Stiftung sowohl wie durch ihr Beispiel. Und das freundliche Licht dieses Beispieles auf den Leuchter gestellt zu haben, daß es auch in weitern Kreisen und nach Jahrhunderten noch freundlich schimmere und viele zur Nachahmung einlade, ist das Verdienst der Verfasserin dieses Buches, welcher wir daher für ihre nicht geringe Mühe von Herzen unsern Dank aussprechen.

J. Spillmann S. J.

Franz I., Kaiser von Oesterreich. Von Dr. **Cölestin Wolfsgruber,** Benediktiner zu den Schotten in Wien, k. e. geistl. Rath. 8°. Wien und Leipzig, Braumüller, 1899. Preis *M.* 12.

Erster Band: Der Großprinz von Toscana 1768—1784. Mit sieben Bildern (XII u. 346 S.)

Zweiter Band: Der Erbprinz in Oesterreich 1784—1792. Mit zwei Bildern und der Nachbildung eines Handschreibens Franzens. (VIII u. 246 S.)

Franz I. gehört nicht zu den eigentlich glänzenden Regentengestalten. Er hat weder den Feldherrnruhm wie sein Bruder Karl noch den Ruf des weltumgestaltenden Staatsmannes wie sein großer Staats-Erzkanzler Fürst Metternich. Und doch lebt sein Name unvergeßlich fort, und seine 43jährige Regierung wird ewig denkwürdig bleiben, wie die keines andern Herrschers aus seinem Stamme seit Rudolf von Habsburg. Die Geschichte kennt ihn vor allem wegen seiner nie ermüdenden Pflichttreue als den „fleißigsten Beamten" seines Kaiserstaates. Ehrenvoll steht er da unter den Fürsten seiner Zeit durch die Unbescholtenheit seiner Sitten und das musterhaft schöne Familienleben seines Hauses. Unzählig sind all die Züge von Güte und Leutseligkeit, die Beweise eines unbestechlichen Sinnes für Recht und Billigkeit, die noch jetzt in Sagen und Erzählungen des Volkes fortleben. Alles dieses hat er mit manchen andern Herrschern seines Hauses gemein. Was ihm eigen ist und was seine besondere Größe, sein Wahrzeichen in der Geschichte, ausmacht, das ist seine beispiellose Volksthümlichkeit. Zwar bestieg er den Thron fast noch mitten unter den Ruinen, welche die Josephinische Mißwirthschaft gehäuft hatte, und war die ganze erste Hälfte seiner Regierungszeit, über 20 Jahre, durch fast beständig dauernde blutige und unglückliche Kriege ausgefüllt. Aber vielleicht nie wurde ein Fürst so innig, aufrichtig und einmüthig von seinem Volke geliebt wie „der gute Kaiser Franz".

Kein Wunder daher, wenn auch die Geschichtsforschung sich gerne diesem volksthümlichen Fürstenbilde zuwendet, und dem Geschichtsfreunde wie dem vater-

landsliebenden Oesterreicher alles von Bedeutung und Wichtigkeit erscheint, was die Person des Kaisers Franz näher berührt.

Der fleißige P. Wolfsgruber hat schon früher mehrfach Gelegenheit gehabt, in der Francisceischen Periode sich näher umzusehen. Sein schönes Werk über die Kaisergruft in Wien, seine große Biographie des Cardinals Migazzi wie die erbauende Lebensbeschreibung von Franzens vierter Gemahlin, der wohlthätigen Kaiserin Karoline Auguste, hatte ihn mit der Person Franz' I. und seiner nächsten Angehörigen schon recht vertraut gemacht. Jetzt ist er so glücklich, über diesen Lieblingskaiser des alten Oesterreich das Anziehendste von allem erzählen zu können, was es gibt, die Geschichte seiner Kindheit und Jugend.

Er will die Erziehung schildern, die den heranwachsenden Prinzen zu dem gemacht hat, was er geworden ist, aber „die Erziehung im vollen Umfang des Begriffes". „Die vorliegende Arbeit", meint er daher, „durfte sich mit der Schilderung der Wirksamkeit der Erzieher und Meister nicht begnügen, mußte vielmehr auch die Einwirkung der Eltern und Geschwister und aller derer, die mit dem Prinzen in Verbindung kamen, berücksichtigen." Nichts Anziehenderes und Lehrreicheres aber in der Geschichte merkwürdiger Männer, als dem vielgestaltigen Proceß ihres Werdens Zug um Zug, Phase um Phase beobachtend folgen zu können.

Um dies zu ermöglichen, hat der emsige Verfasser die eingehendsten und authentischsten Berichte sich dienstbar zu machen gewußt. Da sind einerseits die überaus fleißigen Schriften und Tagebücher von des jungen Prinzen eigener Hand wie die Briefe der verschiedenen Glieder der kaiserlichen Familie aus den Schätzen des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, andererseits die regelmäßigen Aufzeichnungen des mit der Oberleitung der Erziehung betrauten Grafen Colloredo, jetzt im Familienarchiv der gräflichen Familie v. Falkenhayn. Noch eine Reihe anderer werthvoller Archivalien, wie die Hof-Ceremonien-Protokolle, die Acten des Kriegsarchivs, des Hofkammerarchivs u. s. w., standen ihm offen, und sie sind, wie selbstverständlich auch die bereits gedruckten Correspondenzen der fürstlichen Familienglieder, fleißig und umsichtig herangezogen worden.

Franz, geb. am 12. Februar 1768, war das älteste der 14 Kinder, welche dem Großherzog Leopold von Toscana durch seine spanische Gemahlin, die Tochter Karls III., geschenkt wurden. Da Joseph II., Leopolds älterer Bruder, nach zweimaliger Ehe ohne männliche Nachkommen geblieben war und sich nicht mehr zu verehelichen gedachte, so mußte voraussichtlich das Erbe der österreichischen Staaten dereinst an den Nächstberechtigten der Prinzen von Toscana fallen. Die Erziehung der großherzoglichen Kinder von Toscana galt daher als eine der ernstesten Angelegenheiten des Erzhauses. Kaiserin Maria Theresia selbst wollte dieselbe in die Hand nehmen und bis ins einzelne ordnen und überwachen. Noch mehr als sie that es nach ihrem Tode Joseph II.

Der großen Kaiserin war es jedoch für die Heranbildung des künftigen Regenten um hochtönende Erziehungstheorien und kunstreiche Unterrichtsmethoden wenig zu thun. Ihr kam es vor allem darauf an, daß der künftige Kaiser ein guter Christ, ein grundsatzfester Mann und ein treuer Erfüller seiner Pflichten

sei. Nachdem Franz sein fünftes Jahr vollendet hatte und es Zeit geworden, ihn aus der Pflege der Frauen in die Hände von Männern zu geben, bestimmte sie zu seinem Hofmeister einen wenig vermögenden, aber in jeder Weise achtungswerthen Edelmann, der selbst bereits Vater von sechs kleinen Kindern war. Es war Franz von Paula, Reichsgraf von Colloredo-Walsee, bisher niederösterreichischer Regierungsrath. Als dieser vor der Verantwortlichkeit der Aufgabe anfangs zurückschrecken wollte, wußte die Kaiserin ihn zu beruhigen: „Sie kenne ihn gar wohl und von langer Zeit. Er habe alle Eigenschaften zu diesem Dienste sicher inne, sei ein guter Christ, parfait honnête homme, guter Ehemann und Vater und guter Sohn. Er habe Proben gegeben seiner Gelassenheit und Bescheidenheit. Er muß nicht glauben, daß er unsere lieben Kinder zu instruiren und zu unterrichten habe. Es werden ihm Leute, und zwar sehr gute Leute zugegeben werden, welchen er nur nachzusehen und ihren Lehrungen gegenwärtig zu sein haben wird. Ihm wird bloß die Herzen und das Gemüth zu bilden und auf ihre Sitten sein Augenmerk zu tragen auferlegt."

Colloredo hat das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Mit der vollen Hingabe seiner selbst und in nie ermüdendem Eifer hat er von da an, bis 15 Jahre später die Vermählung des Prinzen in seine Stellung zu ihm eine Aenderung brachte, seiner Aufgabe gelebt. Es ist ihm gelungen, den Prinzen zu einem braven und pflichttreuen Mann heranzubilden, und er hat sich dessen Achtung und Dankbarkeit bewahrt durchs Leben. Neben ihm waren zum Glück aber auch noch andere Factoren thätig, die, wenn auch unter seinen fortwährenden Klagen und ängstlichen Besorgnissen, dasjenige ausglichen oder abmilderten, was in Colloredos Erziehungsweise leicht nachtheilig hätte wirken können und was zweifelsohne einer berechtigten Kritik offen steht.

Für einen Fehler allerdings, einen der gewöhnlichsten, der bei Prinzenerziehung begangen wird, darf man ihn nicht verantwortlich machen. Franz und seine Brüder begannen bereits im Alter von drei Jahren buchstabiren und lesen zu lernen; mit vier Jahren lernten sie Französisch, Deutsch und Italienisch, mit fünf Jahren den Katechismus und das Schreiben, und in alle drei Sprachen übersetzen. Franz war eben fünf Jahre alt geworden, als er seinen ersten Brief an Maria Theresia schrieb, und da Colloredo seinen Dienst antrat, im Mai 1773, las und übersetzte der kleine Prinz täglich in drei Sprachen. Und doch sollte die Zeit des systematischen Unterrichtes jetzt erst recht für ihn beginnen. Zwar äußert Colloredo gleich von Anfang den vernünftigen Grundsatz, „daß die jungen Prinzen in den ersten Jahren nicht über das Maß beschäftigt werden, damit ihre Gesundheit und ihr Gedächtniß nicht überlastet werden". Allein die verfrühte, unverhältnißmäßige Belastung war bereits vorhanden, und Colloredo in seinem wohlgemeinten Eifer war schwerlich der Mann, hier das Maß von dem Uebermaß richtig zu scheiden. Selten werden Kinder des bürgerlichen Mittelstandes in ihrer frühen Jugend in Bezug auf das Studium wie auf die ganze äußere Lebensweise so strenge gehalten sein, wie es diese Kinder des Großherzogs von Toscana waren.

Die Anordnungen für Ernährung und Abhärtung der Prinzen waren gesund und vernünftig, nur die Körperübungen auffallend vernachlässigt. Außer Garten-

arbeiten und Volantspielen kannte man nichts als stundenlanges Spazierengehen. Auch Musik wurde wenig betrieben. Die Unterrichtsstunden waren zahlreich und wurden fast niemals ganz ausgesetzt. Ferien gab es nicht für die großherzoglichen Kinder, und der Zwang zu geistiger Beschäftigung währte den größten Theil des Tages. Es kann nicht auffallen, daß Klagen über Unaufmerksamkeit und Mangel an Interesse während der Unterrichtsstunden häufig wiederkehren. Franz zählte 14½ Jahre, als der tüchtigste der Lehrer, der selbst stets den Fleiß der Prinzen anzufeuern suchte, dessen Mutter, die Großherzogin, darauf aufmerksam machen zu müssen glaubte, „Franz wachse nicht, weil er zu viel studire". Als derselbe Lehrer, Graf Hohenwart, einige Monate später den Prinzen dazu ermunterte, öfters die eine oder andere Zeitung zu lesen, erwiderte dieser, „er habe zu wenig Zeit, sei mit so vielen Arbeiten überhäuft; er arbeite neun Stunden des Tages; das schlage ihn nieder".

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Erziehung war, daß die Prinzen nie mit Knaben gleichen Alters, sei es zum Spiel, sei es zum Unterricht, zusammenkommen durften. Als es später doch rathsam erschien, Franz in der Geselligkeit eine gewisse Uebung zu verschaffen, verfiel der Großherzog auf den unglücklichen Gedanken, mehrmals die Woche „Gelehrten-Abende" für den Prinzen zu veranstalten, wo der 13jährige Knabe allein, von Professoren und Fachgelehrten umgeben, über wissenschaftliche Dinge sich unterhalten sollte. Es spricht für Colloredos gesunden Blick, daß er hiergegen wenigstens Einwendungen erhob. Aber es blieb bei dieser ganz verfehlten Anordnung, und Franz I. hat bis zu seiner Thronbesteigung ausschließlich nur mit ältern Männern und bis zu seiner Vermählung vorwiegend mit Professoren verkehrt. Etwas suchte man den Mangel dadurch zu ersetzen, daß je zwei der Prinzen paarweise miteinander unterrichtet wurden: Franz mit Ferdinand, Karl mit Leopold. Dies hatte jedoch auch seine großen Schattenseiten. Die geistige Entwicklung der Schüler war ungleich. Franz war um 15 Monate älter, dabei gesunder, begabter und fleißiger als sein Bruder Ferdinand. Er wurde durch dessen Zurückbleiben im Unterricht nicht wenig aufgehalten. Die täglichen Erholungen hatten die vier oder fünf Prinzen, welche bereits in männliche Hände übergegangen waren, stets gemeinsam; zuweilen durften sie auch mit den kleinen Geschwisterchen spielen, ebenso in den frühern Jahren mit den Schwestern. Dies hatte den andern Nachtheil, daß Franz für seine wirklichen Vergnügungsstunden sich stets nur auf kleinere Kinder angewiesen sah. Doch war dies noch sein Glück, um so mehr, da die Eltern, ohne sich um die Ideen des pflichteifrigen Hofmeisters viel zu kümmern, es gerne sahen, wenn die Kinder tüchtig lärmten und tollten. Der Großherzog selbst liebte es, mit seinen Jungen auf dem Boden herumzurollen. Colloredo gerieth darüber nahezu in Verzweiflung. Namentlich machte es ihn unglücklich, wenn die ältern Prinzen sich bei solchen Gelegenheiten noch ganz als Kinder zeigten. Ohne Zahl sind seine Klagen, daß Erzherzog Franz bei seinen 12 oder 13 Jahren mit den kleinern Geschwistern noch „so kindisch" spiele, so gerne „Kindereien" treibe. Nach der Idee des Hofmeisters mußte ein Prinz in diesem Alter schon ganz voller Würde und geistiger Reife sein. Später wunderte man sich dann darüber, daß Franz nichts vom

Jüngling an sich habe, sondern in seinen jungen Jahren sich in allem gebe wie ein alter Mann.

In hundert derartigen kleinen Zügen verräth sich bei Colloredo neben aller Trefflichkeit des Charakters und dem Ernst der Grundsätze etwas Enges, sozusagen Philisterhaftes. Er war der vollendete „Biedermann" aus der Blüthe der Biedermannsperiode. Daher auch seine unablässigen Klagen über die Lehrer, selbst über diejenigen, welche die tüchtigsten waren und um die geistige Ausbildung der Prinzen die höchsten Verdienste haben. Sie sind ihm nicht steif und professorenmäßig genug; sie lassen sich besonders zur Zeit der Erholung zu sehr zu den Kindern herab. Abbé Zach, der neben den andern Fächern den Religionsunterricht und die Sonntagspredigten besorgte, und Abbé Summating, zugleich der Beichtvater der Prinzen, haben sich durchaus als geschickte Lehrer erwiesen und sich auch die Achtung ihrer Zöglinge bewahrt. Sie wußten aber aus der praktischen Erfahrung, aus ihrer Lehrthätigkeit in der Gesellschaft Jesu, der sie bis zur Aufhebung angehört hatten, daß es, um auf die Kinder heilsam einzuwirken, jener künstlichen Scheidewand keineswegs bedürfe. Noch mehr als sie erregt Hohenwart den ständigen Aerger Colloredos, da er das Interesse des schüchternen, etwas apathischen Prinzen zu beleben sucht durch öftere nach Verdienst gespendete Anerkennung. Zweifelsohne hatte Hohenwart als Pädagoge einen ungleich weitern Blick und ungleich größere Erfahrung als Colloredo, wie er denselben überhaupt geistig überragte. Der Unterhofmeister Manfredini, selbst ein hochbegabter Mann und später für lange Zeit der leitende Staatsmann für Toscana, meinte geradezu, Hohenwart sei „der einzige Mann von Geist" im ganzen Lehr- und Erziehungskörper der Prinzen.

Colloredos Hauptfehler scheint gewesen zu sein, daß er etwas zu viel guten Willen hatte. Die großherzoglichen Kinder von Toscana waren von Natur liebenswürdig und vortrefflich angelegt, und es gebrach ihnen keineswegs an Geistesgaben. Aber es wurde nicht nur an ihnen zu früh und zu viel unterrichtet, sondern auch zu viel erzogen. Mit den Ermahnungen, Verweisen, Vorschriften, Predigten nimmt es gar kein Ende. Wenn bei sothanen Umständen Unbefangenheit und Frische eines Kindes nicht völlig schwinden, so hat dies schon eine unverwüstliche Natur zur Voraussetzung. Es ist wahrlich nicht zu wundern, wenn Jahr für Jahr und in allen Berichten die Klage wiederkehrt, Franz sei schüchtern, reservirt, furchtsam, versteckt, gezwungen und heuchlerisch. Bei einer minder gut angelegten Natur hätten die Wirkungen weit verhängnißvoller sein können. Dazu kam, daß Colloredo als echter Biedermann es liebte, „lange Predigten" zu halten und schon dem Kinde stets die Vernunftgründe zu entwickeln, weshalb das eine gut, das andere zu lassen sei. Die schärfste Kritik über dieses sein Verfahren hat er selbst einmal abgegeben, als er die Worte notirte: „Ich predigte ihm eine ganze Stunde [dem zwölfjährigen Knaben!]. Er aber war gar nicht gerührt; sagte einigemal: ‚Ich glaub's'."

Ein Verdienst Colloredos hingegen, das wenigstens zum großen Theil seinen persönlichen Bemühungen zukommt, ist es, dem ursprünglich stark egoistisch veranlagten jungen Prinzen einen lebhaften Sinn für Dankbarkeit, ein offenes Auge

für die Noth des leidenden Mitmenschen und ein reges Interesse für die öffentliche Armen- und Krankenpflege eingepflanzt zu haben. Maria Theresia hatte es dem Hofmeister auch zur Pflicht gemacht, und es entsprach ganz seinen eigenen Grundsätzen, daß die Kinder in religiöser Gesinnung auferzogen werden sollten. Morgen- und Abendgebet, tägliche heilige Messe und Lesung aus einem geistlichen Buche in der Frühe, Litanei und ein Gesätz des Rosenkranzes am Nachmittag wurden pünktlich eingehalten. An Sonn- und Feiertagen war Predigt und des Abends eine Segensandacht. Seitdem Franz mit zehn Jahren die erste heilige Communion empfangen, empfing er, abgesehen von Ostern, dreimal des Jahres die heiligen Sacramente: auf Neujahr, am Feste des hl. Aloysius und auf Portiuncula. Auch am Tag der Exequien für Maria Theresia (12. December 1780) beichteten und communicirten die Prinzen, um mit ihren Gebeten auch die heilige Communion für die Großmama aufzuopfern. Als Franz 17jährig sich für immer von der Familie trennen mußte, um nach Wien unter die unmittelbare Obhut des Kaisers überzusiedeln, wählte man zum Tag seiner Abreise das Aloysiusfest. Tags zuvor, an einem Sonntag, empfing noch einmal die ganze Familie gemeinsam die heilige Communion. Die Mutter, welcher der Abschied überaus schwer fiel, entließ ihr Kind unmittelbar vom Communionaltar mit dem Kusse der Liebe. Erst nach sechs Jahren sah sie ihn wieder. Colloredo hielt darauf, daß von der Religion, von der Kirche und ihren Dienern nur mit Achtung gesprochen werde. Als der 12jährige Franz über Cardinal Migazzi von Wien, den er bei der Durchreise in Florenz kurz gesehen, wegwerfend zu reden anfing und ihn einen „Lümmel“ nannte, wurde das recht ernst genommen. Es war dies um so nothwendiger, da der Unterhofmeister Manfredini, ein sonst literarisch feingebildeter Mann, sich als Freigeist gefiel und weder in seinen Aeußerungen noch in der Lectüre, welche er in die Hände der Prinzen brachte, wählerisch war. Von ihm vernahmen sie herabsetzende Reden über die gehörte Predigt, über das, was in der geistlichen Lesung vorkam, wie über die Geistlichen. Einmal, da Manfredini dem Prinzen Ferdinand, dem spätern Großherzog von Toscana, scheltend zurief: „Schade, daß Sie nicht lieber Pfaff werden,“ mußte er sich von dem Kinde die Gegenbemerkung gefallen lassen, „man nenne die Geistlichen nicht so“. Im August 1781 klagte der Religionslehrer des 13jährigen Franz beim Hofmeister, daß der Prinz „verschiedene Reden von Papst und Geistlichkeit zu reden anfange, vieles nur leichthin achte und wenig Eifer zeige“.

Man muß es anerkennen, daß Colloredo redlich bemüht war, hier größeres Uebel zu verhüten. Allein bei alledem war seine eigene Religiosität doch mehr die verschwommene Gefühlsreligion der Josephinischen Zeit, die aufklärerisch etwas abgeblaßte Religion des „Biedermanns“, die über eine Art Bürgermoral nicht sehr hoch hinaufragte. Dem Abbé Summating, Lehrer und Beichtvater der Prinzen, wurde von ihm um 1779 ausdrücklich verwiesen, den Kindern noch ferner „Geschichten und Wunder der Heiligen zu erzählen“. Als der Burgpfarrer von Wien, Alois Langenau, in seinen sonntäglichen Predigten vor dem Thronfolger auch dogmatische Stoffe zu behandeln begann, fand dies Colloredo so übel, daß er darauf ausging, die Abhaltung der Predigten für den Prinzen ganz zu hinter-

treiben. Gelegentliche Aeußerungen des jungen Erzherzogs über die „Bettelmönche“ oder die „Kerzelweiber“, über „unaufgeklärte Frömmigkeit“, „Aberglauben“ u. s. w. lassen denn auch erkennen, daß die unkirchlichen Strömungen im Leopoldinischen Toscana und im Josephinischen Oesterreich auf seine religiöse Erziehung keineswegs ohne Einfluß geblieben waren. Als dagegen einer der vom Kaiser dem Prinzen zugetheilten Generaladjutanten einmal während des Tisches ein Lob auf Voltaire anstimmte und dessen Lectüre empfahl, zeigte der 17jährige Erzherzog so viel Festigkeit, bestimmt zu widersprechen.

Uebrigens war Colloredo nicht der einzige, welcher erziehlichen Einfluß auf Franz und dessen Brüder zu üben hatte. Unter andern Lehrern waren es namentlich Manfredini als Unterhofmeister und Graf Hohenwart als Geschichtsprofessor, welche auf die Heranbildung der Prinzen ihre Einwirkung fühlbar machten. Um so willkommener wäre es gewesen, wenn der Verfasser auf die Persönlichkeit dieser beiden Männer wie auch der übrigen am Erziehungswerk betheiligten Lehrer sich etwas mehr eingelassen und ihren frühern wie spätern Lebenslauf kurz skizzirt hätte. Vieles würde dadurch an Bedeutung und Interesse gewonnen haben. Lehrer, von welchen lediglich ein Familienname genannt wird, wie Blodig, Serolle, Louis u. s. w., vermögen keine Theilnahme zu wecken, auch nicht in ihrem pädagogischen Wirken. Besonders übel bewährt sich dies bei dem armen, von Colloredo so unfreundlich beurtheilten Abbé Diesbach. Neben diesem aus Prag gebürtigen Johann Diesbach, der durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten einen geachteten Namen sich erworben hatte, lebte damals in Wien ein anderer Abbé Diesbach, fast vom gleichen Alter, ebenfalls, wie jener, Exjesuit, als Schriftsteller und als Erzieher thätig. Es war der aus Bern gebürtige Convertit Nikolaus Joseph Albert Baron v. Diesbach, ehemals Offizier in sardinischen Diensten, welcher im December 1798 zu Wien im Ruf der Heiligkeit gestorben ist. Oft schon ist dieser letztere Exjesuit v. Diesbach mit jenem andern Exjesuiten Johann Diesbach verwechselt worden, und um so nothwendiger wäre es gewesen, jenen Abbé Diesbach, auf welchen so großer Tadel gehäuft werden sollte, durch Beifügung seiner Personalien genau kennbar zu machen.

Es knüpfen sich namentlich an die Unterrichtsstunden Hohenwarts manche Episoden von wahrhaft prickelndem Interesse. Als Franz 16 Jahre zählt, kommt Kaiser Joseph II. eigens nach Florenz, den Bildungsstand seiner Neffen zu prüfen. Er erscheint im Geschichtsunterricht der beiden ältesten Prinzen, dem er von Anfang bis zu Ende aufmerksam beiwohnt. Der in Function befindliche Lehrer ist der künftige Erzbischof von Wien, Graf Hohenwart. Als Gegenstand des Unterrichtes greift er die Zerwürfnisse zwischen Kaisern und Päpsten heraus, und alles Kopfschütteln und Gestikuliren Josephs II., der mit den aufgestellten Grundsätzen unzufrieden ist, vermag ihn nicht aus der Fassung zu bringen. Ein andermal hat die Großherzogin, eine Tochter Karls III. von Spanien, während des Unterrichtes, dem sie gerne beiwohnte, mit einer übelwollenden Bemerkung gegen die unterdrückte Gesellschaft Jesu den Lehrer unterbrochen. Dieser selbst hatte bis zur Aufhebung dem Orden angehört und war mit unverbrüchlicher Liebe demselben zugethan. Er fühlte die Kränkung tief. Mit beißender Höflichkeit

erwiderte er, scheinbar zustimmend, er werde künftig auch eher ein Jude als noch einmal Jesuit werden; man habe nur übel daran gethan, nicht alle Jesuiten auf einmal zu verbrennen. Erzherzog Franz, der trotz seiner Jugend das Peinvolle dieses Wortwechsels herausfühlte, suchte abzulenken, und die Großherzogin, im übrigen eine brave Frau, that nach Schluß der Stunde dem gekränkten Priester Abbitte. Einmal sprach Hohenwart von der Theilung Polens und erwähnte die Klagen der Polen gegen die österreichische Regierung. Der kleine Franz, damals elf Jahre alt, fragte betroffen, ob man ihnen also hart thue, ob die Kaiserin, seine Großmutter, Unbilliges verlange. Hohenwart mußte sehen, wie er sich herausreden konnte. „Die allergnädigste Frau herrsche voll Milde," meinte er, „aber die Art der Minister sei zu tadeln." Ein anderes Mal setzte der geistreiche Mann seinen kleinen Erzherzogen allerliebst auseinander, es gebe dreierlei Gattung von Menschen: Männer, Weiber und Prinzen; letztere glaubten allezeit etwas ganz Besonderes, von allen andern Menschen Verschiedenes zu sein und von allem ausgenommen; sie brauchten aber weit mehr Hilfe als andere und könnten ohne dieselbe gar nicht bestehen.

Sicherlich muß die Geschichte einer Erziehung, in welcher ein Hohenwart, ein Colloredo, ein Manfredini die Hauptrollen spielen, schon eben dadurch, zumal mit Rücksicht auf die spätere Stellung dieser Erzieher, ihren besondern Reiz gewähren. Aber auch ohne dieses würde der pädagogische Proceß, aus welchem Männer wie Kaiser Franz, Großherzog Ferdinand III., Erzherzog Karl, Erzherzog Johann fertig hervorgegangen sind, allen Anspruch auf Beachtung haben und dem Pädagogen reichen Stoff zum Denken bieten.

Es liegt jedoch in diesen beiden hübschen Bänden noch ein anderer Werth: sie zeigen das Erzhaus der Habsburger von seiner ehrenvollsten und liebenswürdigsten Seite. Schwerlich wird jemand dieselben lesen, ohne die da genannten Glieder der hohen Familie mehr zu achten und wahrhaft lieben zu lernen. Selbst Charaktere, deren historische Züge von Schatten nicht frei sind, erscheinen hier in lichterer Gestalt. Leopolds unselige Kirchenpolitik schwindet hier vor den Augen, ebenso wie die mannigfachen Unordnungen und Thorheiten seines Lebens. Dagegen sieht man ihn als liebevollen Familienvater und besorgten Regenten, stets wohlwollend gut und heiter, geistig regsam und in vielem recht vernünftig. Auch Joseph II., trotz des Ungestüms, mit welchem er die Erziehung des Thronfolgers zu verbessern wähnt, und trotz der bodenlosen Mißwirtschaft seiner Verwaltung, die sich in den unbefangenen Tagebuch-Aufzeichnungen seines Neffen aufs krasseste spiegelt, verräth hier seine edelsten und schätzenswerthesten Seiten, welche unwillkürlich ein Mitgefühl für ihn wecken.

Dem hochw. Verfasser mit seinem außerordentlichen Fleiße und der großen Liebe zur Sache gebührt das Verdienst, seiner Darstellung eine solch wohlthuende Wärme eingehaucht und solches Interesse seinem Werke gesichert zu haben. Was man ausstellen könnte, wäre vielleicht, daß er Colloredos Klagen, Urtheile und Beargwöhnungen überall zu unbedingt als feststehende Norm adoptirt hat und alles stets nur mit Colloredos Augen zu sehen scheint. Vielleicht daß dabei auch der Natur von Colloredos täglich hingeworfenen Notizen und momentanen Ein-

drücken nicht immer genug Rechnung getragen ist. Allgemeine pädagogische Betrachtungen erscheinen zuweilen etwas freigebig eingestreut und schreiten manchmal gar majestätisch zwischen den kleinen Nachrichten aus der Kinderstube einher. Ein genaueres Auseinanderhalten der zeitlichen Aufeinanderfolge verschiedener Maßnahmen und Vorkommnisse würde den Ueberblick über den Gang des Erziehungswerkes erleichtert, die Lesung angenehmer und manche Wiederholung überflüssig gemacht haben. Jetzt vermengen sich oft Dinge, die um Jahre auseinanderliegen.

Indes über Geschmacksachen ist nicht zu streiten. Jedenfalls bleibt P. Wolfsgrubers Werk auch so ein liebes und werthes Buch, ein köstliches Labsal dem Freund der Jugendbildung, ein theures Andenken jedem echten Oesterreicher, nur geeignet, Achtung für die Grundsätze der Religion und Ehre, Liebe und Treue für das alte Kaiserhaus zu festigen.

Otto Pfülf S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Auctore Ioanne Bapt. Sasse S. J. Volumen alterum. Opus posthumum cura Augustini Lehmkuhl S. J. De Poenitentia cum appendice de Indulgentiis. — De Extrema Unctione. — De Ordine. — De Matrimonio. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 8°. (XX et 494 p.) Friburgi, Herder, MDCCCXCVIII. Preis *M.* 7.20.

Nach Drucklegung des ersten Bandes des hier angezeigten Werkes hat der Verfasser das Zeitliche gesegnet. Bei all seinen Bekannten, seinen Schülern zumal, deren er viele zählte, hinterläßt er den Ruf eines ebenso streng kirchlichen, soliden wie stillen, bescheidenen Lehrers der Theologie. Diese Vorzüge eignen denn auch in hohem Grade seiner Sacramentenlehre. Im übrigen ist die Doctrin des Buches durchaus vollständig; keine Frage von Bedeutung, die ein Dogmatiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Sacramentenlehre aufwerfen kann, ist unbeantwortet geblieben. Ueber den reichen Inhalt orientiren schon hinreichend außer dem Titel die beiden ausführlichen guten Indices, von denen der dreizehnseitige Sach- und Personen-Index am Schluß die Benutzung des Buches sehr erleichtert. Dieselben verdanken wir dem Herausgeber des zweiten Bandes, P. Lehmkuhl. Dieser hat sich um den zweiten Band überhaupt große Verdienste erworben, nicht bloß durch die uneigennützige Mühewaltung bei der Sichtung des hinterlassenen Manuscriptes und bei der Drucklegung des Buches, als auch durch die pietätvolle Behandlung der Hinterlassenschaft und durch die unter dem Texte hinzugefügten Noten und einige größere Zusätze im Texte, die aber als solche überall gekennzeichnet sind.

Oeuvres mystiques du bienheureux Henri Suso de l'ordre des Frères Prêcheurs. Traduction nouvelle par le P. G. Thiriot des Frères Prêcheurs. 12°. I[er] vol. (LXVII et 306 p.) II[d] vol. (443 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 6.

Das französische Publikum muß für diese schöne Gabe dankbar sein. Cartiers Uebersetzung der Werke Seuses war unvollständig und ungenau; die Forschung über die deutsche Mystik hat seit 1856 große Fortschritte gemacht, und so ist eine neue Uebertragung ganz zeitgemäß. Das moderne Französisch vermag natürlich die wunderbare Innigkeit der Sprache Seuses nicht wiederzuspiegeln. Indes hat P. Thiriot alles gethan, was sich thun ließ; er befleißt sich möglichster Einfachheit und einer ungezwungenen Natürlichkeit. Die Uebersetzung enthält außer dem „Exemplar" mit den bekannten vier Tractaten, dem Leben, dem Büchlein der ewigen Weisheit, dem Büchlein der Wahrheit und dem Briefbüchlein, noch vier Predigten Seuses nach der deutschen Ausgabe Diepenbrocks und der lateinischen des Surius, und 14 Briefe aus den 26, welche Preger 1867 nach einer Münchener Handschrift (cgm. 819) veröffentlicht hat [Ed. Preger IV—XVII]. Diepenbrock hat fünf Predigten; aber die an zweiter Stelle von ihm aufgenommene ist von Tauler. Eine sechste Predigt, Ego sum pastor bonus, fällt fast zusammen mit dem siebenten Briefe des Exemplars [= XXI in Pregers Ausgabe der Briefe]. Die Uebersetzung des Exemplars stützt sich hauptsächlich auf Denifles Ausgabe. Wir zweifeln nicht, daß Seuse auch in Frankreich viele Bewunderer finden wird. Er ist unzweifelhaft ein trefflicher Meister des geistlichen Lebens. Liegt uns auch die mittelalterliche Mystik ferner als die der großen Mystiker des 16. und 17. Jahrhunderts, so darf doch weder Theorie noch Praxis von jener ersten deutschen Periode absehen.

Critériologie générale ou théorie générale de la certitude. Par D. Mercier, professeur de philosophie et directeur de l'institut supérieur de philosophie à l'université catholique de Louvain. gr. 8°. (XII, V et 371 p.) Louvain, Institut supérieur de philos., et Paris, Alcan, 1899. Preis *Fr.* 6.

Seit Jahrzehnten dürfte kein interessanteres Buch über die Grundlagen der Gewißheit geschrieben worden sein. In der klaren Fragestellung ist es einzig in seiner Art; von musterhafter Durchsichtigkeit sind Eintheilung und Sprache; die Widerlegung entgegenstehender Ansichten ist eingehend und gründlich. Mercier geht zum Theil ganz neue Wege. So wird sich eine kurze Anzeige der Kritik enthalten und auf ein Referat beschränken müssen. Die Vorbegriffe der Psychologie, der Wahrheit und Gewißheit erläutert das erste Buch. Schon hier finden sich manche originelle Gesichtspunkte. Das zweite Buch bestimmt die Verfassung des Verstandes an der Schwelle des Gewißheitsproblems. Die Theorie des allgemeinen Zweifels mit Einschluß Descartes' und jener Dogmatismus, welcher einfach voraussetzt, daß die Vernunft fähig sei, zur Wahrheit zu führen, werden abgewiesen. Diese Fähigkeit will der Verfasser vor der Reflexion über die eigenen Acte weder bejaht noch verneint wissen. Sein Standpunkt ist ein negativer, aber allgemeiner methodischer Zweifel. Sehr beachtenswerth sind hier die Verweise auf Aristoteles und Thomas (In metaph. l. 3, lect. 1). Die Reflexion führt aber, wie Mercier weiter ausführt, sogleich auf unmittelbar evidente Urtheile als Grundlage der Gewißheit. Im dritten und vierten Buch wird das Problem gelöst. Da die Wahrheit, wie

Mercier von Anfang an stark betont hat, bloß im Urtheil zu finden ist, so handelt es sich zunächst darum, den objectiven Werth des zwischen Subject und Prädicat erkannten Verhältnisses in den unmittelbar einleuchtenden Urtheilen der idealen Ordnung zu erweisen. Es ist die Frage nach dem letzten Kriterium der Gewißheit. Jetzt erst behandelt Buch 4 das Problem der objectiven Wirklichkeit der Begriffe, verquickt es mit dem Universalienproblem und löst es durch Aufstellung des gemäßigten Realismus. In einem neuen Band, Critériologie spéciale, dem wir mit höchstem Interesse entgegensehen, sollen die Quellen der Erkenntniß behandelt werden.

Geist des heiligen Bernhard. Geistliche Lesung auf alle Tage des Jahres aus den Schriften des heiligen Abtes und Kirchenlehrers. Herausgegeben von Dr. P. Rivard Schlögl, Ord. Cist., Professor der Theologie und Novizenmeister im Stifte Heiligenkreuz. 4 Bände (Januar bis Dezember). Mit 5 Vollbildern. 8°. (XII, 300; VI, 308; VI, 306; VI, 358 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898—1899. Preis eines Bandes *M.* 2.40.

Dem Titel, der Inhalt und Empfehlung des Werkes durch sich selbst schon genügend ausspricht, ist nur hinzuzufügen, daß die gewählte Ordnung der Lesungen dem Kirchenjahr und seinen Festzeiten sich trefflich anpaßt. Am Ende jeder Lesung findet sich in Form von drei Gewissensfragen eine Anleitung zum Nachdenken und zur Nutzanwendung. Die Lesungen an sich bieten nichts anderes als eine sorgfältige deutsche Uebersetzung der meisten und besten Predigten wie ascetischen Schriften des liebenswürdigen heiligen Kirchenlehrers von Clairvaux. Es ergibt sich daraus von selbst, daß sie reich sind an geistigem Gehalt, ja an wunderbar tiefsinnigen, ureigenwüchsigen Gedanken und Anmuthungen. Auf der andern Seite läßt sich nicht läugnen, daß hinwieder auch manche Erörterung, manches Bild und mancher Gefühlserguß, zumal in dem nicht immer dem Gedanken glatt sich anschmiegenden deutschen Sprachgewande, etwas Fremdartiges und schwer Verdauliches für den modernen Leser, auch den frommen, haben könnte. Wer sich durch solches nicht abschrecken läßt, ernste Geistesnahrung zu suchen in diesen Lesungen und, wenn auch mit anfänglicher Ueberwindung, tiefer einzudringen in den „Geist des hl. Bernhard", wird sich reichlich belohnt sehen. Dem dritten Bande ist mit Rücksicht auf das Fest des hl. Bernhard (am 20. August) eine hübsche Novene (Betrachtungen oder Lesungen und Gebete) zu Ehren des Heiligen beigegeben. Der vierte Band schließt mit einer Tabelle der in dem Werke enthaltenen Schriften des hl. Bernhard, einem Verzeichniß der von ihm in diesen Schriften angewendeten und erklärten Bibelstellen, endlich einem überaus praktischen und werthvollen Sachregister. Letzteres macht das Werk auch zu einem Hilfsmittel für den Prediger.

Heilserum für die Jugend nach dem bewährten Rezepte eines Seelenarztes. Der Jugend, namentlich den studierenden Jünglingen, dargeboten von P. Jos. Jordans, Priester der Gesellschaft Jesu. 24°. (96 S.) Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis 30 *Pf.*

Anknüpfend an die Erfolge eines zu seiner Zeit vielgenannten Seelenführers, P. Zucchi S. J. († 1670), wird der heranwachsenden Jugend als Hilfsmittel für den schwersten Kampf, den sie zu bestehen hat, die Andacht zu Maria und die von P. Zucchi eingeführte Art ihrer Anrufung empfohlen. Es ist in Kürze die Geschichte des berühmten Gebetleins „O meine Gebieterin, o meine Mutter!" An

Gehalt birgt das Schriftchen, namentlich der dritte Abschnitt, mehr, als das Aeußere vermuthen läßt. Solchen, die mit der Seelsorge für die Jugend zu thun haben, an erster Stelle Leitern von Marianischen Sodalitäten, könnte es gute Dienste leisten. An ältere und denkende Leser wendet sich ja auch die sechs Seiten lange reflectirende Einleitung. Mit Rücksicht auf jüngere Leser wären kürzere Abschnitte, kürzere Sätze und ein directeres Losgehen aufs Ziel wohl zu empfehlen gewesen. — Das gleiche Thema wird in einem „Recept für die Jugend gegen Seelenpest" betitelten Schriftchen desselben Verfassers behandelt (Preis 5 *Pf.*), sowie in dem jüngst erschienenen, sehr zu empfehlenden Büchlein: „Bewahre die Lilie der Keuschheit! Ein Wort an die Jugend. Von einem Priester der Diöcese Limburg. Frankfurt a. M., Kreuer."

Geschichte der Pfarreien des Dekanates Bonn. II. Theil. Bonn Land. Von Maaßen, Pfarrer in Hemmerich. (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont, Domcapitular zu Köln. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. V. Dekanat Bonn, II. Theil.) 8°. (X u. 384 S.) Bonn, Hanstein, 1899. Preis *M.* 5.

Seitdem zu dem großen Unternehmen einer Geschichte sämtlicher Pfarreien der Erzdiöcese Köln durch Domcapitular Dr. Dumont muthig die Initiative ergriffen wurde, sind 20 Jahre verflossen. Es ist dem nunmehr Verstorbenen noch vergönnt gewesen, die Aufgabe, soweit er sie für seine eigene Lebenszeit ins Auge gefaßt hatte, gelöst zu sehen; für sieben Decanate sah er die Arbeit wenigstens druckfertig. Mit dem vorliegenden zweiten Bande für das wichtige Decanat Bonn ist die Geschichte dieser Decanate nun auch im Drucke vollendet. Vier unter den bis jetzt erschienenen acht Bänden, drei Decanate umfassend, tragen den Namen des hochw. Herrn Verfassers und machen dessen warmem Interesse für die Sache wie seinem unermüdlichen Fleiße alle Ehre. Auch dieser letzte Band zeigt ganz dieselbe Liebe zur kirchlichen Vergangenheit und dieselbe Vielseitigkeit des Inhaltes wie seine Vorgänger; mit ihnen theilt er ebenso die musterhafte Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung. Die von Anfang an gewählte sehr hübsche Ausstattung hat durch den Wechsel des Verlages nicht im mindesten gelitten. Man kann nur wünschen, daß diese Geschichte der Pfarreien in ihrem Werthe mehr erkannt und demgemäß mehr studirt und verbreitet werden möchte. Abgesehen von mannigfachem praktischen Nutzen wird sie anregend wirken für das Studium der Localgeschichte, und wird, mittelbar oder unmittelbar, befestigen in der Liebe zur Kirche und zum heimischen Boden. Damit ist schon die Hoffnung ausgesprochen, daß ein so lehrreiches und für die Erzdiöcese so ehrenvolles Unternehmen mit dem Tode seines vielverdienten Begründers nicht einen Stillstand erfahren werde.

Kleine Kirchengeschichte. Kirchengeschichtliche Bilder. Von J. Schröder, Seminardirektor. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (IV u. 128 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.20.

Was das Büchlein leisten will, besagt der Titel. In 42 kurzen Abschnitten — lose nebeneinandergestellten Einzelbildern — werden die Haupterscheinungen der Kirchengeschichte in großen Umrissen zur Kenntnißnahme vorgehalten. Sache des Lehrers ist es, die Bilder des weitern auszuführen. Das löbliche Streben nach Kürze hat zuweilen kleine Ungenauigkeiten zur Folge gehabt. So läßt sich S. 103

Heinrich VIII. zum Oberhaupt der englischen Kirche erklären, nachdem er wegen Trennung von seiner Gemahlin mit dem Bann belegt ist; etwas irreführend ist auch die Darstellung von Gregor VII. S. 67 u. s. w. Doch im ganzen erfüllt das Schriftchen seinen Zweck und zeigt dabei einen warmen kirchlichen Ton.

Thomas von Chantimpré. Von Alexander Kaufmann. (Vereinsschrift I. der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kathol. Deutschland für 1899.) 8°. (138 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis *M.* 1.80.

War es ein Werk der Pietät gegen einen hingeschiedenen hochgeschätzten Schriftsteller, für diese seine letzte, leider nicht zum Abschluß gediehene Arbeit die Herausgabe zu ermöglichen, so ist es gewiß auch ein Verdienst um diejenigen, welche am Geistesleben der Vergangenheit ein regeres Interesse nehmen. Mit einem mittelalterlichen Schriftsteller von der Art eines Cantipratensis in der Weise bekannt zu werden, wie es hier geschieht, kann nur geistiger Gewinn sein. Man lernt einen höchst merkwürdigen Mann kennen in seinem Leben, seiner Eigenart und seinen Leistungen; man erhält zugleich auch die Blüthenlese aus der poesieüberströmten Fülle seiner Erlebnisse und Erzählungen. Kaufmann verheimlicht Schatten nicht, er deutet aber zugleich mit ihnen die Gesichtspunkte an, sie richtig zu beurtheilen. Er mahnt nachdrücklich, daß nur aus dem Geist der ganzen Zeit heraus die Einzelerscheinung recht erfaßt werden könne. Neben dem Dunkeln sieht er auch das Licht, und es ist recht viel Erhebendes und Herzerquickendes, was der sinnige Kenner des Cäsarius von Heisterbach hier dessen jüngerem Zeit- und Geistesgenossen abgelauscht hat. Was manchmal nicht gefällt, ist Kaufmanns Neigung, allzu leicht und allzu oft in den einfachsten christlichen Erzählungen und Legenden Ueberbleibsel heidnischer Sagen zu erblicken. Den Spruch des Ecclesiasticus 33, 29 hat er S. 77 nicht erkannt. Bei den dürftigen Angaben über Bonifacius von Lausanne hätten die Ausführungen in dieser Zeitschrift Bd. L, S. 10 f. oder wenigstens Kieckens (St. Boniface de Bruxelles, 1892) vielleicht Dienste thun können. Das Verfahren des gelehrten Herausgebers, in allem übrigen der achtungsvollsten Anerkennung werth, kann nur in dem einen nicht gelobt werden, daß er ein ganzes Kapitel unterdrückt hat, weil der Verfasser dasselbe 1893 in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" schon einmal hat drucken lassen.

Gabriel Malagrida de la Compagnie de Jésus. Par Paul Mury S. J. 2. édition. 8°. (XII et 350 p.) Strasbourg, Le Roux et Ce, 1899. Preis *M.* 2.

Die kleine, im Tone der Erbauungslectüre gehaltene Schrift ist dem Andenken eines eifrigen Heidenmissionärs gewidmet, dessen tugendreiches Leben durch den zuletzt an ihm begangenen Justizmord doppelt ehrwürdig erscheint. Schon 1865 war das Schriftchen in erster Auflage erschienen und ist seitdem in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Eine deutsche Uebertragung kam in diesen Blättern (Bd. XLII, S. 345) zur Anzeige. Durch die zweite Auflage ist an der Erzählung wenig geändert, nur einiges hinzugefügt worden. Namentlich weist sie jetzt im Anhang Malagridas Schrift über „Die wahre Ursache des Erdbebens vom 1. November 1755" nebst den Documenten der Gutheißung wie der königlichen Verwerfung derselben auf, und das Urtheil der Inquisition über den Missionar, beides in der Ursprache wie in französischer Uebersetzung. Ferner bringt der An-

hang eine Beschreibung der Kerker von St-Julien nebst einer Abbildung und den Listen der dort Gefangenen. Es ist zu bedauern, daß die Gelegenheit dieser Neuauflage nicht benutzt worden ist, mit Hilfe neuerer Publicationen die frühere Darstellung zu ergänzen. Schon P. Duhrs Studie über Pombal (Freiburg 1891) hätte über die wichtigsten Fragen, welche sich an Malagridas Ende knüpfen (S. 73 bis 76), werthvolle Anhaltspunkte bieten können.

Vier Heldinnen aus der Zeit der Katholikenverfolgung in England. Von Gräfin R. de Courson. Mit Erlaubniß der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von Peter Sömer. 8°. (372 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis geb. *M.* 2.50.

Die fesselnde Erzählung der Gräfin de Courson über Leben und Leiden von vier heldenmüthigen Frauen aus der Zeit der Glaubensverfolgung in England ist in dieser Zeitschrift (Bd. XLVIII, S. 219) empfehlend zur Anzeige gekommen. Hier liegt nun eine deutsche Uebersetzung vor in fließender Sprache und hübscher Ausstattung. Näherhin gliedert sich die Schrift in sechs Hauptabschnitte: Allgemeines über die Katholikenverfolgung in England, Abriß der Geschichte der katholischen Kirche in England vom Nachlassen der blutigen Verfolgung bis jetzt, und zwischen diesen beiden allgemeinen Partien das Leben Jane Dormers, der Herzogin von Feria, der Donna Luisa de Carvajal und der Jungfrau Mary Ward.

Correspondance du Cardinal Hercule Consalvi avec le Prince Clément de Metternich. 1815—1823. Lettres et autres Documents inédits extraits des Archives II. RR. de Vienne et des Archives privées de S. A. le prince Paul de Metternich. Par Charles van Duerm S. J. Lex. 8°. (CXXVI et 411 p.) Louvain, Polleunis et Ceuterick — Bruxelles, L. Lagaert, 1899. Preis *Fr.* 10.

Es war bekannt, daß der große Staatssecretär Pius' VII. dank seiner geistigen Bedeutung wie seiner bezaubernden persönlichen Liebenswürdigkeit mit fast allen gekrönten Häuptern Europas und mit allen bemerkenswerthen Staatsmännern seiner Zeit in brieflichem Verkehr stand. Crétineau-Joly hat in seiner Ausgabe von Consalvis Memoiren eine Anzahl solcher Briefe in Facsimile veröffentlicht. Unter ihnen fand sich (II, 263) auch ein recht artig gehaltenes Schreiben Metternichs, das auf nähere Beziehungen hindeutet. P. van Duerm, welcher mit der Regierungszeit Pius' VII. sich schon früher mehrfach beschäftigt hat und dessen Forschungen in den Wiener Archiven wir bereits eine andere wichtige, leider viel zu wenig beachtete Publication verdanken (Un peu plus de lumière sur le Conclave de Venise. Louvain 1896; vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 236), war nun so glücklich, einen großen Theil der Correspondenz zwischen den beiden mit Recht hochgefeierten Staatsmännern theils aus dem Staatsarchiv in Wien, theils aus dem fürstlich Metternichschen Privatarchiv ans Licht ziehen zu können. Von den Briefen Consalvis, welche die wichtigern sind, lagen ihm die Originalien vor, während er für die Schreiben Metternichs mit den Conceptschreiben sich begnügen mußte. Für die richtige Würdigung der Persönlichkeit Consalvis und seiner Politik während der zweiten Periode seiner Amtsthätigkeit, über welche die 1812 niedergeschriebenen Memoiren einen Aufschluß nicht gewähren können, sind diese Briefe von hoher Bedeutung. Auch an sonstigen Angaben von allgemeinem geschichtlichen Interesse fehlt es nicht. Für den deutschen Leser findet sich eine zwar nicht erfreuliche, aber bedeutsame Stelle

S. 241 über die kirchlichen Verhandlungen mit den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Noch manche andere Mittheilungen, z. B. über die Bibliotheca Palatina S. 97 f. 133 f., über die Romreise des Generalvicars Wessenberg S. 187 u. s. w., sind beachtenswerth. Die Briefe sind durchwegs politischen Inhaltes, und auch in den confidentiellsten Aeußerungen verläugnen sich niemals die Meister der Diplomatie.

Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Von Dr. Julius Asbach, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Düsseldorf. 8°. (18 S.) Düsseldorf, Schwann, 1899. Preis 80 *Pf.*

Nicht in dem abwehrenden Theile dieses Vortrags liegt sein Werth. Er wendet sich gegen den Vorschlag angesehener Schulmänner, das heutige Gymnasium bis zur Obersecunda als einheitliche Lehranstalt für gelehrte Berufe jeder Art beizubehalten (also unter Wegfall des Realgymnasiums 2c.), dagegen an Stelle der heutigen Prima eine vom Gymnasium gesonderte zweiklassige höhere Schule einzusetzen, die, je nach der Verschiedenheit der Berufsarten, in drei Richtungen sich verzweigen würde. Für die einen würden die altklassischen Studien, für andere die modernen Sprachen, für wieder andere die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer den Unterricht beherrschen. Einem Vorschlag von solcher Tragweite, der so ernste Momente für sich geltend machen kann, war es unmöglich, in einem kurzen Vortrag gerecht zu werden. Er ist eigentlich nur obenhin berührt worden, und in der That wird für die Annehmbarkeit desselben alles auf die Art und Weise der Ausführung ankommen. Was aber Dr. Asbachs Vortrag wahren Werth verleiht, ist der warmherzige Protest gegen „weitere Verstümmelung der klassischen Bildung", die sachverständige Würdigung der klassischen Studien; es ist ferner die zwar vorsichtige und zarte, aber bedeutsame Kritik an der „Gymnasialreform von 1892" und den heutigen Lehrplänen, das entschiedene Verlangen einer ernstern Betonung des Lateinstudiums, wie überhaupt der „anzustrebenden Verbesserung" und „Weiterführung der Reform". Die Prachtstelle S. 14 über die Geschichte der Hellenen wird jedem Freund des klassischen Alterthums aus dem Herzen geschrieben sein. Deshalb sind jedoch keineswegs alle positiven Aufstellungen dieses Vortrages ohne weiteres gutzuheißen.

1. **Der brave Student.** Ein nützliches Hilfsbüchlein besonders für sog. spätere „Studienberufe". Von Heinrich Teutsch, Studentenfreund. Lex.-8°. (136 S.) Ravensburg, Kommissions-Verlag von Kitz, 1899. 6 Hefte à *M.* 1.25.
2. **Die drei ersten Lateinjahre.** Ein nützliches Hilfsbuch für sog. spätere Studienberufe, auch für Eltern, Geistliche, Privat- und Hauslehrer. Verfaßt im Anschluß an die neuen deutschen Studienplane von 1892 und die neueste Litteratur (1893–1899) und an die Latein-Grammatik von Landgraf (Heft 1 des „Braven Studenten", Landgraf-Ausgabe). Von Heinrich Teutsch, Studentenfreund. 8°. (38 S.) Ravensburg, Kommissions-Verlag von Kitz, 1899. Preis *M.* 1.

1. Aus einer großen Masse neuer und gediegener Literatur über das Gymnasialwesen und die demselben verbundenen Unterrichtsfächer wird hier von einem Manne der Praxis die Substanz geboten, und zwar ganz im Hinblick auf die Praxis, mit vielen trefflichen Winken nicht nur für den Unterricht selbst, Stoff-

eintheilung, Methode, Schulübungen, Auswahl der Autoren und Lesestücke, sondern auch in Bezug auf die Schulbücher, ihre verschiedenen Ausgaben nach Brauchbarkeit und Preis, in Bezug auf Erholungszeit, Spiele, Lectüre, Ferienausflüge u. s. w. Solche, welchen es obliegt, Studirende zu leiten, wie oft Geistliche auf dem Lande, Directoren von Convicten, Privatlehrer und selbst Gymnasiallehrer von Fach, werden vieles Nützliche aus diesen mit immensem Fleiße zusammengetragenen Heften schöpfen können, und die einmalige Auslage der Beschaffung wird sich durch die treffliche Orientirung über die Literatur und die Schulbücherausgaben leicht wieder decken. Anfänger in den Studien, auch in bereits gereiftern Jahren, könnten hingegen durch die Masse und Mannigfaltigkeit des Gebotenen wohl eher verwirrt als sicher geleitet werden. Denn wenn es an einem Werke ein Fehler sein kann, daß es zu viel Gutes bietet, d. h. zu viel Gutes auf einmal leisten will, so werden die vorliegenden Hefte von einem solchen Vorwurf wohl kaum ganz freizusprechen sein. Dieser Fehler wird jedoch nur am buchhändlerischen Erfolge sich rächen. Solche, welche das Werk wirklich gebrauchen und geistig durchdringen, werden sich des Reichthums nur zu freuen haben.

2. Die kleine Broschüre stellt nichts anderes dar als das vierte Heft des oben angezeigten größern Werkes in Sonderabdruck und handlicherem Format. Es ist zugleich derjenige Theil des Werkes, der am unmittelbarsten in die Praxis einschlägt und am meisten einer vorhandenen Nachfrage entgegenkommt. Für sogen. späte Studienberufe ist er ganz und gar eingerichtet und kann für sie einen guten Führer abgeben, ja nahezu den Lehrer ersetzen. Der köstliche Druckfehler in der Mitte der Seite 29 wird dabei ganz besonderes Vergnügen machen.

Vierzig Katechesen zum Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Seinen hochw. Mitbrüdern im Bistum Rottenburg gewidmet von Franz Müller, Priester desselben Bistums. 8°. Selbstverlag des Verfassers (Versandstelle: H. Kitz, Buchhandlung, Ravensburg), 1899.

Erstes Heft: Zwanzig Konferenzen über Glaube, Gnadenmittel, Gebet (über das erste, zweite, vierte Katechismus-Hauptstück). (60 S.) Preis *M.* 1.

Drittes Heft (Schlußheft): Elf kirchengeschichtliche Konferenzen (Nr. 28—38), nebst zwei Abschluß-Katechesen (39 und 40). (104 S.) Preis *M.* 3.

Es sind nicht eigentlich Katechesen, was hier geboten wird, sondern kurze Vorträge oder Ermahnungsreden über die Hauptwahrheiten der Religion. Gemeinverständlichkeit, Einfachheit und Herzlichkeit des Tones sowie die stete Richtung aufs Praktische zeichnen dieselben aus. Eine umfangreichere Literaturangabe ist den einzelnen Vorträgen vorangestellt, während diese selbst ein Muster abgeben, wie der Katechet, um den Geist des einfachen Hörers nicht zu überschütten, sich selbst stofflich Beschränkung aufzuerlegen hat. Nur so viel wird jedesmal geboten, als auch ein weniger anspruchsvoller Geist auf einmal zu verdauen im stande ist.

In den „kirchengeschichtlichen Conferenzen" ist das, was vorgetragen bezw. aneinandergereiht wird, meist wohlbekannt; die Urtheile lassen manchmal Meinungsverschiedenheit zu. Lehrreich aber ist die Auswahl der Stoffe. In nur elf Vorträgen wird eine ganze populäre Kirchengeschichte auch dem einfachsten Hörer beigebracht. Dabei ist je ein besonderer Vortrag der Liebe zum Papstthum (die Päpste des 19. Jahrhunderts), der Hochschätzung der religiösen Orden, der Kirchengeschichte der engern Heimat (bis in die allerneueste Zeit) und ein sehr gut angebrachter und lohnender Vortrag dem Werk der Missionen gewidmet.

Katechismusgeschichten. Freie und kurzgefaßte Erzählungen zu den einzelnen Abschnitten des Schulkatechismus mit wörtlichem Anschluß an denselben. Der Schule und den Familien gewidmet von A. Schmittdiel, Priester der Diöcese Paderborn. 8°. (VIII u. 311 S.) Paderborn, Junfermann, 1899. Preis M. 2.

Bezeichnender als der jetzt gewählte ausführliche Titel wäre wohl: Katholischer „Katechismus in erzählender Form“ für Haus und Schule. Der Verfasser selbst gebraucht diesen Ausdruck (Vorrede S. VI), und daß er klar wußte, was er wollte, beweist die gute und bescheidene Vorrede. Daraus geht auch hervor, daß er sich sein Werk zunächst als Familienbuch denkt. Wir sind derselben Ansicht, und auch unseres Erachtens „wäre das Buch ganz besonders geeignet als Geschenk und Andenken für die Jugend, sei es zu Weihnachten oder gelegentlich der ersten heiligen Communion oder der Entlassung aus der Schule“. Auch der Schule kann das Buch gute Dienste thun, wenn dasselbe sich in den Händen der Kinder findet. Der Katechet brauchte nur gelegentlich mit seinen Schülern nach Art einer Wiederholung die eine oder andere Erzählung durchzunehmen, um fragend und erklärend auf Zweck und Inhalt des Buches aufmerksam zu machen. Bei diesem neuen, ersten Wurfe wollte und konnte der Verfasser nicht gleich Vollkommenes liefern. Es ist auch nur zu wahr, daß durch die ganze Einrichtung des Buches „Erfindung, Anordnung und freie Wahl des Ausdrucks nicht wenig behindert und erschwert“ wurde. Trotzdem muß es für Neuauflagen das Hauptbestreben der Kunst des Verfassers sein, in den einzelnen Erzählungen erzählender und in den verschiedenen verschiedenartiger bei seiner Erzählung zu werden. Der Katechismustext müßte aus dem Blattwerk der Erzählung so frisch und ungezwungen hervorwachsen wie die Knospe und Blume.

Miscellen.

Zur russischen Diplomatie im 16. Jahrhundert. Es ist bekannt, wie schwer zugänglich das Moskowitische Zarenreich Jahrhunderte hindurch den Einwirkungen von Westen her geblieben ist und wie ungebärdig es sich diplomatischer Beeinflussung von seiten der europäischen Cabinette zu erwehren wußte. Es bedurfte der getäuschten Hoffnung auf Polens Königskrone und des Emporkommens eines heldenhaften Gegners wie Stephan Bathory, um den Großfürsten zu regerem Austausch mit dem Kaiserhofe und selbst mit dem Heiligen Stuhle gefügig zu machen. Gleichwohl war noch bei Gelegenheit des Regensburger Reichstages, wo eine Verständigung des Großfürsten mit dem Kaiser gegenüber dem neuen Polenkönig zu stande kam, im August 1576, alle Feinheit des größten päpstlichen Diplomaten jener Zeit, des großen Cardinals Morone, an der unüberwindlichen Barbarei des russischen Botschafters Fürsten Sougorski und seines Diak Artso-

bachew zu Schanden geworden. Unter solchen Umständen war jeder Schritt Rußlands zu diplomatischer Verbindung mit einer der abendländischen Mächte eine Sache vom höchsten Interesse, und noch heute, da jenes selbe Zarenreich in der europäischen Diplomatie eine so hervorragende Rolle spielt, kann man nicht ohne Vergnügen jener ersten seltenen diplomatischen Missionen gedenken, durch welche vor 300 Jahren das große Moskowiterreich hier und da eine Annäherung an eine der Westmächte versucht hat. Ueber eine dieser Gesandtschaften, die bisher eine Beachtung kaum gefunden hat, birgt das Statthalterei-Archiv zu Innsbruck einen Bericht des Hofkammerrathes Erasmus Heidenreich (Haydenreich) zu Pidnegg an Erzherzog Ferdinand II. von Tirol von Wien aus, im Januar und Februar 1578, der mit ganz unbedeutenden orthographischen Aenderungen hier wörtlich folgen soll:

„Der Mostgawiterisch Poth (Bote) ist mit neun Personen auf Ihr. Kays. Majest. Gutschen den 19 dits (Januar) hie einblait (begleitet) worden, den gleichwol ihr. Mt. Hofgesindt anders nit, wie ich Eur fürstl. Durchlt. hievor gehorsamblich anzaigt, entgegen kumben, sondern allain der Herr Gilis mit ihr Majest. Hertschiern (Hartschieren). Sonst ist ihm Herr Hanns Christoff von Zelting, Hofrath, entgegen auf die Grentzen von ihr. Mt. geschickt worden. Und ist gedachter Pottschafter allhie zu Wienn in der Kärnerstraßen im Hasen Haus losiert.

„Gestern den 21. dits haben ihr Mt. Ihm Moscawiterischen Pottschafter Audienz umb 4 Uhr Nachmittag geben; ist zu Roß, er und sein Diakh in die Purg belait worden; soll sich was befrembt haben, daß man ihm also spath Audienz geb. Weil man ihm aber zu verstehn geben, es sey also gebreuchig, ist er darmit zufriden gewesen.

„Er Pottschafter und sein Diakh sein in guldenen Stuckhen gen Hof für ihr. Mt. kumben und fünf ihrer Diener in Seiden und Wullen-Röcken mitgangen, darunder ainer des Grosfürsten Schreiben an ihr. Mt. in ainem sameten Säckl und zween, jeder ain Zimer Zöbl zu der Vererung in Säcken getragen; die andern zween aber nichts gehabt. Die sein all miteinander für ihr. Mt. fürgelassen worden, und bey der Audienz und seinem Fürbringen Niemandt anders als die gehaimben Räth und der Dolmetsch, auch die Herrn, so die Pottschaften Belait gewesen, hat sich lenger als ain halbe Stundt bey ihr. Mt. im Zimmer aufgehalten.

„Und durch Mitl (Vermittlung) ihrer Mt. Dolmetschen sein Sach bey ihr. Mt. fürbracht und nahendt bey ihr. kay. Mt. gestanden, wie es auch Reden hin und wider zwischen ihr. Mt. und ihm Pottschafter also abgeben.

„Was aber sein Werbung, darvon hab ich anders nichts bisher vernomben.

„Sonst ist gedachter Pottschafter, wie mit Herr von Zelting, der ihn blait, bericht, ain hoflicher Mann, und weder er noch sein Gesindt nit dermaßen ungeschaffen (ungeschlachte) Leuth, als die großmoscowiterisch Pottschaft zu Regenspurg gewesen.

„Und soll ain triegserfarne Person sein, den der Moscawiter viel in solchen Sachen gebrauchen thuet; auch aus Eyflanndt (Livland) jung in der Moscaw gefangen worden, und sich ihrer Religion angenomben haben.

„Ist den 27. Septembris verschinen 77isten Jars zu diser Legation aus der Moscaw abgeraist und den 19. Januari wie obgemelt alher ankumben.

„Das Meer hat in lang aufgehalten, das er sex ganze Wochen nit one Gefar des Meers Ungestümbe nit ehr hat fort kumen mügen.

„Wie er sich gegen Herrn von Zelting vernemben lassen, so will sein Großfürst mit Schweden und den Tartern kain Fridt annemben. Und ist under andern sein Absendung zu Continuiern der Handlung, so die vorig Groß Pottschaft zu Regenspurgg angebracht, und daß die kayserlich und Reichs Legation ihren Fortgang mechte haben.

„Soll sich großer Hilf vernemben lassen mit Volk, oder, wo solches nit anemblich, mit Gelt und das Volk ander Orten zu Abbruch der Turggen (Türken) zu gebrauchen, auch den Persier wider den Türggen zu bewegen.

„Daß sein nun die äußerlichen Reden, was aber im Grunt sein Fürbringen, dessen hab ich, wie obgemelt, meines Thails kain Wissen.

„Hat sich auch gegen gedachten Hern von Zelting vernemben lassen, sein Großfürst hab bisher kainer des jezigen Künig in Polln (Bathory seit 14. Dec. 1575) Pottschaft den Paß hinein geben und zu ihme lassen wellen, dieweil er nur der kays. Mt. hochlobseligister Gedechtnus Diener mit zwaien Pferdten gewesen[1]; sonder well sein Grosfürst vor Zuelassung des Künigs in Polln Potten diser Handlung und Ausrichtung bey ihr. Mt. alhie erwarten.

„Und sovil, genedigister Her, was ich von außen der Moscawiterischen Sachen halben vernomben."

Ueber die Abreise der Botschaft berichtet Heidenreich am 21. Februar 1578 aus Wien:

„Der Kaiser hat gestern die Moscowiterisch Potschafft verabschid und, wie man sagt, solche über die Kostfreihaltung auch wohl begabt. Die nimbt nun auf morgen ihren Weg nach Behemb (Böhmen), Saxen, Brandenburg, Mechlburg (Mecklenburg), Dannenmarkh auch Schweden mit Kaiserlichen Schreiben, deren ihr. Mt. derselben Dolmetscher bis in die Markh mitgeben."

Gebildete und reiche Anarchisten. Vielfach sucht man die Anarchisten bloß unter armen Arbeitern. Das ist ein Irrthum. In allen Standen findet man Vertreter des Umsturzes. Freilich muß man vorsichtig und genau zusehen, bevor man einer Nachricht, der oder jener sei Anarchist, Glauben schenkt. Wir

[1] Stephan Bathory hatte in seiner Jugend als einfacher Edelmann im Dienste Ferdinands I. gestanden und war im Gefolge der Erzherzogin Katharina nach Mantua gegangen. Als Abgesandter Zapolyas wurde er später von Kaiser Maximilian II. drei Jahre lang in ehrenvoller Haft in Oesterreich zurückgehalten. Erst nach dem Aussterben der Zapolyas war er 1571 zum Woiwoden von Siebenbürgen emporgestiegen. Trotzdem hatte er bei der Bewerbung um die polnische Krone sowohl den Großfürsten Iwan IV. wie Kaiser Max II. aus dem Felde geschlagen. Daher Iwans Wuth und Verachtung gegen den Emporkommling und seine Weigerung, dem König Stephan von Polen den Titel „Bruder" zu geben

sind in der Lage, eine ziemlich vollständige Liste der „gebildeten und reichen" Anarchisten Nordamerikas bieten zu können. Sie gehören zu der gemäßigten Richtung, welche alle Staaten und jede Rechtsordnung abgeschafft wissen will, Gewaltmaßregeln jedoch verwirft, am Privateigenthum festhält und alles vom absolutesten freien Wettbewerb erwartet. Die folgenden Angaben sind der Liberty entnommen, dem Organ Benjamin Tuckers, des geistigen Hauptes und genauesten Kenners der genannten Partei in der Union. (Liberty XIII, 9 [1899], p. 4.)

Die Anarchisten der Vereinigten Staaten, schreibt Tucker, zählen

Erstens: Ziemlich viele Juristen. Einer ist actives Mitglied vielleicht des leitenden Rechtsinstitutes der drittgrößten Stadt der Union. Ein anderer war ehedem der gewählte Rechtskundige und Rath der zweiten Stadt Amerikas.

Zweitens: Viele Aerzte, Männer und Frauen. . . . Einer unter ihnen hat eine hohe Stellung in einem New Yorker Spital. . . .

Drittens: Wenigstens drei berufsmäßige Buchhändler, an der Spitze dreier großer Buchhandlungen, zweier öffentlichen und einer Universitätsbuchhandlung. . . .

Viertens: Zahlreiche Lehrer an öffentlichen und Privatschulen. . . .

Fünftens: Einer oder zwei Universitätsprofessoren. . . .

Sechstens: Eine stattliche Reihe Journalisten. . . . Viele unter ihnen sind, traurig genug, eher bereit, Lügen niederzuschreiben als von Brod und Wasser zu leben. . . .

Siebentens: Ungefähr ein Dutzend Erfinder. . . .

Achtens: Eine bedeutende Anzahl Ingenieure, . . einige in hohen Stellungen. . . .

Neuntens: Ein halbes Dutzend Architekten von nicht geringem Rufe.

In den folgenden Nummern zählt Tucker Banquiers, reiche Kaufleute und Farmer auf in nicht geringer Zahl. Dann folgen staatliche Bureaubeamte, ein Polizist, als „anarchistische Anomalie", viele Künstler, Maler, Musiker, Dichter, zahlreiche Arbeiter in bessern Stellungen. Den Schluß bilden ein oder zwei Millionäre. Tucker spielt sie als letzten Trumpf aus. Indes scheinen die reichen Herren nicht viel Geld für ihre einzige Zeitung zu erübrigen; denn das Blatt kann aus Mangel an Unterstützung nicht einmal regelmäßig erscheinen.

Die marxistische Theorie der modernen Gesellschaft und ihrer Entwicklung im Lichte der Bernsteinschen Kritik.

(Schluß.)

Es ist bekannt, welch große Bedeutung Marx und mehr noch Engels — mit Bezug auf den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft — den Wirtschaftskrisen zugeschrieben haben. Bernstein[1] wendet darum auch der socialistischen Krisentheorie seine Aufmerksamkeit zu.

Die bei den Socialisten populärste Erklärung der Wirtschaftskrisen ist ihre Ableitung aus der Unterconsumtion der Massen. Auch Marx sagt im dritten Bande des „Kapital"[2]: „Der letzte Grund aller wirtschaftlichen Krisen bleibt immer die Armut und Consumtionsbeschränkung der Massen gegenüber dem Triebe der kapitalistischen Production, die Productivkräfte so zu entwickeln, als ob nur die absolute Consumtionsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenze bilde." Das stimmt so ziemlich mit der Rodbertusschen Krisentheorie; denn auch Rodbertus leitet die Krisen nicht schlechthin aus der Unterconsumtion der Massen ab, sondern aus dieser in Verbindung mit der steigenden Productivität der Arbeit. Im zweiten Bande des „Kapital" dagegen heißt es[3]: „Es ist eine reine Tautologie, zu sagen, daß die Krisen aus Mangel an zahlungsfähiger Consumtion . . . hervorgehen. . . . Will man aber dieser Tautologie einen Schein tieferer Begründung dadurch geben, daß man sagt, die Arbeiterklasse erhalte einen zu geringen Theil ihres eigenen Products, und dem Uebelstande werde mithin abgeholfen, sobald sie größern Antheil davon empfangt, ihr Arbeitslohn folglich wächst, so ist nur zu bemerken, daß die Krisen jedesmal vorbereitet werden durch eine Periode, worin der Arbeitslohn allgemein steigt, und die Arbeiterklasse realiter größern Antheil an dem für Consumtion bestimmten Theil des jährlichen Products erhält. . . . Es scheint also, daß

[1] Voraussetzungen S. 66 f.

[2] 2. Aufl., S. 21. [3] S. 406 f.

die kapitalistische Production vom guten oder bösen Willen unabhängige Bedingungen einschließt, die jene relative Prosperität der Arbeiterklasse nur momentan zulassen, und zwar immer nur als Sturmvogel einer Krise."[1] Da der zweite Band des „Kapital" nach den Angaben Engels' im Vorworte (zum zweiten Bande) die spätesten und reifsten Früchte der Marxschen Forschungsarbeit enthält, so erscheint also die im zweiten Bande dargelegte Anschauung als eine Correctur der frühern Auffassung von den Ursachen der Krisen. Ebenfalls Engels widerspricht der Ableitung der Wirtschaftskrisen aus der Unterconsumtion, so namentlich in seiner Streitschrift wider Dühring[2], wo er behauptet, die Unterconsumtion der Massen sei wohl „auch eine Vorbedingung der Krisen", erkläre aber ebensowenig das heutige Dasein wie die frühere Abwesenheit derselben.

Als eigentliche Ursache erscheint: die Abwesenheit einer Controlle des Marktes, die anarchistische Production mit der Ueberproduction im Gefolge, die mit der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft beständig zunehmende Ummwälzung der Productionsmittel, die durch die Fortschritte der Technik häufig verursachte Nothwendigkeit einer beschleunigten Erneuerung des fixen Kapitals (der Productionswerkzeuge u. s. w.)[3].

Karl Marx nahm einen periodischen Charakter der Krisen an. Zwar könne der auswärtige Handel aushelfen, sagt Marx[4], doch „verlege er nur die Widersprüche auf ausgedehntere Sphäre, eröffne ihnen größern Spielkreis". Derselbe Gedanke, daß nämlich die Erweiterung des Marktes die Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaft auf ausgedehntere Sphäre verlege und damit steigere, wird auch von Engels ausgesprochen[5]: „Die acute Form des periodischen Processes mit ihrem bisherigen zehnjährigen Cyklus" ist gewichen. „Seit der letzten allgemeinen Krise von 1867 sind große Aenderungen eingetreten. Die kolossale Ausdehnung der Verkehrsmittel — oceanische Dampfschiffe, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Suezkanal — hat den Weltmarkt erst wirklich hergestellt. Dem früher die Industrie monopolisirenden England sind eine Reihe concurrirender Industrieländer zur Seite getreten; der Anlage des überschüssigen euro-

[1] Engels fügt in Note 47 bei: Ad notam für etwaige Anhänger der Rodbertusschen Krisentheorie. [2] 3. Aufl. S. 308 f.
[3] Kapital II, 164 f. 468. 499. 524. — Engels, Anti-Dühring (3. Aufl.) S. 308 f. [4] Kapital II, 467 f.
[5] Ebd. III (1. Theil), 97, Note 16; III (2. Theil), 27, Note 8.

päischen Kapitals sind in allen Welttheilen unendlich größere und mannigfaltigere Gebiete eröffnet, so daß es sich weit mehr vertheilt und locale Ueberspeculation leichter überwunden wird. Durch alles dies sind die meisten alten Krisenherde und Gelegenheiten zur Krisenbildung beseitigt oder stark abgeschwächt. Daneben weicht die Concurrenz im innern Markt zurück vor den Cartellen und Trusts, während sie auf dem äußern Markt beschränkt wird durch die Schutzzölle, womit außer England alle großen Industrieländer sich umgeben. Aber diese Schutzzölle sind nichts als die Rüstungen für den schließlichen allgemeinen Industriefeldzug, der über die Herrschaft auf dem Weltmarkt entscheiden soll. So birgt jedes der Elemente, das einer Wiederholung der alten Krisen entgegenstrebt, den Keim einer weit gewaltigern künftigen Krise in sich." [1]

Bezüglich der „Cartelle (Trusts) der Fabrikanten ganzer großer Productionssphären zur Regulirung der Production und damit der Preise und Profite" bemerkt Engels [2]: „Es ist selbstredend, daß diese Experimente nur bei relativ günstigem ökonomischen Wetter durchführbar sind. Der erste Sturm muß sie über den Haufen werfen und beweisen, daß, wenn auch die Production einer Regulirung bedarf, es sicher nicht die Kapitalistenklasse ist, die dazu berufen ist. Inzwischen haben diese Cartelle nur den Zweck, dafür zu sorgen, daß die Kleinen noch rascher von den Großen verspeist werden als bisher." So glaubt Engels, daß wir uns vielleicht gerade „in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befinden" [3].

Bernstein ist anderer Ansicht [4]. Bis heute „lassen sich weder die Zeichen eines ökonomischen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz feststellen, noch kann man die inzwischen eingesetzte Geschäftsbesserung als besonders kurzlebig bezeichnen. Es erhebt sich vielmehr . . . die Frage, ob nicht die gewaltige räumliche Ausdehnung des Weltmarktes im Verein mit der außerordentlichen Verkürzung der für Nachrichten und Transportverkehr erforderten Zeit die Möglichkeiten des Ausgleichs von Störungen so vermehrt, der enorm gestiegene Reichthum der europäischen Industriestaaten im Verein mit der Elasticität des modernen Creditwesens und dem Aufkommen der industriellen Cartelle die Rückwirkungskraft örtlicher oder particularer Störungen auf die

[1] Kapital III (2.), 27, Note 8. [2] Ebd. III (1.), 97, Note 16.
[3] Ebd. III (2.), 27. [4] Ebd. S. 70.

allgemeine Geschäftslage so verringert hat, daß wenigstens für eine längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen nach Art der frühern überhaupt als unwahrscheinlich zu betrachten sind". Aehnlich hatte Bernstein sich in der „Neuen Zeit"[1] schon früher geäußert: Gegen die Engelssche Annahme, daß jedes der Elemente, welches einer Wiederholung der alten Krisen (ungefähr alle zehn Jahre wiederkehrend) entgegenstrebe, wie Cartelle, Trusts, Schutzzölle, den Keim zu weit gewaltigern künftigen Krisen in sich trage, scheint, wenigstens soweit Cartelle und Trusts in Betracht kommen, mancherlei zu sprechen. „Es sind da so vielerlei Formen und Anpassungsmöglichkeiten vorhanden, daß wenigstens kein zwingender Grund vorliegt, diese Wirkung für die allein wahrscheinliche zu halten. Im übrigen wird es abzuwarten sein, ob wir bei der steigenden Ausdehnung der Märkte, den schnellen Informationen über die Marktverhältnisse und der fortschreitenden Vermehrung der Productionszweige überhaupt in näherer Zeit allgemeine Krisen nach Art der frühern erleben, oder ob nicht an deren Stelle zunächst nur auf bestimmte Industriegruppen beschränkte internationale Krisen treten werden. . . . Der Kreis der Industrien und ihrer Märkte scheint heute zu groß, um an allen Punkten gleichzeitig und mit gleicher Schwere von Krisen getroffen werden zu können."

Wenn nun von socialistischer Seite gerade der Credit als ein Mittel bezeichnet wird, die Krisen auf die höchste Spitze zu treiben, so macht Bernstein darauf aufmerksam, daß das Creditsystem nicht bloß zerstörerische, sondern auch herstellend schöpferische Fähigkeiten habe, — was übrigens selbst Marx nicht völlig bestritt[2]. Ohne Zweifel erleichtert das Creditsystem die Speculation. Indes ist die Speculation ihrerseits bedingt durch das Verhältniß der wißbaren zu den unwißbaren Umständen. Je stärker die letztern überwiegen, um so mehr wird sie blühen. Die wahnsinnigsten Auswüchse commercieller Speculation finden sich in der Zeit des Anbruchs der kapitalistischen Aera, in den Ländern jüngerer kapitalistischer Entwicklung, in neu aufkommenden Productionszweigen. Je älter ein Productionszweig als moderne Industrie ist, um so mehr hört — die Fabrikation von reinen Modeartikeln ausgenommen — das speculative Moment auf, eine maßgebende Rolle in ihr zu spielen. Es werden die Marktverhältnisse und

[1] XVI[1], S. 553 f.
[2] Kapital III (1.), 428 f.; Bernstein a. a. O. S. 71 f.

Marktbewegungen genauer übersehen und mit größerer Sicherheit in Berechnung gezogen. Freilich bleibt die Möglichkeit einer Ueberproduction auch heute offen. Allein damit daraus eine allgemeine Krise entstehe, müssen die überproducirenden Industrien entweder als Consumenten der Fabrikate anderer Industrien von solcher Bedeutung sein, daß ihr Stillstand auch die andern stille setzt und so fort — eine Möglichkeit, die heute wenig Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann —, oder sie müssen ihnen durch das Medium des Geldmarktes bezw. durch Lähmung des allgemeinen Credits die Mittel zur Fortführung der Production entziehen. Es liegt aber auf der Hand, daß, je reicher ein Land und je entwickelter sein Creditorganismus ist — was nicht zu verwechseln ist mit potenzirter Wirtschaft auf Borg —, diese letztere Wirkung immer geringere Wahrscheinlichkeit erhält[1].

Die Marx-Engelssche Krisentheorie hat sich bisher also weder bewährt, noch steht in Aussicht, daß sie durch neuere Thatsachen bestätigt werde. Die Verweisung aber auf die mit Vehemenz einbrechenden Krisen einer fernern Zukunft, nämlich zur Zeit, wo der Weltmarkt im großen und ganzen ausgebildet sein werde, nennt Bernstein „eine theoretische Flucht ins Jenseits“[2]. Wann überhaupt der Weltmarkt völlig ausgebildet sein wird, das läßt sich gar nicht bestimmen. Neben der extensiven muß ja auch die intensive Erweiterung des Weltmarktes ins Auge gefaßt werden, und gerade diese intensive Erweiterung ist heute von größter Bedeutung. Der Außenhandel Englands z. B. mit allen seinen Kolonien — Indien eingeschlossen — macht noch nicht ein Drittel seines Handels mit den alten Ländern, mit Frankreich, Deutschland, Rußland u. s. w. aus. Die extensive Erweiterung des Weltmarktes vollzieht sich viel zu langsam, um der thatsächlichen Productionssteigerung genügenden Abfluß zu gewähren, wenn eben nicht gleichzeitig die alten Länder ihr einen immer größern Markt darböten. Eine Grenze für diese, gleichzeitig mit der räumlichen Ausdehnung vor sich gehende intensive Erweiterung des Weltmarktes läßt sich aprioristisch nicht aufstellen.

Das Creditwesen steht jedenfalls insofern als Factor der Krisenbildung zurück, als es heutzutage weniger Contractionen unterliegt, die zur allgemeinen Lähmung der Production führen. Der treibhausmäßigen Förderung der Ueberproduction durch dasselbe tritt aber nunmehr immer

[1] Bernstein a. a. O. S. 74. [2] Ebd. S. 75.

häufiger der Unternehmerverband entgegen, der als Cartell, Syndicat oder Trust die Production zu reguliren sucht. Was man auch immer über die Lebenskraft und die zukünftige Leistungsfähigkeit dieser Verbände denken mag, das ist gewiß, daß sie jetzt die Fähigkeit besitzen, durch Einwirkung auf das Verhältniß der Productionsthätigkeit zur Marktlage die Krisengefahr zu vermindern. An dieser Behauptung hält Bernstein entschieden fest [1] trotz den socialistischen Einwendungen.

Man hat nämlich bestritten, daß der Unternehmerverband allgemein werden könne. Zweck und Wirkung des Verbandes sei, durch Ausschluß der Concurrenz innerhalb einer Branche deren Antheil an der gesamten auf dem Warenmarkte erzielten Profitmasse zu steigern. Der eine Industriezweig könne dies aber nur auf Kosten des andern erreichen. Wenn demnach die Organisation der Unternehmer auf alle Productionszweige ausgedehnt werde, so würden sie selbst ihre Wirkung aufheben. Mit Recht entgegnet Bernstein, diese Argumentation gehe von der falschen Voraussetzung aus, daß auf dem Warenmarkte immer nur eine fixe Profitmasse zu vertheilen sei.

Sodann wurde die Fähigkeit der Cartelle, der Productionsanarchie Einhalt zu thun, deshalb geläugnet, weil sie ihren Zweck — Aufhaltung des Falles der Profitrate — durch Brachlegung eines Theiles des accumulirten Kapitals zu erreichen suchten, also dasselbe thäten, was in anderer Form die Krisen bewirkten. Allein auch das beruht auf einer irrigen Annahme, daß nämlich die Zahl der Productionszweige eine für alle Zeit gegebene fixe Größe sei, und „brachgelegtes Kapital" nicht in einem andern Productionszweige Verwendung finden könne. Durch Krisen „zerstörtes" Kapital kann das nicht, wohl aber das durch Organisation der Industrie vorläufig „stillgesetzte" Kapital [2].

Größere Bedeutung mißt Bernstein dem Einwande bei, daß die Cartelle die Anarchie auf dem Weltmarkte vergrößern und dadurch dem angestrebten Ziele geradezu entgegenwirken könnten. Die cartellirten Unternehmer suchten nämlich ihre höhere Profitrate auf dem innern Markte in der Regel dadurch zu erzielen, daß sie die dort nicht verwendbare Kapitalportion für das Ausland mit viel niedrigerer Profitrate produciren ließen. Bernstein antwortet [3], das könne „in der Regel" doch nur geschehen, wenn dem Cartell ein Schutzzoll Deckung gewähre, der es dem Auslande unmöglich mache, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Schutzzöllnerei und

[1] A. a. O. S. 76 ff. [2] Ebd. S. 77. [3] Ebd. S. 78 f.

die potenzirte Form des Schutzzolles, die Ausfuhrprämie, sei aber kein Product der Oekonomie, sondern ein auf ökonomische Wirkungen abzielender Eingriff der politischen Gewalt in die Oekonomie. „Anders der cartellirte Industrieverband an sich. Er ist — wenn auch durch Schutzzölle treibhausmäßig begünstigt — auf dem Boden der Oekonomie selbst erwachsen, ein ihr wesensgleiches Mittel der Anpassung der Production an die Bewegungen des Marktes. Daß er gleichzeitig Mittel monopolistischer Ausbeutung ist oder werden kann, ist außer Frage. Aber ebenso außer Frage ist, daß er in der erstern Eigenschaft eine Steigerung aller bisherigen Gegenmittel gegen die Ueberproduction bedeutet. Mit viel weniger Gefahr als das Privatunternehmen kann er in Zeiten der Ueberfüllung des Marktes zu zeitweiliger Einschränkung der Production übergehen. Besser als dieses ist er auch in der Lage, der Schleuderconcurrenz des Auslandes zu begegnen. Dies läugnen heißt die Vorzüge der Organisation vor anarchischer Concurrenz läugnen. Das aber thut man, wenn man principiell in Abrede stellt, daß die Cartelle auf die Natur und Häufigkeit der Krisen modificirend einwirken können. Wie weit sie es können, ist vorläufig eine reine Frage der Conjectur; denn noch liegen nicht genug Erfahrungen vor, um in dieser Hinsicht ein abschließendes Urtheil zu erlauben." [1]

Bernstein bestreitet schließlich nicht, daß in der Nothwendigkeit beschleunigter Erneuerung des fixen Kapitals ein bedeutsames Krisenmoment stecke. Allein diese Erneuerungsperioden fallen in den verschiedenen Industrien nicht zeitlich zusammen, und damit ist ein weiterer Factor der großen allgemeinen Krisen aufgehoben.

Kurz, die Krisenfrage ist wenigstens nicht so leicht zu lösen, wie Marx und Engels meinten. Es gibt in der modernen Wirtschaft Elemente, die auf Krisen hinwirken, aber auch Kräfte, die ihnen entgegenwirken. Allgemeine Krisen, durch äußere Gründe (Krieg u. dgl.) herbeigeführt, sind nicht ausgeschlossen; auch locale und partielle Depressionen bleiben unvermeidlich; allein die periodisch nach immanenten Gesetzen der kapitalistischen Gesellschaft nothwendig eintretende, den schließlichen Zusammenbruch bewirkende oder mitbewirkende allgemeine Krise ist eine durch klare Thatsachen widerlegte Illusion. —

Der Vorbedingungen zur Einführung der socialistischen Gesellschaft gibt es, der marxistischen Lehre zufolge, zwei:

[1] Bernstein a. a. O. S. 79 f.

Erstens: ein bestimmter Höhegrad kapitalistischer Entwicklung, wobei die in der kapitalistischen Gesellschaft verborgenen Gegensätze auf die Spitze getrieben werden, so daß „die Negation der Negation" mit Nothwendigkeit erfolgen muß.

Zweitens: Erlangung und Ausübung der politischen Herrschaft durch die Klassenpartei der Arbeiter, die Dictatur des Proletariats in der Uebergangsperiode.

Was nun die erste, die ökonomische Vorbedingung betrifft, so beweisen die bisherigen Ausführungen, daß die Aussichten auf einen baldigen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft noch sehr gering sind. Der Socialismus unterstellt eine Raschheit der ökonomischen Entwicklung, mit welcher die Wirklichkeit nicht Schritt gehalten hat, eine Zuspitzung der Eigenthums- und Einkommensverhältnisse, wie sie thatsächlich nicht eingetreten ist[1]. Im Gegensatze zu den „Ausbrüchen von socialistischer Katastrophitis besessener Leute, . . . die den großen Kladderadatsch alle Jahre ein paarmal schon vor der Thüre sehen", erklärt Bernstein[2]: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die bürgerliche Gesellschaft noch beträchtlicher Ausspannung fähig ist, und daß die Production und das Geschäft innerhalb dieser Gesellschaft noch manche Formveränderungen durchmachen können, ehe sie völlig ‚zusammenbricht'." Die Idee von einem „totalen Zusammenbruch des kapitalistischen Systems an seinen innern Widersprüchen ist durchaus nebelhaft und übersieht ganz die großen Unterschiede in der Natur und dem Entwicklungsgang der verschiedenen Industrien und ihre sehr verschiedene Fähigkeit, die Gestalt von öffentlichen Diensten anzunehmen. Ein annähernd gleichzeitiger, völliger Zusammenbruch des gegenwärtigen Productionssystems wird mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft nicht wahrscheinlicher, sondern unwahrscheinlicher, weil dieselbe auf der einen Seite die Anpassungsfähigkeit, auf der andern — bezw. zugleich damit — die Differenzirung der Industrie steigert"[3].

Nicht besser steht es mit der zweiten, der politischen, Vorbedingung für die Einführung der socialistischen Gesellschaft, d. i. mit der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat[4].

[1] Vgl. hierzu auch Bernsteins Aufsätze: Probleme des Socialismus, Der Kampf der Socialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft, Kritisches Zwischenspiel u. s. w. Neue Zeit XVI, 1, S. 164 ff. 484 ff. 740 ff. 745.

[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 751. [3] Ebd. S. 555.

[4] Bernstein, Voraussetzungen S. 87 f.

Marx und Engels haben sich bis ziemlich spät diese Eroberung als auf dem Wege der Gewalt, durch das Mittel der Revolution vollzogen gedacht. Manchen Anhängern der Marxschen Lehre erscheint auch heute noch dieser Weg als unvermeidlich, jedenfalls als der kürzere Weg. Andere setzen ihr Vertrauen auf die Ausbeutung des Wahlrechts, den parlamentarischen Kampf, die Benutzung aller sonstigen gesetzlichen Handhaben.

Beide Wege setzen aber eine Macht und zugleich ein Solidaritätsgefühl in dem sogen. Proletariat voraus, wie sie thatsächlich nicht vorliegen. Gewiß bilden die Besitzlosen, die kein Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegirter Stellung haben, in den vorgeschrittenen Ländern die absolute Mehrheit der Bevölkerung. Allein dieses „Proletariat" stellt ein Gemisch von außerordentlich verschiedenartigen Elementen dar. Die moderne Lohnarbeiterschaft ist, wie bereits betont wurde, nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie ꝛc. gleich ungebundene Familie, die das Communistische Manifest voraussieht. Gerade in den vorgeschrittensten Fabrikindustrien findet sich eine ganze Hierarchie differenzirter Arbeiter, zwischen denen nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl besteht. Die Opfer, welche für die gemeinsame Sache des proletarischen Befreiungskampfes von den industriellen Arbeitern nicht selten gebracht werden, beweisen keineswegs die Abwesenheit jener tiefgreifenden Unterschiede.

Nehmen wir aber einmal an, daß in der industriellen Arbeiterschaft diese Differenzirung nicht bestände oder keinerlei Wirkung auf die Denkweise der betreffenden Arbeiter ausübte, so bilden die industriellen Arbeiter doch überall die Minderheit der Bevölkerung, in Deutschland mit Hausindustriellen zusammen etwa sieben Millionen von neunzehn Millionen Selbstthätiger. Wir haben dann noch das technische ꝛc. Beamtenthum, die Handelsangestellten, die Landarbeiter. Hier ist überall die Differenzirung noch ausgeprägter als innerhalb der industriellen Arbeiter. Von einem entwickelten Solidaritätsgefühl z. B. zwischen Großknecht, Taglöhner und Kuhjungen wird da wenig zu finden sein. Auch ist für die 5,6 Millionen Angestellter in der Landwirtschaft die Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Production ein leeres Wort. Ihr Ideal ist es, zu eigenem Landbesitz zu gelangen.

Selbst innerhalb der industriellen Arbeiterschaft ist der Drang zur socialistischen Production keineswegs so gewiß und so allgemein, wie man annehmen möchte. Nicht alle für Socialisten abgegebenen Stimmen rühren von Socialisten her. Und wären es auch alle Socialisten, die socialistisch

wählen, so stehen doch erst 2,1 Millionen socialistischer Wähler gegen 4,5 Millionen erwachsener Arbeiter in der Industrie, denen noch eine halbe Million erwachsener männlicher Angestellter in Handel und Verkehr hinzuzurechnen wäre. Mehr als die Hälfte der gewerblichen Arbeiterschaft Deutschlands — wo die Socialdemokratie stärker ist als in irgend einem andern Lande — steht also zur Zeit der Socialdemokratie noch theils gleichgiltig und verständnißlos, theils aber sogar gegnerisch gegenüber. Ueberdies sind nicht alle Socialdemokraten wirklich „zielbewußte" und für die socialistische Emancipation thätige Genossen. Das zeigt z. B. die socialistische Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Ende 1897 zählte sie erst 420000 organisirte Arbeiter in Berufen, deren Arbeiterschaft sich auf 6165753 Köpfe beläuft[1]. Diese Aufstellungen bieten wenigstens einen annähernd zulässigen Maßstab für die Schätzung des Massenverhältnisses derjenigen Elemente, bei denen die von der Theorie angenommene Disposition für den Socialismus mehr als bloß gelegentliche unbestimmte Kundgebungen zu zeitigen vermag.

Wären indessen auch die „Proletarier" kräftig genug, eine siegreiche Revolution durchzuführen, für die Lösung des Hauptproblems wäre damit noch blutwenig erreicht. Von einer Uebernahme der gesamten Herstellung und Zustellung der Producte durch den Staat könnte ganz und gar keine Rede sein. Nicht einmal die Masse der Mittel- und Großbetriebe vermöchte er zu übernehmen. Der Glaube an die Wunderkraft der proletarischen Dictatur würde sich als hinfällig erweisen. Die Berufung auf die französische Revolution hilft ganz und gar nicht. Heute handelt es sich um einen unendlich weitern Kreis von Interessenten, die man nicht alle zur Emigration veranlassen kann, handelt es sich nicht um Landgüter, die man zerschlagen und parzellenweise veräußern kann, sondern um moderne Fabriken. Je mehr davon nach dem Recept der Commune expropriirt werden, um so größer die Schwierigkeit, sie während einer Erhebung im Betrieb zu halten[2]. Wollte der Staat in Deutschland alle Unternehmungen von zwanzig Personen und aufwärts in seinen Betrieb überführen, so kann man sich eine Vorstellung von der Größe der nun zu lösenden Aufgabe machen, wenn man erwägt, daß es sich in Industrie und Handel um mehrere hunderttausend Betriebe mit 5—6 Millionen Angestellter, in

[1] Vgl. Correspondenzblatt der Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 1. und 8. August 1898.

[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.

der Landwirtschaft um 300 000 Betriebe mit 5 Millionen Arbeiter handelt. „Ueber welche Fülle von Einsicht, Sachkenntniß, Verwaltungstalent müßte eine Regierung oder eine Nationalversammlung verfügen, um auch nur der Oberleitung oder der wirtschaftlichen Controlle eines solchen Riesenorganismus gewachsen zu sein!“[1] Gewiß würde der Regierung eine große Anzahl von Intelligenzen zur Verfügung stehen. Aber gerade im embarras de richesses liegt hier die Gefahr, und was der böse Wille der Gegner nicht verderben könnte, das würde der gute Wille der besten Freunde zu Grunde richten. Auch die Gemeinden als Mittelglieder könnten nur wenig helfen, allenfalls die Geschäfte, die am Orte für den Ort produciren und Dienste leisten, communalisiren, und sie würden damit schon recht hübsch zu thun bekommen. Oder bildet man sich ein, daß diejenigen Unternehmungen, die bisher für den großen Markt arbeiteten, plötzlich so insgesamt communalisirt werden können?[2]

Die ganze sociale und politische Katastrophentheorie steht also — man mag sie von einer Seite betrachten, wie man will — Bernstein zufolge auf sehr schwachen Füßen. Sie hindert, wie auch die sonstigen „Reste utopistischer Denkweise“[3], die Stärkung der socialistischen Bewegung. Würde die Socialdemokratie den Muth finden, „sich von einer Phraseologie zu emancipiren, die thatsächlich überlebt ist, und das scheinen zu wollen, was sie heute in Wirklichkeit ist: eine demokratisch-socialistische Reformpartei“, dann würde ihr Einfluß bald größer sein, als er gegenwärtig ist[4].

Bernstein erblickt seinerseits im stätigen Wachsthum und Vormarsch der Socialdemokratie unter Anwendung der gesetzlichen Mittel, in der langsamen Propaganda der parlamentarischen Thätigkeit, in der fortschreitenden Demokratisirung der Gesetzgebung, der staatlichen und gemeindlichen Einrichtungen[5] eine größere

---

[1] Bernstein, Voraussetzungen S. 86 f. 127. [2] Ebd. S. 91.

[3] Ebd. Vorwort S. x.

[4] Ebd. S. 165. — „Der demokratischen Entwicklung würde es sicher keinen Abbruch thun, der thatsächlich veralteten Freßlegende (gleichzeitige und gewaltthätige Expropriation) auch in der Phrase den Abschied zu geben.“ A. a. O. S. 139.

[5] Die Demokratie ist principiell die Aufhebung der Klassenherrschaft, wenn auch nicht die factische Aufhebung der Klassen. Das privilegirte Bürgerthum, d. i. die Bourgeoisie, nimmt dabei ein Ende, und auch die Arbeiter werden im wahren Sinne des Wortes „Bürger“. Bernstein a. a. O. S. 126. 128. 129 Anm.

Gewähr für dauernde Erfolge, als in den Möglichkeiten, die eine Katastrophe bietet. Darum, weil wichtige Epochen in der Entwicklung der Völker sich nicht überspringen lassen, darum lege er auf die nächsten Aufgaben der Socialdemokratie den größten Werth: auf den Kampf um das politische Recht der Arbeiter, auf ihre politische Bethätigung in Stadt und Gemeinde für die Interessen ihrer Klasse, sowie auf das Werk der wirtschaftlichen Organisation der Arbeiter. Diesen nächsten Aufgaben habe sich auch die Taktik der Socialdemokratie anzupassen und nicht sich von dem Märchen einer bevorstehenden großen socialen oder politischen Katastrophe beeinflussen zu lassen[1]. „In diesem Sinne habe ich seinerzeit den Satz niedergeschrieben[2], daß mir die Bewegung alles, das, was man gemeinhin Endziel des Socialismus nenne, nichts sei, und in diesem Sinne unterschreibe ich ihn noch heute. Selbst wenn das Wort ‚gemeinhin‘ nicht angezeigt hätte, daß der Satz nur bedingt zu verstehen war, lag es ja auf der Hand, daß er nicht Gleichgiltigkeit betreffs der endlichen Durchführung socialistischer Grundsätze ausdrücken konnte, sondern nur Gleichgiltigkeit, oder vielleicht besser ausgedrückt, Unbesorgtheit über das ‚Wie‘ der schließlichen Gestaltung der Dinge. . . . Die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, die Expropriation der Kapitalisten sind an sich keine Endziele, sondern nur Mittel zur Durchführung bestimmter Ziele und Bestrebungen. Als solche sind sie Forderungen des Programmes der Socialdemokratie und von niemand bestritten. Ueber die Umstände ihrer Durchführung läßt sich nichts voraussagen, es läßt sich nur für ihre Verwirklichung kämpfen. Zur Eroberung der politischen Macht aber gehören politische Rechte, und die wichtigste Frage der Taktik, welche die deutsche Socialdemokratie zur Zeit zu lösen hat, scheint mir die nach dem besten Wege der Erweiterung der politischen und gewerblichen Rechte der deutschen Arbeiter zu sein. Ohne daß auf diese Frage eine befriedigende Antwort gefunden wird, würde die Betonung der andern schließlich nur Declamation sein.“[3]

Auch an der von dem österreichischen Socialisten Victor Adler und von Karl Kautzky angefochtenen Behauptung, daß gerade mit der Entwicklung demokratischer Einrichtungen eine Milderung der Klassen-

[1] Bernstein a. a. O. Vorwort S. v ff. S. 140 ff.

[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 556.

[3] Bernstein a. a. O. Vorwort S. VII. VIII.

kämpfe in Aussicht stehe, hält Bernstein unbedingt fest[1]: „Ueberall in vorgeschrittenern Ländern sehen wir den Klassenkampf mildere Formen annehmen, und es wäre ein wenig hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft, wenn es anders wäre. Selbstverständlich schließt der allgemeine Gang der Entwicklung periodische Rückfälle nicht aus, aber wenn man sich vergegenwärtigt, welche Stellung z. B. selbst in Deutschland ein wachsender Theil des bürgerlichen Publikums heute den Streiks gegenüber einnimmt, wie viele Streiks heute auch dort in ganz anderer, verständigerer Weise behandelt werden als noch vor 10 und 20 Jahren, so kann man doch nicht bestreiten, daß hier ein Fortschritt zu verzeichnen ist. Sagt das auch nicht — um mit Marx zu reden —, ‚daß morgen Wunder geschehen werden', so zeigt es doch nach meinem Dafürhalten der socialistischen Bewegung einen hoffnungsvollern Weg als die Katastrophentheorie und braucht weder der Begeisterung noch der Energie ihrer Kämpfer Abbruch zu thun.... Mit der Zunahme demokratischer Einrichtungen kann die humanere Auffassungsweise, die sich in unserem sonstigen socialen Leben langsam, aber stätig Bahn bricht, auch vor den bedeutsamern Klassenkämpfen nicht Halt machen, sondern wird für sie ebenfalls mildere Formen der Austragung schaffen. Wir setzen heute durch Stimmzettel, Demonstration und ähnliche Pressionsmittel Reformen durch, für die es vor hundert Jahren blutiger Revolutionen bedurft hätte."

Besondere Beachtung verdient — zum Verständniß der ins Auge gefaßten nächsten Ziele — die Auffassung Bernsteins[2] von der Leistungsfähigkeit der Wirtschaftsgenossenschaften und von den Gewerkschaften. Der Kampf der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter um Hebung ihrer Lebenshaltung ist nach der Seite der Kapitalisten hin ein Kampf von Lohnrate gegen Profitrate. Auch der Kampf speciell um die Arbeitszeit führt mittelbar zur Erhöhung der Lebensansprüche der Arbeiter und macht so Erhöhung der Löhne nothwendig. Die Fälle, in welchen die Lohnerhöhung Expatriirung der betreffenden Industrie und Heimfall derselben an Länder mit niedrigern Löhnen bewirkt, sind verhältnißmäßig selten. In den meisten Fällen hat die Erhöhung des Preises der menschlichen Arbeit theils technische Vervollkommnung und bessere Organisation der Production, theils gleichmäßigere Vertheilung des Arbeits-

[1] A. a. O. Vorwort S. VIII. IX. S. 167; ‚Vorwärts' 23. October 1898.
[2] A. a. O. S. 118 ff.

ertrages zur Folge. Beides ist für den allgemeinen Wohlstand gleich vortheilhaft.

Die Gewerkschaften oder Gewerkvereine stellen das demokratische Element in der Industrie dar. Sydney und Beatrice Webb bezeichnen ihr Werk „Theorie und Praxis der britischen Gewerkvereine" geradezu als eine Abhandlung über die Demokratie im Gewerbe. Die Tendenz der Gewerkvereine ist es ja in der That, den Absolutismus des Kapitals zu brechen und dem Arbeiter directen Einfluß auf die Leitung der Industrie zu verschaffen. Doch erkennt Bernstein dabei dem Gewerkverein durchaus kein absolutes Bestimmungsrecht zu. Die Gewerkschaft kann nur so lange gleichzeitig das Interesse ihrer Mitglieder wahren und das Allgemeinwohl fördern, als sie sich begnügt, Theilhaberin zu bleiben. „Die Gewerkschaft als Herrin eines ganzen Gewerbszweiges, dieses Ideal verschiedener der ältern Socialisten, wäre factisch nur eine monopolistische Productivgenossenschaft."[1]

Sehr viel erwartet Bernstein von der Ausbreitung des individuellen Genossenschaftswesens[2] für die fortschreitende Umgestaltung der Gesellschaft. Karl Marx vertraute im allgemeinen mehr auf die Mittel der Gesamtheit als auf die Arbeitergenossenschaft[3]. Einmal hebt er bei Gelegenheit die Bedeutung der Genossenschaften als Uebergangsformen zur socialistischen Production hervor[4]. In dem bekannten Briefe über den Gothaer Programmentwurf (1875) äußert er sich wieder skeptischer, und diese Skepsis beherrscht auch von der Mitte der siebziger Jahre ab die ganze marxistisch-socialistische Literatur. Allerdings hatte man mit den Productivgenossenschaften, welche für die Socialisten der sechziger Jahre die eigentliche Genossenschaft waren, trübe Erfahrungen gemacht. Von einer Verallgemeinerung der Consumvereine aber befürchtete man mit Fr. Engels[5] unbedingt Lohnreductionen.

Welches sind die Gründe für die bisherigen Mißerfolge der reinen Productivgenossenschaften?

Die socialdemokratische Kritik suchte diese Gründe lediglich im Mangel an Kapital, Credit und Absatz und erklärte das Verkommen der nicht ökonomisch gescheiterten Genossenschaften aus dem corrumpirenden Einfluß

[1] Bernstein a. a. O. S. 122. [2] Ebd. S. 94 ff.
[3] Vgl. „Der 18. Brumaire" (1. Aufl.) S. 8.
[4] Kapital III (1.), 427 f. [5] Wohnungsfrage (Neuauflage) S. 34 f.

der sie umgebenden kapitalistischen bezw. individualistischen Welt. All das ist auch, so weit es geht, zutreffend. Aber es erschöpft die Frage nicht.

Die tiefern Gründe für das ökonomische wie moralische Scheitern der reinen Productivgenossenschaften sind von Frau Beatrice Webb in der noch unter ihrem Mädchennamen — Potter — veröffentlichten Arbeit über das britische Genossenschaftswesen im großen und ganzen richtig dargelegt worden. Die Genossenschaft unterstellt Gleichheit in der Werkstatt, volle Demokratie, Republik. Sobald sie aber eine gewisse Größe erlangt hat, die verhältnißmäßig noch sehr bescheiden sein kann, versagt die Gleichheit, weil Differenzirung der Functionen und damit Unterordnung nothwendig wird. Gibt man aber die Gleichheit auf, dann wird der Eckstein des Gebäudes entfernt, und die andern Steine folgen mit der Zeit nach. Zersetzung und Umformung in gewöhnliche Geschäftsbetriebe treten ein. Auf diese Weise hat bisher die Productivgenossenschaft sich nicht als eine zur Beseitigung des Kapitalisten in der Großproduction dienende Form bewährt und nur bei handwerksmäßigen Betrieben — speciell in Frankreich — Erfolge zu verzeichnen gehabt. — Wesentlich erweitert und vertieft wurde die Untersuchung der Frau Potter-Webb in Dr. Franz Oppenheimers Buch „Die Siedlungsgenossenschaft" (Leipzig, Duncker & Humblot). Oppenheimer unterscheidet zwischen Käufer- und Verkäufergenossenschaft. Die Käufergenossenschaft, als deren echter Typus der Consumverein gilt, insofern er allen Käufern nach gleichem Verhältniß Antheil am Gewinn zuerkennt, kann mit ihrem Wachsthum nur gewinnen. Ihr Interesse ist, wenn dem der Verkäufer entgegengesetzt, so mit dem aller übrigen Käufer übereinstimmend: sie strebt nach Verbilligung der Producte — ein allen Käufern gleiches Ziel. In der Verwaltung aller echten Käufergenossenschaften bietet darum die Wahrung des demokratischen Charakters weniger Schwierigkeiten. Anders in den reinen Verkäufergenossenschaften. Hier steigern sich, je mehr sie Verkäufergenossenschaften selbstgefertigter Industrieproducte sind, mit ihrem Wachsthum die Schwierigkeiten: das Risico wird größer, der Kampf um den Absatz immer schwerer, die Creditbeschaffung desgleichen und ebenso der Kampf um die Profitrate bezw. den Antheil der Einzelnen an der allgemeinen Profitrate. Die Annahme, unsere moderne Fabrik erzeuge durch sich selbst eine größere Disposition für die genossenschaftliche Arbeit, hat sich als irrig erwiesen. Die sich selbst regierende genossenschaftliche Fabrik ist ein unlösbares Problem geblieben. Wenn alles andere passabel ging, scheiterte sie durch Mangel an Disciplin. „Es

ist wie mit der Republik und dem modernen centralisirten Staatswesen. Je größer der Staat, um so schwieriger das Problem republikanischer Verwaltung. Und ebenso ist die Republik in der Werkstatt ein um so schwierigeres Problem, je größer und reicher gegliedert diese bezw. das Unternehmen ist. Für außergewöhnliche Zwecke mag es angehen, daß Menschen ihre unmittelbaren Leiter selbst ernennen und das Recht der Absetzung haben. Aber für die Aufgaben, welche die Leitung eines Fabrikunternehmens mit sich bringt, wo Tag für Tag und Stunde für Stunde prosaische Bestimmungen zu treffen sind und immer Gelegenheit zu Reibereien gegeben ist, da geht es einfach nicht, daß der Leiter der Angestellte der Geleiteten, in seiner Stellung von ihrer Gunst und ihrer üblen Laune abhängig sein soll. Noch immer hat sich das auf die Dauer als unhaltbar erwiesen und zur Veränderung der Formen der genossenschaftlichen Fabrik geführt. Kurz, wenn die technologische Entwicklung der Fabrik auch die Körper für die collectivistische Production geliefert hat, so hat sie die Seelen keineswegs in gleichem Maße dem genossenschaftlichen Betrieb näher geführt. Der Drang zur Uebernahme der Unternehmungen in genossenschaftlichen Betrieb mit entsprechender Verantwortung und Risico steht in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Größe. Die Schwierigkeiten aber wachsen mit ihr in steigender Proportion."[1] Man betrachte nur einmal ganz concret ein großes modernes Industrieunternehmen, eine große Maschinenbauanstalt, ein Elektricitätswerk, eine große chemische Fabrik oder ein modernes Verlagsinstitut. Diese und ähnliche großindustriellen Unternehmen können ganz wohl für Genossenschaften, denen auch die Angestellten allesamt angehören mögen, betrieben werden, aber für den eigentlichen genossenschaftlichen Betrieb der Angestellten selbst sind sie durchaus ungeeignet. Die Reibungen zwischen den verschiedenen Abtheilungen und den so verschieden gearteten Kategorien von Angestellten würden kein Ende nehmen. Da würde sich gar bald zeigen, daß in der That das Solidaritätsgefühl zwischen den verschiedenen, nach Bildungsgrad, Lebensweise ꝛc. unterschiedenen Berufsgruppen nur ein mäßiges ist.

Hat aber die reine Productivgenossenschaft nach Bernstein gar keine Aussichten auf erfolgreiche Durchführung? Keineswegs! Er hält sie bloß vorläufig noch immer für die schwierigste Form der Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens. Die finanziellen Mittel allein lösen das

[1] Bernstein a. a. O. S. 101 f.

Problem nicht. Die heutigen englischen Genossenschaften verfügen über mehr als die 100 Millionen Thaler, die Lassalle für seinen Genossenschaftsplan forderte. Auch fehlt es nicht an Gelegenheit, bestehende und gut eingerichtete Fabriken preiswerth zu kaufen. Die Schwierigkeit liegt auf dem Gebiete der Organisation und der Leitung[1]. — Es bedarf der allmählichen Vorbereitung und der Schulung. Dafür aber hält Bernstein die Consumgenossenschaft in der englischen und belgischen Form allerdings für sehr geeignet[2].

Die Einführung der Consumvereine hat in England nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; sie sind die Frucht zäher, unerschrockener Organisationsarbeit. Auch die Eigenproduction der Consum- bezw. Einkaufsgenossenschaften hat sich hier bewährt durch ihre finanziellen Erfolge nicht bloß, sondern ebenfalls, indem solche Genossenschaften den Arbeitern in ihrem Kampfe um die Lebensstellung einen Rückhalt boten[3]. „In Leicester und Kettering halten die genossenschaftlichen Schuhfabriken die Standardrate der Löhne des ganzen Bezirks auf ihrer Höhe. Dasselbe thut in Walsall die Genossenschaftsschlosserei; eine Aussperrung ist dort unmöglich. Die Genossenschaftsspinnerei und -weberei ‚Self Help' in Burnley ließ während der Aussperrung von 1892/93 unausgesetzt arbeiten und trug im Vereine mit den Consumgenossenschaften so dazu bei, die Unternehmer zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Kurz, wie es im ‚Trade Unionist' vom 2. November 1898 heißt: ‚Wo immer im Lande diese (Productions-) Genossenschaften bestehen, werden die Menschen daran gewöhnt, die Fabrikation nicht nur auf den Profit hin zu betreiben, sondern auch in solcher Weise, daß der Arbeiter seine Männlichkeit nicht an der Fabrikthüre abzulegen hat, sondern sich mit demjenigen Gefühl der Freiheit und jener Höflichkeit bewegt, wie sie der Bürgersinn in einem freien, auf gleichem Recht begründeten Gemeinwesen erzeugt.' Lebensfähig haben sich die Productionsgenossenschaften bisher aber nur da erwiesen, wo sie in Consumvereinen einen Rückhalt hatten oder sich selbst in ihrer Organisation dieser Form näherten. Dies gibt einen Fingerzeig, in welcher Richtung wir die am meisten Erfolg versprechende Weiterausbildung der Arbeitergenossenschaft für die nächste Zukunft zu suchen haben."[4]

[1] Bernstein a. a. O. S. 107.
[2] Ebd. S. 103 ff. [3] Ebd. S. 109. 117.
[4] Ebd. S. 117 f.

Wie aber steht es mit dem eigentlichen Endziele der Entwicklung im Sinne des „wissenschaftlichen" Socialismus, mit der communistischen Gesellschaftsordnung, dem „Zukunftsstaate"?

Bereits wurde erwähnt, daß Bernstein von der in Aussicht gestellten wirtschaftlichen und politischen Katastrophe, von der Einführung der communistischen Gesellschaftsordnung vermittelst der proletarischen Dictatur nichts erwartet. Eine derartige gesellschaftliche Aneignung der Productionsmittel wäre ihm zufolge „nur maßlose Verwüstung von Productionskräften", verbunden mit „sinnloser Experimentirerei und zweckloser Gewaltthätigkeit"; sie könnte sich in der That nur durchsetzen „in der Form einer dictatorischen revolutionären Centralgewalt, unterstützt durch die terroristische Dictatur revolutionärer Clubs"[1].

Ebensowenig glaubt er an eine alsbaldige Einführung der communistischen Gesellschaft. Das sagt er ausdrücklich, wie es auch aus der Widerlegung der einzelnen Lehrpunkte des Marxismus sich ergibt: „Man wird die Frage aufwerfen, ob mit dieser Darlegung die Verwirklichung des Socialismus nicht auf den St. Nimmerleinstag — ‚bis zu den griechischen Kalenden' . . . — verlegt oder auf viele, viele Generationen hinaus vertagt wird. Wenn man unter Verwirklichung des Socialismus die Errichtung einer in allen Punkten streng communistisch geregelten Gesellschaft versteht, so trage ich allerdings kein Bedenken, zu erklären, daß mir dieselbe noch in ziemlich weiter Ferne zu liegen scheint[2]. Dagegen ist es meine feste Ueberzeugung, daß schon die gegenwärtige Generation noch die Verwirklichung von sehr viel Socialismus erleben wird, wenn nicht in der patentirten Form, so doch in der Sache. Die stätige Erweiterung des Umkreises der gesellschaftlichen Pflichten, d. h. der Pflichten und der correspondirenden Rechte der Einzelnen gegen die Gesellschaft und der Verpflichtungen der Gesellschaft gegen die Einzelnen, die Ausdehnung des Auf-

[1] Bernstein a. a. O. S. 134.

[2] Vgl. auch Neue Zeit XV, 1, S. 213: „Jedenfalls auf lange Zeit müssen wir uns der Vorstellung entschlagen, als ob wir einem vollkommen collectivistischen Gesellschaftszustande entgegengingen. Wir müssen uns mit dem Gedanken an partielle Collectivgemeinschaft vertraut machen." Mit der Staatstheorie Engels' im „Anti-Dühring" ist Bernstein wenig einverstanden. Er betont, daß „der Verwaltungskörper der Gesellschaft in absehbarer Zukunft sich vom gegenwärtigen Staate nur dem Grade nach unterscheiden könne". An die Abwesenheit von Verbrechen im socialistischen Milieu glaubt Bernstein ebensowenig (Neue Zeit XV, 2, S. 105 f.).

sichtsrechtes der in der Nation oder im Staat organisirten Gesellschaft über das Wirtschaftsleben, die Ausbildung der demokratischen Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz und die Erweiterung der Aufgaben dieser Verbände — alles das heißt für mich Entwicklung zum Socialismus, oder wenn man will, stückweise vollzogene Verwirklichung des Socialismus. Die Uebernahme von Wirtschaftsbetrieben aus der privaten in die öffentliche Leitung wird diese Entwicklung natürlich begleiten, aber sie wird nur allmählich vor sich gehen können. Und zwar nöthigen triftige Zweckmäßigkeitsgründe hier zur Mäßigung. Zur Ausbildung und Sicherung guter demokratischer Betriebsführung . . . gehört vor allem Zeit. So etwas läßt sich nicht extemporiren. Es ist aber auch, sobald die Gemeinschaft von ihrem Rechte der Controlle der wirtschaftlichen Verhältnisse gehörigen Gebrauch macht, die factische Ueberführung von wirtschaftlichen Unternehmungen in öffentlichen Betrieb nicht von der fundamentalen Bedeutung, wie man gewöhnlich glaubt. In einem guten Fabrikgesetz kann mehr Socialismus stecken als in der Verstaatlichung einer ganzen Gruppe von Fabriken." [1]

Dennoch hält Bernstein, wenn er auch, was Zeit und Art der Einführung betrifft, vom Marxismus abweicht, an der communistischen Ordnung der Dinge als dem Endziele fest. Das muß um so mehr auffallen, da gar vieles von dem, was er z. B. von den Schwierigkeiten einer Oberleitung oder Controlle eines solchen wirtschaftlichen Riesenorganismus, ferner über die besondern Haken des genossenschaftlichen Betriebes u. s. w. sagt, selbst für eine aschgraue Zukunft berechtigte Zweifel an der Möglichkeit einer communistischen Gesellschaftsordnung aufkommen läßt [2].

Hierher gehört auch, wenn Bernstein von dem Socialismus — wie er ihn versteht — sagt, derselbe wolle keine neue Gebundenheit irgend

[1] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.

[2] Es ist Bernstein wohl kaum ernst gemeint, wenn er der socialistischen Kritik beistimmt, insofern diese von einer unveränderlichen Menschennatur nichts wissen will (a. a. O. S. [illegible]). Die veränderliche Menschennatur ist ja ganz offenbar eine durchaus „utopistische" Vorstellung. Setze ich Veränderungen in der Menschennatur voraus, dann kann ich natürlich jede beliebige Form der Gesellschaft als möglich erklären. Einem so geistvollen Manne wie Bernstein sollte es doch ein leichtes sein, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Veränderungen zu unterscheiden und bei allem Wandel die sittlich-vernünftige Menschennatur als ein Unwandelbares zu erkennen.

welcher Art schaffen. Das Individuum solle frei sein, nicht in dem metaphysischen (?) Sinne, wie es die Anarchisten träumen, d. h. frei aller Pflichten gegen das Gemeinwesen, wohl aber frei von jedem ökonomischen Zwange in seiner Bewegung und Berufswahl. Solche Freiheit sei für alle nur möglich durch das Mittel der Organisation. In diesem Sinne könne man den Socialismus auch organisatorischen Liberalismus nennen; denn wenn man die Organisationen, die der Socialismus wolle und wie er sie wolle, genauer prüfe, so werde man finden (?), daß, was sie von ihnen äußerlich ähnlichen feudalistischen Einrichtungen vor allem unterscheide, eben ihr Liberalismus sei: ihre demokratische Verfassung, ihre Zugänglichkeit[1]. — Glaubt denn Bernstein wirklich, daß die communistische Organisation solche Freiheit garantiren könne? Auch wir fordern die Organisation um der Freiheit für alle willen, nachdem der Liberalismus nur für die Starken Freiheit schuf. Der Socialismus aber bringt keine Freiheit, sondern den Zwang für alle!

Sehr richtig, allein mit der reinen Idee einer communistischen Gesellschaft schwer vereinbar ist auch die Betonung wirtschaftlicher Selbstverantwortung der Arbeitsfähigen[2]. Ebenfalls stimmen wir Bernstein bei, daß in „so großen und complicirten Organismen, wie unsere modernen Culturstaaten und ihre Industriecentren sind, ein absolutes Recht auf Arbeit bloß desorganisirend wirken würde, nur als Quelle gehässigster Willkür und ewiger Zänkerei denkbar wäre“[3].

Nicht minder treffend heißt es: „Soll die Demokratie nicht den centralistischen Absolutismus im Hecken von Bureaukratien noch überbieten, so muß sie aufgebaut sein auf einer weitgegliederten Selbstverwaltung mit entsprechender wirtschaftlicher Selbstverantwortlichkeit aller Verwaltungseinheiten, wie der mündigen Staatsbürger. Nichts ist ihrer gesunden Entwicklung schädlicher als erzwungene Uniformität und ein zu reichliches Maß von Protectionismus. . . . Wenn der Staat auf der einen Seite alle gesetzlichen Hindernisse der Organisation der Producenten aufhebt und den Berufsverbänden unter bestimmten Bedingungen, welche deren Ausartung in monopolistische Corporationen vorbeugen, gewisse Vollmachten hinsichtlich der Controlle der Industrie überträgt, so daß alle Garantien gegen Lohndrückerei und Ueberarbeit gegeben sind, und wenn

[1] Bernstein a. a. O. S. 132.
[2] Ebd. S. 131. Neue Zeit XV, 2, S. 141. [3] A. a. O. S. 131.

auf der andern Seite dafür gesorgt wird, daß niemand durch äußerste Noth gezwungen wird, seine Arbeit zu unwürdigen Bedingungen zu veräußern, dann kann es der Gesellschaft gleichgiltig sein, ob neben den öffentlichen und genossenschaftlichen Betrieben noch Unternehmungen existiren, welche von Privaten für den eigenen Gewinn betrieben werden." [1]

Nun wohl, wozu dann noch die communistische Gesellschaft als schließliches Endziel [2], eine Gesellschaft, die alle jene Errungenschaften in Frage stellen und die Demokratie ganz gewiß in falsche Bahnen lenken müßte? Warum nicht auch mit dieser letzten Utopie aufräumen? [3]

Das Ziel des Socialismus, sagt Bernstein einmal, „ist nicht die Verwirklichung eines Gesellschaftsplanes, sondern die Durchführung eines Gesellschaftsprincips: die allseitige Durchführung der Genossenschaftlichkeit" [4]. Ebenso nennt er die Einführung des Collectivismus nur dann und in dem Maße erstrebenswerth, als von der Vergesellschaftung der Productionsmittel die Erreichung der höchsten Wohlfahrt des Volkes erwartet werden kann. Damit ist in der That ein wichtiges, ja das in letzter Instanz entscheidende sociale Princip eingeführt. Nicht als naturnothwendiges Ergebniß der historischen Evolution — im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung — erscheint hier die Zukunftsgesellschaft; ihre Einführung wird von Fragen der Zweckmäßigkeit, mit Rücksicht auf die jeweilig gegebenen Verhältnisse, und von Principien abhängig gemacht. Das ist auch der Standpunkt gerade der christlichen Socialreformer, die zum Princip der Genossenschaftlichkeit sich stets bekannt haben.

Würde Bernstein diese Gedanken consequenter im Auge behalten wollen, so dürfte er vielleicht auch in der Begrenzung der öffentlichen und genossenschaftlichen Betriebe zu einem weniger anfechtbaren Standpunkte gelangen.

Ohne Zweifel stellt die Pflicht des Rechtsschutzes und die Sorge für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt heute an die Staatsgewalt extensiv und intensiv bedeutend erhöhte Anforderungen. Es kann sogar unter Umständen die Uebernahme von Wirtschaftsbetrieben aus der privaten in die öffentliche Leitung sich als nothwendig erweisen. Im Mittelalter hat es

[1] Bernstein a. a. O. S. 133. [2] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.
[3] Bernstein, Voraussetzungen S. 177 f.
[4] Vgl. hierzu Bernstein, Voraussetzungen S. 83 f.

ja auch viel mehr Gemeineigenthum gegeben als in der spätern Zeit. Allein diese Uebernahme von privaten Wirtschaftsbetrieben seitens des Staates oder der Gemeinde, ferner die Einmischung der öffentlich-rechtlichen Instanzen in das Wirtschaftsleben hat doch nicht nur in dem factisch und praktisch Möglichen, sondern ebenso im Princip der höchsten Wohlfahrt des Volkes ihre Grenzen. Sie ist überall da, aber auch lediglich so weit berechtigt, als eine wirkliche Collision zwischen der individuellen Freiheit, dem privaten Betrieb, einerseits und der öffentlichen, allgemeinen Wohlfahrt des Volkes andererseits besteht. Die Grenzen des Staats- und Gemeindebetriebes werden dadurch jedenfalls noch enger gezogen, als wenn man bloß auf die innere Fähigkeit der Productionszweige für öffentlichen Betrieb Rücksicht nimmt. Weder die Aufgabe noch das Recht der öffentlichen Gewalten ist es, das Individuum aus der Sphäre freier Bethätigung, die dem Gemeinwohl des Ganzen nicht widerspricht, zu verdrängen.

Desgleichen erscheint es uns als eine Uebertreibung, wenn Bernstein meint, alle privaten Unternehmungen würden mit der Zeit den Genossenschaften weichen, so daß also schließlich nichts als Staats-, Gemeinde- und Genossenschaftsbetrieb übrig bliebe. Wir sind gewiß Freunde des Associationsgedankens, der öffentlich-rechtlichen Berufsgenossenschaften, der privatrechtlichen Associationen einschließlich der reinen individuellen Productivgenossenschaft. Allein die große Ausdehnung, die Bernstein letzterer — zwar nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft — verheißt, darf kaum erwartet werden; ihre Exclusivität gegenüber Unternehmungen, die von Privaten für den eigenen Gewinn betrieben werden, will uns — mit Rücksicht auf das Princip der allgemeinen Volkswohlfahrt — nicht einmal als wünschenswerth erscheinen. Das Vorhandensein einer größern Anzahl solcher Productivgenossenschaften aber würde ohne Zweifel auf die übrigen Betriebe eine für die Arbeiter günstige Rückwirkung ausüben und die constitutionelle Ausgestaltung der sonstigen industriellen Großbetriebe, die Gewinnbetheiligung u. s. w., fördern können.

Nun noch ein Wort zum Schlusse. Gerhard v. Schulze-Gävernitz hat in seinem Buche „Zum socialen Frieden" den Gedanken ausgesprochen, daß es zwar für den revolutionären Socialismus unentbehrlich sei, die Verstaatlichung aller Productionsmittel als Endziel zu nehmen, nicht aber für den praktisch-politischen Socialismus. Wir fügen hinzu: Für den revolutionären Socialismus hatte die materialistische Lehre und der Atheismus der Arbeitermassen eine Bedeutung, für die

praktischen Zielen zugewandte Arbeiterwelt ist der Atheismus nicht nur bedeutungslos, sondern von unermeßlichem Nachtheile. Will die Arbeiterschaft mit Erfolg ihr gutes Recht erkämpfen, dann muß sie geeint sein. Die Art und Weise aber, wie der Socialismus das Apostolat des Unglaubens ausgeübt, hat gerade die Elite der Arbeiterschaft abgestoßen. Möchten die Arbeiter nur bald zu der Einsicht gelangen, daß der Socialismus gerade darum schon ihr größter Feind war und ist!

Heinrich Pesch S. J.

Der Lichtsinn augenloser Thiere.

Kann man sehen ohne Augen? Jedermann wird sagen: Nein; denn Auge ist gleichbedeutend mit Sehorgan; ohne Sehorgan zu sehen ist aber schlechterdings unmöglich. Trotzdem sind viele der augenlosen Thiere [1] nicht völlig blind. Obwohl sie keine Spur von Augen besitzen, vermögen sie doch Helligkeit und Dunkel zu unterscheiden, und sie reagiren auf plötzlichen Lichtwechsel in lebhafter Weise. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt in der Begriffsbestimmung der Worte „sehen" und „Auge". Nichts scheint einfacher zu sein als diese beiden Begriffe, und doch bietet ihre Anwendung in der Zoologie nicht selten bedeutende Schwierigkeiten. Was ist zum „Sehen" wesentlich erforderlich? Genügt die einfache Fähigkeit der Lichtempfindung, oder müssen wir selbst für die unterste Stufe des Sehens außer dem Vermögen, Licht und Schatten zu unterscheiden, auch noch wenigstens eine gewisse Fähigkeit der Unterscheidung von Farben und Gestalten hinzu verlangen? Wenn ja, dann sind die einfach lichtempfindlichen Thiere trotz ihres Vermögens der Lichtwahrnehmung völlig blind, weil sie nicht „sehen" können; wenn nein, dann gibt es ein „Sehen ohne Augen", weil es viele augenlose Thiere gibt, die in hohem Grade lichtempfindlich sind.

Ebenso verwickelt ist die Frage, welches Organ der Lichtwahrnehmung wir als „Auge" bezeichnen dürfen. Gehört zum Wesen des Auges ein durchsichtiger Körper, der als dioptrischer Apparat zum Brechen und Sammeln der Lichtstrahlen dient? Dann ist das Sehorgan des berühmten

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LV, S. [illegible] ff.

Nautilus, dessen gegenwärtig lebende Vertreter die altehrwürdigen Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Erdepoche sind, kein Auge zu nennen; denn es ist eine einfache Grube von beträchtlicher Tiefe, deren Mündung eine enge Oeffnung bildet. Wie ein in ein Kartenblatt gestochenes Loch dazu dienen kann, ein Bild des hellen Fensters an der Wand zu entwerfen, so dient auch jenes Sehloch des Nautilus als Diaphragma dazu, auf der innern Rückwand seiner Sehgrube optische Bilder der umgebenden Gegenstände zu erzeugen. Ein solches Sehorgan dürfen wir aber mit vollem Recht ein „Auge" nennen, obwohl es nach der gewöhnlichen Anschauung kein Auge, sondern nur eine leere Augenhöhle ist. Man hat ferner die lichtempfindlichen Pigmentpunkte bei manchen niedern Thieren als „Augenflecke" bezeichnet. Nun hat sich aber herausgestellt, daß die Fähigkeit der Lichtempfindung gar nicht an dieses Pigment gebunden ist. Die von Haeckel einst als die erste stammesgeschichtliche Stufe des Sehorgans im Thierreich gepriesenen „Augenflecke" mancher Protisten stehen bezüglich ihrer Lichtempfindlichkeit sogar zurück hinter andern vollkommen durchsichtigen Theilen des Zellleibes derselben Urthiere. Für die einfache Lichtempfindung ist somit das Pigment ebensowenig wesentlich, wie für die einfachste Form des Auges ein besonderer lichtbrechender Apparat wesentlich ist. Hieraus erhellt, daß es sich bei der Frage, was „Sehen" heißt und was „Auge" heißt, nicht um nominalistische Spitzfindigkeiten, sondern um ernste Schwierigkeiten sachlicher Natur handelt. Es hat daher seinen guten Grund, wenn seit Johannes Müller nicht wenige hervorragende Physiologen, Biologen und Anatomen, wie J. Carrière, C. Chun, R. Dubois, Th. W. Engelmann, Aug. Forel, V. Graber, H. v. Helmholtz, R. Hesse, W. A. Nagel, F. Plateau u. s. w., eingehende Erörterungen über die Bedeutung und die Tragweite dieser beiden Begriffe angestellt haben, Erörterungen, deren Gründlichkeit und Scharfsinn vielfach auch die Aufmerksamkeit philosophischer Denker verdienen dürfte, welche sich für das Wesen der Gesichtswahrnehmung interessiren und dasselbe in einer den Thatsachen entsprechenden Weise zu definiren suchen.

Wir wollen nun unsern Lesern einen Ueberblick über die Erscheinungen bieten [1], aus denen der Lichtsinn augenloser Thiere zweifellos hervorgeht. Beginnen wir mit den Wirbelthieren.

---

[1] Wir folgen dabei hauptsächlich W. A. Nagel, Der Lichtsinn augenloser Thiere. Jena 1896. Aug. Forels diesbezügliche Beobachtungen und Versuche in: Beitrag zur Kenntniß der Sinnesempfindungen der Insecten (Mittheil. des

Daß der uns schon bekannte Olm (Proteus anguinus)[1] mit seinem rückgebildeten, von der Haut bedeckten Auge ein Bild der umgebenden Gegenstände erhalten könne, ist ausgeschlossen. Trotzdem besitzt er eine große Lichtempfindlichkeit. Nach Marie von Chauvins Beobachtungen ist dieselbe während der Brunstzeit so groß, daß die Olme vor jedem ins Wasser einfallenden Lichtstrahl wie vor einer feindlichen Berührung sofort zurückschrecken. Sempers Versuche haben ferner gezeigt, daß es wirklich das Licht ist, das die Olme wahrnehmen und fliehen, und Raphael Dubois hat nachgewiesen, daß nicht die Augen, sondern die Körperhaut des Olmes es ist, welche die Lichtempfindung vermittelt.

Das Lanzettfischchen (Amphioxus lanceolatus), das wegen seiner stammesgeschichtlichen Alterthümlichkeit als vorgeblicher Urahne aller Wirbelthiere der Liebling der heutigen Zoologen ist und daher unter ihren Experimenten schon unsäglich viel zu leiden hatte, gehört ebenfalls zu jenen lichtempfindlichen Thieren, die „ohne Augen sehen". In einer Schale mit Wasser sind eine Anzahl Lanzettfischchen, die sich mit ihrem Hintertheil bis zur Körpermitte in den Sand am Grunde des Beckens vergraben haben. Wir bedecken nun die Schale mit einem undurchsichtigen Deckel und lassen sie eine Viertelstunde ruhig stehen. Dann heben wir vorsichtig den Deckel ab — und ein großer Theil der Lanzettfischchen zuckt plötzlich zurück und verschwindet im Sande. Daß es sich hierbei nicht etwa um die zufälligen Wirkungen der Erschütterung oder des Geräusches handelt, die mit jenem Experimente vielleicht verbunden sind, geht daraus hervor, daß die Thiere durch das Abheben eines durchsichtigen Glasdeckels sich gar nicht stören lassen; also war es wirklich eine Lichtwahrnehmung, was sie zur plötzlichen Flucht veranlaßte. Auch wenn man mittelst eines Spiegels einen Lichtstrahl in das Wasserbecken fallen läßt, kann man die Lanzettfischchen sofort sich verbergen sehen. Den stärksten Reizerfolg erzielte Nagel bei seinen Versuchen, wenn er die Lanzettfischchen in einem Becken mit Seewasser

Münchener Entomol. Vereins 1878, und Expériences et remarques critiques sur les sensations des insectes (Recueil Zoologique Suisse IV, n. 1, 2 et 4, 1886 à 1888), welche Nagel unbekannt geblieben waren, wurden von uns außer manchen Arbeiten der oben citirten und anderer Autoren ebenfalls für die vorliegende Arbeit benutzt. Die mit geblendeten Thieren angestellten Experimente Grabers und anderer glaubten wir hier nicht besonders berücksichtigen zu sollen mit Ausnahme von Aug. Forels Versuchen über das von Graber angenommene dermatoptische Sehvermögen der Ameisen.

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. LV, S. 92 ff.

ohne Sand hielt, so daß sie sich nicht verstecken konnten. Bei plötzlicher Belichtung jagten dann sämtliche Thiere wild durch das Wasser hin und her.

Die Lichtempfindlichkeit des Lanzettfischchens ist schon seit 1834 durch die Untersuchungen Costas bekannt. Ueber das Organ seines Lichtsinnes sind jedoch sehr verschiedene Ansichten geäußert worden. Anfangs glaubte man, eine Gruppe von Pigmentpunkten am vordern Körperende des Thieres — nicht am Kopfe, weil es keinen besitzt — als „Augenfleck" und als Sehorgan ausgeben zu müssen. Ja, manche wollten jenen dunkeln Fleck sogar stammesgeschichtlich verwerthen, indem sie ihn für das Ueberbleibsel eines ehemaligen unpaarigen Scheitelauges erklärten. Aber man braucht dem Lanzettfischchen nur das vordere Körperende mitsamt dem vorgeblichen Auge abzuschneiden, um sich von der Unhaltbarkeit dieser Theorie zu überzeugen: der übrige Körper bleibt nachher noch gerade so lichtempfindlich wie vorher. Ja selbst an halbirten Exemplaren reagiren noch beide Hälften ebenso bereitwillig auf die Belichtung, obgleich weniger energisch, weil eben diese Bruchstücke sich nicht mehr so rasch bewegen können wie das unverletzte Thier.

Andere Forscher wollten daher den Hautnerven des Amphioxus die Function der Lichtwahrnehmung zutheilen, während W. Krause die Ansicht vertritt, daß dieses Thier mit seinem ganzen Rückenmarke sehe[1]. Er fand nämlich, daß dasselbe Pigment, welches im „Augenflecke" vorhanden ist, längs des Rückenmarkes ziemlich weit gegen das Schwanzende des Thieres hin sich erstreckt. Auf Grund des chemischen Verhaltens erklärte er dieses Pigment für einen mit dem Sehpurpur unseres Auges verwandten Stoff und nannte es deshalb „Sehblau". Wenn er das im Wasser ruhig daliegende Lanzettfischchen mit dem Focus einer Convexlinse, von hinten anfangend, beleuchtete, so machte das Thier einen plötzlichen Sprung, sobald das Sonnenbild auf die hintere Hälfte des Rückenmarks gelangte. Am empfindlichsten erwies sich das Vorderende, aber nicht auf dem sogen. Augenfleck, sondern etwas hinter demselben. Daher glaubt dieser Forscher, daß das Pigment des Rückenmarkes als Organ der Lichtwahrnehmung beim Amphioxus diene.

Zum Verständniß dieses Experimentes ist zu bemerken, daß bei der Beleuchtung des Lanzettfischchens mit einem Brennglase die Wärmewirkung

---

[1] Internationale Monatsschrift für Anatomie V (1888), 132; Die Farbenempfindung des Amphioxus (Zoolog. Anzeiger 1897, Nr. 548, S. 513).

der Sonnenstrahlen ausgeschlossen war. Schon unter einer 4 cm hohen Seewasserschicht zeigte das feinste Thermometer nach stundenlanger Exposition keine Temperaturerhöhung, wenn es mit dem Brennpunkte derselben Convexlinse beleuchtet wurde; daher ist es unmöglich, daß das Sonnenbildchen dem im Wasser liegenden Amphioxus bei der plötzlichen Belichtung etwa „die Haut verbrannt habe", wie vielleicht einer unserer Leser anfangs befürchtet haben dürfte.

W. Krause stellte noch eine Reihe sinnreicher Versuche an über die Farbenwahrnehmung desselben Thieres. Eine Anzahl Lanzettfischchen, die im ganzen 500 erreichte, wurden in einen länglichen Kasten gebracht, dessen eine Hälfte nur von gelbem, die andere nur von blauem Lichte erleuchtet war; die Helligkeit des Lichtes war in beiden Abtheilungen dieselbe. Die Amphioxus zeigten jedoch keinerlei Vorliebe für eine der beiden Farben, sondern vertheilten sich gleichmäßig in beide Hälften des Apparates. Ein Unterscheidungsvermögen für Farben ließ sich bei ihnen nicht nachweisen, und man muß daher einstweilen annehmen, daß ihr Rückenmark ihnen bloß die Unterscheidung von Hell und Dunkel zu vermitteln im stande ist.

Das Vermögen vieler Thiere, durch die Haut Licht zu empfinden, ist von Graber als „dermatoptische", von andern als „photodermatische" Function mit einem schönen wissenschaftlichen Namen belegt worden. Nach Koranyi soll dieses räthselhafte Hellsehen sogar den Fröschen zukommen. Einem Frosche wurde das Gehirn bloßgelegt und zur Steigerung der Erregbarkeit desselben mit einer Schicht Fleischertract bedeckt. Ließ man nun das Licht einer hellen Flamme, durch eine Sammellinse concentrirt und durch Passiren einer Alaunlösung seiner Wärmestrahlen beraubt, auf ein Bein des Frosches fallen, so zuckte dasselbe jedesmal zusammen. Es scheint uns jedoch, daß solche künstliche Experimente für die Lösung der Frage, ob eine wirkliche Lichtempfindung durch die Haut stattfinde, von geringerem Werthe seien als die an lebenden Thieren unter deren normalen Lebensverhältnissen angestellten Versuche; denn in letzterem Falle sind die durch den Lichtreiz verursachten Bewegungen willkürliche, die unter dem Einflusse des sinnlichen Wahrnehmungs- und Strebevermögens stehen; in ersterem Falle handelt es sich dagegen wahrscheinlich um bloße Reflexbewegungen, bei denen von einer „Sinneswahrnehmung" keine Rede sein kann.

Sehr verbreitet ist das „Sehen ohne Augen" im Kreise der Weichthiere. Sogar die Landschnecken, die auf der Spitze ihres längern

Fühlerpaares echte Augen tragen, welche mit einer Linse und einer Netzhaut versehen sind, vermögen überdies durch ihre Körperhaut einen plötzlichen Lichtwechsel wahrzunehmen. Man kann einer Weinbergschnecke (Helix pomatia), ohne das Wohlsein des Thieres dauernd zu schädigen, die Fühlerspitzen mitsamt den Augen abschneiden; die Wunde schließt sich sofort, vernarbt in kürzester Frist, und das augenlose Thier beginnt wiederum wie früher umherzukriechen. Läßt man nun auf dasselbe plötzlich einen Schatten fallen, so zuckt es zusammen und verbirgt sich in seinem Gehäuse, wie es früher gethan, als es noch im Besitze der Augen sich befand. Ja sogar solche Schnecken, deren Fühler unmittelbar an der Wurzel abgeschnitten worden sind, reagiren noch in derselben Weise gegen einen jähen Lichtwechsel. Man braucht übrigens nicht einmal zu Amputationsversuchen seine Zuflucht zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß die Körperhaut der Weinbergschnecke lichtempfindlich ist. Manchmal kriechen diese Thiere stundenlang mit völlig eingestülpten Fühlern umher, so daß die an der Spitze derselben stehenden Augen im Körper verborgen sind. Plötzliche Beschattung läßt ein solches Individuum gerade so sicher und so heftig zurückschrecken wie ein anderes, das seine Fühler ausgestreckt hat und den vollen Gebrauch seiner Augen besitzt. Nagel glaubt, daß die in der Oberhaut vertheilten sogen. Flemmingschen Zellen als Organ für dieses „Sehen ohne Augen“ dienen.

Zahlreich und besonders interessant sind die Versuche, welche von Nagel über den Lichtsinn augenloser Muscheln angestellt wurden. Er theilt dieselben je nach ihrem Verhalten gegenüber den Lichteinflüssen in drei Gruppen ein: in lichtempfindliche, in schattenempfindliche und in licht- und schattenempfindliche. Die erste dieser Gruppen wird von jenen Muscheln gebildet, die nur lichtempfindlich sind, indem sie bloß auf Zunahme der Helligkeit, nicht auf deren Abnahme reagiren. Die hierher gehörigen Arten haben eine dünne, zarte und zerbrechliche Schale, die ihnen keinen wirksamen Schutz gegen die Angriffe ihrer Feinde bieten kann. Daher halten sie sich für gewöhnlich auf dem Boden ihres Wasserbeckens vergraben und stecken nur die Mündung ihrer Athemröhren (Siphone) aus dem Sande hervor. Sie lieben das Dunkel oder das Halbdunkel; eine plötzliche Helligkeitszunahme in ihrer Umgebung setzt sie der Gefahr aus, von ihren Feinden bemerkt und gefressen zu werden; deshalb graben sie sich, sobald sie belichtet werden, rasch noch tiefer ein und „verduften“. Ganz anders benimmt sich die zweite Gruppe der augenlosen Muscheln,

die nur schattenempfindlich ist. Diese Thiere haben eine sehr dicke, harte Schale, die den zarten Körper des Weichthieres gegen die Angriffe gefräßiger Räuber zu schützen vermag. Deshalb pflegen sie sich bei drohender Gefahr nicht zu vergraben, sondern sie schlüpfen einfach in ihr Schalenhaus hinein und schlagen die Thüre hinter sich zu. Das Nahen eines Feindes wird ihnen aber hauptsächlich durch den Schatten verkündet, den derselbe plötzlich auf sie wirft, wenn er zwischen sie und die Lichtquelle tritt: daher die hohe Schattenempfindlichkeit dieser Muscheln, die für sie das wichtigste biologische Schutzmittel darstellt. Um eine plötzliche Zunahme der Helligkeit kümmern sie sich dagegen nicht, sondern sie lassen ihre Schalen ruhig offen und bleiben wo sie sind, weil sie ohne Gefahr das wirkliche Herannahen des Feindes abwarten dürfen. Die dritte Gruppe, die licht- und schattenempfindlichen Muscheln, stehen in der Mitte zwischen jenen beiden Extremen; sie werden durch plötzliche Belichtung wie durch plötzliche Beschattung erschreckt und zur Flucht veranlaßt, weil beide für sie gefahrdrohend sind. Thatsächlich gehören weitaus die meisten augenlosen Muscheln, die sich für Lichteinflüsse empfänglich erweisen, zu dieser dritten Klasse; bloße Lichtempfindlichkeit oder bloße Schattenempfindlichkeit, wie sie in den beiden andern Klassen vertreten sind, finden sich nur selten.

Die lichtempfindlichste aller augenlosen Muscheln, eine typische Vertreterin der ersten Klasse, ist die Sandmuschel (Psammobia vespertina). Sie ist im Golfe von Neapel sehr häufig; dort stellte Nagel seine Beobachtungen und Versuche mit ihr an. Gewöhnlich hält sie sich, ihrem Namen entsprechend, in der Tiefe ihres Krystallpalastes im Sande versteckt. In dem geheimnißvollen Halbdunkel, das dort unten herrscht, öffnet sie ihre Schalen und streckt ihre Siphone aus, zarte, weiße, milchglasartig durchscheinende Röhren, deren Mündung von einem Kranze feiner Zacken umgeben ist. Pigment fehlt ihnen trotz ihrer hohen Lichtempfindlichkeit völlig, wie auch durch mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen ist. Um seinen Versuchsthieren den Rückzug abzuschneiden, setzte Nagel die Sandmuscheln in Glasgefäße mit Seewasser, die entweder keinen Sand enthielten oder doch nur so wenig, daß die Thiere sich nicht darin verbergen konnten. Dann ließ er sie längere Zeit im Halbdunkel, das durch ein Stück Karton zwischen dem Glasgefäße und der Lichtquelle verursacht wurde. Nahm man nun nach Verlauf einer Stunde den beschattenden Karton vorsichtig weg, so zogen die Sandmuscheln ihre Siphone sofort ein, und nicht wenige ergriffen die Flucht, indem sie mittelst ihres mus-

kulösen Fußes sich eine Strecke weit fortschnellten. Wenn Nagel plötzlich directes Sonnenlicht in ihr Gefängniß fallen ließ, dauerte es meist nur ein paar Sekunden, bis sämtliche Sandmuscheln sich in der größten Aufregung im Glase umherschnellten, so daß das Wasser umherspritzte und die Glaswände unter dem Anprall der Muschelschalen erklangen. Von den verschiedenen Theilen des Sonnenspectrums vermochten alle mit Ausnahme des Roth die Lichtempfindlichkeit der Sandmuscheln zu reizen. Licht, das eine Rubinglasscheibe passirte, hatte seine ganze Reizwirkung auf sie verloren, obwohl die Helligkeit des durchstrahlenden Lichtes noch größer war als bei einer dunkelblauen Kupferammoniumsulfat-Lösung, welche noch einen starken Lichtreiz auf die Siphonen der Sandmuschel ausübte.

Die Auster (Ostrea edulis) ist wohl manchen unter unsern Lesern bereits bekannt, wenngleich unter einem andern Gesichtspunkte als dem streng wissenschaftlichen. Sie zählt zu den schattenempfindlichsten Muscheln, zur zweiten der obenerwähnten biologischen Klassen. Siphone hat sie nicht, da sie zu den „asiphoniaten Acephalen" gehört. Bei ihr ist daher der Mantelrand der Sitz der Lichtempfindung. Daß die Auster bei plötzlicher Beschattung ihre Schalen schließt, ist bereits von Ryder und Patten festgestellt worden. Später wurde die Schattenempfindlichkeit dieser Muschel von Rawitz in Zweifel gezogen, aber auf Gründe hin, die sich nicht als stichhaltig erwiesen. Um die Einwendungen von Rawitz zu widerlegen und die Schattenempfindlichkeit der Auster klar zu zeigen, kann der folgende von Nagel[1] angestellte Versuch uns dienen.

„Einige lebenskräftige Austern werden in einem genügend großen Glasgefäße mit frischem Seewasser — oder, zu einem unten anzugebenden Zwecke, besser noch in zwei Gefäße vertheilt — des Abends auf einen inmitten des Zimmers stehenden Tisch nahe der dem Fenster zugekehrten Tischkante gestellt, und zwar so, daß sich die Schalen der Muscheln nach der Fensterseite öffnen.

„Morgens früh, wenn die Austern noch auf keine Weise gestört worden sind, nähert man sich ihnen von hinten her, d. h. von der dem Fenster entgegengesetzten Seite, möglichst vorsichtig und geräuschlos und überzeugt sich dabei, daß sämtliche Austern ihre Schalen etwa einen Centimeter weit geöffnet haben und auch durch die behutsame Annäherung in keiner Weise erschreckt oder erregt worden sind.

[1] Der Lichtsinn augenloser Thiere S. 59.

„Bringt man jetzt einen undurchsichtigen, schattenwerfenden Gegenstand plötzlich zwischen Fenster und Tisch, so daß die Austern des einen Glases beschattet werden, so klappen diese alle mit einem Schlage ihre Schalen zu, um sie gewöhnlich erst nach Stunden wieder zu öffnen. Zum Beweise dafür, daß nicht etwa ein Geräusch oder eine Erschütterung die Ursache dieser Reaction war, sondern wirklich der Schatten, bleiben die Austern in dem zweiten Gefäße, auf welches der Schatten nicht fiel, regungslos, mit geöffneten Schalen. Auch sie schließen ihre Schalen, sowie der Schatten auf sie hinübergelenkt wird."

Wenn man dieselben Austern mehrmals nacheinander beschattet, so kümmern sie sich allerdings bald gar nicht mehr um die plötzliche Abnahme der Helligkeit. Aber dies beweist nichts gegen ihre Schattenempfindlichkeit, sondern zeigt nur, daß sie keine Maschinen sind, die auf jeden äußern Eindruck stets in derselben Weise mechanisch reagiren. Bei vielen modernen Physiologen ist es zwar zur Mode geworden, die willkürlichen Bewegungen der niedern Thiere für bloße Reflexbewegungen auszugeben. Sogar mit den Ameisen ist kürzlich durch Herrn Albrecht Bethe [1] der unglückliche Versuch gemacht worden, dieselben in bloße Reflexmaschinen zu verwandeln und ihnen das Vermögen der sinnlichen Wahrnehmung und willkürlichen Bewegung abzusprechen. Wer jedoch nicht bloß mit dem Secirmesser an den Thieren zu experimentiren, sondern dieselben vor allem unter ihren natürlichen Lebensverhältnissen sorgfältig zu beobachten gewohnt ist, wird diese neuen Reflextheorien völlig unhaltbar finden. Auch bei den augenlosen Muscheln ist es verfehlt, ihre Reactionen gegen plötzliche Belichtung oder plötzliche Beschattung für bloße Reflexerscheinungen auszugeben. Für jene Muscheln, die, wie die Austern, mit harten, widerstandsfähigen Schalen versehen sind, ist es von hoher biologischer Wichtigkeit, das Herannahen eines Feindes durch den auf sie fallenden Schatten rechtzeitig zu bemerken, um sich dann rasch in ihre Schalen zurückziehen zu können. Wird nun mehrmals nacheinander ein Schatten auf dieselbe Muschel geworfen, sobald sie eben wieder ihre Schalen geöffnet hat, so macht die

[1] Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? (Archiv für die gesamte Physiologie LXX [1898], 15—100 und Tafel 1 und 2.) Zur Kritik dieser Ameisenstudie Bethes siehe die folgenden Arbeiten des Unterzeichneten: Eine neue Reflextheorie des Ameisenlebens (Biolog. Centralbl. XVIII [1898], Nr. 15) und: Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen (Zoologica 1899, Heft 26 und Tafel 1—3).

Beschattung bald gar keinen Eindruck mehr auf das Thier, weil sie sich für sein sinnliches Wahrnehmungsvermögen als etwas durchaus Ungefährliches erweist. Man muß dann stundenlang warten, bis es wiederum gelingt, die Muschel durch das nämliche Experiment in Schrecken zu setzen und dadurch zum Schließen der Schalen zu veranlassen. Nagel hat die psychologische Bedeutung dieser Thatsachen richtig erkannt und gegenüber den Reflextheoretikern verwerthet. Letztere läugnen auf Grund ihrer einseitigen Forschungsmethode das psychische Leben der niedern Thiere völlig und schaffen so eine ganz unnatürliche Kluft zwischen den niedern und den höhern Thieren. Während sie den Wirbelthieren „geistige Fähigkeiten" zuschreiben, die nur dem Grade nach von der menschlichen Intelligenz verschieden sein sollen, treiben sie aus den wirbellosen Thieren, die doch in den wesentlichen Aeußerungen des sinnlichen Lebens mit den Wirbelthieren völlig übereinstimmen, gewaltsam „den Geist" aus; sie machen sie zu seelenlosen Maschinen, weil sie den Instinct der Thiere mit bloßer Reflexthätigkeit verwechseln.

Unter den für Licht und Schatten, d. h. für plötzliche Zunahme wie plötzliche Abnahme der Helligkeit, empfindlichen augenlosen Muscheln, welche die dritte unserer obigen biologischen Klassen bilden, zeichnen sich vor allem die Venusmuscheln (Venus, Cytheraea u. s. w.) und die Herzmuscheln (Cardium) durch ihre hohe Erregbarkeit aus. Für Beschattung sind sie so empfindlich, daß sogar der Schatten eines Bleistiftes, den man rasch an ihrem Behälter vorüberbewegt, schon hinreicht, sie zum plötzlichen Einziehen der Siphone zu bewegen.

Interessant ist der Anblick, den nach Nagels Versuchen ein mit verschiedenartigen Muscheln besetztes größeres Aquarium bietet, wenn man einen Schatten über dasselbe hinstreifen läßt. Die Kammmuscheln (Pecten), welche wirkliche Augen in erheblicher Zahl am Mantelrande tragen, schließen ihre Schalen schon, wenn man nur in die Nähe kommt, ohne daß ein Schatten auf sie gefallen wäre. Bewegt man nun ein Stück schwarzen Karton über das Aquarium hin, so daß dessen einzelne Theile nacheinander beschattet werden, so kann man sehen, wie es überall im Sande sich regt, wohin der Schatten fällt. Hat man sich vorher den Aufenthaltsort der einzelnen Muscheln gemerkt, der durch ihre vorstehenden Siphonmündungen oder durch vorragende Stücke der Schale sich verräth, so kann man auch die Verschiedenheit der Reactionen bei den einzelnen Arten verfolgen. Die Venusmuscheln Venus verrucosa und gallina

schließen blitzschnell ihre kleinen, dunkel pigmentirten Siphone; erstere verschwindet sofort durch eine unsichtbare Bewegung ihres im Sande steckenden Fußes wie in einer Versenkung, so daß aus der Grube höchstens noch ein kleines Stück der Schale hervorsieht. Gleichzeitig zuckt eine andere Venusmuschel (Cytheraca), die sich gewöhnlich im Sande verborgen hält und nur ihre äußersten Siphonenden vorstreckt, unter dem Einflusse des Schattens plötzlich zusammen und versinkt noch tiefer. Die Herzmuschel (Cardium) schließt wenigstens vorübergehend ihre Siphone; einzelne dieser Thiere klappen auch ihre Schale zu. Diesen empfindlichsten unter den augenlosen Muscheln folgen dann allmählich, langsam und träge noch eine Reihe anderer Arten mit ihren Reactionsbewegungen nach, die Bohrmuschel (Pholas dactylus), die Trogmuschel (Mactra stultorum), die Schwertmuscheln (Solen) u. s. w.

Die Wirkung, welche eine plötzliche Helligkeitszunahme auf die für Helligkeitsabnahme so feinfühligen Venusmuscheln und Herzmuscheln ausübt, ist nicht so heftig und namentlich nicht so rasch. Während sie auf Beschattung blitzschnell reagiren, vergehen wenigstens zwei bis drei Sekunden, bis die Belichtung ihren Einfluß äußert. Anfangs werden unter den Lichtstrahlen die Siphone noch weiter ausgedehnt; nach einigen Sekunden aber ziehen sie sich zurück, und schließlich macht das Thier, durch die Helligkeit beunruhigt, einen Fluchtversuch, indem es durch Ausstoßen seines Fußes sich fortschnellt oder sich im Sande vergräbt.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Die ältesten Weltkarten.

(Schluß.)

II.

Es ist leicht einzusehen, daß die größeren Weltkarten, die nachweislich im Alterthum wie im Mittelalter nicht selten waren, sich nicht in Büchern unterbringen ließen. Sie mußten gerollt oder als Wandkarten aufbewahrt werden. In Rollenform ist als einziges Kartenwerk von hohem Alter die sogen. Tabula Peutingeriana auf uns gekommen, deren Copie bereits

das stattliche Alter von 800 Jahren erreicht. Von den Wandkarten sind uns nur die Karte in der Kathedrale von Hereford in England und eine zweite in dem Nonnenkloster zu Ebstorf erhalten geblieben. Beide stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und haben eine über 600jährige Dauer hinter sich, was ohne pietätvolle Behandlung kaum denkbar wäre.

Wir müssen uns wundern, daß diese beiden Karten bei ihrem hohen Werthe als Denkmäler alter Kartographie bis zur Stunde so wenig bekannt und so schwer zugänglich gewesen sind.

Die Herefordkarte ist 1,62 m hoch und 1,32 m breit; die Ebstorfkarte hat eine Höhe von 3,5 m und eine Breite von 2,92 m. Die Herefordkarte wird zum erstenmal erwähnt im Jahre 1682; die Ebstorfkarte ist erst seit 1834 wieder bekannt. Die Darstellung der Herefordkarte ist eine einheitlichere, mit mehr Verständniß verarbeitete, genauere und schließt sich getreuer an das Urbild an, als das bei der viermal größern, mit willkürlichen Versetzungen, Wiederholungen und sinnlosen Schreibarten bedachten Ebstorfkarte der Fall ist. Doch ergänzen sich beide Karten in vielen Fällen, und man darf deshalb den Werth der reichhaltigern Ebstorfkarte trotz der unbeholfenen Darstellung nicht geringer anschlagen als den der fein durchgeführten Herefordkarte.

Man vermuthet, die Herefordkarte habe längere Zeit als Altarbild gedient. Da Palästina einen übergroßen Raum darauf einnimmt und die heilige Geschichte eine große Rolle spielt, so kann man das einigermaßen erklärlich finden.

Der Verfasser gibt sich links unten zu erkennen als Richard von Haldingham und von Lafford, und wir dürfen die Abfassungszeit zwischen 1276 und 1283 ansetzen.

Die Weltkarte ist überragt von einer Darstellung des jüngsten Gerichtes. In großen Buchstaben liest man als Umschrift der ganzen Karte: A Iulio Cesare orbis terrarum metiri cepit: A Nicodoxo omnis Oriens dimensus est. A Teodoco Septemtrion et Occidens dimensus est. A Policlito Meridiana Pars dimensus est. In der linken untern Ecke sehen wir den Kaiser Augustus, welcher die drei Erdmesser Nichodorus, Theodocus und Policlitus aussendet mit dem Befehl: Ite in orbem universum, et de omni eius continentia referte ad senatum, et ad istam confirmandam huic scripto sigillum meum apposui. Ueber dem Bilde des Kaisers ist Lucas 2, 1 citirt: Exiit

edictum ab Augusto Cesare, ut describeretur huniversus orbis. Rechts unten wird ausdrücklich noch Orosius als Quelle genannt.

Wie auf allen Karten, welche die römische Weltkarte zur Grundlage haben, ist der Osten oben.

Jerusalem bildet den Mittelpunkt der Erde, wobei aber leicht zu erkennen ist, daß es nur etwas nach links gerückt wurde und somit auf der Vorlage, wie dies auch die Heinrichkarte zeigt, nicht centrirt war.

Die Vergleichung der uns überlieferten ältern kosmographischen Werke, sowohl Bücher als Karten, führt uns zu dem sichern Ergebniß, daß Richard von Haldingham an dem Inhalt der vorliegenden Weltkarte nur geringen geistigen Antheil hat. Die Form und Stilisirung des Umkreises ist Richards Werk; im Innern der Karte hat er aber wenig geändert und hinzugethan, vielmehr fast den ganzen Inhalt auf der Weltkarte, welche seine Vorlage bildete, vorgefunden.

Den Kern und die Grundlage der Kartenvorlage Richards bildet die Weltkarte des Agrippa oder populärer die Augustuskarte.

Wie die Karten von Ebstorf, Lambert, Isidor, Honorius, denen noch Albertus Magnus, Felix Malleolus und Dicuil zugefügt werden könnten, weist also auch die Herefordkarte auf die im öffentlichen Bewußtsein fortlebende Thatsache hin, daß die Augustuskarte die Grundlage der mittelalterlichen Weltkarte ist.

Im Jahre 1833 berichtete der Amtmann Wömpner in der Hannoverschen Zeitung über eine wenige Jahre vorher in dem ehemaligen Benediktinerinnenkloster zu Ebstorf, einem Flecken zwischen Hannover und Lüneburg, gemachte Entdeckung einer alten Weltkarte. Man hatte dieselbe staubbedeckt in einem Gemache, wo kirchliche Gegenstände aus katholischer Zeit, Fahnen, Marienbilder, Altardecken u. s. w., aufbewahrt wurden, gefunden. 1834 brachte das „Vaterländische Archiv“ in Hannover die erste Beschreibung und die farbige Wiedergabe eines Stückes der Karte.

Nachdem sich Blumenbach, Müllenhoff, Mitthoff, v. Richthofen, Philippi mit der Karte beschäftigt hatten, erschien endlich 1891 die lang erwartete erste große Ausgabe in Lichtdruck, hergestellt in der Reichsdruckerei in Berlin und bearbeitet von Ernst Sommerbrodt. Die kühle Aufnahme dieses fleißigen und sorgfältigen Prachtwerkes in der literarischen Welt ist zu verwundern und zu bedauern. Nur zwei Aufsätze, der eine von W. Schulte in Beuthen und der andere von Dr. Miller selbst, besprechen die Karte.

Dieselbe besteht aus 30 ungleich großen Pergamentblättern und hatte nach Sommerbrodt eine Höhe von 3,58 und eine Breite von 3,56 m, also eine Fläche von 12,74 qm. Die Schrift ist schön und sorgfältig. Die Abkürzungen sind die allverbreiteten und wurden mit großer Sicherheit gehandhabt. Die Ebstorfkarte zeichnet sich vor allen ähnlichen Karten durch ihren Farbenreichthum aus. Als vor Jahrhunderten diese Farben noch in ihrer Frische glänzten, muß es eine Freude gewesen sein, das Kolossalgemälde zu betrachten. Eine Ahnung davon gibt uns die Ausgabe des Verfassers, welcher die Karte auf $^3/_{10}$ verkleinert und ausschließlich in den Farben des Originals bietet. Es ist ein wahres Cabinetstück.

Die kritische Untersuchung der Darstellung der einzelnen Länder und der als Quellen in Betracht kommenden Schriftsteller beweist überall aufs klarste, daß die alte Weltkarte die Grundlage der Ebstorfkarte bildet. Dasselbe Resultat ergibt sich bei der Vergleichung mit den andern Karten. Diese Betrachtung legt nahe, daß wir in der Ebstorf-, Psalter-, Lambert-, Dionysius Periegetes-Karte einerseits, in der Hereford-, Heinrich-, Orosius-, Mela-Karte andererseits zwei alte Zweige der römischen Weltkarte besitzen.

Das Gesamturtheil, welches Dr. Miller über die Ebstorfkarte gibt, fällt wesentlich anders aus als dasjenige seines Vorgängers Dr. Sommerbrodt.

„Während sich die frühern Jahrhunderte des Mittelalters", so urtheilt Sommerbrodt, „mit rohen, dürftigen Kartenmachwerken und öden, geistlosen Compendien begnügten, tritt uns hier eine Fülle des Stoffes, ein eifriges Sichversenken in das bessere Wissen der Römer, soweit es noch zu erreichen war, entgegen, kurz, ein Streben, das wir als Vorläufer der Renaissance bezeichnen möchten, durch welches die Brücke geschlagen wurde vom Mittelalter wieder zurück zu den Römern und von da zu den Griechen, von der Reichskarte zu Ptolemäus und von da zu den großen Entdeckungen. Erst nachdem das Abendland sich so wieder versenkt hatte in die gute römische Ueberlieferung, war es in den Stand gesetzt, die Erbschaft der Griechen anzutreten."

Dagegen bemerkt Dr. Miller auf Grund seiner ausgezeichneten Untersuchung: „Diese Karte stellt, von der Zeichnung Deutschlands und einigen neuern Namen abgesehen, durchaus keinen Fortschritt dar, sondern lediglich eine Wiedergabe dessen, was die frühern Jahrhunderte auch besaßen: der alten Weltkarte. Die Zuthaten unseres Kartographen sind, wieder von Deutschland abgesehen, von sehr fraglichem Werthe, und wir werden ihm stets am dankbarsten sein müssen, wenn er das Alte möglichst

getreu copirt hat. Von einer Brücke zur Renaissance und zur Neuzeit kann bei dieser Karte gar keine Rede sein; auf dieser Grundlage, d. h. auf der Grundlage der römischen Weltkarte, war eine gesunde Entwicklung der Geographie überhaupt nicht möglich. Diese Grundlage mußte ganz verlassen werden, und es galt, ein neues Erdbild auf Grund von Messungen oder astronomischen Beobachtungen Stück für Stück zu construiren. Bereits waren im Mittelmeer die seefahrenden Völker thätig, die Bausteine zu dem neuen Gebäude herbeizuschaffen, von welchen unser Kartograph noch keine Ahnung hat."

Die Ebstorfkarte ist das letzte große Aufleuchten des römischen Orbis terrarum, mit dessen Untergang viel Poesie für immer verschwunden ist. An diese Karte hat ja die deutsche Poesie angeknüpft, und wenn man die altdeutschen Sagen, das Alexanderlied, Herzog Ernst von Schwaben, Rudolf von Ems, Reinfrit von Braunschweig, Hermann von Sachsenheim oder die Reisen des Ritters Mandeville und des Johannes von Hese sowie viele ähnliche Werke ganz verstehen will, so muß man die Mappa mundi zur Hand nehmen. Aber nicht minder dient sie zur Illustration der verbreitetsten Sagen des klassischen Alterthums. Zweifellos sind in der Ebstorfkarte Reste von den Fahrten Hannos, der Herkulessagen, der in der römischen Kaiserzeit so beliebten Alexandersagen, und heute noch wird der Lehrer seinen Gymnasiasten die Argonautenfahrten an der Hand der Ebstorfkarte verständlicher machen können als mit der besten modernen Karte. Ein modernes Kartenbild wird es ja niemals begreiflich machen, daß man vom Schwarzen Meere durch den Tanais in das Nordmeer und durch die Säulen des Herkules heimkehren könne, was nach der Ebstorfkarte so einfach ist.

Die Ebstorfkarte stellt, von Deutschland abgesehen, keinen Fortschritt dar. Sie ist vielmehr ein ehrwürdiges Ueberbleibsel aus dem klassischen Alterthum, dem ein christliches Mäntelchen umgehängt worden ist. Wir besitzen in ihr nicht nur die größte, sondern, trotz vieler Entstellungen und Zuthaten, auch die getreueste Copie der römischen Weltkarte, welche auf uns gekommen ist.

Es ist uns nunmehr in den vorliegenden fünf Heften das gesamte mittelalterliche Kartenmaterial, soweit es sich auf die römische Weltkarte stützt, geboten, so daß eine wesentliche Lücke nicht mehr besteht.

Das 6. Heft soll nun durch eine Reihe von wiederhergestellten Einzelbildern die römische Karte zu einer noch schärfern Darstellung bringen.

Der Verfasser hat diejenigen kosmographischen Texte gewählt, von denen wir bestimmt wissen, daß sie ursprünglich zu Karten gehörten und deren Umschreibung darstellten, wie es bei Mela, Dionysius, Ammianus Marcellinus, dem unbekannten Geographen von Ravenna der Fall ist, oder daß sie Auszüge aus der Karte sind und den Memorialstoff aus derselben geben, wie bei Honorius, Osorius, Isidor.

Die reconstruirten Karten des 6. Heftes bilden somit gleichsam den zweiten Theil des ganzen Werkes.

Wenn auch das Bestreben, anschaulich zu sein, bei manchen Kosmographen des Alterthums so offenkundig ist, daß sich von selbst der Gedanke nahe legt, die Karte des betreffenden Autors müsse aus der Beschreibung herzustellen sein, so hat es doch auffallend lange gedauert, bis eigentliche Versuche der Herstellung gemacht worden sind.

Als einer der ersten hat solches unternommen der französische Geograph Petrus Bertius, welcher 1628 in seiner Geographia Vetus in 2 Kupferstichen das Erdbild des Mela und des Posidonius wiederzugeben versuchte. Leider legte er in den folgenden Tafeln, welche die Geographie des Julius Cäsar, des Plinius, des Ammianus Marcellinus erläutern sollten, die Karten des Ptolemäus zu Grunde und verfällt damit in den alten Fehler, die neuere Geographie zur Grundlage der alten zu machen.

Erst anderthalb Jahrhunderte später treffen wir bei Schlözer in Göttingen wieder ähnliche Wiederherstellungsversuche. Aber die der Abhandlung Schlözers beigegebene „Karte von Europa nach Vorstellung der Alten", die Schöning schon 1763 gezeichnet hatte, ist eine Sammelkarte in der alten Manier.

1762 reconstruirte d'Anville die Karte Strabos, 1775 A. J. Penzel die Karte des Eratosthenes. 1790 bot Gosselin in dem für seine Zeit epochemachenden Werke die Karten des Eratosthenes und Strabo, 1795 die von Hippard, Hanno, Polybius und Marinus Tyrius. In Deutschland suchten J. H. Voß in Eutin und Ukert in einem Atlas von 1816 die Erdbilder der Alten wiederzugeben. Die zahlreichsten Einzeldarstellungen lieferte der um die mittelalterliche Geographie hochverdiente Pole Joachim Lelewel, deren Ausführung freilich sehr ungenügend ist. Bobrik hat 1838 in der Darstellung Herodots, worin ihm 1816 Niebuhr vorangegangen war, Treffliches geleistet; Klausen hat 1831 die Erdkarte des Hekatäus construirt, Forbiger gibt 1842 auf besondern Tafeln die Erdbilder von Homer, Hekatäus, Herodot, Eratosthenes, Strabo, Ptolemäus. Strabo

wurde 1857 durch die Meisterhand Müllers behandelt. Die Atlanten der alten Welt von Vivien de St. Martin, Spruner-Menke 1842, Kiepert, Sieglin 1893 bringen neue Bearbeitungen der alten Tafeln.

Allmählich erkannte man, welche Bedeutung die Reconstruction der alten Karten hat, wenn sie aus den alten Schriftstellern selbst zu stande kommt. Man sah ein, daß man unser heutiges Wissen von der Erde gleichsam für einen Augenblick vergessen und die alten Kosmographen aus ihren eigenen Angaben verstehen müsse, wenn man sie recht verstehen und die geschichtliche Entwicklung der Kartographie finden wollte."

Von den eben genannten Forschern ist nun besonders in den Atlanten der alten Welt nur die griechische Karte verarbeitet worden, welche eben für die römische und mittelalterliche Geographie nicht maßgebend ist.

Die irrigen Vorstellungen, die über den Stand der Geographie zur Zeit des Augustus und über die Entwicklung der Kartographie bestehen, haben ihren Grund in der großen Vernachlässigung der römischen Weltkarte.

Diese Vernachlässigung sucht das ganze vorliegende Werk, namentlich aber dessen 6. Heft, gut zu machen.

Ebenso ausführlich wie ausgezeichnet wird an erster Stelle der unbekannte Geograph von Ravenna behandelt.

Die Literaturgeschichte, sagt Dr. Miller, wird in ihrem fast 3000jährigen Zeitraume kaum ein Jahrhundert aufzuweisen haben, das an literarischen Producten so arm ist als das 7. Jahrhundert n. Chr. Wenn wir Isidor, Fredegar und das sprachlich entsetzlichste Buch, das existirt, den Aethicus Ister, genannt haben, so sind wir schon bei den Autoren untergeordneten Ranges angekommen.

Dieser Zeit gehört unser Anonymus von Ravenna an. Er ist aus der ganzen Periode vom sinkenden Römerthum bis zum Wiedererwachen der Wissenschaften der einzige Autor, von dem wir eine zusammenhängende selbständige, nicht aus den alten Schriftstellern zusammengestoppelte Erdbeschreibung besitzen. Mag die Form, in welche die Kosmographie eingekleidet ist, eine noch so rohe sein, so tritt uns doch eine solche Fülle von sonst gänzlich unbekanntem Material entgegen, daß dieser Geograph ein hervorragendes Interesse beanspruchen muß.

Leider gibt nur eine einzige Stelle über den Verfasser selbst die eine Auskunft, daß er in Ravenna geboren ist. Er gehörte wohl dem geistlichen Stande an. Es läßt sich dieses weniger aus den damals allgemein üblichen frommen Redewendungen, wie Deo iuvante, Dei iussu u. s. w.,

als aus seinen vielen Bibelcitaten, seinen theologischen Excursen über Paradisus terrestris und einigen Angaben schließen, die eine besondere theologische Ausbildung andeuten.

Das Werk ist in zwei Recensionen auf uns gekommen, die wir heutzutage kurz als Ravennas und Guido bezeichnen. Der Ravennas umfaßt die ganze Erdbeschreibung in 5 Büchern, deren erstes die Weltanschauung des Verfassers und die Eintheilung des orbis nach der Weltkarte gibt. Guido hat nur Auszüge aus dem 4. und 5. Buche, die er in seine 1119 compilirte Universalgeschichte eingeflochten hat. Das Exemplar des Ravennaten, das Guido vorgelegen, muß aber in mancher Beziehung besser und vollständiger gewesen sein, als die erhaltenen Manuscripte es sind.

Seitdem beide Werke in der Ausgabe von Pinder und Partey 1860 gedruckt vorliegen, ist dieses Verhältniß zwischen Ravennas und Guido klargestellt. Frühere Kritiker und Schriftsteller haben beide verwechselt, entweder für identisch oder gar Guido für den ältern gehalten. 1738 hatte Wesseling sogar sämtliche von dem Ravennaten genannten, aber anderweitig unbekannten Autoren, aus denen derselbe geschöpft haben will, für erfunden und den Anonymus für einen unverschämten Betrüger erklärt. In neuerer Zeit ist diese Ansicht hauptsächlich von Mommsen und de Rossi, beide 1851, eingehend vorgetragen worden, und es sind im Kampfe gegen die von Dr. Miller herausgegebene und erläuterte „Weltkarte des Castorius" 1888 Tomaschek, Partsch, Ruge, G. Hirschfeld und vielleicht auch Kubitschek auf deren Seite getreten. Aber die überwiegende Mehrzahl der Forscher, die sich eingehender mit dem Ravennaten beschäftigt, hat sich, wie Eckard, Malte-Brun, Mannert, Eckermann, Zeuß, Jakob Grimm, Bock, Lelewel, Hitzinger, Kurz, Forbiger, Karl Müller 1857, Pallmann, Müllenhoff, W. Bessel, Marinelli, d'Avezac, Parthey, Jakobs, zu dessen Gunsten entschieden.

Es kann also nicht auffallen, wenn das Gesamturtheil über den Anonymus Ravennas sehr verschieden ausfällt. Daunou nennt sein Buch einen Haufen Dummheiten, gesammelt in einem jedem Licht und jeder Vernunft verschlossenen Kloster. Wie wissenschaftlich! Buache nennt es einen rohen Diamanten, den man schleifen muß. Und diese Ansicht theilt auch Dr. Miller.

Das Buch des Ravennaten trägt einen einheitlichen Charakter, und man kann dem Verfasser nicht absprechen, daß er seine Quellen wirklich verarbeitet hat. Man mag an der Sprache und den eintönig wieder-

kehrenden Redensarten und frommen Sprüchen des Verfassers sich stoßen; aber man vergesse nicht, daß er in dem Jahrhundert lebte, in dem die rohen wandernden Völkermassen, die seit 300 Jahren alle Zeugen und Spuren tausendjähriger Cultur zu vernichten bestrebt waren, eben erst seßhaft zu werden begonnen hatten.

In der Einzelbeschreibung folgt der Ravennas vielfach alten Quellen, namentlich solchen des 4. Jahrhunderts, in der Ländereintheilung hingegen strebt er überall nach zeitgemäßer Darstellung. Daß er manchmal um ein Jahrhundert oder mehr zurückbleibt, hat er mit den besten Geographen des Alterthums gemein, und wohl zu jeder Zeit ist die Geographie hinter der Geschichte zurückgeblieben. Dr. Miller setzt die Abfassungszeit der Erdbeschreibung des Ravennas auf etwa 670 n. Chr.

Die Vergleichung der uns zugänglichen Quellen des Ravennaten, nämlich der Heiligen Schrift, des Jordanis, der den Titel Gothorum philosophus, sapientissimus, sagacissimus cosmographus et chronographus erhält, des Ptolemäus, Paulus Orosius, Isidor, Athanasius und besonders der Tabula Peutingeriana, führt uns zur Ueberzeugung, daß der Verfasser gewissenhaft citirt, daß er aber sicher noch viele Autoren benutzt haben muß, deren Werke uns unbekannt sind. Er selbst nennt 28 solche Autoren.

Folgt man der Darstellung des Ravennaten, so wird es klar, daß er für das 1. Buch sich selbst eine Weltkarte construirt hat. Um dieselbe wiederherzustellen, ist es nöthig, die Weltanschauung des Verfassers zu kennen.

Er will die Länder dem Laufe der Sonne folgend bezeichnen.

Man nehme, sagt Dr. Miller, unsere reconstruirte Karte zur Hand, so glaubt man wohl den bescheidenen Ungenannten, umgeben von der Schar seiner Schüler in Ravenna, seinem Observatorium, wie es d'Avezac mit Recht genannt hat, zu sehen, wie er die Erklärung gibt: Diese dicke Linie gibt an, wo die Sonne verno tempore auf- bezw. untergeht; hier ist India, dort in entgegengesetzter Richtung Britannia; hier in dieser Richtung, in der ersten Stunde liegt Dimirica, dort in der zweiten Persia, dort in der dritten Arabia u. s. w. Es ist, wie wenn er eine Ahnung des Kompasses hätte, mit dem wir unsere Karten orientiren. Mit dieser bereits den Griechen und später auch den Arabern bekannten Auffassung ist aber auch gegeben, daß der Mittelpunkt der Stunden- und Ländereintheilung kein anderer als der Standpunkt des Verfassers, d. h. Ravenna oder dessen Nähe, sein kann. Weil Lelewel 1818 und Kiepert 1859 diese leitende

Idee des Ravennaten nicht erfaßten, ist ihnen auch die Wiederherstellung von dessen Karte mißlungen.

Die Weltkarte des Ravennaten war geostet. Das wäre eigentlich von vornherein zu erwarten, kann aber auch mit Sicherheit erwiesen werden.

Entgegen all seinen Vorgängern thut Dr. Miller dar, daß die Karte nicht oval, sondern rund gewesen sein wird.

Mannigfache Beziehungen zu den Mappae mundi sind beim Ravennaten unverkennbar. Doch stellt seine Karte einen in vielen Punkten eigenthümlichen Typus der alten Karten dar und steht besonders zu Orosius-Hereford in starkem Gegensatz.

Den größten Einfluß auf die Geographie und Kartographie des Mittelalters hatte Isidor von Sevilla. Er wurde geboren zwischen 560 und 570 als Sohn des Präfecten von Cartagena und ist der große Vermittler zwischen alter und neuer Zeit. In seinem Werke Originum sive Etymologiarum libri XX, das alle Wissenschaften umfassen sollte, aber unvollendet blieb, ist die eigentliche Kosmographie in den Kapiteln 3—6 des 14. Buches enthalten. Die Bedeutung der Isidorischen Erdbeschreibung ersehen wir aus der Zahl ihrer Expilatoren. Namentlich ist sie in der Ebstorfkarte stark benutzt.

Als Quellen hatte Isidor neben Orosius, Hieronymus, Sueton die revidirte Reichskarte des 4. Jahrhunderts. Seine Karte war rund und geostet, und die vielen Bilder, wie der Ur und Elch in Deutschland, die Menschenfresser in Scythia, die Kamele in Baktrien, die Elefanten in Indien u. s. w., weisen alle auf die bilderreiche alte Karte hin.

Die Isidor- und die Orosiuskarte ergänzen sich gegenseitig in vielen Stücken.

Paulus Orosius wurde kurz vor 390 in Spanien, wahrscheinlich in Braccara, geboren, kam als junger Priester 413 oder 414 zum heiligen Augustin nach Afrika und soll etwa 418 sein Werk Historiae adversus paganos vollendet haben. Die Historiae, von welchen gegen 200 Handschriften existiren, enthalten bereits im 2. Kapitel des 1. Buches die Beschreibung des Erdkreises. Dieselbe ist gedrängt, klar und bestimmt und eignete sich deshalb besonders für den Schulgebrauch.

Mit voller Sicherheit läßt sich erweisen, daß Orosius den ganzen Inhalt seiner Erdbeschreibung einer Weltkarte entnommen hat. Seine Vorlage muß das Urbild der Herefordkarte gewesen sein. Die von Orosius seiner Kosmographie beigegebene Karte hatte Osten oben und war ziem-

lich sicher rund. Sie zeigt in manchen Theilen einen alterthümlichen Charakter und Bestandtheile, die auf das 1. Jahrhundert zurückgehen. Daneben finden wir aber auch Spuren der revidirten Reichskarte des 4. Jahrhunderts. Mit der Orosiuskarte stehen die Beatus-, Cottoniana-, Albi-, Lambert-, Hereford-, Ebstorfkarte in enger Beziehung.

Die kurze und stark verdorbene „Kosmographie" des Julius Honorius ist nicht von diesem selbst, sondern von einem seiner Schüler veröffentlicht worden. Die Schrift führt sich ausdrücklich als Auszug aus einer Karte ein, und der Magister wünschte, daß Schrift und Karte nicht getrennt würden. Dr. Miller setzt die Abfassungszeit in den Anfang des 5. Jahrhunderts. Wo der Verfasser gelebt hat, weiß man nicht. An sich ist es nicht zweifelhaft, daß die Karte rund und geostet war. Ziehen wir aus der Textkritik das Schlußergebniß, so finden wir wohl Verwandtschaften mit Mela in allen Theilen, mit Isidor in den Provinznamen, mit Ebstorf besonders in der Zeichnung der Flüsse, mit der Tabula in den Namen der Völker und in den Städten. Die Benutzung einer geschriebenen Quelle ist bei Honorius nicht erwiesen, und es bleibt nur eine gemeinsame Kartenquelle übrig.

Die interessanteste Quelle der Länderbeschreibungen des Ammianus Marcellinus ist die römische Reichskarte. Die Verzeichnisse der Provinzen sind bestimmt einer Karte des römischen Reiches entnommen, in welcher die Eintheilung in Diöcesen und Provinzen eingetragen war, und in welcher jede Provinz ein paar der bedeutendsten Städte enthielt. Diese Karte kann nicht viel, wenigstens nicht in ihrer endgiltigen Redaction, über Ammians Zeitalter hinaufreichen. Schon die Diöceseneintheilung selbst sowie die vorhandenen diocletianischen Provinzen weisen uns in das 4. Jahrhundert, die Namen der gallischen Städte in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Von äußerstem Interesse ist die Wiederherstellung des ersten Segmentes der Tabula Peutingeriana, die Dr. Miller versucht.

Bald sind 400 Jahre verflossen, seitdem Konrad Celtes die jetzt weltberühmte sogen. Tabula Peutingeriana aus irgend einer Klosterbibliothek, die er aus guten Gründen nicht nennt, ans Licht der Welt gezogen hat. An der schon damals alten und schadhaften Pergamentrolle fehlte das erste der zwölf Pergamentblätter, aus denen sie zusammengesetzt war. Für das Studium dieses einzigartigen, nur in einem einzigen Exemplar über-

lieferten Monumentes, dem in der ganzen Weltliteratur nichts Aehnliches zur Seite gestellt werden kann, ist dieser Verlust sehr zu bedauern. Gerade von diesem Blatte erwartet man Auskunft über den Titel und über den Verfasser. Aber auch inhaltlich ist das Blatt sehr wichtig. Fehlt doch gerade England, von welchem Strabo, Mela, Plinius und selbst Tacitus noch fast nichts wissen; es fehlt ganz Spanien und der größere Theil von Mauretanien. Man kann mit annähernder Gewißheit sagen, daß diese erste Pergamenttafel bereits dem Copisten unserer heutigen Tabula, die Tabula, die nicht später als im 12. Jahrhundert nachgezeichnet worden ist, nicht mehr vorgelegen hat.

Die Wiederherstellung ist nun, wie Dr. Miller sagt, durchaus kein Phantasiegebilde, vielmehr ist uns der Inhalt des fehlenden Stückes nach der materiellen Seite zum größten Theil durch den Ravennaten und das Itinerarium Antonini gegeben; die formelle Seite aber macht keine großen Schwierigkeiten, wenn die Größe und der Raum bestimmt ist. Jedenfalls verdient das von so geschickter Hand wiedergezeichnete erste Segment der Tabula die vollste Beachtung und Schätzung.

Die Erdbeschreibung des Dionysius Periegetes, in 1187 Versen zur Zeit des Kaisers Hadrian verfaßt, zeichnet sich keineswegs durch große Gelehrsamkeit, ja nicht einmal durch Correctheit aus; aber sie ist kurz, anschaulich und liest sich angenehm. So ist es zu erklären, daß sie besonders vom 4. Jahrhundert an große Verbreitung gefunden, so daß weit über 100 Codices auf uns gekommen sind. Auch die zugehörige Karte ist bis ins Mittelalter herein bezeugt. Besonders wichtig ist die Empfehlung derselben durch Cassiodor (De inst. div. 25) um die Mitte des 6. Jahrhunderts, der seinen Mönchen für das Studium der Bibel auch die Kosmographie des Julius Honorius angerathen hat.

Dr. Miller glaubte bei der Wiederherstellung den die Erde umgebenden Ocean unbedenklich kreisrund zeichnen zu dürfen; nur die Erde selbst sollte eine etwas ovalere Gestalt haben. Obwohl nur griechische Quellen, wie Eratosthenes, Apollonius Rhodius 250 v. Chr., Skylax 335 v. Chr., Herodot, Hekatäus, Aristoteles, Theophrastus, Apollodor, aufzufinden sind, ist doch bei Dionysius und seinem Bearbeiter Avienus nachzuweisen, daß die Karte geostet gewesen ist.

Der erste Römer, von dem wir eine vollständige, abgerundete, einheitliche Erdbeschreibung besitzen, ist Pomponius Mela. Sein Werk, geschrieben 41 n. Chr., zeichnet sich vor allen ähnlichen Werken durch

Kürze, Klarheit, Einheitlichkeit und Anschaulichkeit aus. Trotz dieser Vorzüge scheint Mela keine gar große Bedeutung erlangt zu haben. Die etwa 60 Manuscripte stammen alle von dem einzigen vaticanischen des 10. Jahrhunderts ab.

Wie es bei den römischen Geographen mehr und mehr üblich geworden, hält sich Mela von allen mathematischen und astronomischen Beziehungen völlig fern und vertritt sozusagen unsern populär-wissenschaftlichen Standpunkt. Er umgeht klug alle Streitfragen über Kugel- oder Scheibengestalt der Erde, scheint sich aber der Scheibe zuzuneigen. Es ist schwer festzustellen, ob seine Karte geostet war. Dr. Miller nimmt die Ostung auf Grund des ganzen Ganges in der Beschreibung an. Auch die Form gibt Mela nicht mit seiner sonst gewohnten Klarheit an. Weil er griechische Karten kennt, dann aber mit der runden Karte völlig befreundet ist, schlägt er den Mittelweg ein. Indessen läßt die Bedingung, daß die Stirnseite Asiens im Osten so breit sei als Europa, das Mittelmeer und Afrika zusammen, sich mit der Kreisgestalt nicht vereinigen.

Die Beschreibung der Mittelmeerküsten ausgenommen, dürfte für den übrigen Karteninhalt die römische Weltkarte und die Chorographia Romana als Quelle in Betracht kommen. Die Karte, aus der Mela schöpfte, war mit vielen Bildern geziert, wie mit den Amazonen, den Menschenfressern, dem Vogel Phönix, den Menschen ohne Zungen, ohne Lippen u. s. w. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß diese Bilder auf der Agrippakarte zu finden waren.

Die Dimensuratio provinciarum und die Divisio orbis sind zwei kleine, augenscheinlich für Schulzwecke hergestellte Schriftchen, welche etwa Ende des 4. Jahrhunderts zuerst auftreten, aber gewiß älter sind. Der Inhalt beider ist sehr verwandt, aber nur sofern sie aus derselben Quelle schöpfen. Sie bringen beide die Ländervertheilung der Agrippakarte. Die Länderbeschreibungen des Tacitus sind so klar, daß man an eine Kartenvorlage denken darf, welche wohl römische Orientirung hatte. Die runde Form deutet Germ. 45 an: Mare Pigrum, quo cingi cludique orbem hinc fides.

Der große römische Architekt Vitruvius, etwa 11 v. Chr., spricht im 8. Buch c. 2, 6 von gemalten und geschriebenen Weltkarten, auf denen der Ursprung aller großen Flüsse vom Norden ausgehe. Aus der römischen Weltkarte läßt sich das leicht ableiten.

Für die Wiederherstellung ihrer Karten kämen noch in Betracht aus dem Mittelalter die Imago mundi des Honorius Augustus, die Memorabilien des Julius Solinus, Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr., der Liber Iunioris philosophi oder Descriptio totius mundi et gentium, zwei Interpretationen eines griechischen, zwischen 350 und 353 n. Chr. in Antiochien geschriebenen Originals. Der Verfasser desselben hatte eine runde, aber, wie es scheint, genordete Weltkarte, die im Osten eigenartig, im übrigen aber mit der römischen Reichskarte, mit Julius Honorius und der Tabula nahe verwandt ist.

Ob Plinius eine eigene Karte hatte, bezw. ob die Weltkarte nach seinen Angaben construirbar ist oder nicht, will Dr. Miller nicht entscheiden.

Der 11. Abschnitt des 6. Heftes bringt uns in den „gemessenen" Karten die geschichtliche Entwicklung des Erdbildes von Eratosthenes an und soll zeigen, wie aus dessen Karte die zwei Aeste herausgewachsen sind, von denen der eine sich zur römischen Rundkarte entwickelte, welche sozusagen die Welt erobert und sich bei den Gebildeten eingebürgert hat, während aus dem andern Aste sich die griechische Karte gestaltete, die bei Ptolemäus ihren Höhepunkt erreicht und auf den Gelehrten vom Fach beschränkt geblieben ist.

Das Unternehmen des Eratosthenes (geb. 276, gest. 194 v. Chr.), die bewohnbaren Länder auf der Erdkugel zu fixiren und die Kugel selbst zu messen, ist mit Recht schon im Alterthum für eine geniale Großthat und eine der größten Leistungen des menschlichen Geistes gehalten worden. Bewundernswerth ist die Exactheit, mit der Eratosthenes in allen Einzelheiten der Kartenconstruction verfahren ist. Die drei Bücher *Γεωγραφικά* sind verloren gegangen; seine Karte aber ist uns durch die Kritik und Antikritik des Hipparch, Polybius, Posidonius und Strabo mit genügender Sicherheit überliefert worden.

Betrachten wir das Erdbild des Eratosthenes als Ganzes und drehen es um 90°, so daß Osten oben liegt, so ist der Zusammenhang mit der römischen Weltkarte einleuchtend. Die Hauptzüge sind geblieben; nur das östliche Drittel ist verkürzt, Taprobane näher gerückt und ein kreisförmiger Abschluß hergestellt worden. Das Diaphragma und der Hauptmeridian, die beide sich in Rhodus schneiden und dasselbe so zum Mittelpunkt machen, wurden erhalten. Aber das Bild ist von allen Zahlen und Maßen gelöst und dadurch der Willkür preisgegeben worden.

Der große Astronom Hipparch, um 150 v. Chr., spielt in der Geschichte der Kartographie leider eine mehr zerstörende als weiterbauende Rolle. Seine Kritik hat der Karte des Eratosthenes sehr geschadet und ist wenigstens mitschuldig, wenn noch zu seinen Lebzeiten die runden Erdkarten wieder aufkamen und die Oberhand gewannen. Erst über 200 Jahre später sehen wir den Marinus und dann Ptolemäus den abgerissenen Faden wieder aufnehmen.

Ueber die Maßen kritisch, hochfahrend und voll Eigendünkel tritt uns der Staatsmann und Feldherr Polybius entgegen, der 167 v. Chr. unter den tausend vornehmen Achäern als Geisel in 17jährige Haft nach Rom abgeführt worden ist. In der Geographie gilt Polybius als Führer der gegenmathematischen Richtung, als derjenige, welcher die Oekumene zuerst von jeder Beziehung zur Erdkugel löste, als praktischer Feldherr nur Länder- und Ortsbeschreibungen mit verbesserten Reise- und Wegeangaben gab und die wissenschaftlichen Fragen nur obenhin behandelte. Er schildert die Vertheilung der drei Erdtheile so, daß Berger in seiner Erdkunde I, 60 und IV, 28 mit Recht sagt, Polybius sei für die Folgezeit zum Urheber des orbis terrarum geworden, bei dem der Gedanke an einen Zusammenhang des Kartenbildes mit einem Theil der Erdkugel ganz erlosch. Sein Erdbild hat nicht mehr die Mantelform oder die Trapezgestalt, wie bei Eratosthenes, sondern ist ein wirklicher Kreis, derjenige Kreis, aus welchem Plinius seine Größenverhältnisse der drei Erdtheile abliest, wonach Europa fast die Hälfte, Asien nicht ganz ein Drittel, Afrika weniger als ein Viertel des Ganzen einnimmt. Der Erdkreis ist von den Zonen vollständig befreit; der Durchmesser liegt im Mittelmeer. Die mathematisch-astronomische Geographie ist vollständig abgestreift.

Mit Polybius kann man als Vater des orbis terrarum auch Artemidor betrachten, der etwa 100 v. Chr. seine elf Bücher *Γεωγραφούμενα* schrieb. Eine Breitenbestimmung fehlt ganz. Er hält sich lediglich an das Netz der Entfernungsangaben. Zwischen der streng mathematisch-astronomischen Behandlung, wie sie Hipparch bietet, und der unwissenschaftlichen Methode der Meilenzähler und Küstenbeschreiber, wie des Polybius und Genossen, will Strabo die Mitte halten. Ihm (65 v. Chr. bis 20 n. Chr.) verdanken wir fast ausschließlich alles, was wir über die ältern Geographen wissen, und Strabo hat uns die vollständigste, einheitlichste und bestverbreitete Erdbeschreibung hinterlassen, die wir aus dem

Alterthum besitzen. Bei seiner Karte will er nicht verzichten auf die Längen- und Breitenbestimmungen; er verlangt, daß seine Leser den Globus schon gesehen, die Wende- und Polarkreise und auch die wichtigsten Sternbilder kennen. Aber sein Zweck ist ein praktischer. Er will den Interessen der vornehmen Römer dienen. Deshalb bekämpft er die übertriebene Anforderung Hipparchs, daß jeder Punkt astronomisch festzulegen sei, eine wissenschaftliche Darstellung, die zu der Zeit unausführbar gewesen wäre. Nicht weniger bekämpft er aber auch die Rundkarte, zu der Polybius, ja auch im Widerspruch mit sich selbst Hipparch zurückgekehrt war.

Wenn auch die Messung der Erdtheile, die terrae per mensuras comparatae des Plinius VI, 38 eine der unwissenschaftlichsten Leistungen des Alterthums sind, so bietet doch seine Klimatenkarte im 29. Kapitel den gut überlieferten Rest einer werthvollen, uns nicht weiter bekannten Arbeit eines griechischen Geographen und Mathematikers. Bisher bestand eine große Kluft zwischen Hipparch-Strabo einerseits und Marinus-Ptolemäus andererseits. Das große Werk des Marinus-Ptolemäus erschien unvermittelt. Jetzt sehen wir, daß diesen beiden tüchtige Vorarbeiten vorhergegangen sind.

Als Anhang bietet das Werk Dr. Millers die Mosaikkarte von Madaba (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIII, S. 390—399).

Im Osten des Todten Meeres war einst eine bedeutende, in der Bibel unter dem Namen Medaba oft genannte, noch in römischer und christlicher Zeit blühende Stadt, jetzt Madaba. Im Jahre 1880 erwählten die Christen von Kerac das einstige Medaba zu ihrem Wohnsitze. Im December 1896 nun gewahrten die orthodoxen Griechen bei ihrem Kirchenbau, daß unter dem weggeräumten Schutt der alten Kirche ein Theil des alten Mosaik-Fußbodens erhalten sei und eine Karte von Palästina darstelle. Aus dem Grundriß ergibt sich, daß die Karte ursprünglich die ganze, etwa 14 m betragende Breite der dreischiffigen Kirche eingenommen hat. Die ganze Anlage erinnert an die Palästinakarte des hl. Hieronymus.

* * *

Wir haben nun über das gesamte aufzufindende Material der Mappae mundi in engem Anschluß an das ausgezeichnete Werk von Dr. Miller einen Ueberblick zu geben versucht.

Nunmehr dürfen wir auch auf das Verständniß unserer Leser für die wichtigen Schlußfolgerungen rechnen, welche der gelehrte Verfasser aus seinem

durchforschten Material bezüglich der Orientirung sowie der Form und Eintheilung der römischen Weltkarte zieht. Manche bisher übliche Ansicht wird jetzt verschwinden und einer ganz andern Anschauung den Platz räumen müssen.

Als ein vollständig gesichertes Ergebniß der Sammelarbeit können wir betrachten, daß die römische Weltkarte Osten oben hatte.

Wohl hat Philippi schon im Jahre 1876 die These aufgestellt: „Die Römer haben auf ihren Erdkarten Osten oben gehabt." Aber diese Ansicht ist angefochten worden, und Elter hat 1891 geradezu den Beweis angetreten, daß die römische Weltkarte Süden oben hatte. Eine Verständigung schien kaum zu hoffen, bis jetzt die Mappae mundi einen Widerspruch wohl nicht mehr aufkommen lassen.

Elter führt sieben alte Kärtchen auf, welche Süden oben haben. Aber die fünf ersten sind Zonenkarten; die sechste ist die Karte von Asaph dem Juden und arabischen Ursprungs; die siebente, die Genfer Sallustkarte, ist geostet und die aus Lelewel geschöpfte Angabe unrichtig. Es bleibt also keine einzige echte Mappa mundi übrig, welche Süden oben hätte. Alle Mappae mundi, deren gegen 200 erhalten und bis ins 7. Jahrhundert hinaufzudatiren sind, nur mit Ausschluß eines Theiles der auf griechische Quellen zurückzuführenden Macrobius- oder Zonenkarten, sind geostet.

Dazu ist noch neuestens die Mosaikkarte von Madaba aus der Mitte des 6. Jahrhunderts gekommen. Sie ist als das unverdächtigste steinerne Monument um so wichtiger, als sie uns zeigt, daß schon im 6. Jahrhundert selbst im Orient die Ostung der Karten üblich war.

Da steht es also doch bedenklich mit der ebenso verbreiteten als kühnen Behauptung, daß die Orientirung der mittelalterlichen Karten „von der Kirche" eingeführt worden sei.

Es dürften also künftighin nicht mehr Sätze zu lesen sein, wie z. B. Wuttke 1853 im „Serapeum" S. 250 geschrieben hat: „Bis auf spärliche Ausnahmen war es allgemein, den Osten in die Höhe zu rücken, weil man sich am Ostende Asiens das irdische Paradies vorstellte." Sonderbare Begründung! Wenn ich mir das Paradies im Osten denke, warum soll ich mir auf der Karte diesen Osten gerade oben denken? Eine Antwort deutet Elter an. Es habe nämlich die symbolische Anschauung, daß die ersten Menschen von der höchsten Stelle sozusagen seien herabgestürzt worden, zu der Ostung der Karten geführt. Auch nach Beavan und Phillot (Med. Geogr. p. XX) sind biblische Betrachtungen bei der Ostung maßgebend

gewesen. Und für Sommerbrodt (Die Ebstorfer Weltkarte S. 10) ist es eine ausgemachte Sache, daß die römische Weltkarte nach den Lehren der Kirche umgestaltet worden ist, so daß die Kreisform die Regel wurde, Jerusalem in den Mittelpunkt und der Osten mit dem Paradiese nach oben kam.

Nun aber können wir Schritt für Schritt, Jahrhundert für Jahrhundert bis zur Zeit des Augustus hinauf die Ostung der Weltkarten verfolgen und aus den alten Schriftstellern erweisen. Die Mappae mundi haben uns das ganze Material geliefert.

Also dürfen wir die Ostung der Karten als einen specifisch römischen Gebrauch betrachten, bei dem biblische Betrachtung, Lehre der Kirche, symbolische Auffassung u. s. w. keinen Einfluß ausgeübt haben.

So zeigt uns, nebenbei bemerkt, die Geschichte der Kartographie, daß die Etrusker Westen, die Römer Osten, die Griechen und die Neuzeit Norden und die Araber Süden auf ihren Karten oben haben.

Die Form der römischen Weltkarte ist die kreisförmige. Es ist dieses das übereinstimmende Ergebniß aus allen römischen und mittelalterlichen Weltkarten und Kartentexten, und deshalb stellte sich der gebildete Römer, wie Cicero, Tacitus, Vitruvius, Ovid, Seneca, unter dem orbis terrarum und selbst unter dem orbis terrae gewöhnlich nur die bewohnte Erde vor. Die viereckige Form war in der Art, wie wir sie bei Mela, dann in der Albikarte und in der Cottoniana treffen, neben der runden wohl haltbar, da die Grenzen des Oceans nirgends erforscht waren. Neben den Weltkarten gab es von jeher Specialkarten, die selbstverständlich viereckig gezeichnet wurden, wie wir dieses an den Karten des hl. Hieronymus und an der Madabakarte sehen können.

Der Mittelpunkt war Griechenland, Delos oder das Aegäische Meer.

Seit alter Zeit stehen sich bezüglich der Halbirungslinie zwei Ansichten gegenüber. Bei Dikäarch, Eratosthenes, Strabo läuft der Hauptparallel durch die Säulen des Hercules, Rhodus und den Taurus. Andererseits sehen wir aber das schiefe Kreuz des Ephorus, wo Kelten und Inder einander gegenübergesetzt werden. Dem Ephorus folgen Hipparchus, Posidonius, theilweise Polybius, später Ravennas und Julius Honorius.

Die römische Karte hat kein eigentliches Diaphragma mehr, sondern verlegt das Mittelmeer in die südliche, den Taurus in die nördliche Hälfte, doch so, daß beide annähernd parallel sind. Es ist dieses der Fall bei

Mela, Dionysius, bei der Tabula und der Ebstorfkarte. Eine Neuerung datirt von Orosius her, indem die Säulen des Hercules in die Mitte gerückt werden. Indessen ist diese Eintheilung, welche in den T-Karten die weiteste Ausbildung erlangt hat, schon bei Eratosthenes, Polybius und Strabo angedeutet, bei denen das Mittelmeer die Oekumene halbirte. Dem Orosius folgen in diesem Punkte Isidor, die Beatus- und die Herefordkarte.

Eine weitere Meinungsverschiedenheit tritt zu Tage, indem die ältern Karten die drei Erdtheile als orbis tripartitus einander ungefähr gleich darstellen. Den orbis quadripartitus, bei dem Europa nur ein Viertel der Erde einnimmt, vertritt Orosius, und ihm folgen Isidor, die Herefordkarte und die Mehrzahl der mittelalterlichen Karten.

Die meisten der uns erhaltenen Weltkarten, Tabula, Ammianus, Hieronymus, Orosius, Isidor, Beatus, Ravennas, Honorius, Paulus Diaconus, folgen der revidirten römischen Reichskarte des 4. Jahrhunderts.

Wir ersehen auch aus diesen Karten, daß auf der genannten Darstellung des römischen Reiches die Provinzgrenzen durch gerade Linien eingetragen waren. Am entschiedensten sind diese Grenzlinien durchgeführt auf der zweiten Beatuskarte. Spuren davon finden sich auf der Hieronymuskarte, der Cottoniana, der Herefordkarte, der Tabula, bei Orosius, Isidor und Honorius.

Alle erhaltenen Karten und Kartenterte stimmen ferner darin überein, daß die römischen Weltkarten keinerlei Maßstab enthielten, daß aber Zahlen und Maße eingeschrieben waren, die auch auf die größern mittelalterlichen Karten übergegangen sind.

Die römische Weltkarte war mit Bildern geziert, wie es die größern mittelalterlichen Weltkarten noch zeigen. Diese Bilder waren Zeichen für die Städte, Seehäfen, Leuchtthürme u. s. w. Die Wüste wurde durch wilde Thiere dargestellt. Der äußere Umkreis enthielt nach allen Anzeichen schon auf der Agrippakarte alle jene Fabelwesen, welche Mela, Plinius, Martianus Capella, Solinus, Isidor, Augustinus schildern, und welche wir auf der Ebstorf-, Hereford-, Beatus-, Ranulfkarte noch sehen können. Manche Stellen in den Kosmographien bezeugen, wie verbreitet diese Bilder bei den Römern gewesen sind. Nachdem der hl. Augustinus die monströsen Menschen, von denen die weltliche Geschichte erzahle, die Einäugigen, die Ohnemund, Pygmäen, Schattenfüßler, Ohnenacken u. s. w. aufgeführt hat, sagt er (De civ. Dei XVI, c. 8), man könne diese und die übrigen Menschen- und Quasi-Menschenformen in Karthago an der Seepromenade

in Mosaik dargestellt sehen. Die Bewunderung erregende Pracht der Augustuskarte bestand wesentlich in ihrem Bilderschmucke, durch welchen die größten Merkwürdigkeiten der Welt veranschaulicht wurden.

Dieses sind einige Resultate der Forschungen Dr. Millers. Welche Bedeutung dieselben haben für die Geschichte, namentlich der christlich-mittelalterlichen Kartographie, mögen ein paar Citate aus einem uns eben zur Hand liegenden Buche darthun.

In der „Geschichte der Erdkunde" von O. Peschel, zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Sophus Ruge, München 1877, lesen wir Seite 96: „Alle Gelehrsamkeit des Mittelalters beschränkte sich auf den geistlichen Stand. Der Clerus, mächtig aufgeregt durch die kirchlichen Streitfragen, hatte noch wenig Zeit und wenig Sinn, sich mit der Erforschung räumlicher Verhältnisse zu befassen, ja es wurde wohl gar eine Unwissenheit in solchen Dingen als etwas Verdienstliches und Gottgefälliges betrachtet." Für diese Behauptung wird dann Lactantius (Div. instit. l. III, c. 3: De falsa sapientia philosophorum) citirt.

„So geschah es," lesen wir weiter, „daß die Vorstellungen vom Bau der Welt wieder in die Gefangenschaft roher, sinnlicher Wahrnehmung zurückkehrten. Zwar der gründlicher gebildete Augustinus scheint die Beweise von der Kugelgestalt der Erde anerkannt zu haben, Lactantius aber erklärte diese Lehre, nach welcher es Gegenfüßler geben sollte, für einen schalen Scherz der Gelehrten, nur erfunden, um Witz und Geist in der Behauptung unwahrscheinlicher Dinge zu üben." „Auch der hl. Isidor, obgleich er mit den Schriften des Hyginus bekannt war, den Aristoteles und Homer mehrfach, den Eratosthenes und Gadenus einmal citirt, meidet ängstlich alle Ausdrücke, welche von seinen Lesern auf die Kugelgestalt der Erde gedeutet werden könnten. Selbst wer unter den Kirchenvätern persönlich noch eine geläuterte Ansicht billigte, schwieg oder vermied den Kampf mit der herrschenden Meinung, um die frommen und ängstlichen Gemüther nicht zu verletzen. Aber die hervorragendsten Vertreter der Kirche gaben nicht einmal zu, daß man als Christ über diese Fragen, angesichts der Bibelworte, noch Zweifel hegen dürfe." Für diesen letzten Satz wird als Beweisquelle ein Aufsatz von Letronne aus der Revue des deux Mondes 1834, p. 601—633: Des opinions cosmographiques des pères de l'Église, citirt.

Man muß staunen über die Geläufigkeit der Feder, welche ein derartiges Urtheil ohne jede weitere Begründung niederzuschreiben vermag.

In Anmerkung 4 zu Seite 96, von der wir nicht wissen, ob sie vom Verfasser oder vom Herausgeber gemacht ist, wird Isidor abgewandelt. „Isidor repräsentirt bereits in bedauerlicher Weise den ganzen Aberwitz des orthodoxen Gelehrtscheinens; alles unbefangene Denken ist verbannt. Die Erde gleicht einem Wagenrade (Scheibe) (lib. XIV, c. 2, 1); sie wird von der Sonne auf einmal von Osten bis Westen erleuchtet (lib. III, c. 46), welche nachts auf unbekannten Wegen zum Ausgang zurückkehrt (lib. III, v. 51). Antipoden kann und darf es nicht geben auf der andern Seite der Erde (lib. IX, c. 2, 133; lib. XIV, c. 5, 17); indes erzählt er doch von den Antipodenvölkern bereits in Libyen, welche (jedenfalls um sich besser anzuhalten; denn sie mußten ja, wie die Gegner schon im Alterthume spotteten, wie Fliegen an der Decke kriechen) acht Zehen an den Füßen haben."

Um den Werth der eben angeführten Behauptung zu würdigen, erinnern wir uns, daß Lactantius, Augustinus, Isidor der römischen Anschauung folgend die Kugelgestalt der Erde allerdings nicht kannten oder nicht anerkannten, daß sie deshalb auch die eigentlichen Gegenfüßler der Griechen als wenigstens unerwiesen betrachteten, daß sie aber mit der Mehrzahl der römischen Geographen, mit Mela, Plinius, Cicero, Solinus, die südlich vom Aequator vermutheten Antipoden wohl angenommen haben. Dort brauchten auch die Antipoden Isidors keine acht Zehen, um sich festzuhalten. Nach den Untersuchungen Dr. Millers neigt sich die Wagschale des „Aberwitzes orthodoxen Gelehrtscheinens" nicht mehr auf die Seite Isidors, „des großen Vermittlers zwischen alter und neuer Zeit".

„Ebenso armselig", lesen wir in der „Geschichte der Erdkunde" S. 100, „wie die Vorstellungen vom Bau der Erde gewesen waren, erscheinen auch anfänglich die bildlichen Darstellungen von der Erdveste. Die Verfertiger von Weltkarten zweifelten nur darüber, ob es orthodoxer sei, die trockene Ländermasse sich scheibenförmig oder viereckig zu denken. Die erste Ansicht, welche den meisten Anklang fand, stützte sich darauf, daß die Heilige Schrift sich des Ausdruckes Erdkreis bediene, und ihr verdanken wir die zahlreichen sogenannten Radkarten in alten Handschriften. Leider sind sie nicht, wie man vermuthet hat, unschuldige Verzierungen von Pergamenten, sondern traurige Gemälde von dem Rückfall der Wissenschaft in ihr Kindesalter. Alle diese Karten zerlegen den runden Erdkreis in eine östliche, asiatische Hälfte und in eine westliche, die unparteiisch zwischen Europa und Afrika getheilt wurde . . . Eine solche Vertheilung . . . war um so schwieriger zu beseitigen, als sie sich auf einen Ausspruch des hl. Augustinus gründete."

Demgegenüber ist nun klargelegt, daß wir uns nicht bei den orthodoxen Verfertigern von Erdkarten aus der frühesten christlichen Zeit und ihren armseligen Darstellungen über die Rundkarten zu beklagen haben, sondern daß vielmehr bereits Polybius und Artemidor, welche 167 und 100 v. Chr. noch nicht orthodox gewesen sein werden, als die Väter des „orbis terrarum“ zu betrachten sind. Es sind also die Radkarten keine „unschuldigen Verzierungen von Pergamenten“, aber auch nicht ein Rückfall, sondern mindestens ein Festhalten der ererbten römischen Wissenschaft. Wenn nun ferner alle diese Rundkarten den Erdkreis T-förmig zerlegen, wenn aber diese Rundkarten von den Orthodoxen nicht erfunden worden sind, so wird sich auch die T-Karte nicht auf einen Ausspruch des hl. Augustinus begründen können. Begründet ist vielmehr die T-Karte darin, daß die römischen Geographen auf ihren Rundkarten den Mittelpunkt der bewohnten Erde ins Aegäische Meer rückten und so frühzeitig die T-förmige Eintheilung derselben veranlaßten. Augustinus hat uns nur die T-Karte zum erstenmal so anschaulich beschrieben, daß wir das Bild leicht construiren können und zuverlässig wissen, es habe ihm vorgelegen; erfunden hat er die T-Karte nicht.

Anders werden nun auch Angaben lauten müssen, wie wir sie z. B. lesen im Brockhausschen Conversationslexikon (X. Bd. 14. Aufl. S. 928): „Die ersten Weltkarten des christlichen Mittelalters sind Radkarten ohne jede Projection, mit dem Mittelpunkt Jerusalem.“ In der eben citirten Wissensquelle für den gebildeten Deutschen würden wir also der Wahrheit entsprechend lesen müssen: Die ersten Weltkarten, welche das christliche Mittelalter uns aus der römischen Zeit erhalten hat, sind Radkarten ohne jede Projection und haben als Mittelpunkt Griechenland, Delos oder das Aegäische Meer. Nachweislich wurde Jerusalem erst zur Zeit der Kreuzzüge ins Centrum gerückt.

So werden noch viele mit verblüffender Bestimmtheit vorgetragene Behauptungen über die Karten des christlichen Mittelalters einer eingehenden Berichtigung bedürfen.

Wir verdanken dieses dem Meisterwerke von Dr. Miller.

Wir müssen es aber auch eingestehen, und zwar mit Bedauern, daß wir von den bisherigen Besprechungen des Millerschen Werkes nicht recht befriedigt gewesen sind. Soweit sie uns zu Gesichte kamen, waren sie ja nicht ungünstig, manche recht gut. Sie haben sich aber meist auf eine kurze Anzeige beschränkt, ein paar Sätze aus dem Vorwort genommen und

einige anerkennende Worte hinzugefügt. Ein Recensent beklagt sich sogar über die langen Namenreihen in den kritischen Untersuchungen! An anderer Stelle haben wir die Resultate Millers im Texte verwerthet, in einer Anmerkung aber sein Werk bemängelt gefunden.

Wenn nun auch die allgemeine Aufnahme eine günstige war, so scheint sie uns doch dem innern Werthe des Werkes gegenüber eine unverdient kühle gewesen zu sein.

Jetzt mag die Geschichte der Kartographie der anderthalb Jahrtausende, in denen wir von Mappae mundi sprechen, geschrieben werden. Bevor das Material gesammelt vorlag, wäre es ein ergebnißloses Bemühen gewesen. Und die eben angeführten Beispiele beweisen das. Diese Geschichte, sagt Dr. Miller, wird zu unsern Bildern noch vieles zu ergänzen haben; aber die vorliegende Materialiensammlung wird auch neben derselben nicht überflüssig sein.

Schließen wir. Wer mit uns zurückblickt auf den von Dr. Miller eingeschlagenen Weg, wer die sechs Hefte durchzustudiren versucht, kann nicht umhin, zu staunen über die Energie, über den Fleiß, über die Arbeitskraft und Arbeitslust, über die scharfsinnigen Untersuchungen, über die knappe, klare Darstellung. Er kann nicht umhin, sich zu freuen über die Bescheidenheit des echten Gelehrten, mit der Dr. Miller seine Resultate vorlegt, und wir müssen uns Glück wünschen und dem Verfasser unsern Dank abstatten, daß er uns mit einem wahren wissenschaftlichen Meisterwerk beschenkt hat. Diesen Erfolg hat mitverwirklichen helfen die Verlagshandlung. Der Preis des prächtig hergestellten Werkes ist so niedrig bemessen, daß es nicht nur den großen Bibliotheken, sondern auch dem einzelnen Forscher und allen bessern Schulen zugänglich ist. Bereits hat es denn auch nicht nur im Universitätsunterricht, sondern auch auf Gymnasien, Realschulen und Lehrerseminarien Eingang gefunden. So wie der Geograph die Mappae mundi für die Geschichte seiner Wissenschaft nicht wird entbehren können, so wird auch der Culturhistoriker und nicht an letzter Stelle der Apologet eine Menge der für seine Studien wichtigsten Aufschlüsse hier finden.

Joseph Schwarz S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einflusse christlicher Ideen.

(Schluß.)

Keschubs Ende nahte heran. Seine vorletzte Jahresrede handelt über das Mysterium der Trinität, nicht über die Trinität, die sich fossilirt habe in der Theologie des Westens, sondern über die lebende Trinität. „Während die Nachbarnationen denken und vermuthen, sieht und hört Indien, das gebenedeite Indien. Laßt Indien sprechen und die Welt für einen Augenblick horchen! Schweige, Europa, während ein demüthiger Asiate über die Lehre der Trinität spricht. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist; der Schaffer, das Urbild und der Heiligmacher; Sat, Cit und Ananda; Wahrheit, Vernunft und Freude: hier habt ihr die drei Zustände, die Manifestationen der Trinität." Nach einer solchen Erklärung ist es schwer zu verstehen, was der Redner meinte, wenn er Christus den Sohn Gottes nannte.

In Keschubs letzter Jahresrede — Januar 1883 —, die Asiens Botschaft an Europa enthielt und die den Wirrwarr seiner Ideen und die Ueberspanntheit seines Gefühls voll reflectirte, gab er gleichwohl großen Wahrheiten Ausdruck, sprach über Christus fast wie aus dem Herzen des gläubigen Christen und machte eine Vorhersagung, die den heißesten Wünschen aller und der zuversichtlichen Hoffnung vieler Glaubensboten durchaus entspricht. „Europa," rief er, „ich fordere dich auf, nicht sectirerisch zu sein. Asiens erste Botschaft an die westlichen Nationen ist: Steckt das Schwert der Sectirerei in die Scheide. In der Wissenschaft kann es keine Secten oder Spaltungen und Feindschaften geben. Gibt es eine Astronomie für den Westen und eine andere für den Osten? Gibt es eine asiatische Optik, die verschieden ist von der europäischen Optik? Die Wissenschaft ist nur eine: sie war eine gestern, ist es heute und wird es ewig sein, die nämliche im Osten und im Westen; Wissenschaft kennt weder Kaste noch Farbe noch Nationalität. Die Wissenschaft ist Gottes, die ewige Wahrheit der Dinge. Wenn Gott einer ist, muß auch seine Kirche eine sein. Ganz Indien muß glauben, daß Christus der Sohn Gottes ist. Ja und noch mehr, ich bin so kühn, zu prophezeien, ganz Indien wird eines Tages Jesus Christus anerkennen als das allgemeine Sühnopfer für die gesamte Menschheit. Er hat

sein kostbares Blut für uns alle hingegeben, ob wir es glauben oder nicht; ob wir Hindu oder Mohammedaner, Jünger oder selbst Feinde Christi sind, er hat sein versöhnendes Blut für jeden von uns vergossen. Wir brauchen es nur uns zu nutze zu machen. Er hat sein Werk gethan; laßt uns das unsrige thun. Laßt uns alle glauben, daß er für euch und für mich gestorben ist, und die Sühne auf unserer Seite ist vollendet. Meine Landsleute, werdet versöhnt durch ihn. Das einfache Evangelium Christi, das einfachste aller Evangelien ist begriffen in den zwei Worten: Wasche dich und iß. Taufe und Communion repräsentiren und symbolisiren die zwei großen und wesentlichen Principien seines Credo."

Keschub fühlte, daß seine Auflösung nicht fern sein konnte; die Zuckerkrankheit hatte sich eingestellt, und sein Verweilen auf den Vorhöhen des Himalaya in Simla brachte ihm keine Besserung. Er benutzte die wenigen Stunden Geistesarbeit, die sein leidender Zustand ihm erlaubte, um einen Lebensführer für seine Brahmos zu schreiben. Das Buch erhielt den stolzen Titel „Neue Samhita oder die heiligen Gesetze der Armee von der Neuen Heilsordnung" und umfaßte das ganze Detail des täglichen und jährlichen Lebens. Er wollte, daß ein besonderer Tag zur Promulgation bestimmt werde, „ein Tag, welcher die Epoche der Anarchie, des Selbstwillens und der Gesetzlosigkeit schließen und das Reich des Gesetzes, der Disciplin und Harmonie einführen wird."

Außerdem verfaßte er eine Reihe von Schriftchen über die Vereinigung mit Gott.

Als gegen Ende des Jahres seine Krankheit sich verschlimmerte, ließ er einen kleinen Tempel in seinem Hofe erbauen. Am 1. Januar 1884 fand die Einweihung statt; man trug ihn auf die marmorne Kanzel, und er rief mit kaum hörbarer Stimme: „Verehrung dem Gotte der Wahrheit, der Weisheit und der Freude!" Dann verrichtete er das letzte öffentliche Gebet an Gott als Mutter: „Ich bin, o Mutter, in dein Heiligthum gekommen. An diesem Tage, o du Geist und Mutter, wird dieses neue Heiligthum geweiht, in deiner heiligen Gegenwart und in Gegenwart deiner Andächtigen im Himmel und hier. Diese Stätte, an welcher ich meine Mutter verehre, ist mein Benares, mein Mekka, mein Jerusalem. In der Gegenwart meiner Mutter bin ich glücklich, inmitten der Schmerzen meiner Krankheit. Möge dieses Glück auch euch zu theil werden!"

Die nächsten Tage waren Tage empfindlicher Leiden; seine Schmerzensrufe: „Vater, Mutter!" ertönten Tag und Nacht. Die letzten zwei Tage

war er still und unempfindlich, schien aber zu lauschen, wenn man seine Lieblingshymnen anstimmte. Als sein Ende nahte, erfüllten Mutter und Gattin, Töchter und Söhne das Haus mit lautem Wehklagen, und Keschub lispelte mit brechender Stimme: „Vater, Mutter!"

Als er am Morgen des 8. Januar den letzten Athemzug that, umklammerte seine Frau die leblosen Füße und rief: „Ich hatte ein göttliches Wesen zu meinem Gatten." Und die Mutter rief: „Sohn, in deinem geheiligten Antlitz sehe ich nicht einen Menschen; es ist die Schönheit Mahadeos (Schivas)."

Gekleidet in Seide von reinstem Weiß, wurde der Leichnam nachmittags unter großer Theilnahme hinausgetragen, und als der älteste Sohn der Sitte gemäß die brennende Fackel an den Scheiterhaufen legte, brachen die Leidtragenden in die Worte aus: „Ehre sei dem Erlöser, der da ist Wahrheit, Weisheit und Freude." Die Asche wurde in einer Urne vor dem neuen Tempel beigesetzt. Ein Obelisk von weißem Marmor mit dem Symbol der Neuen Heilsordnung, bestehend aus Kreuz, Halbmond, Dreizack und Om, ehrt seine Grabstätte.

So endete dieser hochbegabte und edel angelegte Mann, der viel angestrebt, viel gearbeitet, viel geredet, viel geschrieben, viel phantasirt und viel sich widersprochen hat, ein Mann von edlen Anfängen und kühnen Plänen, reich an religiösem Gefühl: ein trauriges Denkmal menschlichen Ringens, dem es an Demuth gebricht. Für das heidnische Indien war er durch sein unerschrockenes Auftreten gegen den Götzendienst ein Verfechter der Wahrheit. Dem gebildeten Jung-Indien, dem es vielfach an jedem religiösen Sinne fehlt, gab er ein leuchtendes Beispiel des Eifers für die religiöse Sache. Ein geborner Redner, voll von Enthusiasmus und Energie, unanfechtbar in seinem Privatwandel, hat er sich um die Reform seines Vaterlandes viele Verdienste erworben.

Aber Keschub war kein ernster Denker, kein beharrlicher Forscher nach der Wahrheit. Daß seine anfängliche Vielleserei auch der dürftigsten Vorbildung in der Logik entbehrte, war nicht seine Schuld; aber er war einseitig in der Wahl seiner Lectüre, hielt sich, zuerst vielleicht mit instinctiver Scheu, dann geflissentlich von Schriften des positiven Christenthums fern und kehrte bald allem gründlichen Studium den Rücken. Denn nachdem die erste Lesewuth vorüber, las er nach seinem eigenen Geständniß im Jahre kaum noch zwei Bücher. Was er redete und schrieb, entsprang der augenblicklichen Gefühlsstimmung und Erinnerungen aus seiner rationalistischen

Lectüre; es war immer originell in der Form und der Zusammenordnung, manchmal auch geistreich und interessant, aber meistens nicht durchgearbeitet und unlogisch — ein Gemisch von Lichtblitzen und philosophischen Ketzereien. Er sah die greifbaren Widersprüche nicht, in denen er sich bewegte. In diesem Punkte war er ein echter Hindu; denn Hinduismus ist ein System voller Widersprüche, die jedoch seinen Bekennern nicht die geringste Unbehaglichkeit verursachen. So kam es, daß Keschub alle Religionen für wahr und seine Kirche für die Ausgleichung aller hielt. Keschub war ein Mann starren Eigensinns, duldete keine Controlle und wollte alles selbst regieren. Selten hat ein Lehrer mit so apodiktischer Zuversicht gesprochen: es war bei ihm zur fixen Idee geworden, daß er ein Gesandter des Herrn sei. Der Prediger Mitchell, ein persönlicher Bekannter Keschubs, gesteht, daß er Keschubs Charakter nicht erklären könne; es sei ferne von ihm, ihn der Unaufrichtigkeit anzuklagen; aber er finde es schwer, seine öffentlichen und privaten Aeußerungen zu vereinbaren.

Es war nicht zu erwarten, daß die Religion eines solchen Lehrers zu großer Blüthe kommen würde. Nach dem Vorbilde Christi hatte Keschub „Apostel" ernannt, die nach seinem Tode die Kirche leiten sollten. Aber schon zu seinen Lebzeiten war die Uneinigkeit groß, und Keschub klagte: „Die heftigen Streitigkeiten der Leute um mich haben mein Herz durchbohrt und es bluten gemacht, und die vielen Fälle von Rache, welche ich täglich wahrnehme, martern mein Inneres. Wann wird all dieser Streit und Hader in deinem Haushalte enden? Diese Leute wollen nicht Vergebung lernen; Vergebung ist ihnen ein Greuel. Ja sie haben ein schadenfrohes Vergnügen, wenn sie ihre Brüder unter dem geringsten Vorwand bedrücken, quälen und beschimpfen, ihnen Uebles mit Ueblem vergelten und ihre Widersacher verfolgen können."

Nach dem Tode faßte das aus einundzwanzig Mitgliedern bestehende Apostelcollegium folgenden Beschluß: „Wir glauben, daß unser Minister der Minister der Neuen Heilsordnung war und es für immer so bleiben wird im Busen Gottes. Unser Verhältniß zu ihm ist nicht vorübergehend, sondern ewig. Um der Welt dieses ewige Verhältniß des Ministers der Neuen Heilsordnung zu erklären und zu beweisen, soll der Sessel des Präsidenten im Apostelcollegium und seine Kanzel im alten und im neuen Tempel unbesetzt bleiben."

Diese Resolution wurde eine Quelle der Zwietracht. Mozumdar, der Verwandte Keschubs, ein geistreicher und vielgereister Mann und sein späterer

Biograph, machte als nomineller Leiter der Kirche Anspruch auf die Kanzel; sie wurde ihm verweigert. Der Streit hierüber dauerte mehrere Jahre. Im Jahre 1888 wagte es Mozumdar, sich auf die Kanzel zu begeben; dies erschien vielen als ein Sacrilegium; sie versuchten ihn wegzureißen, während er stille saß und, wie die Zeitung bemerkt, für seine Feinde betete. Mozumdar zog sich zuletzt in Mißmuth von der Leitung der Neuen Heilsordnung zurück und lebte bis in die Gegenwart in schmollender, aber sehr thätiger Unabhängigkeit.

Ein anderer Streit brach aus, indem die Familie Keschubs das Eigenthumsrecht des Tempels beanspruchte. Eine dritte Ursache des Haders war die Kirchenregierung. In der Jahresrede von 1888 sagte Mozumdar: „Der beschämende Parteigeist, die Bitterkeit, die Streitigkeiten und Skandale, das gänzliche Fehlen aller Autorität in allen bedeutenden Angelegenheiten zeigen unverkennbar, daß wir irgend eine als Recht anzuerkennende Verfassung durchaus nöthig haben. Von welcher Art soll sie sein? Soll es eine unbeschränkte Demokratie sein oder der absolute Despotismus eines einzigen Mannes, oder die unverantwortliche Gewalt eines Collegiums?"

Streitigkeiten sind auch jetzt noch die Hauptlebensthätigkeit der von privater Inspiration geleiteten Neuen Heilsordnung. Man kann kaum eine Nummer ihrer Blätter in die Hand nehmen, ohne auf Hader zu stoßen. Alle vernünftigen Brahmos beklagen offen diesen traurigen Zustand der Zerrissenheit, der alle Unternehmungen der Kirche paralysirt, sie dem Gespötte aussetzt und den Zutritt neuer Mitglieder bedeutend verringert. —

Die Sadharan oder Allgemeine Brahmo-Kirche, die sich den 15. Mai 1878 aus den einflußreichsten Brahmos Calcuttas mit der Zustimmung von 29 Provincialkirchen und mit den Zuschriften von 425 Brahmos constituirt hatte, litt weniger an solchem innern Hader. Denn gewitzigt durch die Einmannregierung Keschubs, hatte sich dieselbe gleich eine dauernde Verfassung gegeben. Alle Gewalt ruht in der Gemeinde; diese wählt jährlich eine Commission von 40 Personen, welche einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern zur Besorgung der laufenden Geschäfte ernennt. Diese Art der Regierung scheint allgemeiner Zufriedenheit zu begegnen; jedes Mitglied erfreut sich seines Votums und darf, wenn es Kopf hat, darauf rechnen, einmal in das Präsidium gewählt zu werden.

Die Bedingungen für die Aufnahme neuer Mitglieder sind die folgenden:

1. Der Aufzunehmende muß das 18. Lebensjahr vollendet haben.

2. Er muß das Symbolum der Kirche unterzeichnen. Dieses umfaßt namentlich die sogenannten vier Artikel der „Unmittelbarkeit", d. h. der

Freiheit von jeder Lehre eines Mittlers; der Unabhängigkeit von unfehlbaren Büchern oder Menschen; der Katholicität oder weitern Sympathie für jede Wahrheit, wo immer sie gefunden wird, und der Spiritualität oder Freiheit von allen äußern Formen und Ceremonien.

3. Das Privatleben muß unbescholten sein; grobe Verstöße bringen das Mitglied in die Gefahr des Ausschlusses.

4. Er muß geloben, für das Werk der Kirche jährlich einen kleinen Beitrag beizusteuern.

Die Missionäre haben dem obigen Symbolum gemäß zu predigen und dürfen keine ihm entgegengesetzten Lehren vortragen. Ihre Hauptthätigkeit muß die Ausbreitung des Brahmoismus sein; doch ist es ihnen nicht verwehrt, irgend welches Unternehmen zu unterstützen, sei es politischer, socialer oder wissenschaftlicher Natur, das darauf abzielt, dem Lande nützlich zu sein.

Murdoch konnte keinen jüngern Bericht über das Wirken dieser Kirche in Calcutta erlangen als den vom Jahre 1884. Dieselbe publicirte in jenem Jahre drei Zeitungen, hatte Sonntagsschulen, ein Colleg, zwei Frauengesellschaften, eine theologische Gesellschaft und einen Studentenverein.

Das alte Lied vom eiligen Verschwinden des ersten Eifers wird auch in dieser Kirche gesungen. Ihr Hauptorgan, der „Indian Messenger", machte im Jahre 1886 recht offene Geständnisse. So heißt es:

„Wir können nicht läugnen, daß der Zustand der Brahmo-Kirche gegenwärtig ein sehr niedriger ist. Sie ist schwach nach außen und nach innen, und ihre Schwäche ist so groß, daß nur ein starker Glaube an die Macht und Größe der Wahrheit und an die helfende Hand Gottes einen Mann im harten Ringen nach Reform aufrecht erhalten kann. Die von uns angewandten Mittel für die Ausbreitung unseres Glaubens stehen nicht im Verhältniß zu den Bedürfnissen. Die Zahl der Prediger und Missionäre ist äußerst gering für das weite Feld, das vor uns liegt. Das Licht der wahren Religion ist nur einem winzigen Bruchtheil der starken Bevölkerung unseres Landes gebracht worden. Die Massen sind noch gar nicht berührt, ebensowenig die Frauen. Unter den Gebildeten, auf welche bisher unsere Predigt beschränkt gewesen, ist die Mehrheit entweder indifferent oder positiv unsern Principien und unserer Praxis feindlich.

„Der Einfluß, den die Brahmos früher auf die Literatur des Landes hatten, ist allmählich im Schwinden, und sie gelten nicht mehr als tonangebend. Außerdem ist die Stellung, welche sie früher bei allen guten

Unternehmungen behaupteten, langsam aufgegeben. Auch hat der Einfluß auf die Moralität des Volkes, welchen die kleine Zahl von Brahmos ehemals ausübte, sichtlich abgenommen. Die Kräfte, die der Verbreitung des Brahmoismus im Wege stehen, waren nie so stark als jetzt. Der innere Zustand der Kirche ist nicht weniger beweinenswürdig."

Die Zeitung beklagt dann den stets lockerer werdenden, von Anfang an losen Zusammenhang zwischen der Mutterkirche von Calcutta und den Zweigkirchen im Lande, den Mangel an Eintracht zwischen den Mitgliedern, die, in viele kleine Gruppen gespalten, in ewigem Hadern über Meinungsverschiedenheiten sind, und den Mangel an Organisation unter den Missionären.

Daß die Kirche den Austritt oder das Ausbleiben von Mitgliedern zu beklagen haben werde, war zu erwarten. Am auffälligsten war wohl der Austritt Agnihotris, des Hauptmissionärs im Panjab. Er gründete eine neue Kirche mit dem Namen „Gotteskirche", die im Grunde von der theistischen Kirche nicht verschieden ist, und er ersuchte das Publikum, aus allen von ihm verfaßten Büchern und Schriften den Namen „Brahmo-Kirche" auszumerzen.

Im südlichen und westlichen Indien hat der Theismus verhältnißmäßig spät angefangen und nie den Einfluß sich erworben, den er in seinem Mutterlande, der Provinz Bengalen, genoß. Keschub hatte Madras im Februar 1864 besucht; infolge seiner Vorträge wurde die Vedakirche gegründet, die munter aufblühte und in Tanjor, Salem und Bangalor Schößlinge zeitigte. Später wurde die Kirche umgetauft in Brahmo-Kirche und hatte in Sridharalu Naidu einen begabten, anspruchslosen und sehr eifrigen Leiter. Er war einer der uneigennützigsten und edelsten Charaktere, dessen sich die Brahmos rühmen können. Er lebte in größter Armut, ohne je seine Freunde um Unterstützung anzugehen, und hielt sich von allen götzendienerischen Gebräuchen fern, obwohl Mutter und Gattin ihn beständig zur Theilnahme drängten. Aus einem Wagen geworfen und gräßlich verwundet, starb er nach zwölftägigem Leiden in einem Spital zu Pondichery. Er war der erste unter den christlichen Secretären von Madras, dessen Verbrennung frei von heidnischen Ceremonien war. Denn sterbend hatte er verordnet: „Meine Bestattung muß einfach sein und nur mit Brahmo-Gebeten geschehen."

Die Madras-Brahmos besitzen eine Zeitung, halten wöchentlichen Gottesdienst, besorgen vier Armenkinderschulen, unterhalten ein Lesezimmer

und halten gelegentliche Vorträge. So klein auch ihre Kirche war, machte sie doch den Wellenschlag der Calcutta-Spaltung mit und zerfiel in zwei Kirchlein.

Im westlichen Indien führen die theistischen Kirchen den Namen Prarthana Samaj oder Gebetskirche. Die erste wurde im Jahre 1867 in Bombay gegründet; sie begann mit 17 Mitgliedern; die Zahl war 15 Jahre später auf 102 gestiegen. Sie besitzen einen stattlichen Mandir oder Tempel, der in allem einer protestantischen Kirche ähnlich sieht, und gründeten Zweigkirchen in Puna, Ahmadabad, Surat, Ahmadnagar, Mow, Haidarabad im Sind. Die Bombaykirche zählte und zählt noch unter ihren Mitgliedern einige der einflußreichsten Männer, wie den Professor Bhandarkar, der als Sanskritist auch in Europa einen Namen hat, den Judge Ranada vom obersten Gerichtshof, einen der gelehrtesten und thätigsten Männer Jung-Indiens, und den jüngst verschiedenen Alt-Bürgermeister von Bombay, Doctor Pandurang, rühmlichst genannt als Philanthropist und Reformmann.

Die Bombay-Theisten sind von einem kühlern Schlage als die lebhaften Bengali und hängen mehr an den alten Formen; sie haben nur wenige Heiraten nach rein theistischem Ritus zu stande gebracht. Man klagt sie der Halbheit an, indem sie zu Hause gestatten, was sie in der Oeffentlichkeit verwerfen. Professor Bhandarkar hatte den Muth, seine verwittwete Tochter wiederum zu verheiraten; aber sein Beispiel findet wenig Nachahmung. Judge Telang, der als Redner, Advocat und Sanskritforscher bei Indern und Europäern in hohem Ansehen stand, beging kurz vor seinem Tode die Schwachheit, sein noch nicht zehnjähriges Töchterchen zu verheiraten.

In der Anerkennung und im Lobe Christi sind die Bombay-Brahmos viel zurückhaltender. Sie lieben es, ihre Predigten mit einem Verse des Marathipoeten Tukaran oder einem Sanskritterte aus den Upanishaden zu beginnen. Ihr Zeitungsorgan und Banner tragen das Motto: Die Wahrheit wird obsiegen. Sie bereiten sich durch achttägige Uebungen auf das Jahresfest der Gründung vor, und am Tage selbst zieht das kleine Häuflein mit zahlreichen Fähnchen, die das obige Motto führen, trotz der glühenden Sonne stundenlang Lieder singend durch die Straßen und Gassen von Bombay. Ihr Gebetbuch enthält allgemeine Gebete für alle Stände und die verschiedensten Verhältnisse, ganz im Stile christlicher Gebete, nur daß Christus und seine Heiligen nicht genannt werden.

Es wird den Brahmos Indiens von Europäern — Christen sowohl wie Rationalisten — viel Interesse und Sympathie entgegengebracht. Denn die erstern erblicken in ihnen ein Bindeglied zwischen dem Heidenthum Indiens und dem Christenthum Europas, und die letztern sehen in ihnen vollberechtigte Brüder. In ihren Anschauungen und Ideen sind sie mehr Europäer als Inder und erscheinen so in einer Zeit, in der bitteres Aburtheilen und Schimpfen über alles Europäische sich wie eine Seuche über Indien verbreitet, gleichsam als Europas natürliche Bundesgenossen. Mit ihrer Verwerfung von Polytheismus, Pantheismus, Götzendienst und Seelenwanderung, mit ihrer wenigstens theoretischen Bekämpfung der Kaste, mit ihrer Lehre von der Erschaffung und Gleichberechtigung der Menschen und der Betonung von Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Milde nehmen sie eine ganze Reihe jener natürlichen Grundwahrheiten an, welche der christliche Glaube voraussetzt.

Nach der gewöhnlichen Lehre des Hinduismus ist die Welt nicht erschaffen; Materie und Seele sind ewig, so auch die Veden; es existirt kein wesentlicher Unterschied zwischen der Thier- und der Menschenseele; nach dem Tode hat die Seele zahllose Wanderungen in Thiere und Pflanzen zu machen; die Kasten sind gottgewollt; die göttlichen Wesen sind entweder zahllos oder es existirt nur ein unpersönliches pantheistisch gedachtes Wesen.

Alles dieses stellt der Brahmo in Abrede. Er spricht wohl mit Stolz und Hochachtung vom Alterthum der indischen Civilisation und nennt die Rischis mit Verehrung; aber die Lehren, die er ihnen zuschreibt, sind nicht die, welche das gemeine Volk von ihnen gelernt hat. Ist es zu verwundern, daß die Brahmos nicht populär sind? Den Orthodoxen sind sie verhaßt als Verächter des ererbten Glaubens, den extremen Patrioten als Liebäugler mit dem Westen, während sie jenen, die als Gebildete den Götzendienst verachten, aber mit der Schulweisheit und der schlechten Lectüre den Geist der Frivolität und des Indifferentismus in sich aufgenommen haben, als zu fromm und religiös gelten. Dem gemeinen Haufen sind die Brahmos Fremdlinge geblieben, da diese weder Zeit noch Lust haben, sich mit ihm abzugeben.

Man muß sich deshalb eher verwundern, nicht daß die Brahmos wenig Fortschritte machen, sondern daß sie überhaupt noch bestehen. Sicherlich haben sie einen harten Stand, und wer ein Brahmo ist in der Theorie und in der Praxis, muß einen ziemlichen Grad von Muth und Charakter-

stärke besitzen. Der indische Theist ist in einer ebenso verzweifelten Lage wie der Trischanku in der Fabel, der, vom Himmel nicht zugelassen und von der Erde nicht zurückgenommen, jämmerlich zwischen Himmel und Erde hängen blieb. Die europäische Christenheit ist unzufrieden mit ihm und kann ihn nicht als ebenbürtig anerkennen, und die Inder, von denen er ausgegangen, verdammen ihn als einen Abtrünnigen, der sich den Leuten des Westens anpaßt. Die einzigen, die mit ihm fraternisiren, sind die wenigen Unitarier von England und Amerika, die durch den Anschluß der Brahmos ihr winziges Kirchenthum zu erweitern hoffen, und jene Rationalisten, die nach der Art von Max Müller viele schöne Worte über Christus reden und seine Texte oft anführen, aber seine Geburt aus der Jungfrau, seine Auferstehung dem Leibe nach und seine natürliche Sohnschaft Gottes läugnen.

Nach dem Vorbilde der Unitarier stimmen die Brahmos Klagelieder an über die dogmatischen Fesseln, in welche die christliche Religion die Menschheit gelegt, ohne zu bedenken, daß sie selbst eine ganze Reihe von Dogmen mit Zähigkeit festhalten. Von diesen sind einige ganz offenbar falsch; die hauptsächlichsten seien kurz angeführt.

Nach den Brahmos ist eine übernatürliche Ordnung unmöglich. Mit dieser nichtigen Behauptung schreiten sie über alle historischen Beweise für den göttlichen Ursprung des Christenthums leichtfertig hinweg. Gebet ist nach ihnen wirksam, um geistige Gnaden, aber nicht um physische Wohlthaten zu erlangen. Damit widersprechen sie einer Ueberzeugung, die der ganzen Menschheit gemein ist. Vergebung der Sünde durch Gott ist den Brahmos eine Unmöglichkeit. Jede Sünde, sagen sie, muß adäquat bestraft werden; aber die Strafe ist corrective, und diese besteht einzig in Reue und Abwendung; sobald der Sünder bereut, muß ihn Gott in Gnaden annehmen als einen, der Genugthuung geleistet. Es folgt, daß jeder Sünder gerettet wird, und daß es keine ewige Strafe gibt. Dies verstößt wiederum gegen das menschliche Bewußtsein und beruht auf einer gänzlichen Verkennung der beiden göttlichen Eigenschaften, die wir Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nennen. Aus den theistischen Dogmen über die Sünde und die übernatürliche Ordnung ergibt sich von selbst, daß die Brahmos die specifisch-christlichen Dogmen vom Sündenfall und vom Sühnetode Christi im christlichen Sinne nicht annehmen; sie ehren Christus als Lehrer und als Vorbild, und sind nicht abgeneigt, in ihm den edelsten Menschen zu sehen, der je auf Erden gewesen; aber seine Gottheit weisen

sie entschieden zurück. Während die Brahmos jede äußere Offenbarung, wie sie in der Bibel niedergelegt ist, läugnen, halten sie fest am Dogma privater Intuition, die ihnen helfen soll, das Buch der Natur und die Grundwahrheiten über Gott und Seele zu verstehen. Keschub fügte zu dieser Intuition die Privatinspiration hinzu; er hatte aber nie eine klare Idee, was die christliche Theologie unter Inspiration versteht, noch sah er den Widerspruch, in den er sich verwickelte, indem er die Unfehlbarkeit der Bibel läugnete, aber für seine Inspiration, die er predigte und niederschrieb, Glauben verlangte. Wozu Privatintuition und Privatinspiration führen, lehrt die Geschichte; der Theist, der Heide, der Fetischdiener, der Skeptiker, der Atheist können sich alle auf dieses Princip berufen, und der indische Theismus insbesondere bietet in der Person Keschubs eine neue Illustration der Irrwege, auf welche es führt.

Andererseits halten die Brahmos mit großer Zuversicht und Gewißheit an einigen Wahrheiten fest, welche sie nur aus dem Christenthum schöpfen konnten. So lehren sie die Schöpfung, obwohl selbst die größten Philosophen der Vorzeit kaum eine Ahnung davon hatten; die Unsterblichkeit der Seele, obwohl ein Sokrates und ein Cicero nach allen Argumenten der menschlichen Vernunft daran noch zweifelten, und die Einheit und Persönlichkeit Gottes, obschon die Philosophie Indiens und die nichtchristliche Philosophie Europas diese Wahrheit sehr verdunkelt hat. In allen diesen Lehren machen sie sich die Sicherheit zu gute, welche der christliche Glaube der menschlichen Vernunft gebracht hat.

Noch ein Wort über den gegenwärtigen Bestand der Brahmos. Das Brahmo-Jahrbuch von 1882 gab eine Liste von 172 Kirchen, vertheilt auf die Neue Heilsordnung, die Allgemeine und die Ursprüngliche, von denen 114 in Bengalen, 11 in Assam, 3 in Orissa, 11 in den Nordwest- und Centralprovinzen, 6 im Panjab, 15 im westlichen und 12 im südlichen Indien waren. Allein der Secretär sagt in seinem Bericht von 1884, daß mehrere in der Liste aufgeführte Kirchen sicher gar nicht existiren, und spricht die Vermuthung aus, daß das nämliche in betreff noch anderer der Fall sein dürfte.

Murdoch, dessen Werk — eine sorgfältige Compilation aus den verschiedensten Autoren — wir hauptsächlich gefolgt sind, kennt keine spätere Statistik. Ueber die Zahl der Brahmos schweigt er vollständig. Sie ist so gering, daß die Theisten damit nicht gerne vor die Oeffentlichkeit treten. Reverend Smith schätzt sie auf 3400. So gering auch diese Zahl ist,

darf man doch nicht vergessen, daß die Mitglieder der gebildeten Klasse angehören, daß sie meistens Brahminen sind, daß viele derselben angesehene Posten in der Verwaltung oder im Erziehungswesen bekleiden, daß manche in der Presse und auf der Rednerbühne sehr thätig sind für die Reformbewegung. Angesichts der Schwierigkeiten, denen sie begegnen, namentlich der Zähigkeit, mit welcher die Inder am Hergebrachten hängen, dürfte man selbst diese kleine Zahl für einen großen Erfolg halten. Doch beseelt nicht alle Mitglieder wirklicher Eifer; manche sind nur nominelle oder halbe Theisten, Heiden zu Hause und Brahmos im Tempel, und treiben langsam ins Hinduthum zurück. Man beklagt besonders, daß unter den jüngern Mitgliedern pantheistische Tendenzen sich immer mehr geltend machen.

Aus dem Bisherigen ergibt sich zur Genüge, daß die Brahmos im ganzen dem positiven Christenthum feindlich sind, obwohl sie in manchen Punkten theils sich ihm nähern, theils mit ihm übereinstimmen. Smith faßt sein Endurtheil über sie dahin zusammen, daß sie mehr hinderlich sind für die Annahme des Christenthums als förderlich für die Abschaffung des Götzendienstes. Sie hatten mit protestantischen Missionären vielfache Berührung theils polemischer, theils freundlicher Natur. Im allgemeinen ist ihr Verhalten gegen die Vertreter der christlichen Glaubensbotschaft das eines kühlen Wohlwollens. Mit Missionären der katholischen Kirche hatten sie wenig Fühlung, und noch weniger griffen sie nach positiv katholischen Schriften. Ihre Anschauungen über die katholische Kirche haben sie sich meistens nach den Zerrbildern sectirerischer oder rationalistischer oder atheistischer Bücher gebildet. Als Bischof Meurin sich bereit erklärte, in ihrem Mandir von Bombay Vorträge zu halten, wurde das Anerbieten höflich abgelehnt.

Wie viele aus den Reihen der Brahmos den Protestanten oder den Katholiken sich angeschlossen haben, darüber fehlen leider alle Angaben. Von solchen, die katholisch wurden, sind dem Schreiber dieses drei persönlich bekannt geworden.

Einer derselben, Daulatsing mit Namen, gehörte der Amil- oder Gelehrtenkaste Sinds an. Von Jugend auf nach religiöser Kenntniß strebend, hatte er zwei Jahre die Brahmo-Kirche von Haidarabad besucht, ohne jedoch dabei sein Genüge zu finden. Er las protestantische und katholische Bücher, hatte viele Unterredungen mit Anhängern beider Confessionen, studirte die Selbstbekenntnisse des hl. Augustin, Wilmers' Handbuch der katholischen Religion und die Heilige Schrift. Mit dem Studium ver-

einigte er beharrliches Gebet um Erleuchtung von oben. Sobald er von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt war, entschloß er sich, ihn anzunehmen, koste es, was es wolle.

Den 1. Februar 1895 empfing er die heilige Taufe in der St. Patrickskirche zu Karachi von der Hand des P. Jürgens S. J. Als die Neuigkeit nach Haidarabad kam, wurde sie zum Stadtgespräch, und der Aerger unter den Brahmo-Brüdern war groß. Der eigene Schwager, der zugleich Secretär der Brahmogemeinde war, beredete die Frau Daulatsings, sich mit ihrem Kinde von ihm zu trennen, und die Hindu verursachten durch ihre Machenschaften seine Versetzung von Karachi, wo ein reges katholisches Leben herrscht, nach dem heißen Platze Sakkar, wo die Zahl der Katholiken gering ist. Augustin, dies war der christliche Name Daulatsings, ertrug die harte Beurtheilung von seiten der Oeffentlichkeit und die Anfechtungen seiner eigenen Verwandten mit Geduld und richtete sein ganzes Streben dahin, ein guter Christ zu werden. Die Mußestunden, die ihm von seiner Arbeit blieben, verwendete er auf das Lesen ascetischer Bücher, wie z. B. der Nachfolge Christi und des Geistlichen Kampfes von Scupoli, sowie auf das Studium von Controversfragen. Er ging täglich zur Messe, stellte fromme Betrachtungen an, empfing wöchentlich die heiligen Sacramente, legte seine Schwierigkeiten dem Priester vor und disputirte eifrig mit Protestanten, Brahmos, Hindu und Mohammedanern, die ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Als seine Genossen, drei eifrige Convertiten, eine katholische Zeitung in Sindi gründeten, deckte er regelmäßig aus seinem bescheidenen Monatsgehalt das Deficit der Druckkosten.

So verbrachte er zwei Jahre, ein Muster der Beharrlichkeit, der Frömmigkeit und der Begeisterung für den katholischen Glauben, als die Pest Sakkar erreichte. Während er sich mit dem Gedanken trug, sein Amt niederzulegen und im Spitale den Kranken zu dienen, wurde er selbst von der Pest ergriffen. Er empfing die heiligen Sacramente mit größter Andacht und Ergebenheit, erbaute alle im Spitale durch seine Ruhe und Freudigkeit und gab seine edle Seele in die Hand des Schöpfers zurück am Karsamstag Morgen, April 1897, als man gerade in der Kirche das Oster-Alleluja anstimmte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt: Der Sadhu, der heilige Mann, ist todt! Christen, Mohammedaner und Hindu kamen zum Begräbniß, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Daulatsing hatte in kurzer Zeit viele Jahre erfüllt. Sein Eifer war in Wahrheit der Eifer der ersten Christen; er war

die Auferbauung der Katholiken und eine lebende Mahnung für die Brahmos, im Suchen der Wahrheit die Grenze nicht nach Laune zu ziehen, sondern consequent zu sein bis zum Ende.

Das intellectuelle Haupt aller Brahmos der Gegenwart ist der bereits oft erwähnte Protap Sandar Mozumdar, der geistvolle Biograph Keschubs, Herausgeber der Monatsschrift The Interpreter und Verfasser mehrerer religiöser Werke. Er vertrat die Brahmos auf dem Religionsparlament in Chicago, besuchte in England den Cardinal Newman, betete in der St. Marcuskirche von Venedig und spricht von Christus mit großer Ehrfurcht und Liebe. Wir geben einige seiner letztjährigen Aeußerungen, die seine religiösen Anschauungen recht klar widerspiegeln.

„So viele Propheten und inspirirte Lehrer sind in unser theistisches Pantheon eingeführt worden, daß wir wirklich in Verlegenheit gerathen, jedem die ihm gebührende Achtung zu zollen, und so bezeigen wir schließlich allen im allgemeinen eine laue, hinfällige Loyalität, indem wir keinem im besondern folgen. Das läßt uns ohne persönliches Beispiel, ohne einen Idealmenschen, dem wir uns nachbilden. Nun ist zwar die Lehre der Brahmo-Kirche, daß alle Religionen Propheten haben, eine rechte Lehre; aber unser praktisches und persönliches Verhältniß zu Christus ist nicht das rechte. Wahrlich, ich ehre diese großen Lehrer und werde noch mehr derselben ehren, wo ich sie finde; aber sie verwirren mich nicht, da ich sie samt und sonders in einen alle umfassenden Charakter einschließe. In den verschiedenen Lebensvorkommnissen wird uns das Beispiel des einen oder andern großen Mannes eine Nothwendigkeit; wir können keines entbehren, noch in unserer Wahl uns auf die christliche Kirche allein beschränken. Nach meinem Dafürhalten stellt jedoch Christus den Typus und die Vollendung aller menschlichen Vorzüge dar. Derjenige, welcher Christus im Geiste folgt, gewahrt auch alle andern vorbildlichen Charaktere, je nachdem das Bedürfniß für sie sich einstellt. Wir müssen alle anerkennen und alle ehren, aber einen für unsere täglichen Nachahmungen und zu unserem täglichen Trost festhalten; und dieser eine ist für mich Christus Jesus, der Sohn Gottes."

Diese Stelle wirft zugleich ein helles Licht auf den Grundirrthum der Brahmos: sie halten alle Religionen im wesentlichen für wahr und betrachten ihre Gründer als wahre Propheten, wollen aber doch dem Christenthum den Vorrang einräumen und von ihm mehr annehmen als von den andern. Dabei verdrehen sie die Schriftaussprüche, wie es ihnen

gefällt. Denn man beachte wohl: wenn Mozumdar Christus den Sohn Gottes nennt, gibt er dem Worte durchaus nicht die Bedeutung, welche der Christ ihm beimißt; er will nur sagen, daß Christus ein dem Grade nach besserer und tugendhafterer Sohn Gottes ist als wir.

„Einen Schritt weiter, einen Schritt weiter," ruft Banerji, der erste katholische Convertit aus der Brahmo-Kirche, seinem Lehrer und Freunde Mozumdar zu; „anerkenne, daß Christus nicht nur der Idealmensch, sondern auch Gott ist. Wann werden unsere theuren Freunde in der Brahmo-Kirche in Christus die Gottheit vereinigt mit der Menschheit anbeten?"

Mozumdar hat dieses Jahr in einem amerikanischen Blatte einen Artikel veröffentlicht über das Christenthum als die Zukunftsreligion von Indien. Indien werde seinen Pantheismus und seinen Polytheismus aufgeben, das Christenthum seine Dogmen, und dann werde Christus über Indien herrschen.

Auch wir glauben, daß das Christenthum einst, wenn die Zeit in Gottes Rathschluß gekommen, in Indien herrschen wird, aber nicht das verblaßte der Unitarier, noch das gebrochene und getheilte der Protestanten, sondern das volle und apostolische Christenthum der katholischen Kirche.

Alois Hegglin S. J.

Der Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

Die oberitalische Kunstthätigkeit in den letzten Jahrhunderten des ersten und dem Beginn des zweiten Jahrtausends bietet dem Forscher manche Räthsel, Räthsel, die zum Theil wohl nie eine sichere Lösung finden werden. Recht augenfällig ergibt sich das Dunkel, das gerade ihre hervorragendsten Monumente umlagert, aus der verschiedenen Datirung, welche dieselben bislang gefunden haben. Was die einen als das Werk des 9. Jahrhunderts bezeichnen, lassen die andern erst im 11. oder gar 12. entstanden sein.

Als eines der nicht sehr zahlreichen sicher datirbaren Kunstdenkmäler auf lombardischem Boden galt noch vor wenigen Jahren der Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand, d. i. die Metallbekleidung des Hochaltars der altehrwürdigen Basilika, eines der kostbarsten und prächtigsten Werke frühmittelalterlicher Goldschmiedekunst. Bis vor wenigen Jahren; denn seitdem hat die Kritik ihr Messer gewetzt, um auch am herrlichen Paliotto ihre unbarmherzigen Secirversuche an-

zustellen. Aus einem Werke des 9. Jahrhunderts hat man ihn zu einem Erzeugniß des 11., 12. und selbst des 13. zu stempeln sich bemüht. Gegen Diebe ist der kostbare Altarschrein durch einen festen und kräftigen Stahlmantel geschützt; gegen die Minirarbeit der Kritik hat ihn derselbe nicht zu sichern vermocht. Die Zweifel sind rege geworden, und so wird denn die Altarbekleidung in S. Ambrogio voraussichtlich der Gegenstand noch mancher Erörterungen sein, Grund genug, dem für die Kunstgeschichte so bedeutsamen Werke auch in diesen Blättern einige Seiten zu widmen. Das um so mehr, als der Paliotto schon an sich, d. i. als Kunstschöpfung, und ganz unabhängig von der Frage nach seiner Entstehungszeit einer weit mehr als gewöhnlichen Beachtung werth ist [1].

Im westlichen Theile Mailands liegt die alte Basilika S. Ambrogio. Sie wurde vom hl. Ambrosius, dessen Grab sie noch jetzt birgt, gegründet; doch stellt die jetzige Kirche einen Umbau aus späterer Zeit dar. Die Basilika ist dreischiffig, mit Emporen über den Seitenschiffen versehen und mit Gewölben eingedeckt. Ueber dem vierten Joch des Mittelschiffes erhebt sich eine mächtige Kuppel; nach der Chorseite schließt der Bau mit drei Absiden ab, welche der Breite des Mittelschiffes bezw. der Seitenschiffe entsprechen, während sich der gegenüberliegenden Eingangswand ein weiter, von einer Säulenhalle umfriedigter Vorhof vorlegt. Kirche und Atrium in ihrer gegenwärtigen Form haben bisher trotz aller Versuche noch keine sichere Datirung gefunden, weil einerseits über deren Errichtung bestimmte urkundliche Angaben mangeln, und andererseits für die baulichen Eigenthümlichkeiten zeitlich feststehende Parallelen fehlen. Die Meinungen über die Entstehungszeit des jetzigen Baues schwanken zwischen dem 9. und dem 11. Jahrhundert.

Es ist still um S. Ambrogio, ganz anders wie um den Marmordom auf der Piazza del Duomo, dem Herzen Mailands, von wo alles Leben ausströmt, und wohin wiederum alles Leben zurückfließt. Noch stiller wird es, wenn der Besucher durch die Pforte am Ende des Atriums in die Basilika hineintritt. Nichts hindert ihn, die einfache, aber kraftvolle Hoheit des Baues auf sich einwirken zu lassen.

Die Basilika von S. Ambrogio ist nicht das, was man einen außerordentlichen, einen großartigen Bau nennt. Und doch macht sie durch die würdevolle Schlichtheit ihrer Ausschmückung, durch das weise Maßhalten in der Verwendung des Ornaments, die ebenmäßige Linienführung, die klare Gliederung, den durchsichtigen Aufbau, die kraftvolle Bildung der einzelnen Bautheile und nicht zum wenigsten durch die Erinnerungen an die alten Zeiten, den großen Heiligen, welcher den ersten Bau gründete, und die Ereignisse, deren Schauplatz S. Ambrogio war, auf den Beschauer, welcher sich in den Bann dieses Kircheninnern begibt, einen ungemein tiefen und nachhaltigen Eindruck. Die Patina des Alters und die weihevolle Stimmung, welche dem Gotteshause eignen, er-

[1] Die liebenswürdige Zuvorkommenheit des hochwürdigen Herrn Canonicus Ghezzi von S. Ambrogio ermöglichte uns gelegentlich eines Mailänder Aufenthaltes im vergangenen Jahre ein eingehendes Studium des Paliotto, wofür wir ihm auch an dieser Stelle unsern Dank aussprechen möchten.

greifen den Besucher unwillkürlich; der Frieden und die heilige Ruhe, welche diese Hallen umfangen, werfen ihren Widerschein in seine Seele; er fühlt sich fast wie zur Andacht gezwungen.

Der Hochaltar von S. Ambrogio steht am Ende des Langhauses unter der Kuppel nahe beim Beginn des Chores. Ueber ihm wölbt sich auf vier antiken Porphyrsäulen ein prächtiges Ciborium, über dessen Alter fast ebensoviele Erörterungen gepflogen worden sind, wie über dasjenige der Basilika.

Der Paliotto hat, weil er den Altar an allen vier Seiten umkleidet, Kastenform und besteht an der Vorderseite aus Goldblech, während seine übrigen Seiten durch theilweise vergoldetes Silberblech gebildet werden. Die vierkantigen Eckpfosten sind auf ihren nach außen gewandten Flächen mit je drei in Metall getriebenen halbrunden Stäben und einem Emailstreifen geschmückt, welche von unten nach oben verlaufen und dadurch die Stützen als solche kennzeichnen. Zwischen den vier Pfosten sind ebensoviele rechteckige Füllungen eingefügt, welche die Wände des Paliotto bilden. Der sie umgebende Rahmen hat einschließlich seiner nach innen abfallenden Schrägung eine Breite von fast 4 cm. Oben umzieht ein ca. 5 cm vorspringendes Kopfgesimse, unten ein Fußgesimse von der gleichen Ausladung die Altarbekleidung. Die Höhe des Paliotto beträgt 1,18 m, die Länge der Vorder- und Rückseite beläuft sich, am obern Gesimse gemessen, auf 2,29 m, die der Seitenstücke auf 1,46 m, für ein mit Perlen, Gemmen, kostbaren Schmelzarbeiten und Figurenrelief fast überreich geziertes Werk aus Edelmetall gewiß sehr bedeutende Abmessungen.

Die Füllung der Vorder- und Rückseite ist durch zwei senkrechte Leisten in je drei Unterabtheilungen geschieden, so daß also der Paliotto an allen Seiten insgesamt acht Felder aufweist, von denen wiederum ein jedes seine besondere Umrahmung besitzt und durch Leisten eine weitere Theilung erhalten hat. Die beiden äußern Felder der Vorder- und Rückseite gliedern sich in je sechs nahezu quadratische Flächen; die Leisten des Mittelstückes der Vorderseite gestalten sich zu einem Kreuz mit ovalem Kern; sie schaffen neun Abtheilungen zur Aufnahme von Reliefs. Das mittlere Feld der Rückseite ist als Thüre behandelt, deren beide Flügel mit je zwei runden Medaillons versehen sind. Die Thüre wurde angebracht, um dem frommen Beter die Möglichkeit zu geben, in das Innere des Altares hineinzuschauen und auf das unter dem Altar befindliche Grab des hl. Ambrosius zu sehen. Bei den beiden Schmalseiten besteht die durch die äußere Umrahmung und die Innenleisten hergestellte Gliederung der Fläche aus einem über Eck stehenden Quadrat, um welches sich acht rechtwinklige Dreiecke in der Weise gruppiren, daß jeder seiner Seiten ihrer zwei vorgelagert sind. Im Innern des Quadrates sind durch ein Kreuz in der Mitte und vier Halbkreise in den Ecken acht kleinere Unterabtheilungen gebildet. Die Eintheilung der vier Seiten des Paliotto wird durch die beifolgenden Skizzen veranschaulicht [1].

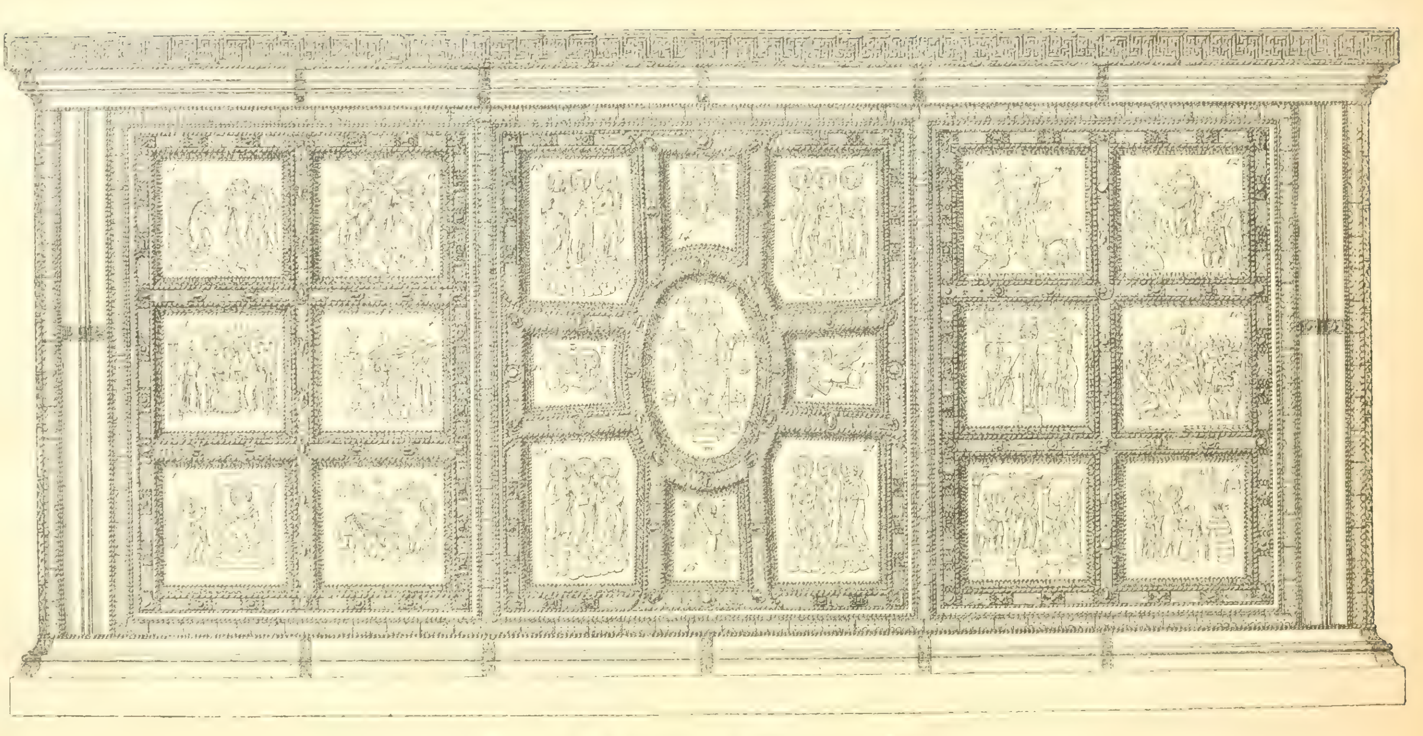
[1] Dieselben beruhen auf den zwar nicht völlig genauen, aber für unsern Zweck hinreichenden Abbildungen bei Seroux d'Agincourt, Denkmäler, Sculptur Tafel XXVI A. B. C.

Außerordentlich kostbar und kunstvoll ist die Ausstattung des Rahmen- und Leistenwerkes. Sie allein genügt schon, um dem Paliotto einen Platz unter den vorzüglichsten Kunstwerken zu sichern.

Die äußere Umrahmung der Füllungen aller vier Seiten ist so mit Zellenschmelzplättchen bedeckt, daß sie wie ein Band des prächtigsten Emails erscheint [1]. Ein gleiches gilt von den Leisten, welche die Vorder- und Rückseite in je drei Hauptfelder zerlegen. Bei den innern Rahmen und den Leisten, welche die Hauptfelder der Lang- und Schmalseiten in ihre Unterabtheilungen gliedern, wechseln Emailplättchen mit Edelsteinen und Perlen ab, die auf mit Filigran gemusterten Grund aufgesetzt oder von kleinern Edelsteinen umstanden sind. Unvergleichlich herrlich ist in dieser Beziehung namentlich die Vorderseite des Paliotto. Hier zählen wir an 250 große Steine und Perlen, von welchen die Edelsteine auf dem Oval und den Armen des Kreuzes des Mittelfeldes auf durchbrochener Erhöhung aufgesetzt sind. Außerdem zieht sich hier rings um alle Leisten als Einfassung der Schmelzplättchen eine Schnur kleiner, echter Perlen. Bei dem Oval und den Armen des Kreuzes, wo statt Perlen Korallen und Perlen wechseln, ist sogar obendrein die Schräge der Leisten mit einer Reihe von Perlen und Korallen versehen. Besonders hervorragende Stücke des Paliotto sind auch die beiden Kreuze der Schmalseiten, welche sich vollständig aus Zellenschmelz, Perlen und Edelsteinen zusammensetzen.

In welcher Fülle die Emails als Schmuck der Rahmen und Leisten des Paliotto verwendet sind, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Plättchen, aneinandergereiht, nach einer ungefähren Vermessung ein Band von etwa 50 m ausmachen würden. Schmelzarbeiten mit figürlichen Darstellungen sind auf der Altarbekleidung nur äußerst spärlich vertreten. Sie beschränken sich auf acht den Thürflügeln an der Rückseite des Altars aufgesetzte Medaillons, welche je eine Frauenbüste von mangelhafter Zeichnung, doch guter Farbenwirkung enthalten. Alle übrigen Emails haben rein ornamentalen Charakter. Halbkreise, Kreise, Rauten, Blättchen, Zweiglein, Palmetten und ähnliches sind die Motive, die uns in den mannigfachsten Verbindungen auf den Plättchen begegnen. Ueberreich läßt sich die Musterung derselben, was die Zeichnung anlangt, nicht gerade nennen; sie ist sogar durchweg eher schlicht als reich. Auch die Zahl der Farbentöne ist nicht sonderlich groß. Smaragdgrün, hell- und dunkelblau, weiß, granatroth und etwas türkisblau sind die Farben, welche uns auf den Emails des Paliotto begegnen. Einen Ersatz für die mangelnde Fülle der Farbenscala gewahrt indessen die ungemeine Reinheit und Gleichmäßigkeit des Tones, durch welche sich die Schmelze auszeichnen. Von vorzüglichster Wirkung ist auf dem geraspelten Goldgrund des Emails namentlich das häufig angewandte lichte, durchscheinende Smaragdgrün. Ohne Emailschmuck blieb nur die Umrahmung der Füllung an der Rückseite des Paliotto. Hier vertritt die Stelle der Schmelzarbeiten eine Inschrift in Niello, welche sowohl nach Inhalt wie Form gleich

[1] Ueber den Zellenschmelz vgl. P. Beissel S. J.: Byzantinische Zellenemails, s. diese Zeitschrift 1895, Bd. XLVIII, S. 400 ff.



Vorderseite des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

beachtenswerth ist. In römischen Capitalen von ausgezeichneter Bildung geschrieben, enthält sie in zehn Hexametern die Widmung des Altars. Die einzelnen Verse sind so beschaffen und so auf der Einfassung angebracht, daß derselbe Buchstabe gleichzeitig als Anfangs- oder Endbuchstabe des einen und als Anfangs- oder Endbuchstabe des andern Verses dient. Die Inschrift lautet:

1. **E**micat alma foris rutiloque decore venust**a**
2. **A**rca metallorum gemmisque compta corrusca**t**.
3. **T**hesauro tamen haec cuncto potiore metall**o**
4. **O**ssibus internis pollet donata sacrati**s**.
5. **E**gregius quod praesul opus sub honore beat**i**
6. **I**nclytus Ambrosii templo recubantis in ist**o**
7. **O**ptulit Angilbertus ovans dominoque dicavi**t**
8. **T**empore quo nitidae servabat culmina sedi**s**.
9. **A**spice, summe pater, famulo miserere benign**o**.
10. **T**e miserante, deus, donum sublime reporte**t**.

(Es glänzt und strahlt nach außen der herrliche Schrein im Feuerschein der Metalle und im Schmuck des Edelgesteins; doch besitzt er, weil begabt mit dem heiligen Gebein, im Innern einen Schatz, der kostbarer ist als jedwedes Metall. Dies Werk brachte jubelnd dar und weihte zu Ehren des hl. Ambrosius, der in diesem Tempel ruht, der erlauchte Bischof Angilbert zur Zeit, da er den strahlenden Bischofssitz inne hatte. Schau her, höchster Vater, und erbarme dich des freigebigen Knechtes. Möge er, o Gott, durch deine Erbarmung den Himmelslohn erhalten.)

Vers 1, 2 und 3 füllen das obere Rahmenstück, V. 4 steigt im Anschluß an V. 3 an der rechten Seite herab; V. 5, welcher sich auf der linken Einfassungsleiste befindet, schließt sich dem Anfang des ersten Verses an; V. 6, 7 und 8 sind auf dem untern Rahmentheil angebracht, während V. 9 und 10 die beiden mittlern Leisten zieren, welche die ganze Seite in drei Felder zerlegen. Eine ähnliche Anordnung der Verse findet sich bereits im Beginn des 9. Jahrhunderts auf den Tafeln der berühmten Schrift des Rabanus Maurus: De laudibus sanctae crucis.

So kunstreich und kostbar übrigens die Ausstattung der Umrahmung und Leisten des Paliotto sein mag, und so hervorragend auch der Platz ist, den ihm dieselbe unter den Werken der mittelalterlichen Goldschmiedekunst verschafft, so liegt doch nicht sowohl in der Fülle des Zellenschmelzes und dem Reichthum an Edelsteinen der Hauptwerth und die Hauptbedeutung der Altarbekleidung von S. Ambrogio, als vielmehr in den größern und kleinern getriebenen Reliefs, welche die 69 Felder seiner vier Seiten ausfüllen.

Das Oval in der Mitte der Vorderseite stellt den Heiland auf dem Throne dar. Sein Kreuznimbus wird durch Schmelze und Edelsteine gebildet. Die beiden achtstrahligen Sterne an jeder Seite des Erlösers sind aus rubinfarbigem Email und Perlen hergestellt, während eine zwischen ihnen stehende Rosette mit Diamanten verziert ist. Die Felder der Kreuzarme im Mitteltheil der Vorderseite enthalten die Symbole der vier Evangelisten, oben bezeichnenderweise den

Adler, unten den Menschen, rechts den Stier und links den Löwen. Die übrigen vier Abtheilungen daselbst weisen je drei Apostel auf. Petrus trägt den Schlüssel, die andern theils ein Buch, theils eine Rolle.

Die zwölf Abtheilungen der Seitenfelder der Vorderseite bringen Scenen aus dem Leben des Heilandes. Ist der Altar nach der Auffassung der Kirche Sinnbild des Gottmenschen, so geziemte es sich, daß diesen Darstellungen eine bevorzugte und für alle sichtbare Stellung, d. i. also ein Platz an der Vorderseite, eingeräumt wurde. Leider sind nicht mehr alle ursprünglichen Tafeln vorhanden. Drei der Reliefs, die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Sendung des Heiligen Geistes, sind Werke des vorigen Jahrhunderts und als Arbeiten der ausgearteten Renaissance auf den ersten Blick erkennbar. Sie wurden an Stelle verloren gegangener bezw. gestohlener Tafeln eingefügt.

Von den neun noch vorhandenen alten Reliefs stellen acht die Verkündigung, die Geburt des Herrn, seine Aufopferung im Tempel, das Wunder von Kana, die Verklärung, die Tempelreinigung, die Heilung des Blindgeborenen und die Kreuzigung dar. Eine der Darstellungen ist strittig. Die rechte Hälfte des Bildes nimmt bei derselben der Heiland samt zwei Jüngern ein, von denen der vorderste zwei Rollen trägt. Christus hält in der Linken ebenfalls eine Schriftrolle; die Rechte hat er zum Rede= (Segens=?) Gestus erhoben. Die andere Hälfte enthält im Hintergrund ein über Eck gestelltes Haus, im Vordergrund einen bärtigen Mann in mittellanger Tunica und flatterndem, auf der linken Schulter fibulirtem Mantel. Die Gestalt, welche, leicht in die Kniee gesunken, die Hände flehend zum Herrn emporstreckt, scheint eine Person aus besserem Stande darzustellen. Diego Sant' Ambrogio, ein Hauptvertreter der Ansicht, welche den Paliotto statt dem 9. dem 12. Jahrhundert zuschreibt, sieht in dem Relief die Auferweckung des Lazarus, doch bedarf es nur eines Blickes, um sich von der Unhaltbarkeit und Oberflächlichkeit dieser Auffassung zu überzeugen. Andere wollen in dem Bilde die Berufung des Matthäus, wieder andere den Hauptmann von Kapharnaum beim Heiland erkennen. Da die Darstellung zu wenig Anhaltspunkte für eine sichere Deutung gibt, und auch die Folge der Scenen keine Entscheidung ermöglicht, muß die Sache auf sich beruhen bleiben.

Die Erzählung beginnt nach ihrer gegenwärtigen Anordnung an der Evangelienseite links unten an der Ecke des Feldes. Nachdem sie sich durch die drei Reihen desselben fortgezogen hat, geht sie über das Mittelstück zum Felde an der Epistelseite herüber, um daselbst an der untern Ecke rechter Hand ihre Fortsetzung zu nehmen und dann von hier nach oben zu steigen.

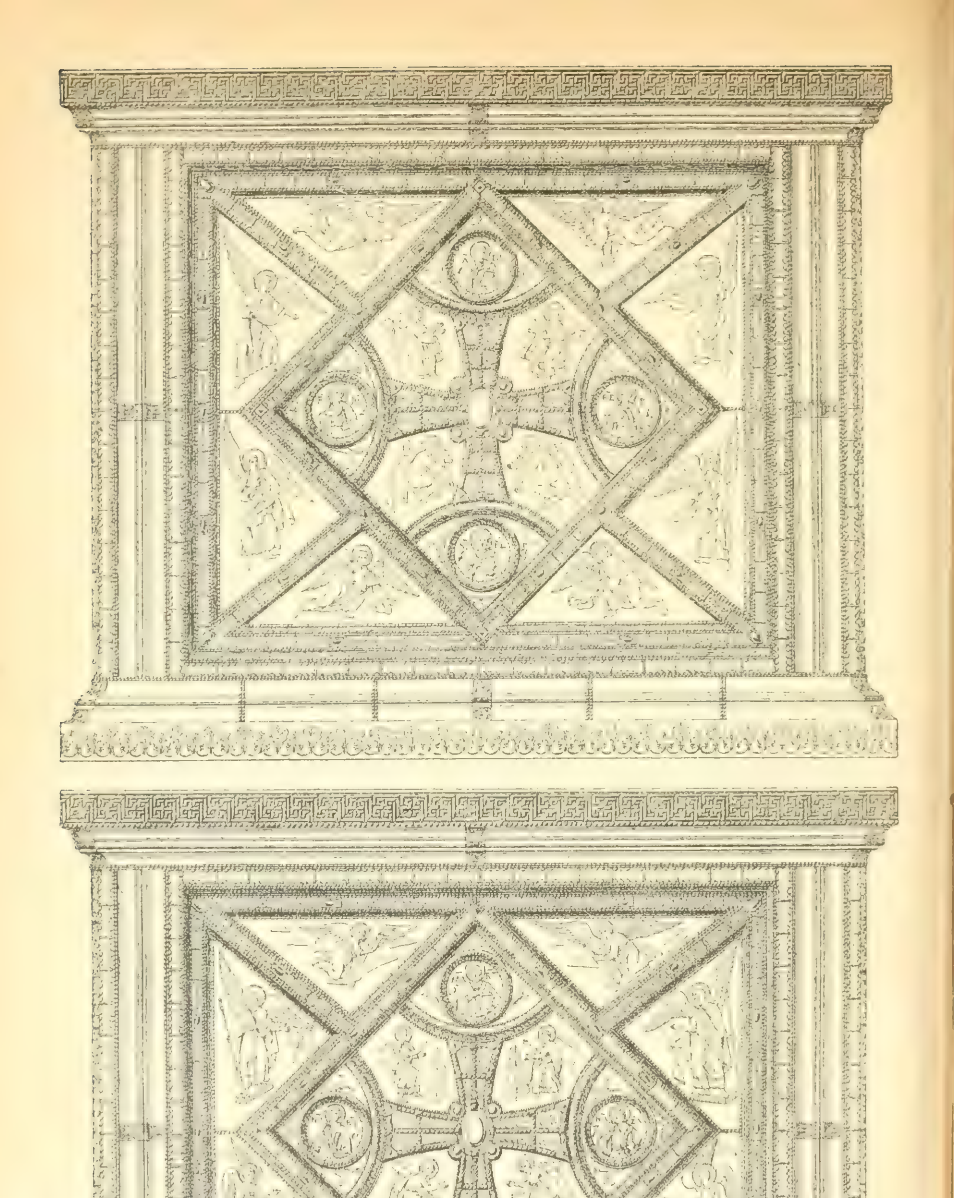
Von den Reliefs sind einzelne ikonographisch bemerkenswerth, so die Verkündigung, die Geburt, die Hochzeit zu Kana und die Heilung des Blindgeborenen.

Bei der erstgenannten Darstellung sitzt Maria auf einem Throne unter einem flachen Bogen, der auf zwei Säulen ruht und an ein Haus erinnern soll. Der Engel ist eben herniedergestiegen und steht nun, die Kniee leicht gebeugt und die Flügel unthätig, vor der allerseligsten Jungfrau, welcher er die erhobene Rechte, das Zeichen der Anrede, entgegenstreckt. Maria hat sich auf ihrem Sitz

wie voll Erstaunen mit dem Oberkörper dem Engel zugeneigt. Auch sie hält die Rechte ausgestreckt; ihre Linke, die den Rocken trägt, ruht dagegen auf dem Schoße. Der letzte Zug, wonach die allerseligste Jungfrau bei der Verkündigung mit Spinnen beschäftigt war, findet sich auch auf andern alten Darstellungen nicht selten. Er beruht auf dem apokryphen Protoevangelium des Jacobus.

Interessant ist die Behandlung „der Geburt des Herrn". In der Mitte der Scene steht die Krippe, eine Art von Kasten, welcher an der Außenseite mit rundbogigen Arcaturen verziert ist. Vor ihr ruht der Ochse, hinter ihr kommt der Kopf des Esels zum Vorschein. Rechts thront Maria auf hohem, mit Lehnen versehenem Sitz, die Füße auf einem Schemel, die Linke auf dem vordern Pfosten der Lehne. Links steht ein Hirt, der in der Rechten einen langen Stab trägt. Für den oberflächlichen Blick scheint er sich auf denselben zu stützen. Thatsächlich ruht jedoch das obere Ende des Stabes nicht in der Achselhöhlung, sondern endet bereits unterhalb derselben. Ein zweiter Hirt steht in der Mitte hinter der Krippe neben dem Kopf des Esels. Er hat, wie von Freude hingerissen, jubelnd die beiden Arme hoch in die Höhe gestreckt. Ueber ihm ist ein achtstrahliger Stern angebracht; in den beiden obern Ecken sind zwei Städte, wohl Jerusalem und Bethlehem, angedeutet. Ikonographisch beachtenswerth ist hier Maria auf dem Throne, eine sonst kaum vorkommende Darstellung, künstlerisch die Haltung der beiden Hirten, namentlich der äußerst bewegte und lebensvolle Gestus des zweiten.

Eine ungemein lebendige und frische Scene ist die Wiedergabe des „Wunders zu Kana". Kana bezw. das Haus, worin die Hochzeit statthatte, ist durch einen vorn auf Säulen ruhenden Bau dargestellt, vor dessen Thüre der Heiland erscheint. Eben wirkt der Gottessohn das Wunder. Maria befindet sich rechts neben dem Haus und hat sich fürbittend zu ihrem Sohne gewendet. Die sechs Krüge stehen ganz im Vordergrund des Bildes. Rechts ist ein Diener gerade damit beschäftigt, aus einem derselben einen Becher zu füllen. Links bringt ein zweiter Diener Wasser herbei. Der Krug, worin er dasselbe trägt, ruht auf der rechten Schulter. Mit der Linken hält der Mann, der unter der Last gebeugt geht, über den Kopf herüber den Wasserbehälter fest, während er die Rechte kräftig in die Seite stemmt, ein ganz und gar dem Leben abgelauschtes Bild. Links oben erblicken wir auf einem Sitz den Speisemeister, welcher einen Becher des neuen Weines prüfend an seinen Mund geführt hat. Nach seinen Mienen scheint ihm der Trank zu munden. Ein Hinweis auf die Hochzeit selbst fehlt, wie übrigens auch auf manchen andern alten Darstellungen des Ereignisses. Sehr auffällig ist, daß die Gestalt Marias sich durch ihre Größe vor allen übrigen abhebt, und daß selbst Christus im Verhältniß zu seiner Mutter außerordentlich jugendlich und klein erscheint. Der Künstler hat ersichtlich die Bedeutung der allerseligsten Jungfrau für den ganzen Vorgang andeuten wollen. Diesen selbst aber hat der Meister dadurch in lebendigster Weise zur Veranschaulichung zu bringen verstanden, daß er alle seine Hauptmomente von der Bitte Marias an bis zur Weinprobe durch den Speisemeister wiedergab. Künstlerisch ist nach unserm geläuterten Geschmack eine solche Vielheit der Darstellung allerdings nicht. Wer indessen die mittelalterlichen Meister, die es häufig in diesem Punkte nicht



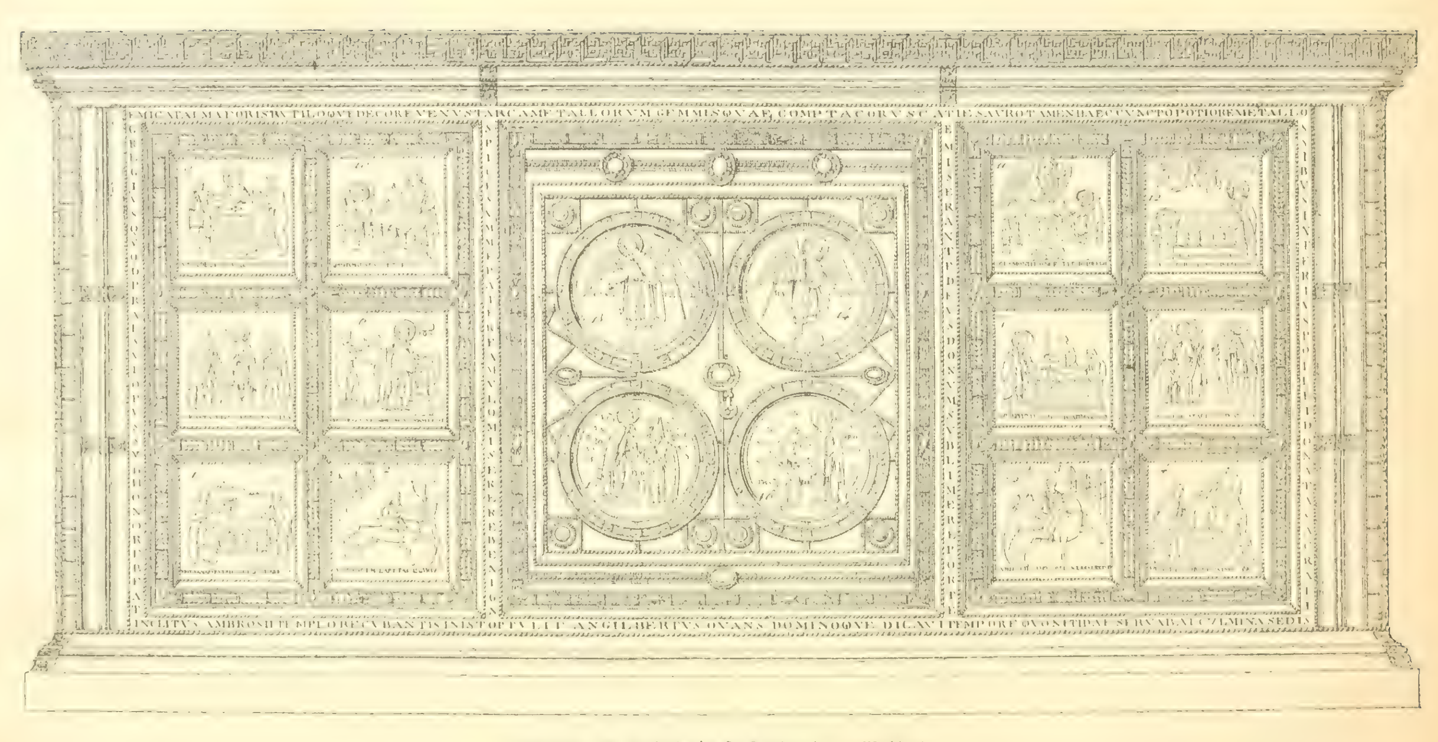
Seitenwände des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

genau nahmen und dem Bildungsstande der Beschauer entsprechend mehr um eine extensive als intensive Vollständigkeit der Erzählung besorgt waren, verstehen, würdigen und genießen will, darf es nicht verschmähen, sich auf den kindlich-naiven Standpunkt der alten Künstler zu stellen.

Auf der „Heilung des Blindgeborenen" kommen zwei Momente der Handlung, That und Wirkung, zur Darstellung. In der Mitte der Scene stehen Christus und der Blinde, dieser in demüthiger, flehender Haltung, während der Heiland mit seiner Rechten voll Erbarmen die Augen des Armen berührt. Im Gefolge des Gottessohnes befinden sich drei seiner Jünger; weiter rückwärts ist der Tempel angedeutet, bei dem sich der Vorgang abspielte. Hinter dem Blinden erhebt sich eine bienenkorbartige Hütte, oberhalb der uns der Kranke noch einmal begegnet. Diesmal kniet er vor einem Brunnen, mit dessen Wasser er seine Augen benetzt. „Gehe und wasche dich im Teiche Silo," hatte der Herr gesagt. Der Künstler hat eigenthümlicherweise den Teich Silo als monumentalen Laufbrunnen dargestellt. Das Wasser, mit dem der Arme die Augen waschen soll, fließt nämlich aus dem geöffneten Rachen eines hundeartigen Thieres, das sich in sitzender Stellung auf einem aus Quadern gebildeten Unterbau erhebt.

Die Reliefs der Seitenstücke des Paliotto bestehen nur aus Einzelfiguren. Innerhalb des über Eck gestellten Quadrates bemerken wir auf der Epistelseite die von einem Kranz umgebenen Brustbilder der heiligen Bischöfe Ambrosius und Simplicianus sowie der heiligen Martyrer Gervasius und Protasius samt den Ganzbildern von vier heiligen Diakonen. Erstere befinden sich in den Viertelkreisen, welche in die Winkel des Quadrates gelegt sind, letztere in den Feldern, welche durch die Arme des Kreuzes, den Viertelkreis und die Leiste des Quadrates gebildet werden. Auf der Evangelienseite enthalten die Viertelkreise die Brustbilder der heiligen Bischöfe Martinus und Maternus und der heiligen Martyrer Nabor und Nazarius, die vier Felder innerhalb der Kreuzarme dagegen die Ganzbilder von vier heiligen Laien. Die acht Dreiecke, welche sich auf beiden Tafeln um das Quadrat lagern, sind mit je einem Engel ausgefüllt. Die Engelgestalten sind theils stehend, theils fliegend, theils endlich knieend dargestellt, je nachdem das eine oder andere dem Raume besser entsprach. Der Künstler hat sie unläugbar vortrefflich in das ihm zur Verfügung stehende Feld hineinzucomponiren gewußt, und das, ohne aus den Engeln verrenkte oder verzeichnete Jammergestalten zu machen. Wo die Engelgestalt zur Füllung der Fläche nicht ausreichte, sind stilisirte Wolken und Bäume hinzugezogen worden.

Am interessantesten und wichtigsten sind die 16 Reliefs der Rückseite des Paliotto. Gehen die Darstellungen vorn und an den Seiten im allgemeinen nur wenig über den Bereich des Allbekannten und immer Wiederkehrenden hinaus, so bieten dagegen die Scenen, welche hier die Felder schmücken, etwas Neues. Zwölf derselben stellen nämlich Begebenheiten aus dem Leben des großen Mailänder Bischofs dar, dessen Leib unter dem Paliotto ruht und dem zu Ehren die Altarbekleidung verfertigt wurde, zwei andere die Widmung des Altars an den Heiligen. Eine lateinische Beischrift gibt allemal den Sinn dieser Reliefs an, von denen die beiden letzterwähnten für die Zuweisung und Datirung des



Rückseite des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

Paliotto die größte Bedeutung haben, während die andern für die Legende des hl. Ambrosius, die Ikonographie, zumal die Darstellung liturgischer Handlungen, und die Costümkunde einen hohen Werth besitzen.

Von den zwölf Scenen aus dem Leben des hl. Ambrosius befinden sich die erste und zweite, fünfte und sechste, neunte und zehnte auf dem linken, die übrigen auf dem rechten Seitenfelde der Rückseite. Die Erzählung nimmt wie an der Front links unten an der Ecke ihren Anfang, springt hier aber schon beim dritten Bilde von dem linken Hauptfelde zum rechten über, allerdings bloß, um beim fünften wieder zum ersten zurückzukehren und von neuem denselben Weg durch die zweite und dritte Reihe zu machen. Hier die Folge der Darstellungen.

1. Ubi examen apum pueri os implevit. St. Ambrosius ruht, als Kind dargestellt, in einer Wiege; zu seinen Häupten steht die Mutter in langer Tunica, um den Nacken ein Tuch, dessen Enden vorn auf der Brust herabfallen, zu seinen Füßen der Vater in engen Beinkleidern, kurzer Tunica und einem auf der rechten Schulter befestigten Mantel. Beide schauen voll Erstaunen auf den Knaben, den eine Schar von Bienen umschwärmt. Wir haben hier die Darstellung der Legende, wonach sich ein Bienenschwarm im Munde des Kindes niederließ, als dasselbe eines Tages in einem der Höfe des väterlichen Palastes eingeschlafen war, ein Vorzeichen der süßen und gewinnenden Rede, welche einst diesem Munde entströmen sollte. Die Darstellung ist theilweise recht naiv. So stehen die Schaukelfüße verkehrt unter der Wiege und sind die Bienen um ein Vielfaches zu groß gerathen. Voll Ausdruck sind dagegen Vater und Mutter.

2. Ubi Ambrosius Emiliam petit ac Liguriam. St. Ambrosius sitzt hoch zu Roß. Er trägt die Tracht vornehmer Laien, wie wir sie beim Vater des Heiligen auf dem vorigen Relief antrafen, und hält mit der Rechten kräftig die Zügel des mächtig und weit ausschreitenden Reitthieres. Rechts schließt ein Baum, im Hintergrund ein wellenförmiges Gebirge, über dem eine dreithürmige Stadt sichtbar wird, die Scene ab. Als Ambrosius herangewachsen war und durch seine Beredsamkeit und seine Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, wurde er von Valentinian I. zum Statthalter von Insubrien, Aemilien und Ligurien gemacht. Die Darstellung zeigt ihn uns auf dem Weg in seine Provinz.

3. Ubi fugiens spiritu sancto flante revertitur. In Mailand war nach dem Tode des Bischofs Aurentius zwischen den Rechtgläubigen und den daselbst einflußreichen Arianern ein Streit darüber entstanden, wessen Partei der neue Oberhirt angehören solle. Da die Wogen hoch gingen, kam Ambrosius, um Ordnung zu stiften, wurde aber, wie bekannt, auf den Ausruf eines Kindes hin selbst zum Bischof gewählt. Das war indessen so wenig nach seinem Sinne, daß er alle Mittel anwandte, um der Würde, zu der er ausersehen worden war, und der verantwortungsvollen Last des Hirtenamtes, das seiner wartete, zu entgehen. Zuletzt begab er sich, als alles andere nichts fruchten wollte, auf die Flucht, auf der jedoch eine Stimme vom Himmel ihn zur Rückkehr veranlaßte. Dieser letzte Moment ist es, den der Künstler unter Uebergehung der Bischofswahl zum Vorwurf der dritten Darstellung ausersehen hat. Die Scenerie ist

derjenigen des zweiten Bildes ähnlich, nur ist die Anordnung die umgekehrte. Der Baum steht diesmal rückwärts vom Roß. Auch reitet der Heilige jetzt aus dem Gebirge heraus, während er bei der vorhergehenden Darstellung in dasselbe hineinzog. Der Künstler hat so in schlichter aber sinnreicher Weise die Flucht des Erwählten angedeutet. Links oben in der Ecke erscheint in dreifachem Lichtkreise der Arm Gottes. Strahlen, welche von ihm ausgehen, treffen den Reiter, der sich voll der Verwunderung auf dem Roß umgewandt hat und auf die himmlische Stimme horcht. Selbst das Reitthier hat den Kopf hastig rückwärts gedreht. Die Scene, voll von Adel, Bewegung und Lebenswahrheit, gehört zu den besten des Paliotto. Sie bekundet eine Auffassung, ein Verständniß der Formen und eine Darstellungsgabe, die durchaus über das Gewöhnliche hinausgeht. Der Meister, welcher diese Tafel ersann und schuf, muß mehr als ein bloßer Handwerker, er muß ein wirklicher Künstler gewesen sein.

4. Ubi a catholico baptizatur episcopo. Der Heilige steht entkleidet in einem sechsseitigen Taufbecken, zu seiner Linken ein Cleriker, der aus einer Amphora Wasser über den Täufling gießt, zu seiner Rechten ein Bischof, welcher in der Linken eine Rolle hält, das Symbolum, und mit der Rechten die zur Taufe erforderliche Abwaschung vornimmt. Ambrosius war, da er zum Bischof gewählt wurde, noch Katechumene; er mußte also, bevor er consecrirt werden und überhaupt irgend eine der heiligen Weihen empfangen konnte, getauft werden. Prächtig sind die Köpfe des Bischofs und des Heiligen, dieser voll innerer Freude und jener voll heiligen Ernstes. Weniger gefällt dagegen der Cleriker, dessen Bewegung etwas Stürmisches, Unebenes und Gewöhnliches an sich trägt.

5. Ubi octavo die ordinatur episcopus. Ambrosius wurde am achten Tage nach seiner Taufe, nachdem er zuvor die vorhergehenden Ordines nach Vorschrift der Kirche empfangen hatte, zum Bischof geweiht. Unsere Darstellung gibt diese feierliche Handlung, wenngleich in denkbar schlichtester Weise, wieder. Der Heilige, welcher bezeichnenderweise seit seiner Taufe stets mit dem Nimbus ausgestattet erscheint, steht zwischen zwei Bischöfen; der Consecrator zu seiner Rechten hält in der Linken eine entfaltete Rolle, während er die andere segnend gegen Ambrosius ausgestreckt hat. Der Bischof, welcher sich an der linken Seite des Consecranden befindet, hat den Charakter des Assistenten. Nach alter kirchlicher Satzung sollen regelmäßig zwei assistirende Bischöfe bei der Bischofsweihe zugegen sein. Unser Meister hat sich, indem er von dem Recht der künstlerischen Freiheit Gebrauch machte, mit einem begnügt.

6. Ubi super altare dormiens Turoniam petit. 7. Ubi sepelivit corpus beati Martini. Die beiden folgenden Reliefs stellen einen Vorgang aus dem Leben des Heiligen dar, den uns Gregor von Tours erzählt. St. Martinus von Tours war gestorben. Als nun St. Ambrosius zur Zeit, da derselbe bestattet werden sollte, in Mailand am Altare stand, um das heilige Opfer darzubringen, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf, während dessen er wunderbarerweise nach Tours entrückt wurde und dort die Beisetzung seines Freundes vornahm. Die Beerdigung des hl. Martinus durch Ambrosius erzählt das siebente Relief. Wir sehen den Heiligen beschäftigt, mit Hilfe eines Clerikers den Leib

des Hingeschiedenen einem Sarge anzuvertrauen, hinter welchem ein zweiter Cleriker mit Leuchter und Buch sich aufgestellt hat. Die Scene ist von glücklichster Wirkung. Trefflich sind Ehrfurcht, Liebe und Sorgfalt zum Ausdruck gebracht, mit denen Ambrosius den heiligen Freund zur letzten Ruhe bettet; trefflich ist desgleichen die Trauer verdeutlicht, welche namentlich den ersten der beiden Cleriker erfüllt; harmonisch der Aufbau der Darstellung. Nicht gerade so gelungen, doch noch immerhin recht gefällig und bezeichnend ist das sechste Relief; es zeigt uns St. Ambrosius am Altare in tiefem Schlafe. Hinter dem Heiligen stehen Diakon und Subdiakon, von denen letzterer aus einem Buche die Epistel liest, während ersterer den Bischof an der Schulter zupft, wie um ihn aus dem Schlafe zu wecken. Sehr gut ist die Wiedergabe des traumversunkenen Zustandes, dem Ambrosius verfallen ist; vortrefflich auch die Haltung und der entschlossene Ausdruck des Diakonen.

8. Ubi praedicat Angelo loquente Ambrosius. Groß war die Beredsamkeit des Heiligen; kein Wunder, daß sich die Legende bildete, ein Engel habe ihm seine Worte eingegeben. Unser Relief läßt denn auch einen solchen dem Heiligen, der eben eine Predigt hält, ins Ohr flüstern, was er bei derselben sagen soll. St. Ambrosius und der Engel stehen linker Hand. Rechts sind drei Männer angebracht, welche voll Verwunderung der Rede des Heiligen lauschen, die auf sie ersichtlich einen tiefen Eindruck macht. Die Männer könnten kaum besser gedacht und bezeichnender ausgeführt werden.

9. Ubi pedem Ambrosius calcat dolenti. Das Relief erzählt, wie einstmals St. Ambrosius eines Mannes kranken Fuß geheilt, indem er am Altar auf selbigen getreten habe. Der Heilige steht in priesterlichen Gewändern hinter dem Opfertisch, auf welchem vier mit einem Kreuz versehene Hostien liegen. Rechts hat sich ein Diakon mit einem doppelhenkeligen Kelch genaht und schickt sich an, denselben auf den Altar niederzusetzen. Links steht ein Mann in vornehmer Laientracht, den linken Fuß bis zum Knie mit Binden umwickelt. St. Ambrosius, welcher die Linke auf den Altar gelegt hat, berührt mit der Rechten die ihm zugewandte Schulter und mit dem rechten Fuß den linken Fuß des Mannes, welcher mit der Linken den Altar angefaßt hat und mit seiner Rechten den Gestus lebhaftesten, doch ehrfurchtsvollen Staunens macht. Die Scene ist ungemein ansprechend. Ambrosius wie der Kranke sind Meisterstücke. Die Heilung konnte kaum sinnenfälliger und plastischer zur Darstellung gebracht werden. Es ist, als sähen wir eine geheimnißvolle Kraft auf den Kranken überströmen und dessen Körper durchfliegen. Dabei zeichnet sich das Relief durch die ebenmäßige Vertheilung der Figuren aus.

10. Ubi Iesum ad se videt venientem. Der Heilige liegt auf seinem Lager, welches mit faltenreichem Behang verziert ist. Er ruht auf der linken Seite. Das durch ein Kissen gestützte Haupt ist im Schlaf vornüber gesunken. Der rechte Arm befindet sich außerhalb der Decke und erstreckt sich bewegungslos quer über das Bett. St. Ambrosius ist augenscheinlich als in tiefem Schlummer befindlich dargestellt. Am Fuße des Bettes steht Christus, die Rechte wie zur Rede gegen den Heiligen erhoben. Die Legende erzählt, dem Bischof sei im

Schlafe der Heiland erschienen und habe ihm sein nahes Ende verkündet. Mangelhaft ist die perspectivische Behandlung der Darstellung, ausgezeichnet dagegen der Schlaf des Heiligen veranschaulicht. Ein für die noch naive Auffassung und Darstellungsweise des Künstlers charakteristischer Zug ist es, daß er es nicht vergessen hat, unter dem Bett einen Schemel und auf diesem die Schuhe des Schlafenden anzubringen. Er hat, wie es scheint, dadurch recht augenfällig zum Ausdruck bringen wollen, daß die Begebenheit zur Nachtzeit spiele.

11. Ubi ammonitus honoratus episcopus domini offert corpus. Wir sehen den Heiligen wiederum auf seinem Lager. Diesmal ruht er auf dem Rücken. Im übrigen ist die Scene der vorigen ähnlich. Fehlen doch auch hier nicht einmal Schemel und Schuhe. Statt des Erlösers erscheint indessen ein Engel am Fußende des Lagers, der dem Heiligen ankündigt, daß nunmehr sein letztes Stündlein geschlagen, und daß er sich zur Reise in die Ewigkeit zu rüsten habe. „Hier", sagt die Unterschrift, „bringt der glorreiche Bischof des Herrn auf eine Mahnung (des Engels) hin das Opfer seines Leibes dar."

12. Ubi Ambrosius in celum ducitur corpore in lecto posito. St. Ambrosius ist gestorben und liegt als Leiche auf dem Lager. Nur sein Haupt ist sichtbar, der übrige Körper wird durch eine gemusterte Decke verhüllt. Ueber dem Kopfende des Bettes schwebt ein Engel, der auf verdeckten Händen das Symbol der Seele des Heiligen, ein Haupt, zum Himmel emporträgt. Von der Ecke rechts oben her fallen Strahlen auf dasselbe; sie gehen von der Rechten Gottes aus, die allda aus dreifachem Lichtring hervorragt. Zu den Füßen des Bettes steht in tiefer Trauer ein Heiliger, welcher den Kopf zum Zeichen seiner Betrübniß auf die Hand stützt, wohl der Nachfolger und Liebling des hl. Ambrosius, St. Simplicianus. Ikonographisch ist die Darstellung der Seele äußerst interessant. Dieselbe pflegt sonst in der mittelalterlichen Kunst durch einen Kindeskörper versinnlicht zu werden. Ungemein schön und edel ist der Engel gedacht und ausgeführt.

Von den vier Medaillons, welche die Thüren des Mittelfeldes der Hinterseite schmücken, enthalten die beiden obern die Erzengel Michael und Gabriel auf niedern Podien. Für den feinen Sinn des Künstlers spricht der Umstand, daß er die Engelgestalten samt den Schemeln, auf denen sie stehen, durchaus im Gegensinn behandelt hat. Hält der eine den Heroldstab in der Linken, so trägt der andere ihn in der Rechten; wendet der eine das Haupt nach links, so neigt es der andere nach rechts u. s. w. In den beiden untern Medaillons finden sich die zwei für die Datirung des Paliotto so wichtigen Reliefs, deren vorher kurz Erwähnung geschah. In dem Medaillon zur Linken sehen wir Bischof Angilbert (824—860) in seiner Pontificaltracht vor St. Ambrosius. Dieser steht, gleichfalls mit seinen liturgischen Gewändern bekleidet, auf einer Erhöhung und setzt Angilbert, der sich vor dem Heiligen verneigt und ihm das Modell des Paliotto darbringt, eine Krone auf das Haupt. St. Ambrosius trägt den runden, Angilbert den viereckigen Nimbus. Die Beischrift lautet: SCS AMBROSIVS. DOMNVS ANGILBERTVS. Das Relief bekundet, daß der Paliotto zu Lebzeiten des Bischofs Angilbert angefertigt wurde, und daß Angilbert sein Stifter war.

Auf dem Relief des zweiten der beiden Medaillons, ersichtlich des Gegenstückes zum ersten, steht vor St. Ambrosius, der wiederum durch die Worte SCS AMBROSIVS gekennzeichnet ist, ein Mann, welcher mit einer bis zu den Füßen reichenden Untertunica und einer bis zu den Knieen gehenden, kurzärmeligen und mit einer Kapuße versehenen Obertunica bekleidet ist. Seiner Kleidung nach möchte man denselben für einen Mönch halten. Von einer Tonsur ist allerdings nichts wahrzunehmen; doch erklärt sich das hinlänglich durch den Umstand, daß St. Ambrosius dem gebeugt vor ihm Stehenden eine Krone aufs Haupt setzt. Der Mann, in der Beischrift WOLVINIVS MAGIST PHABER genannt, ist ohne Zweifel als Verfertiger des Paliotto zu betrachten, jedenfalls ist ihm die Rückseite nebst den stilistisch völlig gleichartigen Schmalseiten zuzuweisen.

Die Anordnung in beiden Reliefs ist, ähnlich wie in den beiden obern Medaillons, die umgekehrte. Während auf dem einen St. Ambrosius rechter Hand seinen Platz hat, befindet er sich auf dem andern zur Linken. In gleicher Weise verhält es sich mit Angilbert und Wolvinius. Es ist überhaupt beachtenswerth, wie sehr der Künstler in der ganzen Anlage der Rückseite auf die Herstellung von Gegenstücken ausgegangen ist. Alle einzelnen Scenen des linksseitlichen Hauptfeldes daselbst nähern sich in ihren wesentlichen Zügen, in dem Aufbau und den Umrissen, den entsprechenden des rechten Seitenfeldes der Rückseite. Bei verschiedenen macht sich diese Uebereinstimmung sogar in auffälliger Weise bemerkbar, so bei 1 und 4, 2 und 3, 10 und 11. Auf die künstlerische Wirkung ist diese symmetrische, wenngleich keineswegs schablonenhafte, Behandlung und Anordnung der Reliefs von glücklichstem Einfluß. Es könnten in der That manche unserer modernen Meister von ihrem alten Collegen Wolvinius lernen, eine gefällige Symmetrie schaffen, ohne dieselbe in aufdringlicher Weise zur Geltung zu bringen.

Auf der Vorderseite kommt die Neigung des Künstlers für Gegenstücke nur im mittlern, nicht aber auf den seitlichen Feldern klar zum Vorschein. Es mag indessen fraglich erscheinen, ob die drei Reliefs, welche im vorigen Jahrhundert der Seitenabtheilung rechter Hand eingefügt wurden, die ursprünglichen Scenen enthalten. Die Anordnung der Darstellungen ist hier jedenfalls nicht mehr die alte. Um so entschiedener tritt dagegen der Sinn des Künstlers für eine wohlthuend wirkende Symmetrie wieder auf den beiden Seitenstücken des Paliotto zutage, wo jede Figur der einen Hälfte, bis zu dem Beiwerk, den Attributen, Bäumen und Wolken auf der andern ihr Pendant hat.

Diese Verschiedenheit in der Behandlung der Vorderseite und der drei andern Seiten scheint auf eine doppelte Künstlerhand hinzuweisen, zumal auch in der künstlerischen und technischen Ausführung der Reliefs sich hier wie dort ein merklicher Unterschied geltend macht. Auf der Rückseite und den Seitenstücken des Paliotto ist die Formsprache ausgebildeter, der Ausdruck schärfer, die Erzählung troß oder besser wegen der Beschränkung der Figuren großartiger, der Faltenwurf der Gewandung durchdachter, edler, das Größenverhältniß zwischen den einzelnen Gestalten richtiger, der Aufbau der Scenen ebenmäßiger und künstlerischer, kurz die ganze Arbeit vollkommener und glatter als auf der Vorder-

seite. Nichtsdestoweniger ist unseres Erachtens die Verschiedenheit zwischen den Reliefs der vordern Langseite und den übrigen Seiten nicht so einschneidend, daß erstere unter allen Umständen Meister Wolvinius abgesprochen werden müßte. So wenig wie in Bezug auf die Darstellungen und die Technik ein thatsächlicher Unterschied zwischen der einen und den andern verkannt werden kann, ebensowenig läßt sich hier wie dort selbst ohne eingehendes Studium eine innige Verwandtschaft des Bilderschmuckes hinsichtlich der künstlerischen Auffassung und der Formengabe übersehen. Es sind wesentlich dieselben stilistischen Eigenthümlichkeiten, welche uns sowohl auf den vordern Reliefs wie auf denjenigen der übrigen Seiten begegnen. Es ist im Grunde genommen dieselbe Behandlung der Gewandung, der Körperhaltung, der Bewegungen, derselbe Ausdruck innerer Vorgänge, dieselbe Naturbeachtung, derselbe Sinn für das Kleine, für Leben und Lebenswahrheit. Die Vorderseite unterscheidet sich von den Schmalseiten und der Hinterseite kaum anders als in gradueller Beziehung. Vielleicht, daß sich die Verschiedenheit, die uns in den Reliefs der verschiedenen Seiten entgegentritt, durch den Hinweis auf den Unterschied im Material erklären läßt, sofern die kräftigern Silberplatten der Rückseite und der Seitenflächen eine entschiedenere und sicherere Bearbeitung gestatteten als das dünnere Goldblech der Vorderseite. Auch mag sie darin begründet sein, daß sich der Bilderschmuck der Vorderseite ganz im Geleise der Darstellungsweise hält, welche nun einmal für die Scenen aus Christi Leben Norm geworden war, während für die Darstellungen der übrigen Seiten Vorbilder und Ueberlieferungen fehlten. Dort hatte der Meister Muster, denen er sich zum wenigsten in der Hauptsache anzuschließen hatte. Hier, wo dieselben mangelten, war er frei und konnte darum ungehindert seine Erfindungsgabe und seine Gestaltungskraft schalten lassen, natürlich innerhalb des Bereichs der ihm geläufigen Formensprache. Wie sich die Sache jedoch immer verhält, jedenfalls liegen die Reliefs der vier Seiten des Paliotto wegen ihrer unverkennbaren Verwandtschaft zeitlich nahe zusammen. Desgleichen erscheinen sie aus demselben Grunde allesamt als das Werk zum wenigsten derselben Schule.

Was einen etwaigen Einfluß der byzantinischen Kunst auf den Paliotto in S. Ambrogio anlangt, so hat man zwischen den Zellenschmelzen, welche die Leisten bedecken, die Kreuze in der Mitte der Seitenflächen schmücken und den Nimbus des Erlösers an der Vorderseite füllen, sowie den Reliefs zu unterscheiden. Bei den Emails offenbart sich unzweifelhaft die Einwirkung oströmischer Kunst, wenngleich nicht so sehr in der Zeichnung als in der Technik. Letztere ist entschieden byzantinisch, während sich dieser Charakter hinsichtlich der ornamentalen Motive minder bemerklich machte. Keinen nennenswerthen Einfluß Ostroms bekunden dagegen die Reliefs. Die Darstellungen der Rückseite sind die freie Erfindung des Meisters Wolvinius; die Scenen, welche die Vorderseite schmücken, finden sich gleichmäßig im Bilderschatz des Ostens wie des Westens. Höchstens daß sich hie und da in der Formensprache, z. B. bei der Behandlung, der Gewandung und der Engelgestalten, eine leise Erinnerung an den Byzantinismus geltend macht. Die liturgische Kleidung, welche uns auf einer großen Zahl von Reliefs der Rückseite und der beiden Schmalseiten begegnet, hat einen völlig abend=

ländischen Charakter. Der Manipel, den die Diakonen tragen, ist in der Ostkirche nie ein sacrales Ornatstück gewesen. Ebensowenig hat das erzbischöfliche Pallium daselbst jemals die Form gehabt, welche uns auf dem Paliotto entgegentritt. Die Stola tragen die Diakonen allerdings scheinbar nach griechischer Weise; allein auch nur scheinbar; denn es war und ist noch heute eine der Eigenthümlichkeiten des in der Mailänder Kirche geltenden ambrosianischen Ritus, daß die Diakonen die Stola über der Dalmatik anlegen.

Wer aber ist Meister Wolvinius, der uns als Schöpfer des herrlichen Paliotto auf der Rückseite desselben entgegentritt. Leider wissen wir von ihm nichts anderes, als was das betreffende Relief vermeldet, und das ist wenig. Wie es scheint, gehörte er zu den Söhnen des hl. Benedikt, welchen Erzbischof Petrus um das letzte Decennium des 8. Jahrhunderts bei S. Ambrogio ein Kloster gebaut hatte. Der Name Wolvinius dürfte auf fränkische oder longobardische Abstammung des Meisters hinweisen. Schade, daß die Schöpfer der mittelalterlichen Kunstwerke uns nur zu oft die Kunde von kaum etwas anderem als von ihrem Namen hinterließen, ja in vielen Fällen nicht einmal diesen der Nachwelt überliefert haben. Und doch begreift sich das. Sie geizten nicht nach Unsterblichkeit hienieden. Es war ihnen nicht darum zu thun, im Gedächtniß der Menschen fortzuleben, einen ewigen Namen sich zu schaffen. Was sie suchten, war, wie das so schön und sinnreich Meister Wolvinius auf seinem Meisterwerk zum Ausdruck gebracht hat, Gottes Ehre, der Heiligen Preis und für sich die Himmelskrone.

Zum Schluß einige Worte über die Streitfrage hinsichtlich des Alters des Paliotto. Wie eingangs bemerkt wurde, haben sich in jüngster Zeit Stimmen erhoben, welche die Altarbekleidung in S. Ambrogio statt wie bisher dem 9., dem 11., 12. oder gar beginnenden 13. Jahrhundert zuweisen.

Die Gründe, auf welche die früher allgemeine Annahme, derzufolge der Paliotto als die Stiftung Angilberts II. galt, sich stützte, sind hauptsächlich folgende: Erstens ist Angilbert unter ausdrücklicher Beifügung seines Namens auf der Rückseite des Altars als dessen Stifter dargestellt. Das betreffende Relief ist, wie allgemein zugegeben wird, von derselben Hand, welche die übrigen Darstellungen der Rückseite und der beiden Schmalseiten geschaffen hat. Außerdem ist es wenigstens stilistisch den Reliefstafeln der Front durchaus verwandt. Zweitens sagt die Umschrift der Umrahmung der Rückseite mit klaren und bestimmten Worten, es habe Angilbert hoc opus, den Altarschrein, zu Ehren des hl. Ambrosius dem Herrn aufgeopfert und geweiht. Endlich theilt Puricelli in den Monumenta Ambrosiana unter n. 41 eine Urkunde mit, aus der hervorgeht, daß der Bischof wirklich in S. Ambrogio zur Erinnerung an seinen großen Vorgänger einen neuen wunderbar herrlichen Hochaltar errichtete. In dem betreffenden Document macht Angilbert Gaudentius zum Abt von S. Ambrogio und übergibt seiner Obhut und Sorge ecclesiam et altare, quod inibi mirifice aedificavi ob nimium amorem confessoris Christi Ambrosii. Wir können noch einen vierten Grund hinzufügen. Die Emails, welche die Rahmen, Leisten und Kreuze des Paliotto bedecken, entstammen nach Kondakow, dem besten Kenner des Zellenschmelzes, dem 9. Jahrhundert. Nun sind aber diese Schmelze,

wie eine Untersuchung zeigt, nicht von hierher und dorther zusammengerafft und dann zusammengeflickt, sondern eigens für das Rahmen- und Leistenwerk gearbeitet. Das ergibt sich klar aus dem Umstande, daß die Emailplättchen nach Form und Ornament genau den Linien und der Form der jeweiligen Leisten- und Rahmentheile angepaßt worden sind, auf denen sie angebracht wurden. Stammen also die Schmelzarbeiten des Paliotto aus dem 9. Jahrhundert, dann auch sein Skelett, seine Umrahmung und Gliederung samt seinen für das Bildwerk hergerichteten 69 Feldern, mithin wohl auch, so lange nicht das Gegentheil bewiesen wird, die Reliefs selbst.

Die Ansicht, welche neuerdings den Paliotto einer spätern Zeit als dem 9. Jahrhundert zuschreibt, hat sich mit diesen Gründen, deren schwerwiegende Bedeutung nicht verkannt werden kann, noch nicht in befriedigender Weise abzufinden vermocht. Ungenügend sind insbesondere die Erklärungen, welche man bezüglich der Inschrift der Umrahmung und des Reliefs, welches Angilbert als Donator darstellt, gegeben hat. Auch die Schwierigkeiten, welche man gegen die frühe Datirung vom Standpunkte der Ikonographie, Epigraphik u. s. w. ins Feld geführt hat, haben die Gründe nicht entkräften können. Was man eingewendet hat, ist alles belanglos; einzelne Einreden bekunden sogar eine höchst mangelhafte Kenntniß der alten Monumente. So z. B., wenn Diego Sant Ambrogio meint, die aus den Wolken hervorragende Hand Gottes sei eine Eigenthümlichkeit des 12. Jahrhunderts. Der Hauptgrund, um dessentwillen man die Altarbekleidung in S. Ambrogio Angilbert und dem 9. Jahrhundert abspricht, liegt in der Vorzüglichkeit ihrer Arbeit, namentlich in der Vortrefflichkeit der Reliefs. Ein Kunstwerk, wie der Paliotto eines darstellt, soll unmöglich im 9. Jahrhundert, als einer Zeit des tiefsten Verfalles der Kunst und des Ueberwiegens barbarischer longobardischer Zierformen, Platz finden können (Zimmermann, Oberitalische Plastik S. 180). Irren wir jedoch nicht, so liegt in diesem Einwand ein Zirkelschluß. Indem man von vornherein den Paliotto, trotz der Zeugnisse, die für seine Entstehung im 9. Jahrhundert sprechen, von der Betrachtung ausschließt, kommt man auf Grund der übrigen, nicht einmal allzu zahlreichen Reste der Plastik jener Zeit zum Ergebniß, es habe damals die Kunst auf überaus tiefem Niveau gestanden, und schließt dann weiter: Also ist die Altarbekleidung in S. Ambrogio als Werk Angilberts undenkbar.

Unseres Erachtens ist der Beweis noch nicht geliefert worden, daß im 9. Jahrhundert eine Schöpfung der Kunst, wie sie unser Paliotto darstellt, unmöglich habe entstehen können. Wie groß ist denn die Zahl der noch vorhandenen Monumente aus jenen Tagen, und wie viele Beispiele plastischer Goldarbeit haben sich insbesondere aus denselben erhalten? Genügt das, was wir noch besitzen, wirklich zu einem giltigen Inductionsschluß? Oder hat es etwa damals so gut wie keine Werke der Goldschmiedekunst in Italien gegeben? Nun, man lese doch im Liber Pontificalis die Biographien einer Anzahl von Päpsten des 9. Jahrhunderts. Man wird daselbst nicht nur prächtige Goldarbeiten erwähnt finden, sondern auch zur Ueberzeugung gelangen, daß man gerade damals in außerordentlicher Weise auf die Ausschmückung der Basiliken bedacht war.

Ueberaus zahlreich sind namentlich die mit Bildwerk reich verzierten Teppiche und Behänge, welche nach dem Bericht des Papstbuches die Päpste in jenen Tagen anfertigen ließen und römischen wie außerrömischen Kirchen verehrten. Was ist von denselben übrig geblieben? Nichts. Sollen wir aber daraus schließen, es habe auch Gebrauch, Herstellung und künstlerische Behandlung von Altarbehängen, Wandteppichen u. s. w. damals auf dem Nullpunkt gestanden? [1]

Spricht ferner nicht schon das Email des Paliotto, welches doch auch Zimmermann mit Kondakow dem 9. Jahrhundert zuweist, gegen die Behauptung, es sei zu dieser Zeit die italienische Kunst ganz im Banne der rohen longobardischen Formen befangen gewesen? Indessen auch den tiefen Stand der Kunst im damaligen Italien einmal zugegeben, kann denn nicht ein Genie — und als solches offenbart sich Wolvinius unzweifelhaft — zur Zeit eines niedern Kunstniveaus etwas Hervorragendes schaffen, zumal in einem Lande, wo sich überall noch genug Reste klassischer Kunst vorfanden? Es ist ein eigenthümlicher Schluß, der nicht selten gemacht wird: ist eine Arbeit roh und ungefügig, so gilt das nur zu oft als Zeichen, daß dieselbe aus einer Zeit beginnender Entwicklung oder einer Periode des Verfalles herrühre; ist sie gut gedacht und ausgeführt, so wird ihre Entstehung in eine jüngere Epoche, in die Tage der Blüthe der Kunst verlegt. So viel Wahres an diesen Schlüssen ist, so viele Irrthümer hat ihre einseitige und uneingeschränkte Anwendung zu Tage gefördert. Auch die Blüthezeit künstlerischen Schaffens hat handwerksmäßiges und sehr minderwerthiges Zeug hervorgebracht, wie es auch zu Zeiten, da die Kunst von ihrer Höhe herabgestiegen war, nicht an einzelnen tüchtigen Arbeiten zu fehlen pflegte. Wer will endlich beweisen, daß Meister Wolvinius ein Longobarde und nicht etwa ein Franke war, und daß seine Arbeit longobardisch und nicht vielmehr fränkisch ist? Die historische Kritik hat wie auf dem Gebiete der Geschichte so auch auf dem der Kunst in neuerer Zeit viele und große Erfolge erzielt, jedoch auch in manchen Fragen einen Wirrwarr von Meinungen hervorgerufen. Auch der Mailänder Paliotto kann ein Liedlein davon singen. Weist dieser Kunsthistoriker auf den Paliotto von Salerno als Parallele hin, dann ein anderer auf denjenigen von Città di Castello, und wieder ein anderer auf den Paliotto von Cividale, und dabei glaubt ein jeder, das Richtige zu treffen oder doch der Wahrheit am nächsten zu kommen.

Einem sichern Resultat der Forschung wird sich kein vernünftiger Mensch verschließen. In unserem Falle sind wir obendrein zu wenig für den Paliotto interessirt, als daß wir geneigt wären, ihn um jeden Preis als das Werk des 9. Jahrhunderts zu betrachten. Wir glauben indessen gemäß den Regeln einer gesunden historischen Kritik so lange an der alten Datirung festhalten zu sollen,

[1] Man vergl. auch die beachtenswerthen Aufsätze P. Beissels: „Verwendung edler Metalle zum Schmuck der Kirchen vom 5. bis zum 9. Jahrhundert“ (Zeitschrift für christliche Kunst IX, 331 ff. u. 357 ff.) und „Gestickte und gewebte Vorhänge aus der zweiten Hälfte des 8. und der ersten des 9. Jahrhunderts“ (Bd. VII, 357 ff.).

bis uns bessere Gründe als die bisher vorgebrachten nöthigen, ihn einer spätern Zeit zuzuweisen. Was aber auch immer eines Tages die Forschung ergeben wird, sollte auch die Altarbekleidung von S. Ambrogio ihre Bedeutung für die Kunstgeschichte des 9. Jahrhunderts je verlieren, ihr hoher Kunstwerth wird ihr stets ungeschmälert bleiben. Nicht minder wird sie, so lange sie besteht, ein mächtiges Zeugniß dafür ablegen, welch kostbare und großartige Werke opferwilliger Sinn für die Zierde des Hauses Gottes und den Schmuck der Ehrenstätte des neuen Bundes im Bunde mit der Hand eines gottbegnadigten Künstlers zu stande zu bringen weiß.

Joseph Braun S. J.

Ein Bühnenfestspiel aus alter Zeit.

Die Ankündigung der diesjährigen Bühnenfestspiele im R. Wagner-Bühnenfestspielhaus zu Baireuth, welche jüngst die Zeitungen brachten, erinnerten uns an ein längst gehegtes Vorhaben, unsere Leser auch mit einem Bühnenfestspiel bekannt zu machen, das schon vor mehr denn zwei Jahrhunderten mit größter Prachtentfaltung in der Kaiserstadt an der Donau aufgeführt wurde.

Die Herausgabe der „Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich", mit deren erstem Erscheinen wir unsere Leser gleich anfangs bekannt machten, hat in ihrer Folge auch ein Tonwerk zu Tage gefördert, welches nicht nur speciell musikgeschichtliches, sondern auch allgemein culturhistorisches Interesse in Anspruch nehmen kann. Der dritte und vierte Band dieser Publicationen [1] enthalten nämlich eine Oper des M. Antonio Cesti, der in der Entwicklungsgeschichte des musikalischen Dramas immerhin eine hervorragende Stellung einnimmt. Geboren zu Arezzo ums Jahr 1620 und gestorben zu Venedig 1669, soll Marc Antonio Cesti in Rom Schüler Carissimis gewesen sein, war 1646 Kapellmeister an einer florentinischen Kirche und 1660 Tenorsänger in der päpstlichen Kapelle. Von 1666 bis 1669 war er Vicekapellmeister des Kaisers Leopold I. in Wien. Als solcher erhielt er bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit seiner ersten Gemahlin, der spanischen Infantin Margaretha Theresia, Tochter Philipps IV., den Auf-

[1] Der 3. Band gibt in drei Theilen: Hymnen von Joh. Stadlmayr († zu Innsbruck 1648), den Prolog und 1. Act von Cestis Teatrale festeggiamento und Gottlieb Muffats Componimenti musicali per il Cembalo. Der 4. Band enthält: Joh. Jakob Frobergers († 1667 zu Héricourt bei Montbéliard, mit einigen Unterbrechungen von 1637—1657 in Wien thätig) Orgel- und Klavierwerke I und den 2.—5. Act der Cestischen Oper. Die Stadlmayrschen Hymnen redigirte noch, als letztes Werk, J. Ev. Habert.

trag zur Composition einer Festoper, welche einen Theil jener großartigen, in ganz Europa gerühmten und angestaunten Feierlichkeiten bilden sollte, womit man am Wiener Hofe zwei Monate hindurch dies freudige Ereigniß feierte. Il pomo d'oro — „Der goldene Apfel" — war die Frucht der Kunst und Arbeit Cestis. Wir haben es aber nicht mit einer Erstlingsfrucht des hochberühmten Meisters zu thun. „Der goldene Apfel" gehört vielmehr der letzten, ausgereiften Zeit seines Schaffens an. Die älteste uns bekannte Oper Cestis war „Orontea" aus dem Jahre 1649. Sein erfolgreichstes Werk soll die 1663 componirte „La Dori" gewesen sein. Cestis letztes Bühnenwerk war die seinem Todesjahre angehörende Oper „Genserico". Im ganzen kennt man die Namen von elf bis zwölf Cestischen Opern. Im zwölften Bande der von der Gesellschaft für Musikforschung in Berlin veranstalteten Publication älterer praktischer und theoretischer Musikwerke hat schon 1883 Rob. Eitner die Partitur von „La Dori" in ganz vorzüglicher Redaction erscheinen lassen, und auch Bruchstücke aus ein paar andern Werken mitgetheilt, die Cesti nach Il pomo d'oro schuf, darunter „La Magnanimità d'Alessandro", die keine Jahreszahl trug, von Eitner aber für eines der letzten Werke des Meisters gehalten wird [1].

Weit entfernt aber, daß diese 13 Jahre frühere Bekanntmachung Cestischer Compositionen den Werth der Wiener Publication herabdrückte, bietet diese eine höchst schätzungswerthe Ergänzung zu einem Gesamtbilde des musikalischen Lebens und Schaffens jener Zeit und eines ihrer berühmtesten Tonkünstler, dessen Oper „Dori" Adami de Belsona noch um 1711 als il lume maggiore dello stilo teatrale feiert. Die Wiener Ausgabe der Cestischen Oper Il pomo d'oro gibt nämlich zunächst den ganzen Text des Werkes, auch jener Theile, zu denen die Musik nicht mehr vorliegt. Einen besondern Werth erhält sie ferner durch die das Werk in eingehender Weise beleuchtende Einleitung, welche Dr. Guido Adler zum Verfasser hat. Sich die Musik Cestis auch zu Gehör zu bringen, ermöglicht die von Herrn Joseph Labor ausgeführte Begleitung. Diese schwierige Aufgabe ist von ihm wirklich, wie die Einleitung sagt, „in der feinsinnigsten Weise" gelöst und kann sich der gediegenen Leistung der Eitnerschen

---

[1] **La Dori ovvero Lo Schiavo Reggio, poesia del Cav. Apollonio Apolloni.** Die Sinfonia avanti il Prologo ist zwar ein ganz kurzer, aber sehr effectvoller Satz, ein Prachtstück, das in moderner Instrumentation auch heute noch wirksam bliebe. Auch der Schlußsatz des 3. Actes ist interessant; er nimmt wirklich schon den Ansatz zu einem förmlichen Finale. Ganz trefflich ist der charakteristische Zug der Musik im Recitative des „Geistes der Parisatis" (2. Act, 19. Scene). Auch die Fragmente bieten manches hervorragende Moment, z. B. die Arie des Cleandro aus dem 1. Act von La Magnanimita d'Alessandro mit ihrem rasch eintretenden und verschwindenden rhythmischen Wechsel bei Onde in un istesso. Alles zeigt das Mühen und Ringen nach Fortschritt in Erfindung und Anwendung von Formen und Kunstmitteln, das aber manchmal noch eine fast kindliche Unbehilflichkeit besonders in der harmonischen Behandlung bekundet. Man hatte die gebahnten, auch oft ausgetretenen Wege der alten Contrapunktisten verlassen, wandelte aber dafür selbst auf noch unsichern und holprigen Wegen.

Ausgabe von „La Dori" ebenbürtig an die Seite stellen. Wenn man den fließenden, so manche Härten des Originals möglichst ausgleichenden Satz der Begleitung leichtweg abspielt, so mag vielleicht nicht jeder ahnen, welches Maß von Arbeit und Kenntnissen eine solche Leistung in sich schließt. Was den redactionellen Theil betrifft, ist „Der goldene Apffel" unter den anerkannt vortrefflichen Leistungen der „Denkmäler" ein wahres Meisterstück, welches die prächtige Ausstattung der Ausgabe vollwerthig verdient. Letztere erhöht namentlich der reiche Bilderschmuck, welcher uns auch in die Aeußerlichkeiten der Aufführung dieses Festspiels einblicken läßt und deshalb eine für die Kunstgeschichte weitergreifende Bedeutung hat. Bisher waren nämlich von dieser Oper weder die Partitur noch ein Auszug erschienen; wohl aber hatte man das Libretto in zwei Ausgaben, vom Jahre 1667 und 1668. Beiden war eine Reihe von Scenenbildern in ausgezeichneten Kupferstichen beigegeben. Dieselben rühren nach Entwürfen des Ludovico Burnacini von Matthäus Küsel[1] her, einem Meister seiner schönen Kunst. „Wenn alle diese Bilder in Wirklichkeit umgesetzt worden sind", bemerkt Dr. Adler in der Einleitung S. IX, „und die Wirklichkeit nur halbwegs den Absichten des ‚erfindenden' Künstlers Burnacini entsprochen hat, dann begreift man das Entzücken der Zeitgenossen und auch die Angabe Rincks[2], daß die Kosten des Festspiels 100 000 Reichsthaler betragen haben." Ludovico Burnacini war kaiserlicher Ingenieur und hatte nicht nur die Costüme und Decorationszeichnungen zu liefern und die verschiedenen Maschinerien zu construiren, sondern auch den Bau des „berühmten Theaters" zu besorgen, welches nach den eigenen Worten des Librettisten, des kaiserlichen Hofpoeten Francesco Sbarra, „mit nie gesehener Herrlichkeit von Grund aus in einer so vortrefflich durchdachten Raumvertheilung hergestellt worden ist, daß es trotz seines 5000 Zuschauer fassenden Umfanges auch nicht dem entferntesten Zuschauer in Bezug auf das Verständniß der Stimmen etwas zu wünschen übrig ließ"[3].

Die erste der beigegebenen Abbildungen gewährt uns eine Vorstellung von diesem Bühnenfestspielhause Burnacinis. Es war ein solider, geräumiger Holzbau, der, wenn auch die Angabe des Hofpoeten Sbarra übertrieben erscheinen mag, immerhin eine ansehnliche Zahl von Zuschauern zu fassen vermochte. Die Ausstattung zeigt die ganze Prachtentfaltung eines üppig vornehmen Renaissancebaues, der aber den Vorwurf von Ueberladung der Verzierungen und des Mangels an geläutertem Geschmack nicht zu verdienen scheint und zwar ebensowenig als jenen der Nüchternheit und „matten Flügelschlages der Phantasie". Das sind kritische Phrasen, welche Dr. Adler mit Fug und Recht zurückweist[4]. Das Parterre, in welchem wir eine zahlreiche, glänzende Zuschauerschar und in erster Reihe auf erhabenen Sitzen den Kaiser und sein jugendliches Gemahl nebst der Kaiserin-Wittwe Eleonore und zwei Mädchengestalten, wahrscheinlich die Stiefschwestern des Kaisers, Leonore und Marianne, erblicken, wird von einer dreifachen, in

[1] Küsel oder Küssel war ein geborener Augsburger und starb in Wien 1682.
[2] Rinck ist der Verfasser des Werkes „Leopold des Großen Leben und Thaten".
[3] Einleitung S. VIII. [4] Ebd. S. IX.

Logen abgetheilten Galerie umgrenzt. Auch hier sehen wir eine illustre Gesellschaft versammelt [1]. Der Orchesterraum ist vom Parterre durch eine ziemlich hohe Schranke getrennt, so daß die Musiker von da aus kaum gesehen werden konnten. In der Mitte des Orchesterraumes sehen wir den Kapellmeister am Cymbal sitzen, auf welchem er den Basso continuo ausführte, keine leichte Sache, die nebst entsprechenden Kenntnissen auch bedeutende praktische Gewandtheit forderte. Merkwürdigerweise kehrt er der Bühne einfach den Rücken, als ginge ihn, was dort geschieht, nicht sonderlich viel an [2]. Seine Musiker haben ihre Plätze rechts und links von ihm, so daß sie gegeneinander schauen und folglich ihren Maestro beständig im Auge haben. Selbstverständlich ist von der Darstellung des Bildes ein sicherer Schluß auf ihre Zahl nicht möglich. Auf jener Seite, die dem Auge ganz offen liegt, zählt man acht, auf der andern, wo vorstehende Statuen den Einblick einschränken, nur drei Musiker. Das ist natürlich zu wenig, wenn man auch die Zahlen unserer modernen Orchester nicht zum Maßstabe nehmen darf. Cesti selbst verlangt 19 Musiker für die Streichinstrumente, wozu noch einige Bläser kommen mußten. Für die Ausführung seiner Musik genügte diese Zahl vollständig.

Welche Ansprüche die Bühne und ihre scenischen Reize an die Erfindungsgabe und Technik Burnacinis machten, lassen neben den vorliegenden Bildern auch die Bemerkungen eines kleinen Büchleins errathen, das zum Behelfe des der italienischen Sprache, in welcher das Libretto verfaßt war, unkundigen Publikums eine Inhaltsangabe in deutscher Sprache bot. Darin werden auch in ziemlich langer Reihe „Erscheinende, Kunstgerüst, Flüg u. dgl." aufgezählt, welche „In der Vor-Rede" und in den fünf Handlungen zu sehen waren. Da kommt nun gleich am Anfang der „Flug deß Pferdes Pegasus, darauff der Oesterreichische Ehren-Rhuem von dem hindern Theill der Schaubinne über dessen gantzen Platz durchstreichent, hervor zwischen einem Gewilke sich hinein begibet". Gleich darauf folgt: „Flug der Lieb und des Vermählungs-Gott under verschiedenen Schertz-Zeichen miteinander nach dem Himmel." „In der ersten Handlung" erscheint im 3. „Eintritt" „Ein Feuer-speyender Drach, auff welchem die Unainigkeit kumet, und wider verschwindet". So geht es durch die 67 Auftritte der 5 Acte fort

[1] Der hocharistokratische Ursprung der Oper brachte es mit sich, daß sie geraume Zeit eine Art Reservatrecht der Fürstenhöfe blieb. „Von einem Opernhaus", sagt Ambros in seiner Geschichte der Musik (2. Aufl., IV. Bd., S. 253), „wo jeder, der seinen Thaler fürs Billet hinlegte, Eintritt hatte, war noch lange keine Rede.... Zutritt hatte, wen Serenissimus lud, oder wer kraft seiner geselligen Stellung darauf Anspruch machen konnte." Zu den Festvorstellungen in Wien wurden übrigens auch Vertreter der Bürgerschaft eingeladen. Auch bei den theatralischen Vorstellungen des Hofes selbst wirkten Bürgerliche mit. So war die Trägerin der „griechin" im „freüden Spüll", welches, vom Kaiser selbst componirt, an seinem Namensfeste 1680 im engsten Hofkreise aufgeführt wurde, ein Fräulein Gätzin. Wenn wir nicht irren, hatte Mailand das erste öffentliche Opernhaus.

[2] Bei den italienischen und französischen Vorstellungen war Ende des 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts das Orchester unsichtbar, also nil novi sub sole.

ober und auf und unter der Erde. Man sah den „Lustsaal der Juno mit Inbegriff aller Reichthumb und Hochheiten, welcher sich von dem Himmel herab begibt", und „deß Charon Schiff, worauff Er die Furien oder Höllen-Göttinen überführet". Ein paar „Eintritt" nachher schaute man den „Flug der drey Furien auß der Höllen in die Welt". Auch ein „Ungewitter deß Meers" und „des Neptun Wagen gezogen von denen Meer-Rossen" ward präsentirt. In der 4. Handlung kommt es sogar zu einem „Erdbiden so die Bildnuß der Pallas zu Erden wirfft, und das Mittel-gewelb der Kirchen — d. h. des Tempels der Pallas in Athen — einreisset".

Der Dichter hat es an Gelegenheiten, die merkwürdigsten Dinge auf die Bühne zu bringen, nicht fehlen lassen und auch für eine Steigerung der Effecte gesorgt. Thiere und Menschen, Götter und Elemente werden mobil gemacht: „Die Mülch-Strassen des Himmels, welche von lauter kleinen sternlein ist — Wagen deß Element deß Feuers mit zwey Salamandern bespannet — Triumph-Wagen, gezogen von zweyen Löwen, so die Lieb, amor, laithet — Euphrosine, eine der Huld-Göttinen, auff einer Schilt-Krot, welche von der ferne mit langsamer Bewegung hervor kumbt". Nachdem „in der Fünfften Handlung" auch noch „Plitz und Donner, Regen und Hagel" ihre Reize zum besten gegeben, erschließt sich „In dem 10. vnd letzten Eintritt" ein „Gehaimes Gemach deß Geschicke, welches aus befelch deß Jupiter eröfnet, alle Kayser, König, Ertz-Hertzogen und Helden deß Glorwürdigsten Hauß Oesterreich darstellet". Und zu all diesen Herrlichkeiten wird noch bemerkt: „Neben viel andern mehr, so in hernachfolgendem Außzug der Eintritt — d. h. der einzelnen Scenen — jede an seinem Orth mit mehreren angedeutet wirden."

Wie sich Burnacini diesen Schlußeffect in seiner Ausführung dachte, zeigt uns sein Scenenbild, welches wirklich auf eine staunenswerthe Technik in dieser Theaterkunst schließen läßt. Es ist ja nicht anzunehmen, daß der Künstler seinem Publikum Zeichnungen in die Hand gab, hinter welchen die Bühnendarstellung bedeutend zurückblieb. Umgekehrt müssen wir annehmen, daß er seine Mittel genau berechnete, um das alle Erwartung spannende Bild in der Wirklichkeit zu übertreffen. Unter dem 25. Blatte, welches diese letzten Scenen vorstellt, lesen wir: „Himmel, Erde und Meer[1]. Tänze der Geister in den Lüften, der Ritter auf der Erde, der Sirenen und Tritonen im Meere. Jupiter und Juno mit den Göttern in den Lüften. Zuoberst — in einer himmlischen Glorie — das geheime Gemach des Schicksals mit Leopold I. und Margaretha im Mittelpunkte, umgeben von allen Angehörigen des österreichischen Erzhauses aus Vergangenheit und Zukunft." Gewiß keine geringe Aufgabe, auch Zukunftsporträte zu malen, etwa nach der erprobten Verfahrungsart von Clemens Brentanos Wehmüller. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir jedes der Scenenbilder Burna-

[1] Nach dem Libretto zeigt der untere Theil der Bühne (la scena inferiore) einen großen, freien Platz mit reichen Prachtpalästen und im Hintergrunde das Meer. Seguendo nel medesimo tempo trè Balli differenti: Di Spiritelli in Aria, Di Cavalieri in terra. Di Sirene e Tritino in Mare.

cinis ebenso eingehend besprechen. Hervorragend ist bei allen die fein berechnete Perspective, die um so mehr sich geltend machen kann, je weniger die Scene an Beiwerk zeigt, so z. B. das Bild 23: „Lusthof des Paris", wo jedoch die Maschinerie nicht vergessen ist, da sich Juno „auf einer gantz dunkel-finsteren Wulcken" zeigt samt ihrem Pfau, und „Jupiter auff dem Adler" daherreitet. Den echten Renaissance-Künstler verräth Burnacini in jenen Skizzen, die das Ungeheuerliche, Groteske zur Darstellung bringen sollen, z. B. Blatt 10: „Eingang zur Hölle mit dem Fluß Acheron und der Höllenstadt Dite in der Ferne", und Blatt 16: „Das Meer bei Ungewitter". Daß der Künstler bei solchen Vorwürfen auch die Grenze des Lächerlichen streift, z. B. in der Höhle des Aeolus, liegt in der Natur der Sache und ist immer so gewesen und wird immer so sein, wie Richard Wagner und mehr noch seine sich selbst creirenden Epigonen beweisen.

Eine feine Erfindungsgabe und selbstbewußte Technik verlassen Burnacini nirgend. Dies zeigt sich, wenn man nach solchen bizarren Compositionen wieder auf andere stößt, die durch ihre Einfachheit alsogleich auffallen, wie Blatt 18: „Lustwald aus Cedern". Man meint sich da allerdings in einen Lustwald von Versailles oder von sonst einem Lieblingsschlosse Ludwigs XIV. versetzt; aber gerade dieser Zug charakterisirt nicht nur den Antheil Burnacinis, sondern das ganze Wesen des Pomo d'oro. Von Burnacini rührten auch die Zeichnungen für die Costüme her, und auch sie verrathen die hohe Erfindungsgabe desselben; denn wer hier historische Treue, Nachahmung des geschichtlich Gegebenen suchen wollte, der fände sich ebenso enttäuscht, wie wenn er im Luogo delizioso des Cedernwaldes die Naturgeschichte der Pinus Cedrus studiren wollte. Um solche Dinge scherten sich weder der kaiserliche Hofpoet Francesco Sbarra, noch der „Ingenieur S. M." Ludovico Burnacini, noch sonst einer im Kreise der Zuschauer, von des Kaisers Majestät angefangen bis zum Wiener Spießbürger, der so glücklich war, den „Goldenen Apffel" mitgenießen zu dürfen. Sie alle miteinander wollten Vergnügen bereiten und Vergnügen genießen, und das konnte auch ohne geschichtliche Spitzfindigkeiten geschehen. Warum sollte man sich auch durch Grillen von Anachronismen u. dgl. die Freude vergällen lassen, wenn man sah, wie die Athener unter Führung des Adrastos und der Alcestis die Burg des Mars stürmen und dabei auch zwei Elefanten in voller Feldequipirung aufmarschiren! Daran stieß sich nicht einmal Graf Franz August von Waldstein, der Intendant des Ganzen, welcher, wie uns der Hofpoet versichert, „einen vorzüglichen Geschmack in der Dichtkunst, in der Musik und in der Zeichenkunst hatte, auch in der Mathematik wie in jeder andern Materie, die zur Leitung einer solchen Aufführung nothwendig ist, genügend bewandert war". Auch Herr Sante Venturi, Balletmeister am kaiserlichen Hofe, und Herr Agostino Santini, Meister der Waffenübungen, „haben, jeder in seinem Wirkungskreise, die seltsamsten und wunderlichsten gymnastischen Actionen erfunden", welche sie ebenfalls nicht im Gymnasium oder in der Paläſtra von Athen sich abgesehen hatten.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch die Dichtung des Pomo d'oro beurtheilen, wenn wir ihr gerecht werden wollen. Sie ist gewiß an und für sich eher ein abgeschmacktes Machwerk, als ein Kunstwerk. Aber sie wird

doch den Forderungen gerecht, die thatsächlich an den Dichter gestellt wurden. Es galt, ein teatrale festeggiamento, ein Bühnenfestspiel im Geschmacke jener Zeit und noch dazu zur kaiserlichen Hochzeitsfeier zu liefern. Auch mußte sich dies Festspiel würdig in die Reihe jener brillanten Festlichkeiten eingliedern, welche, wie schon gesagt, zwei Monate lang Wien und den Kaiserhof und halb Europa in Athem hielten. Ja, wenn wir die Sache näher anschauen, so scheint man vom Pomo d'oro das non plus ultra erwartet zu haben. Das erreichte er nun allerdings nicht; denn die Palme errang sich ein ebenfalls von Francesco Sbarra erfundenes „Roßballet“ [1], das mit unerhörter Pracht ausgestattet war und nach fünf Monate hindurch eifrig fortgesetzten Proben am 14. Jänner 1667 auf dem Burgplatz zum erstenmal aufgeführt wurde unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers, des Hofes und nahezu des gesamten Adels. Doch war auch der Erfolg des „Goldenen Apfels“ ein außerordentlicher, so daß noch ganze 40 Jahre nachher die „überaus künstliche Opera für die allerkostbarste, so jemals gesehen worden“, angepriesen wurde. Das will um so mehr bedeuten, als mit dem frühen Tode der jungen Kaiserin — sie starb schon 12. März 1673 — diese Hochzeitsoper von der Bühne verschwinden mußte [2]. Freilich galt dies Lob nicht der Dichtung allein, sondern dem Werke als Ganzem und seiner prachtvollen Aufführung; aber der Dichter war es doch, der als fachkundiger Mann dem Musiker und den andern Künstlern den Boden schuf, auf dem sie weiterbilden konnten. Er kannte den Geschmack seiner Zeit und griff beherzt in die altgriechische Sagenwelt hinein, holte sich da die zwar alte und ziemlich abgedroschene Geschichte vom Erisapfel heraus und richtete sie so zu, daß sie seinem Zwecke schließlich vollkommen dienen konnte. Zur Hochzeit der Thetis, der Mutter des Achill, mit Peleus waren die Olympischen in corpore erschienen. Da warf die böse Eris, die Homer so treffend in den paar Worten schildert: „Klein anfangs, aber in kurzem hebt sie an den Himmel das Haupt und wandelt auf der Erde“ [3], ihren Apfel in die himmlische Gesellschaft und zwar „für die Schönste“. Das gab

[1] La Contesa dell' Aria e dell' Aqua, Festa a Cavallo, Inventata di Francesco Sbarra, con musica di Antonio Bertali. Dieser war ein geborener Venetianer und seit 1649 kaiserlicher Hofkapellmeister, starb 1. April 1669 in Wien. Die Trompetenmusik zum Roßballet lieferte Heinrich Schmelzer, ein Wiener und der einzige Nichtitaliener unter der ganzen betheiligten Künstlerschar.

[2] Die Oper soll nach Rinck, „Leopold des Großen Leben und Thaten“, ein ganzes Jahr hindurch die Woche dreimal „präsentiret“ worden sein, und zwar „mit Zulaßung aller Leute“. Dr. Adler hält diese Angabe mit Recht für unwahrscheinlich. Sicher wurde sie zwei Jahre später am Geburtstage der Kaiserin wieder aufgeführt. Dieser Aufführung lag wohl die noch vorhandene Partitur — im Besitze der k. k. Hofbibliothek — zu Grunde, und die dort eingelegte Scene des 2. Actes, die ausdrücklich als Composizione di S. M. Ces bezeichnet wird, ist eine Huldigung des kaiserlichen Musikers für seine Gemahlin. Auch im Prolog ist eine Stelle eingeschaltet, die sich auf die Geburt des erstgeborenen Sohnes des kaiserlichen Paares, Ferdinand Wenzel (geb. 16. Sept. 1667, gest. 3. Jan. 1668), bezieht.

[3] Il. 4, 440.

nun hitzigen Streit zwischen Hera (Juno) und Athene (Minerva) und Aphrodite (Venus), und da sich die Göttinnen nicht einigen konnten, schickte schließlich der Herr des Olympos alle drei durch den Götterboten Hermes auf den Garganos, eine der beiden Hauptspitzen des Idagebirges, damit der dort seine Herden weidende Paris dem Hader ein Ende mache. Dieser sprach den Apfel der Aphrodite zu. Unserem Hofpoeten genügte natürlich der schlichte Entscheid nicht. Er läßt also die beiden zurückgesetzten olympischen Damen sich nicht zufrieden geben, und so kommt es zu einer Reihe von Fatalitäten, bis auf die Klagen der Venus der Olympier doch noch selbst eingreift und den Apfel zu allseitigem Vergnügen der neuvermählten Kaiserin zuspricht. Dazu holt der Dichter nicht nur den ganzen Olymp, sondern auch alle möglichen Helden und Heldinnen und stellt sie neben- und hintereinander auf, daß sie sich wohl wundern möchten, wie sie so schön zusammentreffen, um lustige und ernste, friedliche und kriegerische Dinge aufzuführen. Da gibt es Festscenen, rührende Momente, Spott und Hohn, auch Weisheitssprüche und feine und grobe Anspielungen. Was man nicht sagen kann, das singt man. „Alles stolpert über- und durcheinander, und es ist fast ein Wunder, daß dabei in die fünf Handlungen und die 67 Auftritte so viel Ordnung gebracht ist, daß man sich zur Noth zurechtfinden kann." [1] Es sind also alle nur erdenklichen Mittel verwendet, inclusive aller Götter und Halbgötter, deren sich die alte venetianische Oper bedient, mit Ausnahme der Verkleidungen und Mordversuche [2].

Wir wollen nun dem Leser den Inhalt des Libretto an der Hand der einleitenden Inhaltsangabe des deutschen Büchleins in noch gedrängterer Kürze wiedergeben [3], zugleich aber, um Wiederholungen zu vermeiden, auch das musikalische Element berücksichtigen — d. h. eine kurze Beschreibung der Opera zu bieten versuchen. Die schon erwähnte Inhaltsangabe, welche das deutsche Publikum orientiren mußte, erschien unter folgendem Titel [4]: „Der Goldene Apffel — Schau-Spiele — Gesungener vorgestellet in der Kayserlichen Residentz-Statt Wienn — Zu Befrolockung der Glorwürdigsten Hochzeit Beeder Kayserl. Mayestäten — Leopoldi deß Ersten — Römischen Kaysers — zu Hungarn und Böhaim König — Ertz-Hertzogen zu Oesterreich — und Margariten — Geborener Königlichen Infantin auß Hispanien — verfasset von Francisco Sbarra — der Röm. Kayserl. Mayestät Rath. Wienn in Oesterreich bei Mattheo Cosmerovio — der Röm. Kayserl. Mayestät Hoffbuchdrucker 1668." Wie die Oper selbst in eine Huldigung für das erhabene Hochzeitspaar ausläuft, so beginnt sie auch mit einer solchen für die Neuvermählten und das ganze habsburgische Fürstenhaus. Eine Sonate

[1] Einleitung S. xv. [2] Ebd. [3] Ebd. S. xiii.

[4] Das Libretto trug in beiden Ausgaben — 1667 und 1668 — folgenden Titel: Il Pomo d'oro — Festa teatrale — Rappresentata in Vienna per l'augustissime nozze — delle Sacre Cesaree e Reali Maestà di Leopoldo e Margherita — Componimento di Francesco Sbarra, — Consiglero di S. M. C. — in Vienna d'Austria — Apresso Matteo Cosmerovio, Stampatore della Corte — l'Anno 1667—1668.

eröffnet diesen scenischen Prolog. Sie ist breiter ausgesponnen als jene von „La Dori“ und trägt in ihren drei Sätzen schon die Urform einer wirklichen Ouvertüre, um so mehr, als der zweite Theil das Motiv des ersten Chores bringt. Das Theater zeigt in prächtiger Scene den „Schauplatz deß Oesterreichischen Ehren-Rhums“. In der Mitte erhebt sich das Reiterbild Leopolds I., über ihm hoch in den Lüften erscheint La Gloria Austriaca auf dem Pegasus, ihr zu Seiten „Die Lieb“ — Amor — und „der Vermählung-Gott Hymene sambt ihren beyhabenden Rheyen“. Zu beiden Seiten stehen „die Reiterstandbilder aller Kaiser des Erzhauses“. Das Scenenbild zeigt auf der Bühne die phantastisch aufgeputzten Personificationen der dem habsburgischen Hause unterthänigen Länder. Links vom Zuschauer stehen das Kaiserthum, Ungarn, Italien und Sardinien, rechts Spanien, Amerika — von einem Mohren repräsentirt —, Böhmen und der Erbstaat von Deutschland. Sie bilden zwei Chöre von je vier Stimmen. Spagna und Sardigna singen Sopran, Italia und Regno di Boemia Alt, Regno d'Hongheria und L'America Tenor, L'Imperio und Stato Patrimoniale — als Fundamente der habsburgischen Macht und Herrlichkeit — Baß. Die weit ausgesponnenen, öfter von Instrumentalsätzen — dem Ritornello — unterbrochenen Gesänge werden theils von einzelnen Stimmen, theils als Duette, theils in getrennten und theils in vereinten Chören vorgetragen. Oefter tritt auch vollere Instrumentalbegleitung dazu, so bei der Stelle: Godiamo noi Regni, wo sich beide Chöre vereinen und die Begleitung außer Violinen, Violen und Violon noch zwei Tromben hinzunimmt. Der Inhalt des Prologs wird vom deutschen Textbuch in seiner naiven Sprache wie folgt gegeben: Es erscheinen die Götter Amor und Hymen, um Oesterreich zu allgemeiner Freude „anzumuthen“, weil von dort, wo sonst die Sonne untergeht, d. h. von Spanien her, eine viel glänzendere Sonne aufgegangen sei, welche „die Lieb dem Grossen Adler deß Römischen Reichs als Ihrer Kayserlichen Mayestät zugeeignet“. Die erste goldene Zeit werde wiederkehren; denn in den Nachkommen des kaiserlichen Stammes werden sich die alten Helden erneuern. Darum werden „die Kayser- und Königliche Reich, Erb-Länder und Stände“ zur Freude ermahnt, welche sie auch „mit erfrawlichen Jubel darthun“.

Nachdem so die rechte Stimmung erreicht ist, beeilt sich die Gloria Austriaca, auch den Musen auf dem Parnaß die glückliche Kunde zu bringen, und begibt sich „zu solchem Ende auf dem geflügelten Pferd Pegasus gerad über die Schaubinne durch ein Gewulke hinweck“. Amor und Hymen nehmen ihren Flug schnurstracks „gegen Himmel, allda selbst diese Vermählung und deren beglückteste Wirkungen mit unaußleschlichen Zeichen in die Tafeln der Unsterblichkeit einzutragen“. Der ganze habsburgische Länderchor (tutti li Chori) bricht nochmal in hellen Jubel aus, und ein zweichöriger Instrumentalsatz schließt das Festspiel im engern Sinne, um der Festoper alsogleich Platz zu machen. Sie beginnt aber nicht mit den Höhen des Olympos, wohin Amor und Hymen zuvor eilten, noch auf dem Parnaß, dem der Wolkenritt des Oesterreichischen Ehrenruhms galt, sondern in der Tiefe des plutonischen Reiches, wo der Faden zum Netze gesponnen wird, in dem die olympischen Schönheiten gefangen werden sollen, um die Geschichte des goldenen Apfels in den gehörigen Fluß zu bringen. Es ist wahrlich kein fest-

liches, sondern ein schauerliches Bild, welches dem Zuschauer in der allerersten Scene sich entrollte. Burnacini war hier, wie es scheint, in seinem Elemente. Sein Entwurf auf Blatt 4 läßt uns eine echte Renaissance-Hölle schauen, eine Feuergrotte, bevölkert von Unholden aller Art und decorirt mit den fürchterlichsten Thierfratzen, die man sich denken kann. Mitten in Feuer und Flammen thronen Pluto und sein geraubtes Gespons̈t Proserpina. Der Höllengott ist aber galant genug, ihr den Ehrenplatz zu seiner Rechten zu lassen. Hoch über beiden kommt auf feurigem Drachen die händelstiftende Eris angeritten. So skizzirt das Bild auf einen Moment den ganzen Inhalt der ersten drei Scenen. Es erscheint zwar auf den ersten Anblick diese höllische Introduction eines Bühnenfestspiels zu einer Hochzeitsfeier etwas sonderbar; aber bei näherer Betrachtung muß man sich gestehen, daß der Dichter nicht planlos und aufs Gerathewohl verfuhr, sondern sich recht geschickt einen tief dunkeln Hintergrund schuf, auf dem sich die folgenden olympischen Scenen desto glänzender abheben konnten. Auch dem Musiker bot er gleich anfangs Gelegenheit, seine Kunst zu verwerthen. Die Klage der Proserpina über ihr freudenloses Dasein in diesem Reich der Qualen und Seufzer gehört zu den besten Partien der ganzen Oper und zeigt in ihrer kunstvollen Steigerung das zielbewußte Schaffen Cestis. Auch belehrt uns die Musik dieser ersten Scenen schon deutlich genug über Cestis Weise der Instrumentirung und über seine Ansichten von der Wirkung der Klangfarben der Instrumente. Wenn eine klangsatte Sopranstimme diese sanftklagende Cantilene sang, muß die schlichte, harmonische Begleitung von zwei Cornetten, drei Posaunen und des Regals[1] eine tragische Wirkung gemacht haben. Nur bleibt es wieder auffallend, daß gerade da, wo der Gesang eine leidenschaftlichere Bewegung annimmt[2], die orchestrale Begleitung schweigt und das Cymbal allein sie übernimmt. Ein derartiger Zug geht durchs ganze Werk hindurch und tritt besonders in den Recitativen hervor, wo eine kunstvollere Begleitung, wie sie von der ältern venetianischen Schule, vorab von Monteverdi, verwendet wurde, von Cesti nur selten gegeben wird, obwohl er sich, wie manche Stellen genügend erweisen, auf dieses Kunstmittel ganz gut verstand.

In der ganzen zweiten Scene wird der musikalische Dialog zwischen Proserpina und dem mit großem Gefolge da varij Spiriti e Mostri infernali auftretenden Pluto einzig mit dem Cymbal begleitet, und dem Orchester fällt nur das eine oder andere Ritornello zu, das mitten in die Handlung hineingeschneit kommt, offenbar bloß, weil es dem Componisten gerade gefiel, ein bißchen Zwischenmusik zu machen, ein Mißstand, der die ganze Oper durchzieht und der seine Rechtfertigung allein im Geschmacke der Zeit suchen kann. Die Musik

[1] Das Regal war eine kleine Orgel mit nur ein paar Registern von Zungenpfeifen. Das alte Cornett — Zink — war ein Holzblasinstrument. Es gab eine ganze Familie von Zinken. Die hier angewendeten Cornette gehörten zu den höhern Zinkenarten, welche man auch weiße Zinke nannte. Sie bildeten besonders in Deutschland gewöhnlich den Discant für einen Posaunenchor.

[2] „O Himmel, o Götter! sind das die Flitterwochen einer Proserpina?"

der folgenden Scene baut sich in denselben Formen auf, ist aber, dem Inhalt entsprechend, lebhafter gestaltet. Es handelt sich ja um den Plan der Discordia, im Fluge die Hölle in den Himmel zu tragen [1]. Die nächsten Scenen entfalten dies ihr Werk. Sie führen in die Hofburg des Juppiter. An reichbesetzter Tafel schwelgen Götter und Göttinnen. Der ganze Olymp ist geladen, und der Chor der Halbgötter fungirt als Dienerschaft. Auch für einen Spaßmacher ist gesorgt, der als olympischer Hofnarr seine bisweilen die ethische Grenze streifenden Scherze zum besten gibt und den Unsterblichen derbe Wahrheiten ins Gesicht — singt. Es ist Momo buffone. Er singt nicht eigentlichen Baß, wie Bacchus und Neptun und natürlich — Pluto [2], sondern, wie Juppiter selbst in eigener hoher Person, Bariton. Tenor singt von den Göttern allein der Kriegsgott Mars, also ein heroischer Tenor. Apollo, Merkur und Ganymed singen Alt, sämtliche Göttinnen Sopran. Ein frisch bewegtes Ritornell eröffnet das Göttermahl, während dessen Momo, begleitet von stark figurirtem Basse, seine Scherze losläßt [3] und über den ahnungslos zechenden Göttern die Discordia erscheint, welche ihren Zankapfel in die lustige Gesellschaft fallen läßt, dessen Aufschrift Giove vorsingt: Alla più bella [4]. Was kommt, ist zu errathen. Die prätendirenden Göttinnen bieten dem Musiker Gelegenheit zu frisch durchgeführten dreistimmigen Sätzen. Sehr gut ist der musikalische Dialog geführt, als Juppiter darin dem stürmischen Fordern der himmlischen Damen: Lo voglio, è mio sein olympisches Fermate, ò la fermate queste risse mal nate entgegensetzt. Geschmeidig erklärt die Pallas: M'acquieto, etwas reservirt Venere: Mi rimetto, und dem Gemahle schon schmollend Giunone: La tua sentenza aspetto. Die Sentenza devolvirt aber das Urtheil auf einen andern Richter, und Juppiter schickt den Merkur zu Paris, um ihm von seinem höchsten Entschlusse Kunde zu bringen. Als der Götterbote seine Reise nicht sogleich antreten will, weil es am Abend in den Cimerischen Grotten schon finster sei, muß er sich von Momo sagen lassen, wie es wunderlich sei, daß der Gott der Diebe sich in der Dunkelheit nicht zurechtfinden könne.

So führen die nächsten Scenen (6—10), für die Burnacini eine recht hübsche Landschaft entwarf, auf das Idagebirge, wo Paris, „Sohn deß Priamus Königs in Trojen, welcher unter allen vor den Gerechtesten beliebet wurde, und allein, auff daß Er solcher unveränderlich bleiben möge, weit von seines Vatters König-

---

[1] Cesti hat in dieser Scene die Idee einer leitenden Melodie durchgeführt. Die Melodie der von Pluto gesungenen Arie wird für die folgenden Arien der Proserpina und Discordia als Grundbaß verwendet und ebenso im Duett des Pluto und der Proserpina. „Alle drei vereinen und verständigen sich so in ihren Rachegelüsten auf die Götter der Oberwelt" (Einleitung S. xxiii).

[2] Von ihm, dem Herrn der Tiefe, wird billigerweise das tiefe C verlangt, während Cekrops nur ins D hinabzusteigen hat.

[3] Die Partie des Momo zählt, obwohl er als eine Art Nebenperson im Personenverzeichnisse nicht angeführt wird, musikalisch zu den besten Partien. Es liegt Humor in dieser Musik.

[4] Die mit Ausnahme des vorletzten Tones auf fa declamirten Worte werden von Streichinstrumenten begleitet.

lichen Sitz in denen Einöden sich aufhuelte". Es treten außer Merkur nun ganz neue Personen auf, voran Ennone, „die Ninphen Tochter deß Fluß Xanto". Sie ist in Paris verliebt, „derenthalben Sie den Scheffer Aurindo, welcher Sie auch eifrig liebte, außschluge". Außer diesen dreien kommt noch Filaura, die Amme der Ennone, ins Spiel, eine komische Alte, daneben ein verschmitztes Weib mit ziemlich unlautern Gesinnungen, die aber, „wie alle Opernammen", ihre Ennone abgöttisch liebt und deshalb für den verlassenen und tief gekränkten Aurindo nur Spott und Hohn hat.

In der Stimmenvertheilung hat Cesti für Ennone treffend einen Mezzosopran mit seiner sympathischen Stimmlage gewählt. Die Partie der Filaura ist aber merkwürdigerweise im Tenorschlüssel geschrieben und mußte also, wenn sie wirklich einer weiblichen Person anvertraut wurde, von einer Contraaltistin mit sehr tiefer Stimme gesungen werden [1]. Paris singt Tenor, Aurindo aber ist ein Altist. Wenn er also mit Filaura zu singen hat, so ist die Stimme der Amme tiefer als jene des herzkranken Schäfers. Man ließ sich eben damals bei der Vertheilung der Rollen auf die einzelnen Stimmen von andern Motiven leiten als heutzutage, wo es sich vor allem um die richtige Charakterisirung der Solopartien handelt. Dagegen sah man in dieser frühern Zeit allererst auf gleichmäßige Vertheilung für das Theaterpersonal. Dies mag bei Cesti, der sonst mehr als andere seiner Zeitgenossen die objective Seite der Partie berücksichtigt, beim Pomo d'oro um so mehr nahe gelegen haben, als er als Hofkapellmeister für diese Festoper wahrscheinlich in der glücklichen Lage sich befand, die Solopartie seinem Personal sozusagen auf den Leib schreiben zu können.

In dem orchestralen Theile bieten diese Scenen Bemerkungswerthes. So werden im Ritornell der 9. Scene — Aurindo solo — zu Ehren dieses Schäfers due fluti aufgenommen, und seine melodische Klage wird in einfachster Accordfolge von Viole da Gamba und Gravi Organo [2] begleitet — ein packender Klangeffect, der freilich für unsern Geschmack eher in die Kirche paßte, als zum Jammer eines verliebten Schäfers. Es sind derartige Züge sehr lehrreich. Cesti,

[1] In Wien waren nämlich damals neben den Falsettisten — Alti naturali — auch schon die leidigen Castraten angestellt. Dagegen finden sich in den Verzeichnissen der Hofsänger aus der Zeit Leopolds I. keine Sängerinnen, was allerdings nicht zum Schlusse berechtigt, daß auch in der Oper diese nicht verwendet wurden. Denn schon unter Kaiser Matthias war eine Hofmusikantin angestellt, und unter Ferdinand III. waren es zwei Italienerinnen. Seit 1700 finden sich Sängerinnen ständig angeführt, was vorher bei den für theatralische Aufführungen verwendeten Sängerinnen nicht der Fall sein mochte, weil sie nur vorübergehend herangezogen wurden und also nicht zum officiellen Status der Hofkapelle zählten. — Die Verwendung der Alti naturali und Castraten erklärt auch, daß die Soldaten- und Priesterchöre sich aus Sopran, Alt, Tenor und Baß zusammensetzen (Einleitung S. XVIII und XIX).

[2] Die größere Orgel, die hier ausdrücklich gefordert ist, ist auf dem oben beschriebenen Bilde des Theaters nicht zu sehen. Sie kommt zur Anwendung, um einen schwer und breit ansprechenden Ton zu erhalten.

der schon verstand, seinen Farbenkasten zu verwerthen, wollte zu den gewiß nicht leidenschaftslosen Aeußerungen Aurindos auch sicher keine leidenschaftslose Musik schaffen, und was er so schuf, wurde ohne Zweifel von seinem Publikum auch nicht als leidenschaftslos aufgenommen. Wer aber möchte heutzutage da noch Leidenschaft finden? Man sieht also, wie in dergleichen Fragen das subjective Element das ästhetische und das moralische Element beeinflußt. Wer möchte glauben, daß Cestis Musik seine Zeitgenossen kalt ließ? Aber wer würde heutzutage über „die Reize" der Ida-Scene und ähnlicher Momente sich einer gelinden Langweile noch erwehren?

Man wird nun erwarten, daß des Zeus geflügelter Bote die mißvergnügten olympischen Damen in der idyllischen Selva d'Ida ihrem gerechten Richter alsogleich vorführen wird; aber so schnell geht die Sache nicht. Der Dichter hat Burnacini nicht vergessen. Er verlegt die nächsten vier Scenen in den Palasthof des Paris und gibt dem „Ingenieur" Gelegenheit, ein neues phantasiereiches Bühnenbild zu schaffen. Da steigt Juno in einer goldenen Galerie vom Himmel und desgleichen Pallas in Rüstung in einem Triumphbogen, und Momo wird von Luftgeistern zur Erde getragen. Venus kommt erst später. Sie hat sich durch Zauber zum Schauplatz einen Freudengarten bereitet, wo sie im Geleite von Amoretten, Nereiden u. s. w. mit Paris und Momo zusammentrifft. Die Scene wurde wohl nicht so durchgeführt, wie der echte Renaissancekünstler sie entworfen hat. Dafür bürgt der weltbekannte sittliche Ernst des Kaisers. Derselbe würde diese Nuditätensammlung in einer Festvorstellung wohl nicht zugelassen haben. Da ist die Fassung des Inhaltes dieser Kämpfe um den Schönheitspreis von dem deutschen Textbuche harmloser gegeben. Die drei Göttinnen — so wird erzählt — stellen sich Paris vor, „bemühende, jede Ihr Verlangen zu behaubten, mit Versprechen". Juno verspricht ihm die Herrschaft über Asien und Europa. Pallas will ihn zum hochberühmten Kriegsheros machen. „Aber Venus die Besitzung der Schönheiten Helena Königin in Sparten Ihme erbietende, erhaltet das Urtl vor sich, welches Ihr Paris zugleich nebst dem goldenen Apfel ertheilet." Auf der Bühne geht die Sache nicht so rasch ab; denn jede der Göttinnen bringt ihre Ansprüche und Versprechen des langen und breiten vor, und Momo haben auch nicht umsonst „zween Lüffte auff ihren Flügeln nach der Erde getragen". Er muß mit seinem Witz und Spott die faden Verhandlungen um die Schönheit ergötzlicher machen. Das wußte auch der Componist auszunützen, dessen Musik durch ihren leichten melodischen Fluß und ihre scharfe Charakteristik der Persönlichkeiten in das Hin- und Herreden Reiz und Leben bringt. Die prätenziöse Juno, die vornehme Athene und die leichtsinnige Venus sind in ihrem Gesange meisterhaft gezeichnet, ebenso der von Momus hübsch verspottete sentimentale Paris. Zur Charakterzeichnung verwendet Cesti wirkungsvoll die Coloratur; aber mit Maß, so daß ganz richtig bleibt, was Dr. Adler in der Einleitung bemerkt: „Die musikalische Ausbildung, die man von einem Chorsänger verlangte, stand verhältnißmäßig nicht tief unter dem Niveau der Ansprüche an den Solisten." Diese waren nach unsern Begriffen überhaupt nicht sehr groß und in Bezug auf die Instrumentalisten eigentlich mittelmäßig. Die Instrumentalmusik ist in dieser

letzten, sonst echt dramatischen Scene sehr karg bedacht. Einmal finden wir sie bei der Doppelarie — Aria col Viol. — des Momo und Paris, wo der letztere den Gesang des erstern, nur um eine Terz erhöht, wieder singt. Die Instrumentalbegleitung dient hier auch mehr als Satzkunststückchen, denn als Ausdrucksmittel. Das zweite Instrumentalstück ist ein unvermeidliches Ritornello, das sich mitten in den hellauftönenden Jubel der Venus über den zuerkannten Preis einschiebt wie eine Pause, um der echauffirten Göttin Zeit zum Athemholen zu gönnen. Merkwürdigerweise bleiben die Instrumente in müßiger Ruhe bei dem melodisch recht passend gestalteten Urtheil des Paris: Eccoti l'Aureo Pomo, io vado allido. Auch bricht darauf der Jubel der Göttin nicht unmittelbar los, sondern Momus muß erst noch seine Witze reißen und wegen des an Paris verheißenen Lohnes die preisgekrönte Göttin als gemeine Kupplerin tituliren. Umsonst erwartet man auch einen Chor von seiten des sicher nicht verschämten Gefolges der Venus; dafür schließt ein Ballet derselben, gewürzt mit varij scherzi d'Archi e di Saette, den 1. Act des Bühnenfestspieles. Man kann davon auch sagen: ex uno disce omnes. Der Dichter selbst schrieb in seinen Mittheilungen: L'autore a chi legge, man solle Nachsicht mit den Schwächen seines Werkes haben und auf die Tüchtigkeit so vieler Künstler achten, die sich in ehrenwerthen Bemühungen vereinigt haben, der Dichtung Leben zu verleihen. Mehr wollte er also nicht. Um dies ganz zu leisten, brachte er aber eine unbestreitbare Bühnengewandtheit mit, und dazu die Kunst, armselige Gedanken in eine Sprache zu kleiden, die selbst zur Hälfte schon Musik ist.

Die eigentliche Mythe vom Erisapfel ist mit dem 1. Act streng genommen aus, und Zeus könnte mit seinem annullirenden Machtspruch unmittelbar dazwischenfahren. Aber so kurz durfte es nicht abgehen. Der kaiserliche Hofpoet war kein karger Stümper. Er war in den Sagen der Alten wohl bewandert und wußte noch manches, was er ausnützen konnte. Dabei war sein rettendes Princip: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Er stellte die Götter, die Heroen, die Männlein und Weiblein aus dem alten Griechenvolke nebeneinander, wie's ihm paßte. „Alle die verschiedenen scenischen Bilder und Einzelvorgänge werden zusammengeschweißt, aneinander geleimt, zu einer bunten Folge vereinigt, ohne einen innern seelischen Zusammenhang. Der rothe Faden läuft nicht innen durch, sondern wird außen als Bindemittel zu verwenden gesucht."[1] Ein guter Vergleich! Aber der Hofpoet weiß doch alles zweckmäßig anzuordnen und versteht es, „ein künstliches Netz herzustellen, das Götter und Menschen umfängt"[2] — und die Menschen noch mehr, nämlich den Musiker, dem er ein dankbares Feld eröffnete; dann den „Ingenieur", der sich im Himmel und auf Erden und in Plutos Reich, zu Land und Meer, erfreulich und greulich produciren konnte; endlich das Publikum, dem zu Gefallen er seinen „Goldenen Apfel" gedichtet hatte und das auch wirklich sein höchstes Wohlgefallen daran fand.

Die schon wiederholt angezogene deutsche Inhaltsangabe des Libretto führt den Gang der Handlung weiter mit den Worten: „Dannenhero Er [illegible] nämlich

[1] Einleitung S. XIV. [2] [illegible]

Paris — die deßwegen versprochene Belohnung zu holen, Ihme vorsetzet in Sparten zu schiffen, welches Er auch, unerachtet der Ennone gefasten Argwohn under inmittelst gegen Ihr verstellten Liebes-Schmeichlungen darauff ohne ainige ihre nachricht in das Werk setzt." Das ist der Inhalt der ersten fünf Scenen des 2. Actes. Auch er beginnt, wie jeder folgende, mit einer Sonata. Der Schauplatz ist „ein Seehafen". Zunächst treten Filaura und Aurindo auf, dem die Amme in ihrer Weise Kopf und Herz zurechtsetzt. Dann finden sich Momo und Filaura zusammen, die einen musikalisch gut gefügten Dialog führen, welcher in eine Arie des Momo — Questi vaghi Giovenetti etc. — ausläuft. Nachdem sich das saubere Pärchen zurückgezogen, tritt Paris auf. Seine ganze Soloscene ist durch Instrumentalbegleitung ausgezeichnet und schließt mit einem längern Ritornello ab, welches das Auftreten der Ennone verbindet, die mit ihrer Amme erscheint. Nun gilt es dem Paris, den Verdacht der Ennone zu beschwichtigen, und zwar auch gegenüber der verschmitzten Filaura. Es gelingt ihm, und ein hübscher Wechselgesang zwischen ihm und Ennone besiegelt das Gelingen, und die Alte singt dazu: O ben, così mi piace, ch'ogni rissa d'Amor termini in pace — wenige Tacte, die fast wie eine Choralmelodie ausklingen. Wieder sehr instructiv! Nun kommt wieder Momo allein. Es ist eine musikalisch sehr gelungene Partie, besonders vorzüglich in ihrem ariosen Theil: Il mondo così và. Ein Ritornello bildet auch hier den Schluß, und es wurde dazu noch una Sonatina più longa eingeschaltet, die aber nicht erhalten ist.

Es galt, Zeit zu gewinnen für den großartigen Scenenwechsel, der nun vor sich gehen mußte. „Eingang der Hölle mit dem Fluß Acheron und der Höllenstadt Dite in der Ferne" ist das Scenenbild Burnacinis betitelt. Das Libretto ist damit aber nicht zufrieden; es verlangt die Vorstellung des actus fiundi. Da muß sich die Erde öffnen und aus ihrem Spalte ein riesiges Monstrum von einem Menschenkopfe auftauchen, das den ganzen Bühnenraum ausfüllt. Sein weit aufgesperrter Rachen läßt in einen ungeheuren Abgrund blicken, und man sieht den Höllenfluß mit seinem Schiffer Charon „auff seinem Schiffel" u. s. w. Der Alte ist mehr als gewöhnlich übler Laune, „was massen Er den ganzen Tag müßig gehe, ohne daß einige Seel zur Ueberfuhr gelange". Seine beiden Klagestrophen unterbricht ein Ritornello, das just so instrumentirt ist wie die Liebesklage des verlassenen Schäfers vom Idagebirge; nur die Orgel fehlt dieses Mal. Charon findet übrigens rascher Trost als sein gleich instrumentirter Gegenpart. Die drei Furien kommen angezogen mit der Kunde, „daß nachdem die Unainigkeit bereits Himmel und Götter in Unordnung gesetzet, anjetzo auch sie ihre Höllenfackel auff der Erde zu erbraiten gehen". Charon hat darüber eine höllische Freude, der er, nachdem sich die Furien mit einem hübsch gesetzten Terzett verabschiedet haben, in zwei Strophen Luft macht in der Hoffnung, „durch die hierauß entstehende Krieg und Schlachten, als die allein zur Lährung der Welt und Anfüllung der Höllen erfunden, hieführo seine Bereicherung besser zu finden". Der Höllenschlund schließt sich und sinkt ins Innere der Erde zurück, und die vorige Scene am Meeresstrand kehrt wieder. Segelfertig liegt das Schiff im Hafen, welches Paris soll nach Sparta tragen. Hier ist die vom Kaiser selbst

componirte Scene eingeschaltet. Venus und Amor erscheinen auf einem Wagen in der Luft und verhandeln miteinander über das Freiergeschäft des Paris, das Venus ihrem theuren Sohne zur Förderung empfiehlt. Dem Gang der Handlung, wie er einmal eingeschlagen ist, schadet solch eine Einlage nicht. Musikalisch unterscheidet sie sich auch nicht merklich, was wohl dadurch erklärt wird, daß Cesti dem erhabenen Compositore wird hilfreich beigestanden haben. Es galt diesem einzig, seiner fast angebeteten Gemahlin ein feines Compliment zu machen.

Nun führt der Dichter auf den Waffenplatz der Athener. Cekrops, Adrast und ein Soldatenchor treten auf. Cekrops singt Baß. Sein Pugneremo, Vinceremo wird von lebhaften Figuren der Streichinstrumente begleitet und von einem Soldatenchor aufgenommen. Pallas erscheint auf einem von Eulen gezogenen Wagen in den Lüften. Sie ist schwer beleidigt: der goldene Apfel ist einer andern zugesprochen. Cekrops soll diese Kränkung mit den Waffen rächen. Der Zug wird beschlossen. Auf, nach Ilium! heißt es, wo auch reiche Beute dem Krieger winkt. Der Hofpoet geräth am Ende noch in den Trojanischen Krieg hinein mit seinen langen zehn Jahren. Allein er versteht der Sache eine andere Wendung zu geben, die neben dem Reize der Neuheit noch größere Abwechslung mit sich bringt. Vorerst wird aber Cekrops noch durch seine Gemahlin Alceste von zu eiligem Abmarsche zurückgehalten — eine musikalisch sehr gelungene Partie mit einem hübschen Duo zwischen Alt (Alceste) und Baß (Cekrops) und der sehr schönen Arie des letztern: Care stelle, Luci belle etc. Das wiederholte Duo schließt dann diese gelungene Scene. Doch geht es auch jetzt noch nicht nach der Trojanerstadt, sondern die Bühne zeigt die Geburtsstätte der Athene, den Tritonischen Sumpf. Junge Athenerinnen führen unter der schützenden Aufsicht von Trittone und Adrasto nach Art der Amazonen Waffenspiele auf. Auch ein Krieger (soldato) ist dabei. Ein frisches Vorspiel — Aria bezeichnet — für Streichquintett eröffnet diese musikalisch sich noch reicher entfaltende Scene (13). In den eingeschalteten Tonsätzen (Sonatina) kommen wiederholt Trompeten in Anwendung. Auch der gesangliche Theil entfaltet reicher den Kunstgesang, sowohl in der Partie der in den Lüften erscheinenden Athene als im Duett zwischen Adrasto und dem Soldato, welches den Act selbst schließt. Die schwer beleidigte Göttin soll hart gerächt werden: Il far di tanta offesa aspra vendetta. Aus all den Fadentrümmern schürzt der Dichter doch noch einen Knoten, wenn auch langsam und sich selbst hemmend; aber die musikalische Entfaltung kann um so rascher und entschiedener sich zeigen.

Der ganze 2. Act schreitet hier in fortwährender Steigerung voran, und es ist deshalb sehr zu bedauern, daß die Musik für den folgenden 3. Act uns nicht mehr erhalten ist. Ein einfacher Blick auf den erhaltenen Text verräth schon, daß der Dichter dem Musiker höchst günstige Momente schuf und besonders für ihn die Möglichkeit eines lebendigen Formenwechsels anstrebte. In hervorragender Weise ist dem Chorsatze weiterer Raum gegeben. Schon in der 2. Scene ertönt in der Höhle des Aeolus der choro di Venti. In der 7. und 8. Scene finden sich Chöre der Schiffsleute des Paris, bald getheilt bald vereint und in verschiedenen, rasch wechselnden Situationen. Erst der Matrosenchor: A la vela

di Sparta; dann, als der Sturm losgebrochen: O perfidi venti, o fati malvagi; und als das Meer sich wieder beruhigt hat: Ecco quiete, placide l'onde, bis dann das gerettete Schiff unter dem Gesange des Paris und des Schifferchores seine Fahrt fortsetzt. Die 11. Scene bringt einen Soldatenchor, und in der 12. wird wieder ein Doppelchor — coro des Cekrops und coro des Mars — angegeben, wozu aber die Textworte fehlen. Nicht minder finden sich in den Solopartien zahlreiche günstige Momente für den Componisten, z. B. die 3. Scene: Ennone sola und die folgende, in der sie mit Aurindo zusammentrifft. Auch die komische Seite bekommt ihren guten Antheil in Momo, der den lebensverdrossenen Aurindo, als er in den Xanthus springen will, zur rechten Zeit packt und zurückhält, um ihm dann wieder Hoffnung auf bessere Zeiten zu machen. Ueber den Antheil des Orchesters gibt das Libretto selbstverständlich keinen Aufschluß. Es war aber Gelegenheit genug geboten, es anzuwenden, z. B. bei der Sturmscene zwischen den einzelnen Chorsätzen. Auch der Regisseur hatte sich über den Dichter nicht zu beklagen. Des Aeolus windige Behausung, eine hübsche Thallandschaft am Xanthusflusse, in dessen Fluthen Aurindo springen will, dann das Zeughaus des Kriegsgottes selbst, sogar ein Sturm auf dem Meere und gleich darauf ein leibhaftiges Amphitheater — waren kostbare Dinge für ihn, wozu noch die schon früher genannten „erscheinenden Kunstgerüste, Flüg' u. dgl." kamen.

Der Leser wird sich aus dem Gesagten schon eine Vorstellung vom Inhalte der Handlung des 3. Actes gemacht haben. Juno begibt sich in die Höhle des Aeolus, um von diesem ein Stürmchen zu erbitten, das den gehaßten Paris in die Tiefen des Meeres versenken soll. Aber Venus ist ihr in die Quere gekommen und hat den Neptun für sich und ihren Schützling gewonnen, der dem Werke des Aeolus ein rasches Ende macht, so daß Paris mit dem Schrecken davonkommt. Auch gegen die Pallas Athene und deren Ritter Cekrops muß sich Venus wehren. Es bleibt ihr der Sieg auch hier, und ihr Ritter Mars nimmt schließlich den Cekrops gefangen. Das Intermezzo zwischen Ennone und ihrem unglücklichen Schäfer bekommt durch die Intervention des Momo und der nahezu frivolen Filaura ebenfalls einen befriedigenden Ausgang. So endet der 3. Act.

Der Anknüpfungspunkt für den 4. Act ist in der letzten Scene schon gegeben und zugleich auch das Mittel zur Lösung des Knotens, den zu durchhauen es freilich keines Alexanderschwertes bedarf. Cekrops ist in Gefangenschaft des Mars, „worob Pallas erzürnet, in deme man zu Athen in dem Ihr Gelübten Tempel in Anruffung Ihrer Hülff vermittels der gewöhnlichen Opfer begriffen, selbigen durch einen Erdbiden zu boden wirffet, hernach denen ob solchem Zufall höchst bestürtzten Atheniensern erscheinet, ihnen dieser des Königs Gefangenschaft nachricht gibt, und sie annuthet, vermittels Gewalt der Waffen selbigen zu entledigen und zugleich den goldenen Apfel zu erobern, welche beede in der Vestung deß Mars verwahret waren" [1]. Also ausgiebiger Stoff für Musik und Inscenirung,

[1] Einleitung S. XIII.

die sich desselben auch mit Eifer bemächtigten und wirklich etwas in ihrer Art Großartiges hervorbrachten. Doch fürs erste sollte eine hübsche Sonate nebst zwei Scenen der auch lebensmüden Ennone und der sie ernüchternden Filaura einen passenden Eingang bilden, durch den für das Folgende die günstige Perspective geschaffen würde. Schon in diesen ersten Auftritten zieht Cesti sowohl zum Gesange der Ennone wie zu dem der Filaura die instrumentale Begleitung heran: Viole di Gamba und Graviorganum. Die folgende 3. Scene wird durch eine eigene Sinfonia mit scharf ausgeprägtem Rhythmus eingeleitet. Die Bühne zeigt den Tempel der Pallas in Athen — allerdings ein klarer Beweis, daß der Renaissance-Ingenieur von althellenischer Kunst entweder keine Vorstellung hatte oder jedenfalls sich daran nicht gebunden glaubte. Sein Pallastempel zeigt keine blasse Idee von einem Parthenon und noch weniger sein Athenebild von dem erhabenen Meisterwerke eines Pheidias. Aber ein prächtiges Scenenbild hat er doch geliefert. Adrast und ein Priester und die Tempeldiener sind zum feierlichen Opfer versammelt. Ein Recitativ des Adrast leitet die Opferhandlung ein, welche die bittflehenden Gesänge des Priesters und des Chores der Tempeldiener in kunstvollen, man möchte sagen weihevollen Sätzen begleiten, unterbrochen durch ein Ritornello für Streichinstrumente. Im ersten dieser Chorsätze singt der Priester zu den drei Oberstimmen der Diener den Baß allein. Während der Wiederholung des Ritornello tritt das Erdbeben ein und was dazu gehört. Eine charakteristische Musik zu diesem Theaterspectakel zu schreiben, fiel dem Compositore Cesti nicht bei. Sein Ritornello paßt zum allgemeinen Zusammensturz auf der Bühne, wie etwa im „Freischütz" der Jungfernkranz zur Wolfsschlucht passen möchte. Dagegen sind die Worte der zürnenden Athene musikalisch vorzüglich recitirt[1], und das sie abschließende Ritornell greift die Motive des Gesanges geschickt auf und führt sie in kunstvollem Satze durch. Der Meister tritt mehr und mehr auf den Plan. Den Enthüllungen der Göttin vom gefangenen Cekrops und vom verborgenen goldenen Apfel folgt der Ruf des Adrast: All' armi — presto all' armi, den ein feuriger Chor begleitet, worauf sie abziehen und Athene allein zurückbleibt, um ihren Zorn und Haß auszusingen — eine hochdramatische Partie. Wo der Affect am höchsten sich steigert: Ah', Ah' troppo offesa son, tritt das Streichorchester mit einem Tremolo ein. Eine Soloscene der Alceste reiht sich an und schließt mit einer Aria ab, welche in jeder modernen Oper stehen könnte. Nur in der ersten Hälfte dieser verhältnißmäßig längern Partie tritt der Violencher mit der Orgel als Begleitung ein; sonst besorgt diese das Cembalo, wenn überhaupt die vorliegende Partitur hier einen durchwegs richtigen Aufschluß gibt oder wenigstens richtig verstanden wird. Es ist ja nicht unmöglich, daß ausgeschriebene Stimmen viel mehr für die Instrumente enthielten, und daß die Partitur an diesen Stellen nur eine Skizze für die Direction bietet. Dieser Gedanke drängt sich in den nächsten Scenen noch mehr auf, weil sie bei ihrer immer sich steigernden Ausgestaltung des ge-

[1] Il Palladio fatale — Non dee restar in piede, — Quando Pallade istessa — Giace ville, e depressa etc.

sanglichen Theiles der Instrumentalmusik nur ein paar bescheidene Plätzchen einräumen, die sie allerdings würdig behauptet. Schauplatz dieser Scenen ist „der Himmel mit der Milchstraße und dem Gezirke des Feuers". Venus thront in ihrem Sterne, den sie mit dem anmuthigen Gruße feiert: Mia stella, più bella etc. Auch Juno kommt auf ihrem Sternenwagen angefahren, und mitten in der Sternenwelt gerathen die beiden Herrlichkeiten in scharfen Disput, den Cesti trefflich vertonte. Juno richtet aber nichts aus; Mà il Pomo è già mio, singt ihr der Widerpart ins Gesicht. Sie muß darum einen neuen Bundesgenossen suchen, da Neptun des Aeolus Anstrengungen vereitelt hat. Sie citirt das Feuer, „daß es von oben herab deß Neptun Reich verhörgen wolle". Allein das Feuer ist ihr nicht gefügig und schlägt ihr Ansuchen rund ab, „umbwillen es wider die Vorsehung des Geschickes sei". Das Feuer ist eine Altpartie, und Cesti hat sie gut bedacht. Die Stelle: Nò mia Diva etc. ist ein glänzendes Gesangstück, ebenso der Schluß der Scene.

Die deutsche Inhaltsangabe läßt Juno nun alsogleich zu ihrem Gemahl gehen, um ihn über sein Urtheil zu Rede zu stellen; das Libretto aber schlägt wieder einen Umweg ein. Die 10.—13. Scene spielen im Vorhofe des Palastes der Venus. Sie sind wohl Burnacini zulieb gedichtet, der ein dankbareres Feld seiner Thätigkeit in ihnen fand als der Musiker, welcher einen langathmigen Dialog der drei Grazien in Töne kleiden mußte. Als am Schlusse desselben Euphrosine von der guerriera tromba und ihrem mächtigen Schall spricht, steht in der Partitur einfach: Trombe, was offenbar die oben ausgesprochene Vermuthung bestätigt. Dasselbe wiederholt sich sogleich auf der nächsten Seite, zu Anfang des Soldatenchores, der den Triumphzug der Venus und des Mars eröffnet. Es ist dies das bedeutendste Chorstück, das bisher die Oper aufwies und, wie uns scheint, überhaupt im ganzen Werke — eine prächtige Arbeit, mit packendem Wechsel des Rhythmus und reich figurirt. Dasselbe gilt von dem folgenden Ritornello, das frischweg die Motive des Chores aufnimmt. Mars und Venus betoastiren sich gegenseitig und zwar Note für Note gleich, nur daß die letztere ihren Spruch eine Octave höher intonirt. Cekrops wird im Triumph als Gefangener aufgeführt. Der nun folgende Dialog gibt bei aller Plattheit der Wortdichtung Cesti gute Gelegenheit, seine Kunst in echt dramatischer Musik zu zeigen. Köstlich sind die Stellen: Marte: Sei vinto. Cekrope: Son Rè. Marte: Sei servo. Cekrope: Son Rè. Nun mischt sich auch Venus darein; Sei schiavo, rufen die Götter wiederholt à duo, worauf Cekrops: C—F: Son Rè. — Das Ganze wird durch eine pikante Harmonie der Begleitung erst recht herausgehoben. Mitten in den Siegesjubel bringt Amor die Kunde von dem Anzuge der kampfbereiten Athener. Ein Duett von Venus und Merkur: Presto àl armi sù sù, gibt die Schlußantwort auf diese Kunde. Das Ritornello nimmt flugs das Motiv des Duo auf und schließt damit die Scene. Der Kampf wird gekämpft. Die Athener unter Führung des Adrast und der Alcestis stürmen mit Beihilfe zweier Elefanti con torri su 'l dorso die Burg des Mars, werden aber von den Belagerten zurückgeworfen, „dannenhero ihnen Pallas wieder Muth und Hertz zuspricht". Die Sturmscene bietet musikalisch ebensowenig

Charakteristisches wie die Erdbebenscene. Zweimal ist ein kurzer Trompetensatz eingestreut, den Adrast und sein Gemahl wiederholen und mit ihrem: Al' assalto, auf, zum Sturm! deuten, wobei Adrasto die Noten der ersten Trompete und Alceste die der zweiten übernimmt. Musikalisch hervorragend ist die folgende Schlußscene des Actes. Pallas erscheint hoch in den Lüften auf ihrem Wagen. Cesti hat ihr einen majestätischen Schluß geschrieben. Sechs Tacte hält sie das c aus, während der Baß sein Motiv nach und nach zu Ende führt.

Für den fünften und letzten Act ist die Musik ebenfalls verloren gegangen, und noch mehr als beim 3. Acte ist hier dieser Verlust zu bedauern, da die Dichtung nicht nur eine stätige Steigerung der einzelnen Momente enthält, sondern auch neue Formen einführt: wiederholt einen eigentlichen Quartettsatz, einmal zwischen Ennone, Filaura, Aurindo und Momo und wieder zwischen Giove und den drei prätendirenden Göttinnen; am Ende ein dreifaches Ballet u. s. w. Die ersten sieben Scenen spielen im „Lusthofe des Paris" und dienen, mit Ausnahme der dritten, dazu, das zersprengte Liebespärchen Ennone und Aurindo wieder zusammenzubringen. „Ennone nach langen wiewol vergeblichen nachforschen umb Paris, folgents seiner Abraiß und der Ursache, die Ihn hierzu angetrieben, benachrichtigt, sinket ob eussersten Schmertzen zur Erde in Ohnmacht hin, als sie nun alßgemach wiederumen zu sich kommet, will sie in Verzweiflung Ihr selbst den Tod zufügen, wird aber von Aurindo, welcher eben dazu gelangt, verhindert, gegen deme Sie endlich dann, nach ainiger Waigerung, ihre Naigung zu wenden entschliesset."[1] Damit wäre der eine Knoten gelöst, und die vier, welche er umschlungen hielt, können der Welt versichern, daß in dieser Sache ausdauernde Treue zuguterletzt doch belohnt werde. Mit dem andern Theile geht aber die Lösung nicht so leicht vor sich. Juno beklagt sich bei ihrem Gemahl, daß er nicht selbst den Streit entschieden habe, und erregt, nachdem sie einen dilatorischen Bescheid erhalten, einen gewaltigen Rumor, da sie „ihren Zorn durch den Lufft auslasset, selbigen mit Regen, Hagel, Blitz, Donner und Ungewitter unter=übersich kehrent, worvon der lustbare Hoff deß Paris verhörget wird". Eigentlich geht das ganze wilde Wetter nur über den armen Momo los, der allein von den Irdischen auf der Bühne ist und den elementaren Spectakel mit seinen Versen glossiren muß. Mà che fai rabbiosa Diva? ruft er aus, als das Unwetter in voller Raserei tobt.

Wieder wechselt die Scene. Es zeigt sich „der Festungsplatz des Mars". Im Hintergrunde erhebt sich sein Palast. In der Mitte steht ein isolirter Thurm, in dem der goldene Apfel gehütet wird. Es erschließt sich der Himmel, und man sieht Juppiter, thronend in Majestät, den Adler zu Füßen, daneben Juno, Pallas und uno Choro numeroso di varie Deità. Indem Juppiter der Pallas „vorhebet, warum Sie wegen dieses Goldenen Apfels alles in Unordnung bringe und sie solch ihr Beginnen vertlatigen will, gerathet Sie mit Juno in Zank". Schade, daß die Musik zu diesem olympischen Weibergezänke nicht mehr vorhanden ist; es bot dem Componisten ein herrliches Feld. Schlag

[1] Einleitung S. xiv.

auf Schlag werfen sie sich ziemliche Grobheiten an den Kopf. Giunone schreit: Io sono Regina; Pallas: Io Pallade armata. Die eine: Jedweder sich beugt vor mir; die andere: Ich bin die Angebetete. Giunone: Non stimo quel Hasta — sie frage nichts nach Athenes berühmter Lanze; Pallade: Tuo Scettro non temo — sie fürchte auch Junos Scepter nicht. Juno meint, der Apfel sei ein ihrer Hoheit schuldiger Tribut, Pallas dagegen, daß, wenn es nur vernünftig hergehe, er ihr gebühre. — „Jupiter, soviel Streite aufzuheben, machet den Schluß, den goldenen Apfel zurück zu nehmen." Er schleudert seinen Blitz auf den Thurm, worin das Kleinod verwahrt wird. Der Thurm sinkt in Schutt und Trümmer, und Juppiter befiehlt seinem Adler, daß er den Apfel heraushole, „welcher im schnellen Flug sich dahin begibt, selbigen zwischen den eingefallenen Gemäuren deß Thurms erhebt und dem Jupiter zuträget".

Juno und Pallas liegen dem olympischen Herrscher an, ihnen den wiedergewonnenen Apfel endlich zuzusprechen. Aber Venus ist von der Marsfeste zum Himmel aufgefahren und fordert dort ihr gutes Recht. Giove erklärt nun, er wolle sie alle „vergnügen" und den goldenen Apfel der erhabensten Fürstin der Welt geben, der schönsten, mächtigsten und weisesten, die also die herrlichen Eigenschaften der drei Göttinnen in sich vereine, so daß jede in ihr doch den Preis erhalte. Da erschließt sich das Schicksalsgemach, wovon schon die Rede war, mit seinen Kaiser- und Fürstenbildern aller Habsburger „mit unzehlbaren Nachkommen". Voll Verwunderung schauen dies die Göttinnen und sind nicht nur von dieser Wendung ihres Streites sehr befriedigt, sondern erweisen auch „mit tieffer Naigung" dem kaiserlichen Paare ihre „gnädigste Verehrung". Juno befiehlt „denen Geistern deß Lufft", Pallas „denen streitbaren Rittern" und Venus ihren Sirenen und Tritonen, „daß sie hierob einhellig sich in Freude erheben". Die Bühne verwandelt sich zum letztenmal; Himmel, Erde und Meer werden dargestellt als Schauplatz für die auszuführenden Reigen der Geister in den Lüften, der Cavaliere auf Erden und der Sirenen und Tritonen im Meer, „beygestimmet von klingenden Schalle eines Reyen der Götter und zahlbaren Stimmen unterschiedlicher Klangspiele". Es war also der Musik zum Schlusse noch ein weites Feld eröffnet, Soli, dreistimmige Sätze, Chöre und der Choro di Dei mit Venere, Pallade, Giunone jubiliren fast endlos über die Herrlichkeit und den Ruhm und die zahlreiche Nachkommenschaft des habsburgischen Hauses — ein greller Contrast zwischen diesem altheidnischen Götterjubel und dem frommsinnigen „Gott erhalte, Gott beschütze" des spätern Meisters Joseph Haydn. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Und doch bleibt sich bei allem dem Wechsel ein Etwas gleich, weil dies alles sich zwischen zwei Angelpunkten bewegt, die fest stehen wie die Denkgesetze des menschlichen Geistes selbst. Die Kunstthätigkeit richtet sich immer auf die Darstellung des Schönen, und schön wird der Mensch immer nur das nennen, was in seiner Wahrnehmung gefällt. Es ist kein glänzendes Zeugniß für die tiefe Auffassung der illustren Gesellschaft, die man festlich zu vergnügen glaubte mit Albernheiten, wie sie der Stoff der Operndichtung des „Goldenen Apfel" zu Markt bringt.

Die Personen, welche im Drama auftreten, führen zudem nur alte Namen, fühlen aber, sprechen und singen als Kinder ihrer Zeit. So wenig es Burnacini eingefallen ist, seine antiken Götter und Heroen in geschichtlich treuen Gewandungen auftreten zu lassen, so wenig dachten seine Zuschauer daran, die handelnden Personen nach antiken Ideen aufzufassen. Wie man aus dem Geiste der Zeit sang und spielte, so begnügte man sich auch damit, Juppiter und Juno und Cekrops und Alceſtis in Hoftracht oder in phantastisch orientalischen Gewändern auftreten zu sehen. Das Ideal, dem selbst die begeistertsten Anhänger der Antike im 16. und 17. Jahrhundert nachjagten, war überhaupt zum größten Theil mehr ein Phantom, als der Wirklichkeit entnommene Abstraction.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die kunsthistorische Bedeutung von Cestis Werk. Leider macht schon der Mangel von zwei Acten eine volle objective Beurtheilung unmöglich. Dazu kommt noch, daß, wie schon bemerkt, die vorliegende Partitur schwerlich genügenden Aufschluß gibt über die von Cesti angewendeten Kunstmittel und die Art ihrer Anwendung. Für die Aufführung des Pomo d'oro muß unseres Erachtens eine vollere Besetzung und Ausführung des Accompagnements vorausgesetzt werden, als sie die vorliegende Partitur zu fordern scheint. Cesti war sonst in seinen Anforderungen für die instrumentale Begleitung nicht so bescheiden, und es läßt sich kaum denken, daß er sie bei einer Gelegenheit, wo ihm gewiß die Mittel nicht karg bemessen waren, herabgestimmt haben sollte. Bei alledem liegt aber die Kunst der Instrumentirung für ihn noch sehr in den Windeln. Eine besondere Neigung zeigt Cesti, wie schon bemerkt, die Klangwirkungen der Instrumente theils zum Wechsel der Effecte, theils aber auch zur Charakterisirung seiner Musik zu benutzen. Er hat wirklich feinen Sinn für Klangeffecte, wenn deren Verwendung auch unserem Geschmacke nicht immer zusagen will. Sehr fortgeschritten ist Cesti in Anwendung der harmonischen Effecte. Es ließe sich eine lange Reihe von Stellen anführen, wo er durch seinen raschen, sichern Griff geradezu überrascht, wenn er auch im großen und ganzen auf dem allgemeinen Standpunkte seiner bessern Zeitgenossen steht. Auch von den Meistern des polyphonen Satzes hat er noch manches gute Erbstück bewahrt und in seinem Pomo d'oro ausgespielt. Eine gewisse Eintönigkeit in seiner harmonischen Behandlung darf aber auch nicht übersehen werden. In der Wahl und Durchführung der Tonalität sitzt er nicht fester im Sattel als andere seiner Zeitgenossen. Er fühlt und tappt noch manchmal sehr unsicher umher, und man erinnert sich da lebhaft an die von uns früher besprochenen Kaisercompositionen. Gerade dieser Umstand würde aber ein modernes Ohr am wenigsten befriedigen und ihm stets den Eindruck von etwas Unsicherem, Unfertigem machen. Sehr günstig muß das Urtheil ausfallen über die Behandlung des Textes. Cestis Recitation wie seine ariosen Melodien declamiren diesen fließend und doch bestimmt accentuirt. Die Wiederholungen sind nicht zu häufig und haben, wo sie eintreten, fast durchschnittlich entweder in besonders ernsten oder in echt komischen Momenten hinreichenden Grund. In der Gesamtauffassung des Verhältnisses von Wort und Ton steht Cesti merkwürdigerweise einem Richard Wagner näher, als man glauben möchte. Er kennt so ziemlich die Melodie ohne Ende und

weiß seine Weisen frank und frei zu gestalten. Auch geht ein gewisser einheitlicher Zug durch dieses Bilden, der allerdings mehr im technischen Elemente der Composition liegen mag. Für die rhythmischen Formen bot ihm der Dichter einen reichen, wohlberechneten Wechsel. Ueberhaupt ist, wie wir wiederholt schon angedeutet haben, der Aufbau des Libretto ein zweckbewußter von Anfang bis zum Ende — es gilt, immer größere Effecte zu erzielen. Das war um so schwieriger, als die Sache stark ins Breite geschlagen werden mußte, damit das Festspiel auch längere Zeit in Anspruch nehme. Cesti hat in Anwendung seiner Kunstmittel sich weise zu beherrschen gewußt; er ging haushälterisch zu Werke und hatte alles wohl vorgesehen. Es ist kein Abfallen, sondern ein stätiges Emporsteigen, was sein Werk charakterisirt und es zum Kunstwerke stempelt. Das lesen wir auch aus Cestis Pomo d'oro heraus: wie in jeder Kunst, so auch in der Musik, und bei ihr besonders, findet der menschliche Geist immer neue Spuren und bessere Pfade, wenn er dem Drange seiner Natur folgt und mit ihren gesunden Kräften mit Maß das Ziel seines Schaffens verfolgt. Wenn er aber diese Kräfte absichtlich krankhaft überspannt und, was natürlich ist, für zu gewöhnlich hält, dann wird sein Schaffen gewaltsam, unnatürlich, es bildet nicht und gestaltet nicht, es entstellt nur und verzerrt.

Theodor Schmid S. J.

Recensionen.

1. **Die kirchlichen Strafgesetze**, zusammengestellt und commentirt von Dr. **Joseph Hollweck**, Professor des canonischen Rechts und der Kirchengeschichte am bischöfl. Lyceum zu Eichstätt. Lex.-8°. (386 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 10.

2. **Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz.** Unter Bezugnahme auf das natürliche und göttliche Recht, insbesondere für den Gebrauch des Seelsorgers und Beichtvaters erläutert von P. **Aug. Lehmkuhl** S. J. 8°. Freiburg, Herder, 1899. 6 Lieferungen à *M.* 1.

1. Das gesamte kirchliche Strafrecht wurde in neuester Zeit nicht mehr von katholischer Seite ausführlich dargestellt. Die Constitution Pius' IX. Apostolicae Sedis, welche seit 30 Jahren in Geltung ist, rief zwar eine große Zahl von größern und kleinern Schriften über die Censuren hervor; eine Bearbeitung des ganzen Gebietes kirchlicher Strafgesetzgebung wurde durch dieselbe nicht veranlaßt. Um so mehr ist die vorliegende Arbeit zu begrüßen. Eine von protestantischer Auffassung getragene Darstellung desselben Gegenstandes, wie sie Hinschius in seinem „System des katholischen Kirchenrechts" geboten hat, macht die neue von Professor Hollweck verfaßte keineswegs unnöthig, läßt dieselbe vielmehr doppelt wünschenswerth erscheinen.

Das Buch Hollwecks faßt seinen Gegenstand in selbständiger Weise an. Eine größere Einleitung führt die Grundsätze über kirchliches Strafrecht aus. Das Wesen, die Ziele und die Berechtigung eines kirchlichen Strafrechtes werden seit mehr denn einem Jahrhundert vielfach irrthümlich beurtheilt. Selbst der Kirche treu ergebene Männer äußern nicht selten gegen diese Seite der kirchlichen Gewalt ein gewisses Mißtrauen. Das ist aus der Nichtberücksichtigung der kirchlichen Strafgesetze, ihrer Behinderung erklärlich und namentlich durch die vielen Anklagen, welche gegen dieselben erhoben sind. Hollweck mußte dem gegenüber die Vertheidigung übernehmen und namentlich den Ausführungen Hinschius' in einer Reihe von Sätzen entgegentreten. Das geschieht in übersichtlicher Fassung, edler und ruhiger Sprache.

Die Strafgesetze selbst hat Hollweck in kurze Sätze gefaßt und nach drei Abschnitten geordnet, nämlich das Strafvergehen und sein Thatbestand, die Strafe

und ihre Arten, die einzelnen Strafvergehen und ihre Thatbestände. Diese Sätze stellen ein Gesetzbuch dar, welches aus den geltenden kirchlichen Bestimmungen herausgehoben ist. Dem kirchlichen Strafrechte ist dadurch die Form der heutigen Gesetze verliehen.

Den größern Theil des Buches umfaßt ein ausführlicher Commentar zu den Rechtssätzen. Der Verfasser hat gerade dieser Erläuterung große Sorgfalt zugewendet; die Rechtsquellen, neuere Entscheidungen und die Literatur sind überall berücksichtigt.

Weil man der katholischen Kirche gewaltsame Bekehrungsversuche vorwirft, möge hier der § 168 S. 257 hervorgehoben werden. „Wer Ungetaufte oder in der Häresie von Kindheit an erzogene Andersgläubige auf dem Wege der Gewalt zum Eintritt ins Christenthum beziehungsweise zur Rückkehr in die Kirche zwingt oder in der Ausübung ihres Cultes widerrechtlich stört, ist mit Deposition oder Excommunication zu bestrafen, wenn er nicht entsprechende Genugthuung leistet.“ Der Commentar bemerkt dazu: „Man darf, obwohl die Quellen nicht direct die akatholischen Christen nennen, diese doch unter den Schutz unseres Paragraphen stellen. Freilich genießen denselben nicht die von der Kirche propria rebellione Abfallenden, diese sind in ihren Augen Verbrecher, sondern erst jene, welche peracta rebellione im Irrthum geboren und erzogen werden. Diese betrachtet die Kirche als Irrende, und bei ihrer Bekehrung verschmäht sie allen Zwang.“

Das ganze Werk wird von der Begeisterung für die Wahrheit und für die Trägerin der geoffenbarten Wahrheit, die katholische Kirche, durchweht. „Man braucht nicht alles Heil der Kirche von der Durchführung ihrer Rechtsordnung zu erwarten. Immer wird in der Kirche die Vertiefung in ihre Wahrheit und die allseitige Aneignung der in sie niedergelegten Gnade, der Glaube und die Heiligkeit des Lebens den ersten Platz einnehmen. Aber die Blüthe beider ist nur in sehr beschränkter Weise möglich, wenn die kirchliche Rechtsordnung in vielfältiger Weise ungestraft durchbrochen werden kann. Jede Reform in der Kirche ist mit gleichzeitiger Aufrichtung oder Wiederherstellung der Rechtsordnung Hand in Hand gegangen.“ Die Bedeutung des Gegenstandes und die ansprechende Art, in welcher er behandelt ist, werden dem Buche viele Freunde gewinnen.

2. Das Rechtsleben ist allenthalben mit Fragen des Gewissens verbunden. Will das Staatsgesetz auch bei weitem nicht immer eine Gewissenspflicht auferlegen und verschafft es sich Geltung dadurch, daß der Richter nach dem Gesetze entscheidet und die Staatsgewalt die Entscheidung ausführt und die Gesetzesübertretung ahndet, so bleibt dennoch für das Gewissen noch manche Frage ungelöst. Es bleibt das innere Heiligthum der Menschenseele der Staatsgewalt verschlossen. Nicht selten schließen die Verhältnisse ein Eingreifen des Richters aus, oder seine Thätigkeit hängt von der Aufforderung der Betheiligten ab. Zuweilen steht ein Rechtsweg offen, dessen Vortheil aber nur unter Verletzung sittlicher Pflichten erlangt werden kann. Wollte jemand in dergleichen Fällen auch unabhängig von dem richterlichen Spruche nur den Wortlaut des Gesetzes entscheiden lassen, so müßte er dem Gesetzesparagraphen eine unerhörte Wirksamkeit zumessen und würde

durch offenbare Härten die wahre Gewissenhaftigkeit zerstören. Eine Erklärung des Gesetzes unter Berücksichtigung der Moraltheologie ist deshalb wohl am Platze.

P. Lehmkuhl hat sich, wie die Vorrede sagt, auf Anregung aus den Kreisen der Seelsorgsgeistlichkeit an die Commentirung des Bürgerlichen Gesetzbuches unter der angedeuteten Rücksicht gemacht. Eine Schwierigkeit bot diese Bearbeitung durch den verschiedenen Standpunkt, welchen die katholische Lehre und das Gesetzbuch zum Naturrechte und zur Glaubenslehre einnimmt. Die kirchliche Lehre anerkennt Rechte und Pflichten, welche von Gott der menschlichen Natur mitgetheilt sind und einer Aenderung durch menschliches Gesetz entzogen bleiben. Ueber die strittige Ausdehnung eines solchen Rechtes belehrt die unfehlbare Autorität der Kirche. Ferner berührt das Bürgerliche Gesetzbuch Gebiete, welche der kirchlichen Gesetzgebung angehören. Ist nun auch trotz des verschiedenen Standpunktes der Gegensatz in Wirklichkeit meistens ausgeglichen, so muß P. Lehmkuhl doch gegen einige Sätze des Gesetzbuches Stellung nehmen. „Weil das bürgerliche Recht und das natürliche und kirchliche Recht in mehreren Punkten auseinander gehen, so kann der Katholik im Gewissen nicht all der ‚Rechte‘ sich bedienen, welche das Bürgerliche Gesetzbuch den Staatsbürgern beilegt: der Seelsorger und Beichtvater muß unter gegebenen Umständen eine Pflicht auflegen, welche das ‚bürgerliche Recht‘ nicht aufstellt.“

Da es bei manchen Titeln genügte, den zur Beurtheilung der Gewissensfrage maßgebenden Grundgedanken klarzustellen, wird dort eine kurze Erklärung dem Texte vorausgeschickt. An andern Stellen findet sich die Erläuterung dem betreffenden Paragraphen beigefügt. Wortlaut des Gesetzes und erklärende Bemerkungen sind durch verschiedene Schrift voneinander abgehoben. Weil der Verfasser keinen vollständigen Commentar des Gesetzbuches schreiben, sondern nur die für den Gewissensbereich wichtigen Punkte behandeln wollte, konnte ein allzu großer Umfang des Buches vermieden werden. War bei der Abfassung auch die Absicht leitend, ein Hilfsmittel für die seelsorgliche Thätigkeit zu schaffen, so wird gleichwohl der Fachmann durch den Vergleich des Rechtssatzes mit den moralischen Grundsätzen reiche Anregung zu einem vertieften Rechtsstudium finden.

Jos. Laurentius S. J.

Un Évêque Assermenté (1790–1802). Le Coz, Évêque d'Ille-et-Vilaine, Metropolitain du Nord-Ouest. Par *A. Roussel*, de l'Oratoire. 8°. (XX et 566 p.) Paris, Lethielleux. 1898. Preis *Fr.* 7.50.

Von einem Manne, den Geschichtschreiber fast nur zu nennen pflegen, um ihn der Verachtung oder dem Unwillen preiszugeben, und mit einem Material, welches zur Zeichnung einer Caricatur verführerisch einzuladen schien, hat der Verfasser verstanden, ein Bild zu entwerfen, das bei dem Leser bis zu einem gewissen Grade Wohlwollen und selbst Achtung sich erwerben kann. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß einem Geistlichen, welcher die bedeutsamsten Jahre seines Lebens im offenen Schisma verlebt, welcher aus schismatischer Gesinnung bis zu seinem Ende nicht herausgekommen ist und durch hartnäckig unkirchliche Haltung

seinen Zeitgenossen vielfachen Anstoß gegeben hat, ein solches literarisches Denkmal gerade durch einen katholischen Priester zu theil geworden ist, der seinerseits zu den kirchlichen Grundsätzen sich bekennt.

Claude Le Coz war einer der zwölf ehemals „constitutionellen“ Prälaten, die beim Abschluß des Napoleonischen Concordates 1801, infolge des vom ersten Consul ausgeübten Hochdruckes, auf Sitze der neugegründeten katholischen Bisthümer in Frankreich rechtmäßig ernannt wurden. Als Präses des bischöflichen Collegs von Quimper hatte er sich beim Ausbruch der Revolution den neuen Ideen zugewendet und den Eid auf die Civilconstitution sofort geleistet. Dafür war er schon bald zum Erzbischof von Ille-et-Vilaine (Erzbisthum Rennes) gewählt worden und hatte sich in der kleinen schismatischen Staatskirche der französischen Revolutionszeit einen Namen gemacht. Bei der zweimaligen Comödie eines „Nationalconcils der gallikanischen Kirche“ zu Paris 1797 und 1801 hatte er das Präsidium geführt. Auch der „Gesetzgebenden Versammlung“ hatte er während ihrer ganzen Dauer angehört und dort als schlagfertiger und muthiger Sprecher von sich reden gemacht. An publicistischen Erzeugnissen wie an brieflichen Ergüssen war er sein ganzes öffentliches Leben hindurch unerschöpflich fruchtbar bis zur Manie. Als Erzbischof von Besançon entfaltete er ein sehr bedeutendes organisatorisches Talent und hat sich um jene Kirche manches Verdienst erworben, wenn er auch durch hartnäckiges Festhalten an seinen staatsdienerischen Grundsätzen wie an seinen alten „constitutionellen“ Sympathien für die kirchlich gesinnten Kreise stets ein Gegenstand des Mißtrauens blieb. Zur theilweisen Entschuldigung des sonst thätigen, talentvollen und in seinem privaten Wandel unsträflichen Mannes läßt sich nur sagen, daß er in außergewöhnlichem Grade Enthusiast war. Die gallikanischen Freiheiten von 1682 waren seine fixe Idee; praktisch standen sie ihm höher als das Christenthum selbst; durch sie und ihre consequente Durchführung glaubte er erst zu sein, was ihm als das Höchste galt: ein „Franzose“ und ein „Staatsbeamter“.

Daher erklärt es sich wohl auch, wenn Le Coz trotz seiner sonst unbestreitbaren persönlichen Bedeutung zum zweitenmal erst in der Oeffentlichkeit einen Biographen findet, der ihm nicht von vornherein mit unerbittlichem Verdict gegenübertritt. Du Châtellier, der bereits in seiner Révolution en Bretagne mit diesem historisch merkwürdigen Landsmanne sich zu befassen hatte, widmete ihm noch eine besondere Schrift: L'abbé Le Coz, die jedoch über einen eng begrenzten Kreis von Lesern nicht hinausgekommen ist. Eine ausführliche Biographie auf Grund authentischer Aufzeichnungen und Documente hatte der ehemalige Benediktiner, dann constitutionelle Geistliche, zuletzt erzbischöfliche Secretär und Canonicus von Besançon, Grappin († 1833) im Manuscript hinterlassen; sie hat jedoch den Druck nie erlebt. Mit einer Sammlung von Familienbriefen und andern Correspondenzen lag sie dem Verfasser des hier angezeigten Werkes vor, dem es auch gelang, in andere wichtige Schriftstücke und Correspondenzen sich Einblick zu verschaffen. Er hat dies alles zu einem Werke verarbeitet, das großes Interesse bietet. Neben dem höchst lehrreichen Stoffe ist anzuerkennen die Nüchternheit und Billigkeit, mit welchen der Verfasser seinen Helden behandelt.

Er macht oft auf dessen Schwächen aufmerksam, kritisirt und rectificirt dessen Urtheile und Behauptungen. Doch liebt er es noch mehr, dessen Lichtseiten zur Geltung zu bringen und einer allzu summarischen Aburtheilung seines Helden entgegenzutreten. Das Hauptziel des Verfassers geht dahin, den Nachweis zu erbringen, daß Le Coz trotz all der verhängnißvollen Irrgänge seines bewegten Lebens stets und unwandelbar in gutem Glauben sich befunden habe. Diese Frage führt freilich so tief in die Labyrinthgänge des menschlichen Gewissens, daß sie im letzten Grunde nur von dem Auge eines höhern Richters entschieden werden kann. Aber den guten Glauben in einem gewissen Sinne, im Sinne der alles überwältigenden Macht der Illusion über einen stark enthusiastisch angelegten Charakter, dürfte er einigermaßen wahrscheinlich gemacht haben.

Sein Verfahren dabei ist ein sehr einfaches. Nach der Folge der Zeit werden Inhalt oder Wortlaut authentischer Schreiben aneinandergereiht, welche der Herausgeber — zuweilen reichlicher als nothwendig — mit seinen Glossen begleitet. Auf die großen Zeitereignisse und Umwälzungen, zwischen denen dieses merkwürdige Menschenleben sich abspielt, wie auf bedeutendere Gestalten der jenem zur Seite stehenden Personen läßt er sich soviel wie gar nicht ein. Soll man das volle Verständniß in allen Punkten gewinnen, so ist vorausgesetzt, daß der Leser über alle Phasen der Revolution und die ganze Geschichte jener Zeit bereits eingehend unterrichtet sei. Ohne das könnten auch über die Bedeutung der constitutionellen Kirche wie über die persönliche Stellung, welche Le Coz in derselben einnahm, leicht unrichtige und überschätzende Vorstellungen entstehen. Die constitutionelle Winkelkirche muß erst an der katholischen Martyrerkirche, Le Coz an Parteigenossen wie Grégoire, aber auch an den kirchlichen Vorkämpfern seiner Tage gemessen werden.

Den königstreuen Bischöfen hat ihn der Verfasser wohl zu verschiedenen Malen gegenübergestellt, jedesmal zu Ungunsten dieser letztern. Manchmal muß dies schmerzlich berühren. Wenn den Bischöfen wiederholt zum schweren Vorwurf gemacht wird, daß sie emigrirt seien, statt wie Le Coz an der Spitze ihrer Herde dem Martyrertode entgegenzugehen, so ist das kaum billig. Die Bischöfe standen zur Zeit der Emigration vor einer ganz ungewissen Zukunft. Die triftigsten Gründe christlicher Klugheit und bischöflicher Hirtenpflicht konnten die zeitweilige Flucht empfehlen, auch wo dieselbe nicht mit Gewalt erzwungen wurde. Schon der Umstand, daß nahezu der gesamte Episcopat, und ohne Zweifel ein im ganzen hochachtbarer Episcopat, zur Emigration sich entschloß, ist vielsagend und fällt ins Gewicht. „Um diese Zeit", schreibt im Hinblick auf den Sommer 1792 L. Sciout (Histoire de la Constitution civile du Clergé II [Paris 1872], 147), „wurden die Bischöfe, wenn sie nicht auswanderten, in ihren eigenen Häusern verhaftet; verließen sie aber ihre Diöcesen, so wurde dies sofort signalisirt, und man nahm sie fest unter der Anklage auf Emigration. Jedem Prälaten, welcher unter den Augen der constitutionellen Kirche den katholischen Cultus ausüben wollte, wurde nur die Wahl gelassen zwischen Gefängniß oder Exil." Der so schmählich mißhandelte, monatelang eingekerkerte Bischof Senez von Digne konnte etwas davon erzählen. Ungleich entwürdigender und schreck-

hafter noch war der Leidensweg des vom rasenden Revolutionspöbel dreimal verjagten Bischofs de Chilleau von Chalons-sur-Saone. Man lese Sicard (Les Évêques pendant la révolution [Paris 1894] p. 460 s.), welcher diese Frage über die Haltung der Bischöfe eingehend erörtert hat. Derselbe weist u. a. hin auf den muthigen Bischof La Broue de Vareilles von Gap, der mit all seinem Ausharren in der Diöcese nicht verhindern konnte, daß die große Mehrzahl seines Clerus pflichtvergessen den verpönten Eid leistete. Trotz manches Guten, was er wirken konnte, hat er nach einer langen Kette von Leiden und Verlusten selbst zuletzt den Zweifel ausgesprochen, ob er im Interesse seiner Kirche nicht besser daran gethan hätte, rechtzeitig zu emigriren. Es war keineswegs nur das Leben der Bischöfe, welches bedroht war, es war vielleicht mehr noch die Würde ihrer Stellung und die Freiheit ihres Handelns.

Mit ähnlicher Härte urtheilt der Verfasser auch später hinsichtlich jener Prälaten, welche in die durch das Concordat geschaffene Neuordnung sich nicht finden konnten und, befangen in gallikanischen Vorurtheilen, der Aufforderung des Papstes zur freiwilligen Abdankung sich nicht glaubten fügen zu sollen. Ohne Zweifel haben diese sonst achtbaren Männer hierin gefehlt. Aber was zu Gunsten eines Le Coz angerufen wird, was seinen guten Glauben an die Rechte der gallikanischen Kirche darthun soll, darf doch in gleichem Maße auch für diese hartgeprüften Bischöfe in Anspruch genommen werden. Der Verfasser ist geneigt, sich lustig zu machen über das Motiv der Königstreue, das angeblich diese ehrwürdigen Männer dabei vor allem geleitet habe. Mag es unrecht gewesen sein, Rücksichten dieser Art mehr Gewicht beizulegen als der Sorge für das Heil der anvertrauten Seelen, so bleibt doch auch die christlich aufgefaßte Pflicht der Königstreue ein hochachtbares und geheiligtes Motiv. Der Verfasser erzählt in etwas spöttischem Tone von Bischof de la Marche von Léon. Dieser wollte zwar seine Absetzung durch den Papst und die Neuabgrenzung der französischen Bisthümer durch das Concordat nicht als zurecht bestehend anerkennen; aber er freute sich doch über die Herstellung des kirchlichen Friedens in Frankreich. Auf Umwegen ließ er dem Oberhirten jenes Bisthums, welchem sein alter Sprengel zugefallen war, alljährlich die Delegation aller seiner Vollmachten zustellen, um demselben, ohne ihn anzuerkennen, doch nach gallikanischer Auffassung eine rechtmäßige Verwaltung zu ermöglichen. Dieser Bischof befand sich in einem großen kirchenrechtlichen Irrthum; allein den Irrthum einmal vorausgesetzt, hat er so edel und selbstlos gehandelt, daß dies kühn auch den besten Handlungen eines Le Coz an die Seite gestellt werden kann.

Wenn der Verfasser von der persönlichen Haltung der französischen Bischöfe im Auslande und von dem Eindrucke, den diese Prälaten bei der fremden Bevölkerung hinterließen, geringschätzig zu denken scheint, so dürfte er für diese seine Anschauung schwerlich auf urtheilsfähige Zeugen im damaligen England oder Deutschland sich berufen können. Die zahlreichen französischen Prälaten wenigstens, die auf deutschem Boden Zuflucht gefunden hatten, werden stets nur mit Achtung genannt. So heißt es in einem Aufsatze der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens" XLVI, 79 (Westfalen und

die französische Emigration) über „das Oberhaupt der nach Westfalen geflüchteten Geistlichen", Cardinal de la Rochefoucauld: „Im Alter von 89 Jahren starb dieser ehrwürdige Kirchenfürst zu Münster, wo er seit sechs Jahren in stiller Zurückgezogenheit, aber als Gegenstand allgemeiner Verehrung gelebt hatte." Aehnlich geschieht daselbst S. 59 des erbaulichen Aufenthaltes des Bischofs von le Mans in Paderborn Erwähnung.

Auch wo der Verfasser den spätern Bischof und berühmten Kanzelredner de Boulogne gelegentlich als Schriftsteller Le Coz gegenüberstellt, kann man sich nur schwer des Eindruckes erwehren, daß hier nicht ganz gleiches Maß angewendet wurde. Es ist, als ob die republikanische Luft, die im heutigen Frankreich weht, unwillkürlich dahin wirke, die einstigen treuen Anhänger der Monarchie unnachsichtiger, die Freunde liberaler Institutionen sympathischer zu beurtheilen, als bei völlig unbefangener Abwägung ihrem persönlichen Verdienste zukäme. Für den armen Le Coz mag dies freilich ein Schadenersatz sein für die vielen vielleicht allzu abfälligen, oft ungerechten Urtheile, mit welchen eine anders gerichtete Zeit und Denkungsweise sein Andenken über Gebühr getrübt hat.

Der Werth der vorliegenden hübschen Publication soll durch solche Bemerkungen keineswegs herabgesetzt werden. Er besteht darin, daß sie einen recht guten Einblick gewährt in das Weben und Streben der längst vergessenen kleinen constitutionellen Kirche; daß sie recht drastisch das Unwürdige des damaligen Staatskirchenthums nachweist und dies gerade bei einer sonst achtbaren und theilweise entschuldbaren, nicht unbedeutenden Persönlichkeit; daß sie endlich das Charakterbild eines überaus merkwürdigen, im guten Sinne originellen Enthusiasten recht anschaulich wiedergibt.

Otto Pfülf S. J.

Louis Veuillot. Par ***Eugène Veuillot*** (1813—1845). 3e édit. 8°. (XI et 552 p.) Paris, Retaux, 1899. Preis *Fr.* 7.50.

Von der mit Ungeduld erwarteten Biographie des berühmten katholischen Schriftstellers Louis Veuillot ist endlich, 15 Jahre nach seinem Tode, der erste Band erschienen. Hielt der Verfasser, Eugen Veuillot, erst jetzt den Zeitpunkt für gekommen, gewisse dunkle Punkte der katholischen Bewegung in Frankreich aufklären, alte Gegner und alte Freunde frei beurtheilen zu können? Für einen Geschichtschreiber ist es gewiß von Werth, wenn die zu behandelnden Personen und Ereignisse in eine gewisse Ferne gerückt sind; das gewährt ihm größere Freiheit. Aber E. Veuillot hat sich durch solche Gründe nicht bestimmen lassen. „Ich habe gewartet," sagt er im Vorwort, „weil unvorhergesehene Umstände und Schwierigkeiten mich nöthigten, mich mehr als ich wünschte der journalistischen Thätigkeit zu widmen." Es handelte sich nämlich darum, den „Univers", den L. Veuillot vor seinem Tode allein seinem Bruder anvertraut hatte, in seiner bisherigen Richtung zu erhalten.

Der vorliegende erste Band beginnt mit der Geburt L. Veuillots im Jahre 1813, und schließt mit seiner Verheiratung 1845. Er berichtet über seine ganze Jugendzeit, die Anfänge seiner publicistischen Thätigkeit, seine Bekehrung und die

sieben ersten Jahre seines Kampfes für die Kirche. Er zeigt ihn uns als Kind in der Werkstätte seines Vaters; im Alter von 13 Jahren als Schreibergehilfen bei einem Notar; von seinem siebenzehnten Jahre an als Mitarbeiter für conservative Tagesblätter, zuerst zu Rouen, dann zu Périgueux, endlich zu Paris. Im Jahre 1838 finden wir ihn in Rom, wo ein französischer Jesuit, P. Rozaven, an seiner Bekehrung mitwirkt; nach Paris zurückgekehrt, erringt er sich bald einen Ehrenplatz unter den Vorkämpfern der katholischen Presse. Bereits im Jahre 1845 hatte er mehrere Werke veröffentlicht, die von dem starken, innigen Glauben ihres Verfassers ein beredtes Zeugniß ablegten, so Les Pèlerinages de Suisse, Rome et Lorette u. s. w.; bereits war er Chefredacteur des „Univers", den er zu einem einflußreichen und gefürchteten Tagesblatte umgeschaffen hatte; bereits hatte er, trotz der wüthenden Angriffe der Feinde der Kirche, unerschrocken für den freien und christlichen Unterricht gekämpft und dafür Geldstrafe und Gefängniß erduldet.

Einen besondern Reiz erhält die Schilderung dieser Arbeiten und Kämpfe dadurch, daß sie von dem beständigen Augenzeugen, dem vertrautesten Kenner L. Veuillots geboten wird. Die persönlichen Erinnerungen des Verfassers ermöglichen uns einen tiefern Einblick in sein Privatleben. „Ich spreche ganz gewiß als Geschichtschreiber," sagt Eugen Veuillot, „aber ich will damit nicht sagen, daß der Geschichtschreiber den Bruder, den Schüler, den Waffengefährten, den Augenzeugen völlig zurückdränge. Was ich erzähle, habe ich erlebt. Daher werden Mittheilungen vertraulichster, persönlichster Natur einfließen, in denen man vielleicht ein übermäßiges Sichgehenlassen finden wird. Das kümmert mich wenig. Derartige ungezwungene Mittheilungen dienen der Wahrheit oder sind vielmehr die Wahrheit selbst und machen sie packender." Auf den Einwurf, er könne das Leben seines Bruders nicht unparteiisch schreiben, antwortet der Verfasser: „Wenn unter Unparteilichkeit Gleichgiltigkeit zu verstehen ist, dann bin ich ganz gewiß nicht unparteiisch. Aber ich will den Leser in den Stand setzen, es zu sein; deshalb theile ich genau die Handlungen mit. Wenn diese aber in ihrem rechten und vollen Lichte gezeigt werden, wenn man den zu Grunde liegenden Gedanken, das Ziel, die Wurzel und die Früchte derselben hervortreten läßt, so ermöglichen sie einem jeden ein unparteiisches Urtheil über das Werk und den Urheber. Das ist das Charakteristische meines Buches."

Um das Leben des großen Polemikers, wie L. Veuillot es war, angemessen zu schreiben, genügt es nicht, zu wissen, was er gethan; es müssen auch die Umstände mitgetheilt werden, in denen er es gethan. Es war daher nothwendig, den Ursprung der katholischen Partei in Frankreich, ihre Berechtigung, die Weise ihrer Entstehung, ihre Führer, die von ihr geleisteten Dienste, die bestandenen Prüfungen mit in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Der Verfasser hat diese Nothwendigkeit erkannt. Er hat deshalb seinen Gegenstand erweitert, um ihn desto gründlicher zu behandeln, ohne über die nothwendigen Grenzen hinauszugehen. Zudem enthält die eingehende Darlegung alles dessen, was die katholische Partei gethan und geleistet, sehr viel Belehrendes. In den Kämpfen der Vergangenheit finden jene, welche die der Gegenwart und Zukunft durchzufechten haben, Vorbilder und Waffen.

Von selbst drängt sich nach dem Lesen des ersten Bandes das lebhafte Verlangen nach dem baldigen Erscheinen des zweiten auf, der uns L. Veuillot als den unbeugsamen Mann felsenfester Principien zeigen wird, welcher sich nie dazu versteht, die Wahrheit abzuschwächen oder auch nur zu verschleiern, und dem Ansturm aller Feinde der Kirche mit Erfolg die Stirn bietet.

Viktor Mercier S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J. Cum approb. Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Tomus IX: Tractatus dogmatici. (De virtutibus moralibus. De peccato. De novissimis.) 8°. (X et 366 p.) Friburgi, Herder, 1899. Preis *M.* 5.40.

Wir zeigen hiermit den letzten Band dieses theologischen Lehrbuches an. Wer den Stand der Literatur kennt, wird wissen, daß gerade die Theorie der Tugenden große Schwierigkeiten bieten mußte. Um so dankbarer wird man dem Verfasser sein, daß er auch die theologischen Argumente, mehr als es bei diesem Stoffe zu geschehen pflegt, so weit es eben thunlich war, herbeizog. Manches, was die Moraltheologie ausführlich behandelt, ist hier übergangen. Es sollten eben vor allem die Principien und Grundprobleme dargelegt werden. Sehr interessant und zeitgemäß sind auch manche der Ausführungen über die Sünde und die letzten Dinge. Mit wohlthuender Klarheit wird in der Lehre vom Fegefeuer das Sichere vom Unsichern geschieden. Mit größter Umsicht erörtert der Verfasser die Frage des Höllenfeuers. Für die Geschichte der Tradition und der Scholastik bietet die Untersuchung des Problems, ob alle Menschen vor dem jüngsten Gericht sterben werden, recht lesenswerthe Beiträge. Wir wünschen dem Verfasser Glück zum Abschluß seiner mühevollen Arbeit und zweifeln nicht an dem Erfolg des Werkes.

Die Verlesung der Meßperikopen in der Volkssprache. Von Dr. Joh. Ernst, Pfarrer und Militärkurat a. D. in Miesbach. 8°. ([illegible] S.) **Passau, Kösel, 1899.**

Der Verfasser legt ein warmes Wort dafür ein, daß während der heiligen Messe, mehr noch als es zu geschehen pflegt, das Evangelium und die Epistel zur Verlesung in der Muttersprache kämen, und zwar außer denen der hohen und gebotenen Festtage diejenigen des Tages oder des gewöhnlichen Kirchenjahres. Mit Grund findet er in ihnen eine Quelle der anregendsten Gedanken, welche zur Erbauung des gläubigen Volkes vom Heiligen Geiste in den heiligen Schriften niedergelegt sind, und von welchen gerade die von der Kirche ausgewählten Abschnitte eine reiche Fülle bieten. Für die verschiedensten Verhältnisse und Seelenstimmungen regt bald der eine bald der andere Satz den Hörer mächtig an: er findet Trost in Leiden

Kraft in Versuchung, Einschüchterung bei Vermessenheit, Zuversicht in Gefahr. Es entspricht ohne Zweifel der Absicht der Kirche, daß gerade diese Lesestücke nach Möglichkeit ein Gemeingut des gläubigen Volkes werden. Der Verfasser der hier angezogenen Schrift hat nicht unrecht, wenn er sagt, eine einzige Sentenz der göttlich inspirirten Bücher bringe manchmal eine nachhaltigere Wirkung in der Seele des Hörers hervor als eine ganze Predigt. Doch dürfte es wohl zu weit gegangen sein, die Anknüpfung einer kurzen Erklärung des vorgelesenen Abschnittes auszuschließen: ohne Erklärung bleibt manches unverstanden, ja nicht selten mißverständlich; dem müßte möglichst vorgebeugt werden. Sollte dies der Zeit oder der Umstände halber nicht geschehen können, so würde das immerhin als ein Uebel aufzufassen sein, und man müßte mindestens mißverständliche Stellen durch Einschiebung einer erklärenden Umschreibung verständlich machen.

Das goldene Jahr. Jubiläumsbüchlein von Joseph Hilgers, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. 32°. Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis geb. 75 *Pf.*

Das bevorstehende Jubiläumsjahr wird voraussichtlich Anlaß zu verschiedenen auf das Gnadenjahr bezüglichen Schriftchen sein. Eines dieser Art liegt bereits im „Goldenen Jahr" des P. Hilgers vor. Dasselbe will den Gläubigen behilflich sein, die Schätze des goldenen Jahres zu heben, und gibt darum zu diesem Ende in zehn Abschnitten eine ebenso klare und gemeinverständliche wie anregende und erbauende Erläuterung der päpstlichen Jubiläumsbulle. Für den praktischen Gebrauch ist in einem Anhang zur Benutzung bei den frommen Uebungen, die zur Gewinnung des Jubiläumsablasses vorgeschrieben sind, eine Anzahl auserlesener und durchweg mit Ablässen versehener Gebete angefügt. Der Preis des mit einer Reihe schöner Illustrationen in Schwarzdruck gezierten Werkchens ist mäßig. Eine zweite, kürzere Ausgabe des Schriftchens ist unter dem Titel „Jubiläumsbüchlein" (Preis ungebunden 30 *Pf.*) erschienen. Der Anhang beschränkt sich in ihr auf Gebete zum heiligsten Herzen Jesu.

Der Katechet. Ausführliche Erklärung des katholischen Katechismus als praktische Anleitung zum Katechisiren. Von Ferdinand Heinrich Jaegers, Pfarrer zum hl. Andreas in Köln. Mit Genehmigung des Erzbischöflichen General-Vikariates zu Köln. Erster Band. 8°. (VIII u. 600 S.) Köln, Bachem, 1899.

Das hier angezeigte Handbuch verdankt sein Entstehen einer Anregung des hochw. Herrn Weihbischofs von Köln, Dr. Anton Fischer, welcher nunmehr dem vorliegenden ersten Bande eine empfehlende Einleitung mit auf den Weg gibt. Der Verfasser ist ein geschulter Katechet, der „seine Methode, namentlich die Ausdrucksweise, in langjähriger Praxis in Stadt- und Landschulen erprobte". Es sei damit das Werk auch hier empfohlen, indem wir uns vorbehalten, nach seiner Vollendung eingehender auf dasselbe zurückzukommen. Bei Beurtheilung des Buches ist jedenfalls wohl zu beachten, daß dasselbe einen ganz bestimmten praktischen Zweck hat, und daß daher nicht der Eindruck der bloßen Lesung für die Würdigung des Gebotenen maßgebend sein darf. Schon eine Predigt hört sich ganz anders an, als sie sich liest. Weit mehr gilt das von einer Katechese, die naturgemäß und wesentlich aus Rede und Gegenrede, Frage und Antwort besteht, die das ihr eigenthümliche Gepräge sowie all ihre Vorzüge hauptsächlich von der lebendigen Frische der Com-

munication zwischen Katechet und Katechumenen erhält. Das läßt sich aber nicht so niederschreiben, und man darf es daher auch nicht im vorliegenden Werke suchen, zumal hier die Antworten und Fragen der Kinder nicht eingefügt worden sind. Vielleicht hätte der Verfasser nun dennoch wenigstens beispielshalber bei einzelnen Katechesen auch jene Antworten ausführlich bringen sollen, um so besonders dem angehenden Katecheten ein vollständiges Bild einer guten Katechese zu geben. Mit dem erwähnten Unterschied zwischen geschriebener und gehaltener, todter und lebendiger Katechese hängt es wohl auch zusammen, daß die Beweise der einzelnen Wahrheiten nicht immer scharf genug hervortreten. Es könnte dem ja beim lebendigen Vortrag die Hervorhebung in der Betonung abhelfen. Auch jene Wärme, die da Herz und Gemüth des Kindes so wohlthuend berührt, daß ihm jede katechetische Stunde süß und angenehm vorkommt, kann vollkommen nur durch das lebendige Wort erreicht werden. Im übrigen, wie die Einleitung selbst sehr richtig bemerkt, „verfolgt das Handbuch nicht den Zweck, daß der es benutzende Katechet seine Katechese genau und wörtlich so halte, wie sie im Buche steht. . . . Nur derjenige Unterricht und namentlich nur derjenige Religionsunterricht ist der richtige, in dem die Individualität des Lehrers hervortritt; nur dadurch wird der Unterricht Geist und Leben." Was die Art und Weise angeht, wie Citate, besonders Väterstellen, beigebracht werden, so dürfte etwas mehr Einheitlichkeit und Genauigkeit erwünscht sein.

Italienischer Beichtspiegel mit einem Anhang italienischer Gebete für den Empfang der heiligen Communion und der letzten Oelung. Herausgegeben von Dr. Lorenz Werthmann, Erzb. Geistl. Rath. Mit erzbischöflicher Approbation. Kl. 8°. (90 S.) Freiburg, Verlag des Charitasverbandes für das kath. Deutschland, 1899. Preis 45 *Pf.*

Schon der guten Sache wegen, welcher das Büchlein dient, muß dasselbe auf besondere Weise empfohlen werden. Die Seelsorge der italienischen ebenso wie der polnischen Arbeiter, wie sie in Deutschland betrieben wird, ist ein rühmendes Zeugniß für den Seeleneifer des deutschen Clerus. Auch das vorliegende Büchlein bezeugt dasselbe sehr klar. Inhalt und Anlage des Werkchens verdienen alles Lob. Alles nothwendige zur heiligen Beicht, Communion, letzten Oelung findet sich darin deutsch und italienisch. Das Italienische ist mit einer eigenen Orthographie (nach der Aussprache) gegeben, so daß jedermann mit Leichtigkeit dasselbe handhaben kann. Wer das Büchlein geschickt benutzt, kann so nebenher mit Hilfe desselben einen guten Anfang machen zur Erlernung der italienischen Sprache.

Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Historisch-kritisch dargelegt von Franz Xaver Thalhofer, Dr. theol. gr. 8°. (VI u. 246 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.

Ueberaus fleißig, dabei verständig und maßvoll im Urtheil, überall das Gute anerkennend, ohne die Schwächen zu übersehen, sucht diese Arbeit über Entstehung, Verbreitung, Stoffauswahl und sachliche wie formelle Gestaltung des deutschen Katechismus zu unterrichten. Es versteht sich, daß dabei die wichtigsten Fragen des Volksunterrichtes wie des Jugendunterrichtes, der Methode wie der Lehre in Anregung gebracht werden mußten. Man wird daher in jedem Falle mit Nutzen und Interesse das Buch studiren. In manchem wird das Urtheil nach wie vor getheilt bleiben. Wenn aber das Werk [illegible] mit [illegible] darthut, so ist es [illegible]

Thatsache, daß niemals ein Katechismus hergestellt werden wird, der jeden Tadel und jede Klage verstummen macht. Um so entschiedener wird man den tiefdurchdachten Worten Dr. Knechts beistimmen (S. 166): „Nach katholischer Anschauung ist der Katechet primario der Lehrer der Kleinen, und sein lebendiges Wort ist die Hauptsache. . . .“ Der Verfasser trägt kein Bedenken, für die Katechismen Felbigers warm einzutreten trotz entgegenstehender Autoritäten; andererseits hat er wiederholt Veranlassung, auch P. Deharbe gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Freilich hat er selbst S. 192 diesem tüchtigen und besonnenen Theologen mit Unrecht zu große Rigorosität vorgeworfen und etwas als vermeintliche Correctur beigebracht, was sich von selbst versteht und an dieser Stelle nicht zu behandeln war. Auch bei dem Vorwurf S. 186 wegen Deharbes eingehender Erklärung der vollkommenen Liebe scheint die tief ins praktische Christenleben eingreifende Bedeutung gerade des Liebesactes nicht genügend in Betracht gezogen. Sehr vortrefflich sind die wiederholten Hindeutungen auf die Verschiedenheit der Voraussetzungen und Anforderungen einerseits des Volkskatechismus für ein bunt zusammengewürfeltes, des Lesens unkundiges, freiwilliges Auditorium und des Schulkatechismus für unsere auf der heutigen Höhe des Vielwissens stehende Elementarschule. Diese von richtigem Blicke zeugenden Andeutungen hätten mit Nutzen noch weiter verfolgt werden können. Es würde sich dann gezeigt haben, daß auch die Katecheten früherer Jahrhunderte ganz wohl wußten, was sie thaten und was sie wollten, und daß manches, was ihnen von den heutigen Theoretikern als Tadel angerechnet wird, gerade ihren Verhältnissen angemessen und ein wahres Verdienst war.

Liber Agendarum ecclesie et diocesis Sleszwicensis. Katholisches Ritualbuch der Diöcese Schleswig im Mittelalter. Herausgegeben mit historischer Einleitung von Dr. Joseph Freisen, Professor des Kirchenrechtes in Paderborn. 8°. (XXXI u. 160 S.) Paderborn, Junfermann, 1898. Preis *M.* 5.

Als Professor Freisen das Manuale von Roeskilde herausgab, bekundete er seine Absicht, auch den Liber Agendarum ecclesie et diocesis Sleszwicensis, ein auf Anordnung des letzten katholischen Schleswiger Bischofs, Gottschalk von Ahlefeldt, 1512, zum Gebrauch für die Diöcese Schleswig gedrucktes Ritualbuch zu veröffentlichen. Dem Manuale Roskildense ist in der That die Schleswiger Agende prompt gefolgt. Der Herausgeber hat auch hier dem Text des Rituale eine kurze historische Einleitung vorausgeschickt, welche über die Einführung des Christenthums in Schleswig und die Geschicke der katholischen Kirche daselbst bis zur Gegenwart orientirt. Ein fernerer Abschnitt beschäftigt sich mit der Beschaffenheit des Codex, der Entstehung der Agende und verschiedenen ihr eigenthümlichen Gebräuchen. Sehr zweckentsprechend und instructiv sind die dem Texte des Liber Agendarum beigefügten Noten, in welchen Freisen andere Ritualbücher, das römische, kölnische u. s. w., und insbesondere die Ritualien der drei nordischen Diöcesen Åbo (Finnland), Linköping (Schweden) und Skara (Schweden) zum Vergleich heranzieht. Da die Schleswiger Agende inhaltsreicher ist als das Manuale von Roeskilde, bildet sie einen noch wichtigern Beitrag zur Kenntniß und Würdigung des katholischen Ritus des Nordens zur Zeit des ausgehenden Mittelalters als dieses. Der Herausgeber hat sich daher erst recht durch ihren Abdruck das Anrecht auf den Dank aller erworben, welche sich mit dem Studium der Liturgik oder der religiösen Gebräuche jener Tage befassen. Der Bischof, welcher sich auf dem Holzschnitt der Kehrseite

des Titelblattes der Agende (S. 2) findet, kann in Anbetracht des beigefügten Wappens nach spätmittelalterlicher Darstellungsweise wohl nur der Bischof Ahlefeldt sein (S. xxv). Wenn Freisen ferner meint (S. 156, Anm. 2), die benedictio pere et baculi peregrinantium in der Schleswiger Agende scheine für jede Reise gelten zu sollen, so ist das unzutreffend. Denn aus dem Gebete, welches nach dem betreffenden Formular bei Uebergabe der Tasche und des Stabes vom Priester zu sprechen ist, ergibt sich, daß es sich um Reisen ad limina sanctorum, also bloß um Wallfahrten handelt.

Bischof v. Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung von Otto Pfülf S. J. Erster Band. Lex.-8°. (XVI u. 416 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.25.

Kettelers Persönlichkeit und bischöfliches Wirken, beide einzig in ihrer Art, haben es um die Kirche Deutschlands verdient, daß ihr Andenken in Ehren bleibe. Daß ihm nun endlich nach 22 Jahren ein biographisches Denkmal gesetzt wird, wie es seiner Bedeutung entspricht, ist würdig und recht. Das Werk ist unter günstigen Bedingungen zu stande gekommen. Was 20 Jahre hindurch eine hingebende Pietät von überall her gesammelt hatte, stand zur Verwerthung offen, dazu noch der treue Rath eines mit dem verewigten Kirchenfürsten so vertrauten Mannes wie Herr Domkapitular Dr. Raich. Durch frühere Arbeiten auf nahe verwandten, mit dem gegenwärtigen Stoffe sich enge berührenden Gebieten hat der Verfasser gezeigt, daß er die großen kirchlichen Fragen nach allen Richtungen ins Auge zu fassen weiß, und daß es ihm um nichts anders zu thun ist als um die Sache. Wer die zwei Bände über Cardinal v. Geissel näher studirt hat, weiß im voraus, daß er in dem vorliegenden Werke etwas mehr zu erwarten hat als schöne Worte. Wo der Biograph mit so hohem Ernst seine Aufgabe erfaßt, wie es hier geschieht, kann es nicht ausbleiben, daß sein Werk wahrhaft zu einem Lehrbuch kirchlichen Denkens, Lebens und Wirkens werde. Wenn die Vorrede auf Schwierigkeiten hindeutet und etwaigen üblen Eindrücken vorzubeugen sucht, so kann sich dies nur in geringem Grade auf diesen ersten Band beziehen. Es scheint wohl, daß die folgenden Bände noch heiklere Partien zu behandeln haben werden. Das hat bei Personen und Ereignissen, die einer so nahen Vergangenheit angehören, immer sein Mißliches, ist aber oft kaum zu umgehen bei Werken, die ihren Werth behalten sollen für die Zukunft. Die Anlage des Werkes, das im vorliegenden Bande nur bis 1850 führt, bietet jedenfalls den Vortheil, daß von Band zu Band das Interesse wächst. Kettelers schriftstellerisches Aufgreifen der socialen Frage, die Ereignisse von 1866, das Vaticanische Concil und der Culturkampf u. s. w. stehen noch in Aussicht, und man sieht dem vollständigen Abschluß mit wacher Spannung entgegen.

Eine Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal. Von Anton Mayr, Pfarrer in Tandern. 8°. (368 S.) Radolfzell, Moriell 1898. Preis *M.* 3.20.

Pfarrer Mayr hatte 1894 und 1896 eine Pilgergesellschaft nach Spanien geleitet. Ziel der Fahrt war beide Male vornehmlich das altberühmte Grab des Apostels Jacobus des Aelteren in Santiago de Compostela; doch wurde auch andern hervorragenden Orten und heiligen Stätten der pyrenäischen Halbinsel ein Besuch gewidmet. Die Erlebnisse der zweiten der beiden Pilgerreisen, welche sich bis nach Portugal hineinerstreckte, hat nun Pfarrer Mayr in seiner „Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal“ niedergelegt. Wie damals seine Reisefreunde, [illegible]

er jetzt den Leser über Paray-le-Monial und Clermont auf spanischen Boden, zeigt ihm dort Barcelona, ersteigt mit ihm die vielzerklüfteten Felsen des Montserrat, geleitet ihn in die Höhle von Manresa, preist ihm Zaragoza und Valencia, die Stadt des Cid, entrollt ihm ein Bild von Cordoba, Sevilla, Cadix und Granada samt ihren zahlreichen maurischen Erinnerungen, schildert ihm Toledo, Madrid, den Escorial, läßt ihn Halt machen an den Stätten, wo die hl. Theresia gelebt und gewirkt hat, in Avila und Alba, zieht mit ihm nach Portugal hinein und von da zum Hauptpunkt der Pilgerfahrt, nach Santiago, und bringt ihn dann über Burgos und Loyola im Lande der Basken durch Frankreich wieder zur Heimat zurück. Herr Pfarrer Mayr hat gut beobachtet und weiß, was er gesehen und erfahren, in anregender Weise zu erzählen. Die Sprache des Buches ist schlicht, aber gefällig, die Schilderung des Erlebten einfach, aber anschaulich, die Beschreibung von Land und Leuten anspruchslos, aber, und vielleicht gerade darum, sehr ansprechend. Einen besondern Vorzug der Arbeit bildet der fromme Hauch, welcher dieselbe durchweht, ohne indes jemals in Pietismus und Sentimentalität auszuarten. Bei den vielen den Schilderungen eingestreuten lieblichen Legenden hätte vielleicht hier und da etwas mehr ihr bloß legendenhafter Charakter betont werden können.

Cuique Suum. La Liquidation du „Consortium" Americaniste. Par Saint-Clément. 8°. (90 p.) Paris, Thorin, 1899. Preis *Fr.* 2.

Diese fähige, kleine Broschüre ist eine Streitschrift und entbehrt der Schärfen und persönlichen Spitzen einer solchen auch keineswegs. Sie will das Verhalten der einstigen Vorkämpfer des „Amerikanismus" gegenüber der kirchlichen Verurtheilung ihrer frühern Leitideen näher charakterisiren, nicht um über die Niederlage von Gegnern einen Triumphgesang anzustimmen, sondern um über thatsächliche Verhältnisse Licht zu verbreiten und auf wirklich bestehende Gefahren aufmerksam zu machen. Zielt vieles in der Schrift auf eine augenblickliche Parteistellung unter den Katholiken Frankreichs und auf Gegensätze innerhalb der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten hin, so enthält sie doch überaus vieles auch zur allgemeinen Orientirung. Meisterhaft zeichnet sie vor allem die große Gefahr für die kirchliche Lehre in unsern Tagen. Heute sieht sich die Kirche nicht mehr einem bestimmten, scharf ausgeprägten, mit Fanatismus festgehaltenen Glaubensirrthum, einer verfehlten theologischen Speculation gegenüber, sondern den unstäten Fluthen einer jeder Theologie baren Phrase. Die Glaubenskämpfe der Gegenwart sind die Kämpfe des Katechismus gegen die Phrase, der alten, dingfesten Glaubenslehre gegen geistreichelnde, in allen Farben schillernde, proteusartig sich verwandelnde Schönrednerei. Man kann aus dieser auf ausgedehnten und trefflichen Informationen fußenden Broschüre vieles Nützliche lernen. Im Anhang ist der Brief des Papstes an Cardinal Gibbons über den Amerikanismus beigedruckt, wie auch die Ausschreiben, welche der Erzbischof von Paris und der Bischof von Beauvais aus Anlaß der päpstlichen Entscheidung an ihren Clerus gerichtet haben.

1. **Im Dienste des Kreuzes.** Erinnerungen aus meinem Missionsleben in Deutsch-Ostafrika von P. Alfons M. Adams O. S. B., Mitglied der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft. Mit 69 Illustrationen, größtentheils nach Originalphotographien, 2 Kartenskizzen und 2 Kartenbeilagen. Mit Druckerlaubniß der Oberen. gr. 8°. (X u. 154 S.) St. Ottilien (Oberbayern), St. Benedictus-Missionsgenossenschaft; Commissionsverlag: Literar. Institut (M. Seitz) in Augsburg, 1899. Preis eleg. brosch. *M.* 3.

2. **Auf dem Missionspfade in Deutsch-Ostafrika.** Von Sansibar zum Kilimandscharo. Reisebericht, gewidmet den deutschen Katholiken von P. Theophil Schneider C. S. Sp. Mit 74 Illustrationen. 4°. (115 S.) Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert"; für den Buchhandel: Heinrich Schöningh, 1899. Preis *M.* 2. Der ganze Erlös kommt der katholischen Kilimandscharo-Mission und dem Missionshaus Knechtsteden zu gute.

3. **Unter den Schwarzen.** Mitteilungen aus Togo über Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Von P. Matthias Dier S. V. D., Missionar. (Zum Besten der Togomission.) Mit vielen Bildern. kl. 8°. (192 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis geb. *M.* 1.25.

4. **Missionsgrüße von der Goldküste.** Ein Stück Cultur- und Kirchengeschichte aus Westafrika. Mit Illustrationen. Der Reinertrag ist für die Mission der Goldküste bestimmt. gr. 8°. (72 S.) Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert", 1898. Preis *M.* 1.

Die vier hier genannten Schriften bilden eine willkommene Bereicherung unserer katholischen Afrika-Literatur.

1. Unstreitig die bedeutendste nach Form und Inhalt ist die erste Nummer. Sie zeigt den Verfasser nicht nur als wackern Missionär, sondern auch als einen Mann von ausgebreitetem Wissen und wissenschaftlicher Befähigung, wie schon die zwei beigefügten feinen Kartenbeilagen bezeugen. Die Schrift erhält dadurch ein vornehmes Gepräge und einen bleibenden Werth. In vier Kapiteln — An der Küste. In Uhehe. Unter den Wasango. Durch Klüften und Steppen — entrollt der Verfasser ein klares, anschauliches Bild aus der Südhälfte des ostafrikanischen deutschen Besitzes: die großartige Gebirgswelt mit ihren donnernden Wasserfällen, das weite in verschiedene Zonen sich scheidende Höhenplateau, das stellenweise dem deutschen Fleiße und Unternehmungsgeist die günstigsten Bedingungen bietet, die weite Steppe mit ihrem Wildreichthum, ein wahres Paradies des kühnen Jägers, alles ist in festen, klaren Linien gezeichnet und mit oft prächtigen Schilderungen colorirt. In dem tapfern, freiheitsliebenden Volke der Wahehes lernen wir einen Stamm kennen, der an Begabung und edeln Charaktereigenschaften, in seinen bürgerlichen Einrichtungen und religiösen Anschauungen hoch über dem gewöhnlichen Negertypus steht, und mit dem wackern Missionär gewinnen wir diese hochstämmigen Gestalten mit ihrem kräftig-männlichen Charakter herzlich lieb. Ueberhaupt bringt die Schrift namentlich in ethnographischer Hinsicht viele wirklich werthvolle Beiträge und Ergänzungen. Die Schrift ist zugleich ein schönes Ehrendenkmal für die Verdienste der jungen aber überaus thätigen St. Benedictus-Missionsgenossenschaft, die hier trotz der schweren Opfer — von 1888—1898 hat sie [illegible] Missionäre und Schwestern verloren — wirklich Großes geleistet hat. Die Grundsätze für die Erziehung des Negers, wie sie der Verfasser (S. 72 ff.) entwickelt, sind von echt christlicher Liebe und Klugheit dictirt. Noch sei der warme Patriotismus hervorgehoben, der das Ganze wohlthuend durchzieht. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt und unterstützen wirksam den Text; Papier und Ausstattung sind vornehm und machen dem Verlag alle Ehre.

2. Die zweite Nummer führt uns in die Nordhälfte von Deutsch-Ostafrika, auf das Missionsfeld der Väter vom Heiligen Geist, und macht uns bekannt mit

der Strecke zwischen Mombassa und dem höchsten Gebirge der deutschen Kolonien, der großartigen Firnen und Alpenwelt des Kilimandscharo. Die Schrift, wesentlich ein Abdruck des Reiseberichtes, den P. Th. Schneider im Jahrgang 1898/99 in der bekannten Afrika-Zeitschrift „Kreuz und Schwert" veröffentlicht hat, ist frisch, in populärem Ton geschrieben. Der Reihe nach sehen wir in den Missionsstationen von Mombassa, Bura, Windthorst, Maria-Hilf und Fischersstadt die thatkräftigen Missionäre, meist Elsässer und Deutsche, an der Arbeit, bewundern ihre herrlichen Culturen, ihre praktischen Einrichtungen und erbauen uns an dem Eifer der jungen Christengemeinden. Nebenher erhalten wir manche recht dankenswerthe Angabe über den Charakter und die Sitten der umwohnenden Stämme, und der Aufstieg bis in die Schneeregion des herrlichen Gebirgsstockes gibt eine gute Vorstellung einer afrikanischen Bergtour. Auch in dieser Schrift wie in der vorigen muthet das cordiale Verhältniß zwischen den Missionären und deutschen Offizieren und Beamten wohlthuend an. Die Ausstattung ist preiswürdig, hätte aber durch eine bessere Auswahl und Vertheilung der Illustrationen noch gewonnen.

3. Das Büchlein besteht aus einer bunten Reihe kleiner Skizzen, von denen 34 (I. Theil) ein Bild von Land und Leuten, 80 einen Einblick in das Missionsleben in Togo geben sollen. Die Skizzen, leichten Federzeichnungen vergleichbar, sind unter sich nur lose verbunden und bieten darum kein festes einheitliches Ganzes. Doch weiß der Verfasser im einzelnen recht hübsch zu schildern und zu erzählen und trifft sehr gut den Ton, welchem die Jugend und das einfache Volk am liebsten lauschen. Uebrigens finden sich hier und dort zerstreut zahlreiche dankenswerthe ethnographische Angaben und Notizen. Ein kindlich frommes Gemüth spricht aus dem Verfasser und gibt seiner Darstellung einen wohlthuenden Grundton. Die Ausstattung ist befriedigend; doch passen die zahlreichen Gebetbuch-Vignetten und Blumen-Initialen wenig zum Text.

4. Die Schrift ist wieder ein erweiterter Abdruck einer Artikelreihe aus „Kreuz und Schwert" und durch den rührigen Redacteur Walter Helmes in Münster i./W. zum Besten der Mission an der Goldküste in diese neue Form gebracht. Der erste Theil: Land und Leute an der Goldküste, verräth eine tüchtige Kenntniß der Literatur und drängt auf 43 Seiten eine Fülle von gut gesichtetem Material zusammen. Genauere Quellenangaben hätten unseres Erachtens den Werth dieser Ausführungen erhöht. Der zweite Theil ist etwas kurz gerathen. Es ist etwas Ergreifendes um die heroischen Anstrengungen dieser Handvoll Männer, meist Elsässer, die hier mit dem tödtlichen Klima gerungen und an dieser durch den Fluch des gräßlichsten Fetischismus und des brutalsten Sklavenhandels entweihten Küste einen Garten Gottes gepflanzt.

Wir wünschen den vier Schriften, deren Erträge ja sämtlich den betreffenden Missionsgebieten zufließen, einen reichlichen Absatz.

Das Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches und das natürliche Recht.

Die Frage des Erbrechts wurde bereits früher in diesen Blättern (Bd. XXX, S. 480 ff.) besprochen. Damals geschah es in der Absicht, um das französische Erbrecht und dessen Mängel zu beleuchten. Diese werden zum Vergleich auch jetzt wieder mit heranzuziehen sein, wo es sich für uns darum handelt, das Erbrecht des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches des Deutschen Reiches einer Beurtheilung zu unterziehen.

Es sei gleich hier gesagt, daß das Urtheil im großen und ganzen ein anerkennendes ist, und daß wir glauben, der Vergleich mit andern Erbrechten brauche nicht zu Ungunsten des neuen deutschen Erbrechts zu lauten.

Das Erbrecht der einzelnen Staaten würde im allgemeinen nicht zu so vielen Bedenken Anlaß geben und nicht so vielen Angriffen ausgesetzt sein, als dies thatsächlich der Fall ist, wenn bei der Gesetzgebung der Standpunkt eines natürlichen Rechts maßgebend wäre. Würde den gesetzgebenden Factoren das als Aufgabe der positiven Gesetze vorschweben, daß das natürliche Recht geachtet und geschützt, nach dieser Richtung hin erläutert und nur wo nöthig ergänzt und erweitert werde, dann würde man mit größerer Vorsicht und Sorgfalt die Einzelbestimmungen prüfen, bevor sie als Rechtsnorm in die Gesetzessammlung kämen. Allein wenn man in der Anschauung befangen ist, als ob alles Recht erst durch die positiven Satzungen geschaffen werde, so liegt die Gefahr nahe, daß die Forderungen des natürlichen Rechts nicht alle zum Ausdruck gelangen, daß manche derselben verletzt werden und daß die positive Gesetzgebung sich auf ein Gebiet wagt, das ihr von Gott verschlossen ist.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch stellt sich nun allerdings auch, zu unserem Bedauern, auf den Standpunkt des nur positiven Rechts. Allein

da es das, was wir vielfach als natürliche Rechtspflichten bezeichnen müssen, wenigstens als sittliche Pflichten anerkennt, und zwar nicht bloß theoretisch anerkennt, sondern sie auch in der Regel bei der Aufstellung der positiven Rechtssätze gebührend berücksichtigt, so macht sich in dem ganzen Abschnitt über Erbrecht fast kein Mißton oder ein Widerspruch mit Forderungen des natürlichen Rechts oder auch nur der natürlichen Billigkeit geltend. Wir müssen „fast“ sagen, weil allerdings in dem „Einführungsgesetz“ landesgesetzliche Bestimmungen aufrecht erhalten bleiben, welchen man dieselbe Rücksichtnahme auf natürliches Recht und natürliche Billigkeit nicht in gleicher Weise nachrühmen kann. Doch davon weiter unten.

I.

Fassen wir zunächst die gesetzliche Erbfolge ins Auge. Um über die größere oder geringere Angemessenheit der diesbezüglichen Bestimmungen sich ein Urtheil zu bilden, muß man sich vergegenwärtigen, was eigentlich durch die gesetzliche Erbfolge erreicht werden soll und muß.

Die gesetzliche Erbfolge tritt nur im Falle des Mangels einer letztwilligen Verfügung des Erblassers ein. Denn das lebt im Rechtsbewußtsein aller Völker, daß die letztwilligen Verfügungen, wenigstens innerhalb der etwaigen gesetzlichen Schranken, heilig und unverletzlich seien. Keine staatliche Gewalt dürfte und könnte an diesem Institute rütteln und die Befugniß zu letztwilliger Verfügung über das Eigenthum vollständig beseitigen. Das römische Recht hält grundsätzlich die letztwilligen Verfügungen des Eigenthümers für maßgebend. Die Rechtsgelehrten glauben seine diesbezügliche Auffassung richtig auszudrücken, wenn sie die Regel von der Eigenthumsübertragung überhaupt anwenden auf die Uebertragung durch letztwillige Verfügung: „Nichts stimmt mit der natürlichen Billigkeit mehr überein, als daß der Wille des Eigenthümers, der sein Eigenthum auf einen andern übertragen will, für rechtskräftig gelte“ (Inst. 2, 1, § 40). Das canonische Recht fordert bekanntlich für die Giltigkeit letztwilliger Verfügungen nur den sichern Nachweis der Richtigkeit des letzten Willens des Erblassers, der durch das Zeugniß des Pfarrers und zweier Zeugen als erbracht angesehen wird; auf seinem Gebiet hat es alle entgegenstehenden staatlichen Bestimmungen aufgehoben (vgl. c. 10. 3, 26). Liegt nun thatsächlich eine letztwillige Verfügung nicht vor, dann rührt der Mangel derselben entweder davon her, daß der Erblasser eine Verfügung nicht treffen wollte oder daß er sie giltig nicht mehr treffen

konnte. Wollte er nicht — sei es, weil es ihm zu gleichgiltig war, wer sein Rechtsnachfolger werde, sei es, weil er gerade die gesetzlichen Nachfolger, und zwar die Nachfolger in dem gesetzlichen Maße, wollte —, dann läßt sich der Wille des Erblassers gar nicht heranziehen, um an ihm die Billigkeit und Angemessenheit der gesetzlichen Bestimmungen über die Erbfolge zu prüfen, soweit dieser Wille als Prüfstein gelten kann. Konnte der Erblasser unvorhergesehener Umstände halber eine letztwillige giltige Verfügung nicht mehr treffen, dann ist die Frage am Platze: Wie weit soll sich die gesetzliche Erbfolge mit dem muthmaßlichen Willen des Erblassers decken, und wie weit decken sich thatsächlich die in Frage stehenden gesetzlichen Bestimmungen mit dem muthmaßlichen Willen des Genannten? Da glauben wir nun sagen zu müssen: Der Wille des Erblassers, und darum auch in unserem Falle der muthmaßliche Wille, ist zwar ein Moment, welches nach Recht und Billigkeit berücksichtigt werden muß; doch ist er nicht das einzig zulässige und maßgebende Moment. Wäre er das einzig berechtigte Moment, dann müßte man sagen, natürliches Recht oder doch natürliche Billigkeit fordere absolute Testirfreiheit. Damit würden weitaus die meisten bestehenden positiven Rechtssatzungen über die Erbfolge in ihren Grundbestimmungen verworfen. Volle Testirfreiheit findet sich selten proclamirt; selbst das englische Recht, welches sonst als der Typus der Testirfreiheit hingestellt wird, hat diese Testirfreiheit nicht bezüglich des Besitzes von Grund und Boden, sondern hier gerade eine sehr gebundene Erbfolge. Anderswo wird in der Regel die Freiheit letztwilliger Verfügung betreffs des ganzen Besitzes in irgend welcher Weise eingeschränkt. Man geht dabei von dem an sich richtigen Grundsatze aus, daß eine gewisse Erbfolge, unabhängig vom Willen des Erblassers, in der Natur begründet sei, mag man es nun ein volles Recht oder einen Anspruch der natürlichen Billigkeit und Angemessenheit nennen. Daß die unmittelbaren Nachkommen irgendwie an die Stelle des Vaters treten, ist so sehr ein Ausdruck der menschlichen Natur, daß Sohn und Erbe begrifflich kaum getrennt werden. Wenn aber hier eine gewisse natürliche Forderung vorliegt, so ist ohne Zweifel die öffentliche Autorität berechtigt, dieselbe zu einer positiv rechtlichen im strengen Sinne des Wortes zu machen und ihre Ausdehnung und Begrenzung näher zu bestimmen. Wir sagten, die öffentliche Autorität sei berechtigt; eine weitere Frage ist, ob sie auch verpflichtet sei, jene natürliche Forderung dadurch, daß sie dieselbe zu einer strengen positiven Rechtsforderung macht, zu schützen. In der Regel liegt in der Elternliebe

und natürlichen Sorgfalt der Eltern für das Wohl ihrer Kinder Schutz genug; allein da diese Regel Ausnahmen erleiden kann, und da außer dem Schutz natürlichen Anspruches noch andere Gründe in die Wagschale fallen können, so ist eine gewisse gesetzliche Sicherung der natürlichen Erbfolge gewiß zu empfehlen.

Aus allem Gesagten dürfte die Schlußfolgerung gezogen werden, daß die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich der Erbfolge um so besser und zweckentsprechender sind, je besser in ihnen die natürlichen Regeln der Erbfolge und der muthmaßliche Wille des Erblassers sich widerspiegeln. Thatsächlich werden diese beiden Momente, die Forderungen der Natur in der Erbfolge und der muthmaßliche Wille des Erblassers, in eins zusammenfließen; denn es wird sich letzterer mit den Regeln der natürlichen Billigkeit decken. Als muthmaßlicher Wille kann bei allgemeiner Regelung nur der vernünftige Wille angesehen werden; diesen entnimmt man aus der vernünftigen Natur des Menschen selbst und aus der in sie vom Schöpfer der Natur eingepflanzten Neigung. Daher kommt auch wenig darauf an, ob bei den gesetzlichen Bestimmungen über die Erbfolge vom letzten Willen des Erblassers, d. h. von der testamentarischen Erbfolge, als Grundlage ausgegangen wird und die gesetzliche Erbfolge nur als Ergänzung und Stellvertretung jener erscheint, oder ob die Intestaterbfolge als Grundlage gilt und die testamentarische Erbfolge nur als eine, freilich allen gestattete Ausnahme von der durch positives Gesetz fixirten Intestaterbfolge angesehen wird.

Das römische Recht hat sich unzweifelhaft auf den ersten Standpunkt gestellt. Es hängt das zusammen mit der starken Betonung des individuellen Rechts, welches der Verfügung des Familienhauptes das ganze Eigenthum unterstellt. Im Grunde genommen folgt dies aus dem Eigenthumsbegriff. Von Haus aus ist ja der einzelne Mensch Träger des Eigenthumsrechts, noch bevor er Familienvater wird; dadurch, daß er eine Familie gründet, hört er nicht auf, Rechtsträger zu sein, sondern es erwachsen ihm nur neue Pflichten bezüglich des Gebrauches seines Eigenthums, für deren Erfüllung er selbst in erster Linie verantwortlich ist. Andere Gesetze, zu denen auch verschiedene deutsche Rechte gezählt werden dürften, legten mehr Gewicht auf das Eigenthumsrecht der Familie als auf das Recht des Familienhauptes; daher war ihnen auch für die Erbfolge die Erbfolge der überlebenden Familienglieder die Grundlage. Allein unter Beibehaltung dieser Grundlage wurde doch dem Willen des Familienhauptes freier Spiel=

raum gelassen. So betont denn in Wirklichkeit keines der angeführten Rechte einseitig nur das eine Moment: die Verschmelzung beider halten wir auch entschieden für das Angemessenere, ja für das einzig Richtige.

Das Erbrecht des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist in seinen wesentlichen Grundzügen folgendes:

§ 1924. Gesetzliche Erben der ersten Ordnung sind die Abkömmlinge des Erblassers. . . . Kinder erben zu gleichen Theilen.

§ 1925. Gesetzliche Erben der zweiten Ordnung sind die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls die Eltern, so erben sie allein und zu gleichen Theilen.

Lebt zur Zeit des Erbfalls der Vater oder die Mutter nicht mehr, so treten an die Stelle des Verstorbenen dessen Abkömmlinge. . . . Sind Abkömmlinge nicht vorhanden, so erbt der überlebende Theil allein.

§ 1926. Gesetzliche Erben der dritten Ordnung sind die Großeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls die Großeltern, so erben sie allein und zu gleichen Theilen (u. s. w., analog den Bestimmungen des § 1925).

§ 1927. Wer in der ersten, der zweiten oder der dritten Ordnung verschiedenen Stämmen angehört, erhält den in jedem dieser Stämme ihm zufallenden Theil. Jeder Antheil gilt als besonderer Erbtheil.

§ 1928. Gesetzliche Erben der vierten Ordnung sind die Urgroßeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern, so erben sie allein; mehrere erben zu gleichen Theilen, ohne Unterschied, ob sie derselben Linie oder verschiedenen Linien angehören.

Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern nicht mehr, so erbt von ihren Abkömmlingen derjenige, welcher mit dem Erblasser am nächsten verwandt ist; mehrere gleich nahe Verwandte erben zu gleichen Theilen.

§ 1929. Gesetzliche Erben der fünften Ordnung und der fernern Ordnungen sind die entferntern Voreltern und deren Abkömmlinge.

Die Vorschriften des § 1928, Abs. 2, 3 finden entsprechende Anwendung.

§ 1930. Ein Verwandter ist nicht zur Erbfolge berufen, solange ein Verwandter einer vorhergehenden Ordnung vorhanden ist.

§ 1931. Der überlebende Ehegatte des Erblassers ist neben Verwandten der ersten Ordnung zu einem Viertheile, neben Verwandten der

zweiten Ordnung oder neben Großeltern zur Hälfte der Erbschaft als gesetzlicher Erbe berufen. Treffen mit Großeltern Abkömmlinge von Großeltern zusammen, so erhält der Ehegatte auch von der andern Hälfte den Antheil, der nach § 1926 den Abkömmlingen zufallen würde.

Sind weder Verwandte der ersten oder der zweiten Ordnung noch Großeltern vorhanden, so erhält der überlebende Ehegatte die ganze Erbschaft.

§ 1936. Ist zur Zeit des Erbfalls weder ein Verwandter noch ein Ehegatte des Erblassers vorhanden, so ist der Fiscus des Bundesstaates, dem der Erblasser zur Zeit des Todes angehört hat, gesetzlicher Erbe....

§ 1937. Der Erblasser kann durch einseitige Verfügung von Todes wegen (Testament, letztwillige Verfügung) den Erben bestimmen u. s. w.

Es würde zu weit führen, die Einzelbestimmungen der Rechtsbücher anderer Länder vollständig mitzutheilen. Es genüge eine kurze Zusammenfassung.

Nach römischem oder gemeinem Recht ist die Ordnung der Erbfolge diese:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. Eltern oder entferntere Vorfahren — zugleich mit diesen die vollbürtigen Geschwister oder deren Kinder; 3. halbbürtige Geschwister oder deren Kinder; 4. die übrigen nächsten Blutsverwandten voll- oder halbbürtiger Verwandtschaft; 5. der überlebende Ehegatte; 6. der Fiscus.

Nach französischem Recht ist folgende Ordnung bestimmt:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. die Eltern nebst den Geschwistern des Erblassers und deren Abkömmlinge; 3. bei schon erfolgtem Tode der Eltern die Geschwister oder deren Abkömmlinge allein; 4. die Großeltern oder entferntere Vorfahren; 5. die nächsten Seitenverwandten bis zum sechsten Grad canonischer Verwandtschaft; 6. der überlebende Ehegatte, dem sonst dann ein Erbtheil zusteht, wenn die Erbschaft an die Geschwister und deren Nachkommen allein fällt; 7. der Fiscus.

Das preußische Landrecht stellt folgende Ordnung auf:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. die Eltern; 3. vollbürtige Geschwister oder deren Abkömmlinge; 4. Großeltern oder fernere Vorfahren zugleich mit etwaigen Halbgeschwistern oder deren Abkömmlingen oder letztere allein; 5. die nächsten Seitenverwandten; 6. nach den Seitenverwandten sechsten Grades der überlebende Ehetheil allein, dem sonst ein geringerer oder größerer Erbtheil ($^1/_4$, $^1/_2$) zufällt; 7. der Fiscus.

Das österreichische Recht bestimmt in sehr einfacher Weise die Reihenfolge: 1. Die Abkömmlinge; 2. die Eltern oder deren Abkömmlinge (wie im neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch); 3. die Großeltern oder deren Abkömmlinge; 4. die Urgroßeltern oder deren Abkömmlinge; 5. und 6. die weitern Vorfahren oder deren Nachkommenschaft; 7. der überlebende Ehegatte, dem sonst ein gewisser Erbtheil zusteht; 8. der Fiscus.

Bei flüchtigem Vergleich dieser verschiedenen Bestimmungen zeigt sich nur das als überall gleich, daß zunächst die Abkömmlinge des Erblassers, und diese dann allein, die Erbschaft erhalten. Es ist das eigentlich auch selbstverständlich, weil der Erblasser in seinen Nachkommen gewissermaßen fortlebt. Für den Fall aber, wo Abkömmlinge nicht vorhanden sind, ist sofort eine große Verschiedenheit bemerkbar, so daß bald die Eltern allein, bald die Eltern mit den Geschwistern und deren Abkömmlingen zur Erbschaft berufen werden. Es würde pietätlos sein, wenn im vorliegenden Falle die Eltern übergangen würden; ob sie aber die Geschwister ausschließen sollen, ist nicht so klar. Für das eine wie für das andere lassen sich Gründe geltend machen. Ist das verwandtschaftliche Verhältniß und seine Nähe der bestimmende Grund, dann müssen unbedingt die Eltern den Vorrang haben; die Natur hat das Kind weit inniger mit seinen Eltern verknüpft als mit seinen Geschwistern oder gar deren Abkömmlingen. Allein die Erbfolge ist eben eine Nachfolge und bezieht sich daher naturgemäß auf die Nachkommenschaft. Ist eigene Nachkommenschaft nicht vorhanden, dann tritt am natürlichsten die Nachkommenschaft der Eltern an deren Stelle. Diese würde ja naturgemäß an die Reihe kommen, auch wenn das Erbe zunächst an die Eltern und durch diese an deren Nachkommen gelangt; allein daß die Vermittlung durch die Eltern von der natürlichen Pietät gefordert werde, ist nicht abzusehen.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat einen Mittelweg eingeschlagen. Falls beide Eltern noch leben, so sind sie allein Erben ihres vor ihnen verstorbenen Kindes; ist der eine Elterntheil gestorben, dann geht der diesem sonst zufallende Erbtheil auf seine Nachkommen, d. h. die Geschwister des Erblassers oder deren Abkömmlinge, über. — Das römische Recht hatte um so mehr Grund, die Geschwister sofort als Erben mit heranzuziehen, weil es nicht nur die Eltern, sondern überhaupt die lebenden Vorfahren sofort in zweiter Ordnung für erbberechtigt erklärt, während das neue deutsche Recht wie auch die meisten übrigen Rechte die Großeltern von den Geschwistern und deren Nachkommen ausschließen lassen,

die erstern also erst in dritter oder vierter Ordnung als gesetzliche Erben bezeichnen.

Die genauere Vertheilung bei Erbfolgen entfernterer Ordnung muß nothwendigerweise durch positive Gesetze geregelt sein für den Fall, wo eine letztwillige Verfügung nicht vorliegt. Die Verwandtschaft hat sich in der Regel schon sehr erweitert und zersplittert. Auch wenn man festhalten will, daß naturgemäß der weitern Verwandtschaft die Erbschaft zufalle, so läßt sich doch aus der Natur allein die nähere Art und Weise der Vertheilung nicht bestimmen; selbst was da mehr der Billigkeit und Angemessenheit entspreche, läßt sich schwer sagen. Fast möchte man das Einfachste für das Angemessenste halten. An Einfachheit dürften, und zwar theoretisch genommen, die Bestimmungen des österreichischen Gesetzbuches die des neuen deutschen übertreffen, da dort beim Anfall der Erbschaft an die Urgroßeltern oder weitern Vorfahren und deren Nachkommenschaft die gleiche Art der Theilung stattfindet wie bei der gesetzlichen Erbfolge der Eltern und Großeltern, wohingegen das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch bei der Nachkommenschaft der Urgroßeltern auf die weitere Theilung verzichtet und einfachhin die nächsten Verwandten beruft. Praktisch aber ist letzteres einfacher; begründet wurde dies Verfahren durch die wohlberechtigte Erwägung, daß bei so weiter Verwandtschaft heutzutage das Interesse des Erblassers schon bedeutend erloschen ist, und daß es seinem muthmaßlichen Willen ebensogut entspreche, den oder die nächsten Angehörigen allein zur Erbfolge zu berufen, als eine noch weitere Theilung der Hinterlassenschaft vorzunehmen.

Die Ordnung der Erbfolge dürfen wir daher im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich als nach sehr billigen und vernünftigen Rücksichten festgestellt erachten.

Aber ein Punkt muß noch hervorgehoben werden, durch welchen sich diese Ordnung wohlthuend von den Bestimmungen des gemeinen Rechts und mehreren neuern unterscheidet; wir meinen die freigebige Fürsorge für die etwa überlebende Ehegattin. Die Bestimmungen sind allgemein für den überlebenden Ehegatten, von besonderer Bedeutung aber für eine hinterlassene Wittwe.

Das römische Recht stellt die Gattin erst nach Wegfall aller Seitenverwandten als gesetzliche Erbin hin; auch das französische Recht sorgt erst nach dem Erbfall an die Geschwister des Erblassers und deren Nachkommen für ein Erbtheil der Wittwe; anders das deutsche Recht oder

vielmehr die deutschen Rechte von alters her. Ihnen war überhaupt die Gemeinschaft des Besitzes bei Eheleuten die grundlegende Norm; wenn daher auch diesen die Freiheit zustand, eine andere Regelung der Vermögensverhältnisse zu vereinbaren, so hängt doch mit jener Auffassung inniger Gemeinschaft der äußern Güter eng die Bestimmung zusammen, daß nach dem Tode des einen Ehegatten der überlebende stets unter die gesetzlichen Erben zählt. Bei der Bestimmung der Größe des Erbtheils scheint die Rücksichtnahme auf das preußische Landrecht von großem Einfluß gewesen zu sein: dieses hatte schon in ähnlich reichlicher Weise des überlebenden Gatten gedacht.

Der überlebende Gatte erhält als gesetzlicher Intestaterbe immer ein Viertel der Erbschaft; falls Nachkommen nicht vorhanden sind, die Hälfte, welche in manchen Fällen durch weitere Zulagen noch vermehrt wird. Wohl ist diese Höhe des Erbtheils nicht vorgeschrieben; es ist nicht der Antheil, der dem überlebenden Ehegatten als gesetzlichem Notherben zusteht. Dieser beschränkt sich auf die Hälfte des gesetzlichen Erbtheils.

Es mögen hier nochmals die Hauptpunkte der gesetzlichen Erbfolge des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches zusammengefaßt werden, welche bei der Beurtheilung ihrer Angemessenheit von besonderer Bedeutung sind: 1. Zuerst erben die Abkömmlinge des Erblassers; sie theilen sich in die Erbschaft nach der Kopfzahl der Kinder, so daß diese zu gleichen Theilen erben. 2. Nach den Abkömmlingen sind die Eltern die Erben, so daß diesen vor den Geschwistern der Vorrang zusteht. 3. Dem überlebenden Ehegatten wird bei Vorhandensein von Abkömmlingen ein Viertel der ganzen Erbschaft gesetzlich zugewiesen; bei dem Erbfall an Erben zweiter Ordnung und weiter mindestens die Hälfte. Alle diese Bestimmungen entsprechen den natürlichen Beziehungen, in welchen die Bedachten zum Erblasser stehen. Dies ist kurz zu zeigen.

Bezüglich der Erbfolge der Kinder ist das unwidersprochen und durch die Sitten aller gesitteten Völker geheiligt. Nur daß alle Kinder zu gleichen Theilen erben, ist von der Natur nicht gefordert. Gefordert wird dies auch von keiner Gesetzgebung, weil die letztwillige Verfügung zu Gunsten des erstgeborenen Sohnes oder eines andern lauten kann. Allein wenn eine solche nicht vorliegt, dann bleibt der gesetzlichen Regelung kaum etwas anderes übrig, als alle Kinder des Erblassers gleichzustellen, da nicht festgestellt werden kann, wem der Erblasser den Vorzug zu ertheilen wünschte.

Bezüglich des Vorranges der Eltern vor den Geschwistern ist schon oben gesagt, daß die natürliche Pietät diesen Vorrang nicht gerade fordert. Allein Gründe der Angemessenheit lassen sich doch anführen. Außer dem Grunde innigerer Verwandtschaft und außer dem Grunde, daß das Vermögen des Kindes häufig von den Eltern herrührt und deshalb auch angemessenerweise wieder zu ihnen zurückkehrt, läßt sich noch ein anderer Grund anführen. Daß die Eltern Erbe eines vor ihnen gestorbenen Kindes werden, heißt mit andern Worten: den Eltern obliegt die Verfügung über das Vermögen des Kindes, und zwar für den Fall, daß es selbst nicht darüber verfügt hat. Die Eltern stehen also da als Stellvertreter des Kindes. Zu Stellvertretern in dem, was die Kinder selbst nicht besorgen können oder nicht besorgt haben, scheint aber die Natur selbst die Eltern bestimmt zu haben. Wenigstens gibt es keine natürlichern Stellvertreter für alle den Kindern etwa erwachsenden Angelegenheiten als die Eltern, oder wenn das Kind verheiratet ist, die Ehehälfte.

Der letztere Zusatz führt uns auch zur weitern Begründung des in freigebiger Weise festgestellten Erbtheils des überlebenden Ehegatten. Der oben schon angeführte Grund stützte sich auf die innige Lebensgemeinschaft der beiden Ehegatten, welche nach deutscher Auffassung ihren normalen Ausdruck in der Gemeinschaft des Besitzes findet. Diese Auffassung ist jedenfalls dem Eheverhältniß entsprechend. Dieses ist so innig und soll so innig sein, daß die Heilige Schrift es in die Worte kleidet: „Darum wird der Mann den Vater und die Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es werden die zwei sein in einem Fleische." Wenn auch der Tod dieses enge Band löst, so ziemt es sich doch, daß der überlebende Theil, auch wenn es die Gattin ist, in der socialen Stellung, so weit möglich, bleibe, in welcher sie zur Zeit der Ehe war. Das ist in manchen Fällen nicht möglich, wenn nicht ihre vermögensrechtliche Stellung durch eventuellen Erbanspruch gesichert ist. Zwar ist oft durch das Eigengut der Gattin gesorgt, oder die Pietät der Kinder wird reichlichen Ersatz bieten. Allein wenn auf letzteres zurückgegriffen wird, so wird damit eine gewisse Abhängigkeit der Mutter von ihren Kindern gegeben: die natürliche Stellung der Mutter ist aber ihren Kindern gegenüber nicht die der Abhängigkeit, sondern der Autorität. Das deutsche Erbrecht dient dieser zur Hebung und Stütze.

(Schluß folgt.)

Aug. Lehmkuhl S. J.

Realwissenschaftliche Religion und Moral.

Ein vom Göttinger Professor Julius Baumann im vorigen Jahre veröffentlichtes Werk[1] verdient unter mehr als einer Rücksicht Beachtung. Dasselbe zeigt, daß die tiefer dringenden Geister nicht befriedigt werden von der heute so verbreiteten, oberflächlichen Auffassung des Materialismus, der zufolge das großartige Weltall mit seiner wundervollen Ordnung und Harmonie nur das Werk des blinden Zufalls sein soll. Zugleich ist es aber auch ein Beweis von der Rathlosigkeit, der diese Geister anheimfallen, wenn sie sich vom Christenthum abwenden.

Baumann will Religion und Moral neu begründen, und zwar auf dem Felsenfundament der „Realwissenschaft". Was soll das heißen? „Unter realen Wissenschaften sind zu verstehen die genau beobachtenden, eventuell experimentirenden, in beiden Fällen womöglich mit Mathematik verbunden, die nichts zulassen, als was sich in der Beobachtung aufweisen läßt, oder worauf die Beobachtung als eine Denkannahme selbst wieder durch Folgerungen aus ihr in der Beobachtung äußere Bestätigung erhalten kann (Verification)."[2] Schon im Vorwort heißt es: „An Stelle der nächsten sinnlichen Wahrnehmungen und der nächsten geistigen Erlebungen haben die genauen, auch indirecten Beobachtungen in den Wissenschaften zu treten mit den Hinweisen auf einen Hintergrund, die sie etwa bieten; aus diesen Denkannahmen mit Fundament in den Erscheinungen zieht man dann Folgerungen, zusehend, ob sie sich auch in der Beobachtung bestätigen."

Wir können uns mit dieser Methode im wesentlichen einverstanden erklären. Sie ist aber keineswegs neu. Schon Aristoteles und mit ihm die Scholastik hat sie principiell eingehalten, wenn man auch in der praktischen Anwendung zuweilen auf Thatsachen baute, die nicht genügend erforscht waren. Doch sehen wir jetzt, was die Realwissenschaft vom Dasein Gottes, von der Natur des Menschen und seinem Verhältniß zu Gott lehrt.

I. Realwissenschaftliche Gotteslehre.

Darwin schrieb im Jahre 1873 in einem Briefe: „Die Unmöglichkeit, sich vorzustellen, daß dieses großartige und wunderbare Weltall mit uns

[1] Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Leipzig 1898. [2] Ebd. S. 276.

als bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei, scheint ein Hauptbeweisgrund für die Annahme der Existenz Gottes zu sein; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Werthe sei, bin ich niemals im stande gewesen zu entscheiden." Demgegenüber macht Baumann mit Recht geltend, daß die Vielheit der anorganischen Wesen und Kräfte, sowie ihr einheitliches, geordnetes Zusammenwirken nach mathematischen Gesetzen auf eine einheitliche Intelligenz als ihre Ursache hinweisen. Eine zweifellose Thatsache ist der Zusammenhang der Naturkräfte, und zwar nicht bloß für unser Sonnensystem, sondern auch für die Fixsterne. „Durch mechanische Arbeit können die verschiedensten physikalischen (thermischen, elektrischen, chemischen u. s. w.) Veränderungen eingeleitet werden. Werden dieselben rückgängig, so erstatten sie die mechanische Arbeit wieder genau in demselben Betrag, welcher zur Erzeugung des rückgängig gewordenen Theiles nöthig war. Darin besteht der Satz von der Erhaltung der Energie. . . . Diese Umwandlung von Licht, Wärme, Elektricität in Bewegung und die umgekehrten Umwandlungen sind sehr gewöhnlich, und es besteht eben eine äquivalente Umwandelbarkeit der verschiedenen Energieformen", so zwar, daß die Energiemenge im Weltlauf stets dieselbe bleibt. „Alle diese Feststellungen moderner Wissenschaft sind mit den höchsten Kräften des menschlichen Geistes gemacht worden, erst nach Ausbildung der höhern Mathematik und nach Erfindung technischer Hilfsmittel beim Studium der Natur", und gerade dieser „bei näherem Studium der anorganischen Natur entstehende Eindruck einer mathematisch-mechanischen einheitlichen Intelligenz führt von selbst darauf, anzunehmen, daß eine solche einheitliche Intelligenz die Ursache der realen Naturerscheinungen ist, daß also ein göttlicher Geist die objectiven Naturerscheinungen denkt und so denkt, daß sie zugleich als reale Dinge sind" [1].

Aber ist dieser göttliche Geist vielleicht im pantheistischen Sinne aufzufassen? Nein. Mit H. Jacoby wendet Baumann gegen den Pantheismus ein: „Es bleibt unerklärlich und unbegreiflich, wie aus dem Unbedingten das Bedingte, aus dem Absoluten das Uneine, aus dem Unwandelbaren das Wandelbare, aus dem Ewigen das Zeitliche continuirlich von Ewigkeit zu Ewigkeit hervorgehe als in Wahrheit mit ihm ein und dasselbe. Es bleibt gegen allen Spinozismus stets auch die Bemerkung Bayles aus den Verhältnissen seiner Zeit analog in Kraft, daß in demselben Gott als Oesterreicher mit sich als Türke Krieg führe." [2]

[1] Ebd. S. 93. [2] Ebd. S. 132.

Gott und Welt sind also nicht „als zwei Ausdrücke für dasselbe zu fassen". Die Erscheinungen der Welt sind durcheinander bedingt, sie sind eine Vielheit und veränderlich, „hingegen ist Gott eben ihre einheitliche intelligente Ursache, unbedingt, Einer und als beides insofern unveränderlich". „Die Welt kann daher nicht gleichsam ein deus explicitus sein ..., sondern ist ein Werk, welches verschieden ist vom Werkmeister, aber in Grundzügen auf einen Werkmeister deutet."[1] Gott ist „persönlicher Geist", seine Hervorbringung der Welt ist „Schöpferthätigkeit" und von keiner Materie bedingt. Aber „wie Gott das macht, zu schaffen, wissen wir nicht"[2].

Bisher konnten wir uns — einige mißverständliche Ausdrücke abgerechnet — mit Baumann einverstanden erklären; und wir gestehen aufrichtig, daß wir uns schon freuten, nach langem, langem Suchen endlich wieder einen nichtkatholischen deutschen Universitätsprofessor gefunden zu haben, der es wagte, für das Dasein eines persönlichen Gottes einzutreten und sogar die Erschaffung der Welt zu lehren.

Leider mußten wir uns bald überzeugen, daß diese „göttliche Intelligenz" nicht der wahre Gott des Christenthums ist. Gleich als ob Baumann selbst bange geworden wäre ob der Zugeständnisse, die er der christlichen Auffassung gemacht, beeilt er sich, dem Weltschöpfer die höchsten göttlichen Eigenschaften abzusprechen. Gott existirt zwar aus sich selbst von Ewigkeit, ist aber nicht unendlich. Die Unendlichkeit ist nur eine Phantasievorstellung. „Unendlich wäre soviel wie, wo weder im Sein noch im Denken ein Ende, eine Ganzheit zu erreichen wäre. Eine unendliche Intelligenz würde immer noch etwas zu erkennen haben, ohne sich je ganz auch nur selbst zu erkennen; ebenso würde es mit dem Sein des unendlichen Wesens stehen, es wäre in sich immer noch etwas über das hinaus, was es gerade ist. Dies widerspricht dem Begriff Gottes als einer einheitlichen intelligenten Weltursache, der da weiß, daß er schlechthin ist, durch nichts bedingt, und daß die Welt durch ihn gedacht wird als seiend und eben mit diesem Gedachtwerden durch ihn ist."[3]

Diese Beweisführung beruht auf einer ganz unrichtigen Auffassung der Unendlichkeit. Gott ist unendlich heißt: er ist die Fülle alles denkbaren und möglichen Seins ohne jeden Mangel. Er ist lautere Wirklichkeit (actus purissimus), der Inbegriff alles Wahren, Guten und Vollkommenen, über den hinaus es nichts mehr gibt und nichts mehr geben kann.

[1] Ebd. S. 93. [2] Ebd. S. 1[illegible]. [3] Ebd. S. 127.

In Gott ist deshalb keinerlei Potentialität zu einer größern Vollkommenheit. Wie er das vollkommenste, ja das personificirte Sein ist, so ist er auch das vollkommenste Erkennen, ja die personificirte Weisheit und Allwissenheit. Erkennen und Sein ist in Gott identisch. Gerade weil Gottes Wesen das Sein selbst, die Fülle alles Seins ist, ist er auch unveränderlich. Er kann keine Vollkommenheit erwerben, keine verlieren. Was hierin Widersprechendes sein soll, ist schwer einzusehen.

Bei Baumann ist die Läugnung der Unendlichkeit noch deshalb unbegreiflicher, weil er Gottes Schöpfermacht anerkennt[1]. Das Geschöpf ist wie im Sein so im Wirken bedingt. Es bedarf eines Stoffes, und nur so weit wie die Empfänglichkeit des Stoffes reicht sein Wirken. Gott aber ist wie im Sein so im Wirken unabhängig und unbedingt. Er bedarf keines Stoffes zum Wirken. Es genügt ihm zur Hervorbringung eines Dinges, daß er dasselbe als möglich erkenne und daß er sein Dasein wolle. Eine solche Macht muß aber unendlich sein. Sie kann alles erschaffen, was möglich ist.

Damit wird auch der Einwurf hinfällig, nach der gewöhnlichen Auffassung sei Gott allmächtig und könne doch nicht alles, er könne z. B. sich selbst nicht vernichten, nicht Geschehenes ungeschehen machen u. dgl. Allein das ist kein wirklicher Widerspruch. Gott ist allmächtig heißt: er kann alles, was innerlich möglich ist oder keinen Widerspruch in sich enthält. Was einen Widerspruch enthält, hat kein mögliches Sein und kann deshalb auch nicht Gegenstand der Allmacht sein. Ein viereckiger Kreis z. B. ist weder ein Viereck noch ein Kreis, er ist nichts. Die beiden Begriffe heben sich gegenseitig auf; er kann also auch nicht Gegenstand der Allmacht sein.

Wir sagten: Gott kann alles erschaffen, was möglich ist, aber er braucht es nicht. Er ist in seinem Wirken nach außen hin frei. Sich selbst, das unendliche Gut, muß er nothwendig wollen, alles andere außer sich aber nicht, eben weil er durch sich selbst im Besitze alles Guten ist und der Geschöpfe in keiner Weise bedarf. Gegen die Freiheit Gottes wendet Baumann ein, entweder müsse man mit Scotus annehmen, die Schöpfung sei grundlose Willkür, oder mit Thomas und Leibniz, die geschaffene Welt sei die beste von allen möglichen. Wir nehmen keines von beiden an. Es ist auch nicht richtig, daß Thomas gelehrt habe, die bestehende Welt sei die beste von allen möglichen. Die bestmögliche Welt

[1] Ebd. S. 133.

ist ein innerer Widerspruch, weil etwas Geschaffenes nie die größte mögliche, d. h. unendliche Vollkommenheit haben kann. Von den unendlich vielen möglichen Welten, die von Ewigkeit her vor seinem geistigen Auge standen, hat Gott diejenige ausgewählt, die er wollte. Frei beschloß er, seine unendliche Güte zu offenbaren und den Geschöpfen mitzuteilen, und zwar in dem Grade, als ihm beliebte. Das ist insofern Willkür, als keine nöthigenden Gründe zu dieser Wahl vorlagen, aber es ist nicht grundlose Willkür, d. h. Willkür ohne vernünftige Gründe. Wenn ich überflüssigen Reichthum habe, so kann ich den Ueberfluß zu den verschiedensten wohlthätigen Zwecken verwenden. Entscheide ich mich frei zu Gunsten eines Unternehmens, das mir nützlich scheint, so ist das keine grundlose Willkür, sondern vernünftige Wahl.

Obwohl Baumann weder die Unendlichkeit, noch die Allmacht, Allgüte und Allwissenheit Gottes anerkennen will, redet er doch von der Vorsehung.

„Vernunft ist in der Welt, sofern sich Allgemeinbegriffe, allgemeine Gesetze aufstellen lassen, die sodann unserem Handeln zur Leitung dienen. Soweit ist auch Vorsehung in der Welt, sofern nach diesen Gesetzen sich Dinge erhalten, Ereignisse wiederholen und wir also mit Voraussicht danach verfahren mögen. Sofern sich keine allgemeinen Gesetze aufstellen lassen, sofern waltet in der Welt Zufall oder Freiheit. Jener hat statt, wo sich Ereignisse durchkreuzen in einer nicht oft wiederkehrenden Weise. Auf diese Weise entstehen besondere Unglücksfälle, aber auch besondere Glücksfälle. Sofern die Glücksfälle segensreiche Folgen haben für die Einzelnen oder eine Mehrheit von Menschen oder die ganze Menschheit, macht dies einen Eindruck von Gnade, bei Unglücksfällen von Schickung. Urzufall sind die Elemente, an welche die Allgemeinbegriffe und Gesetze als Träger gebunden sind; denn daß gerade so und so viel chemische Elemente da sind, davon sehen wir zur Zeit keinen Grund, das ist die fortuna primigenia, welche die Alten verehrten. Aber sofern diese Elemente sich in Arten und Gattungen ordnen lassen und allgemeine Gesetze befolgen, sind sie zugleich Träger der Weltvernunft und Weltvorsehung. Sofern nicht alle Elemente gleich sind, neben unorganischen organische, neben bloß organischen organisch-geistige da sind, ist in der Welt eine Entwicklung möglich und thatsächlich, aber auch ein Verfall. Sofern alle Weltmöglichkeiten mit ihrem besondern Inhalt im Verstande Gottes ursprünglich da waren, ist die Welt von Haus aus gedacht und doch zugleich, als wäre sie bloß Natur, d. h. ein Werden aus sich. Sofern zugleich Vernunft in dieser gedachten Welt ist, ist sie einerseits bloß thatsächlich zu erklären wie ein grundloser Willküract Gottes, und hat doch zugleich die Vorsehung, Gnade, Schickung in sich. Sofern mit Gott die Weltmöglichkeit und Weltwirklichkeit zugleich ist samt allen ihren besondern Bestimmungen, hat auch jedes einzelne Element in der Welt Antheil an der Ewigkeit der Welt nebst den damit ver-

bundenen Möglichkeiten. Sofern die Erkenntniß allgemeine Gesetze der Welt lehrt und so das Handeln leitet, ist sie die wirksamste Macht zur Verbesserung und zugleich das Gottähnlichste, da Gott selbst der Geist ist, welcher die Welt als sein Werk von Ewigkeit denkt und verwirklicht nach den der Welt selbst einwohnenden Gesetzen. Ebendeshalb ist aber Gott nicht eine Zaubermacht neben oder über den Dingen, sondern für erfolgreiche Einwirkung auf die Dinge sind wir an deren durch Erkenntniß zu gewinnenden einwohnenden Gesetze gewiesen, die zugleich die von Gott selbst gewollten sind." [1]

Die letzten Worte sind klar. Wie Gott die Welt nothwendig denkt und von Ewigkeit hervorbringt, so kann er auch am Laufe der Welt nichts ändern. Von übernatürlichen Eingriffen und Wundern kann keine Rede sein. Mit Worten wird also die Vorsehung festgehalten, in der That wird sie geläugnet. Die weitern Ausführungen werden das bestätigen.

II. Realwissenschaftliche Anthropologie.

Baumann nimmt im Menschen „ein Geistiges an, das nicht aus dem Körper ableitbar ist". „Unzweifelhaft ist der menschliche Geist eine formale Einheit, jeder menschliche Geist ein Einzelgeist." Das geht aus dem Bewußtsein hervor. Die verschiedenen Begriffe des Urtheils müssen „in einem untheilbaren Act im Bewußtsein sein, auseinandergehalten und doch in Eins gefaßt, ebenso wie zwei Nüancen von Roth, um miteinander verglichen werden zu können, in ihrer Unterschiedenheit erhalten gleichzeitig in demselben Bewußtsein existiren müssen" [2].

Dieser Geist des Menschen ist durch und durch bedingt vom Körperlichen, so daß er ohne Organe nicht thätig sein kann und ihm untilgbar ein sinnliches Moment anhängt. Baumann wird nicht müde, das zu wiederholen [3], aber er unterscheidet leider nicht die doppelte Weise, in welcher die Seele vom Leibe abhängig ist. Innerlich abhängig vom Organismus ist die Seele in Bezug auf jene Thätigkeiten, die nicht von der Seele allein, sondern von Leib und Seele zugleich gesetzt werden, nämlich in Bezug auf die Bethätigungen des vegetativen und sinnlichen Lebens, wie z. B. hören, riechen u. dgl.; die menschliche Seele hat aber außerdem Thätigkeiten, die unmittelbar allein von der Seele gesetzt werden oder bei denen ein sinnliches Organ unmittelbar gar nicht mithelfen kann. Das Princip vom Widerspruch z. B. kann von keiner organischen Fähigkeit wahrgenommen werden, weil dasselbe auf den Organismus gar keinen Eindruck

[1] Ebd. S. 131. 135. [2] Ebd. S. 139. [3] Ebd. S. 117 ff. 6 ff.

machen kann. Derartige geistige, d. h. von der Materie innerlich unabhängige Bethätigungen setzen aber eine geistige Substanz voraus. Trotz dieser innern Unabhängigkeit der Seele in vielen Thätigkeiten ist sie doch in Bezug auf alle Bethätigungen äußerlich abhängig, insofern die Thätigkeit der Sinne die nothwendige Vorbedingung für die geistige Thätigkeit ist. Diese äußere Abhängigkeit erklärt sich leicht aus der substantiellen Vereinigung von Leib und Seele zu einer Natur.

Ist die Seele nach Baumann unsterblich? Hören wir die Antwort.

„Die Seele als formale Einheit behält zwar im Tode nichts von ihrer concret bedingten Entwicklung, kann aber eben darum in neue Verleiblichungen eingehen, nach Analogie gerade der unorganischen Elemente. Diese haben sich nie abgenutzt. . . . Auf diese Weise können die Seelen die ganze Entwicklung der Menschheit durchmachen, d. h. dieselben Formalsubjecte können an sich die aufeinanderfolgenden Entwicklungen durchleben, welche wir Geschichte der Menschheit nennen. Alles geistige Leben, auch in den höchsten Aeußerungen, ist leiblich bedingt, und wie in der organischen Natur eine große Entwicklung statthat, so liegt im Organisch-Geistigen unzweifelhaft auch eine solche Entwicklung vor; und wie die unorganischen Elemente die Geschichte des Planetensystems, der Erde durchmachen und in der Entwicklung der Pflanzen und Thiere verwendet werden, so bietet sich die gleiche Verwendung der formalen geistigen Einheiten als Träger und Erleber der geschichtlichen Entwicklung dar." [1]

Verstehen wir recht, so wäre danach die Seele eine Art Monade oder Centralreale im Sinne von Leibniz oder Herbart. Diese höher geartete Monade kann nur in und mit dem Organischen thätig sein und nimmt an der geistigen Entwicklung ungefähr den gleichen Antheil wie ein Atom an der Entwicklung der unorganischen Natur [2]. Löst der Tod diese Seele von einer organischen Verbindung, so sucht sie neue Verbindungen oder „Verleiblichungen" einzugehen. Wir hätten also hier die Lehre von der „Seelenwanderung", wie sie von orientalischen Phantasten und unter den modernen Gelehrten von Lessing [3] aufgestellt wurde. Auf dieser öden Sandbank wären wir somit glücklich mit der stolzen modernen „Realwissenschaft" gestrandet!

Von seiner Unsterblichkeitslehre aus glaubt Baumann „unserem Leben ein großes Ziel geben" zu können, „nämlich mit daran zu arbeiten, daß die wiederkehrenden Seelen solche organische, äußere und gesellschaftliche

[1] Ebd. S. 140. [2] Vgl. ebd. S. 295.

[3] In der Schrift: Erziehung des Menschengeschlechtes. Vgl. Baumgartner Lessings religiöser Entwicklungsgang S. 141 f.

Bedingungen ihres erneuten Bewußtseins finden, wie wir etwa alle sie unsern Kindern und Enkeln wünschen, gesunde Körper, leichte Entwickelbarkeit der physiologisch-psychologischen Anlagen, ausreichenden und nicht zu schwer gemachten Erwerb, was die äußern Mittel betrifft, ein heilsames geistiges Milieu durch wohlthätige und fördernde staatliche, wissenschaftliche, künstlerische, religiöse Zustände der betreffenden Gesellschaft und eine Erziehung in denselben, welche nach den effectiven Gesetzen menschlicher Natur verfährt und uns dadurch die vielen Verfehlungen trotz eifrigster Bemühung erspart, die wir jetzt haben durchmachen müssen. Indem wir an alledem arbeiten, arbeiten wir gewissermaßen für unsere eigene Zukunft mit. Die besondern göttlichen Gerichtsvorstellungen dagegen bestehen mit der wissenschaftlichen Erkenntniß des moralischen (!) und überhaupt geistigen Lebens nicht" [1].

Wird diese leibliche und geistige Entwicklung innerhalb der menschlichen Gesellschaft ewig dauern? Nein. „Anspruch auf ewigen Fortgang menschlicher Geschichte haben wir realwissenschaftlich nicht: die längste Zeit unserer Erde hat es das Menschlich-Geistige auf derselben nicht gegeben; aller Wahrscheinlichkeit nach werden Zeiten folgen, wo das Organische und Organisch-Geistige auf unserer Erde nicht sein können. Es treten dann für die geistigen Wesen wieder Zeiten des Ruhens ein, aber untergeht darum der Substanz nach von ihnen keines." [2]

Eine sonderbare Unsterblichkeit! Das Geistige kann ohne das Organische nicht thätig sein. Nun wird einst auf unserer Erde das Organische nicht mehr bestehen können. Also kann auch das Geistige dann nicht mehr thätig sein. Das geistige Leben hört auf. Bleibt dann das Geistige überhaupt noch existiren? Ja, antwortet Baumann, „es treten dann für die geistigen Wesen wieder Zeiten des Ruhens ein, aber untergeht darum der Substanz nach von ihnen keines." Aber wir kennen doch das Geistige nur aus seiner Bethätigung; nun wiederholt er uns an vielen Stellen, das Geistige sei ganz an das Organische gebunden. Also muß mit dem Organismus auch das Geistige untergehen. In der That, wenn das Geistige für sich existiren kann, warum kann es nicht auch aus sich thätig sein? Die Thätigkeit richtet sich nach dem Sein. Ist das Sein nicht an das Organische gebunden, warum dann die Thätigkeit? Oder sollten

[1] Realwissenschaftliche Begründung der Moral 2c. S. 144.
[2] Ebd. S. 118.

vielleicht die im Hintergrund aufsteigenden dunkeln Gestalten der „göttlichen Gerichtsvorstellungen" unsern Gelehrten von der Annahme eines ewigen Lebens zurückgeschreckt haben? Doch wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß der Gedanke an das ewige Fortbestehen unseres „Geistigen" im Zustande voller Erstarrung wenig Verlockendes und Erhebendes bietet. Und dann wie trostlos ist für die Menschheit die Aussicht, daß mit dem Aufhören des Organischen auch die Früchte all ihrer Mühen und Anstrengungen ewiger Vernichtung anheimfallen!

III. Realwissenschaftliche Religion und Moral.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich leicht errathen, welche Stellung Baumann zur Religion einnimmt. Die Religion entstand nach ihm aus dem „Animismus". Zuerst nahm man bei den Nebenmenschen an, daß sie beseelt seien wie wir, dann dehnte man diese Auffassung auf die Thiere aus und endlich übertrug man sie auf die übrige Natur. Das weiß die „Realwissenschaft" ganz genau. Wie aus dem Animismus „Religion wird, sieht man noch am Neger", der den ersten ihm aufstoßenden Gegenstand zum „Fetisch" nimmt, d. h. auf seine Hilfe vertraut. „Diese Anknüpfung der Hoffnung an eine gegenständliche Vorstellung wird eine Stütze des in sich leicht schwankenden Gefühls, wie das Wort eine Stütze der Erinnerung ist. Jeder Lustaffect erzeugt eine erhöhte Thätigkeit der Phantasie, läßt den Gegenstand, der ihn erweckt, in erhöhtem Glanze strahlen."

„Hiernach ist Religion im eigentlichen Sinne Vorstellung eines Gegenstandes, an welchen das Gefühl der Zuversicht und des Vertrauens sich anschließt, entweder dauernd (Indianer) oder vorübergehend (Neger), sei dieser Gegenstand, was er sonst wolle. Er wird dann behandelt wie ein helfenkönnendes Wesen in Bitten und Darbringungen, eventuell auch, wenn er der Hoffnung nicht entspricht, mißhandelt." [1]

Setzen wir den Fall, ein Wanderer müsse durch einen einsamen ausgedehnten Wald gehen, in dem Räuber hausen. Er ist in großer Angst. Aber er kauft sich einen Revolver und macht sich nun im Vertrauen auf diesen Gehilfen auf den Weg. Ist das Religion? Vielleicht wird Baumann einwenden, man müsse sich den Gegenstand als beseelt vorstellen. Nun gut, dann wollen wir annehmen, ein zuverlässiger, wohlbewaffneter Mann biete sich ihm als Begleiter an. Er vertraut ihm, gewinnt Zuversicht. Ist das Religion?

[1] Ebd. S. 150.

Doch hören wir weiter. „Das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber den Naturgewalten war bis in die Neuzeit übermächtig in der Menschheit, und der Grundzug aller Religion, daß eine geistige Macht im Hintergrunde der Welt stehe und daß es mannigfache Abhilfe gegen die Mängel der Welt gebe, ist richtig. Aber es ist mit der Religion wie mit der menschlichen Art überhaupt: die Wahrnehmung diente der sinnlichen Bedürfnißbefriedigung und daneben führte der Mensch ein Leben in Gefühl und Phantasie. So war die Religion auch wesentlich Cultus, damit die sinnliche Befriedigung auch so gesichert sei, und daneben waren Mythen nicht immer eigentlich zur Religion gehörig, aber ein Hauptstück des Gefühls- und Phantasielebens. Manchmal wurde Theologie daraus, religiöse Praxis und Mythologie in eins verarbeitend, manchmal ging beides ... mehr bloß nebeneinander.“

Auf diesem Wege entstanden die verschiedenen positiven Religionen. Ein großer Theil der Gefühle, auf denen die historischen Religionen beruhen, ist physiologisch bedingt. „Es gibt Kinder mit ganz gegenstandsloser Angst.“ Bei niedergedrückter Stimmung haben phantastische Kinder trübe, entsetzliche Phantasiebilder, bei gehobenem Selbstgefühl nehmen die Phantasien einen mitunter ekstatischen Charakter an (Verkehr mit Engeln und der Mutter Gottes).

Um uns zu zeigen, wie sehr der Mensch unter der Herrschaft des Gefühles, der Phantasie stehe, beruft sich Baumann namentlich auf das Beispiel Swedenborgs, der an allerlei Erleuchtungen und Eingebungen glaubte und viele Anhänger fand. Die Mystik der geschichtlichen Religionen ist ein Versuch nach innen gekehrter Naturen, mit Gott eins oder in ihm unmittelbar selig zu werden. „Es gibt eine Seligkeit der religiösen, eine der philosophischen Contemplation, wie eine der dichterischen, der künstlerischen Conception.“ „Mit erhabener Poesie ist die Mystik als Versenkung in Gott, d. h. eine selige Stimmung“ bei den Indern und im Buddhismus entwickelt.

Auf diesem Boden ist nun auch das Christenthum erwachsen. Das Christenthum in seiner protestantischen Form beruht darauf, „daß an jemand die Bibel (gewöhnlich durch die Kirche) kommt, und er bei ihrer Kunde sich innerlich überzeugt fühlt, dies Buch sei das Wort Gottes und das darin Gebotene sei die höchste und seligmachende Wahrheit. Andere Arten von innerlicher Gewißheit lehnen die Altprotestanten ab“ [1]. Allen

[1] Ebd. S. 165.

diesen altprotestantischen Auffassungen liegt eine Gefühlsweise zu Grunde; das Gefühl ist die letzte entscheidende Instanz.

Der Katholicismus stützt das Christenthum auf Vernunftbeweise, auf Prophezeiungen und Wunder, insbesondere auf das Wunder der Auferstehung Christi. Allein diese Beweise haben keinen Bestand vor der „Realwissenschaft". Die Bücher des Alten Testamentes sind alle aus einer viel spätern Zeit, als gewöhnlich behauptet wird, mit tendenziösen Legenden und Erfindungen angefüllt, von verschiedenen Verfassern compilirt und corrigirt. „Die Propheten sind politische und sociale Poesie." Mit dem Beweise aus den Prophezeiungen ist es also nichts.

„Das Neue Testament angehend, so haben wir keinen Bericht von einem Augenzeugen (!). Keines unserer Evangelien, selbst in seiner ältesten Gestalt, ist früher als 70." Und was sagt er von den Briefen des hl. Paulus, von denen er selbst zugibt, daß sie allgemein für echt gehalten werden, und in denen die Auferstehung Christi als die Grundlage unseres Glaubens hingestellt wird? Der Auferstehung Christi erwächst der „realwissenschaftliche Einwand", daß Paulus „die Erscheinung Christi an ihn in eine Linie stellt mit denen der unmittelbaren Jünger. Seine Erscheinung war keine objective (s. Apostelgeschichte). Er war eine visionäre Natur wie Swedenborg und viele andere; solche Erscheinungen sind auch in andern Religionen gewesen. . . . Petrus, dem die Erscheinung des Auferstandenen zuerst zu theil ward, war gerade nach den drei ersten Evangelisten gleichfalls eine visionäre Natur. . . ." „Diese Verklärung Christi war ein Traum des Petrus schon zu Lebzeiten Jesu, sie macht sein Schauen des Auferstandenen gleichfalls zu einem wachen Traum (s. Swedenborg). Von Petrus angeregt sind dann die Visionen der Zwölfe und der 500." Von den Wundern der Apostel heißt es noch: „Die Wunder, die in historisch heller Zeit geschahen, waren höchstens Heilungen von Krankheiten, die mit einem erregbaren Nervensystem zusammenhangen, wie sie in allen Religionen, auch den heidnischen, vorkamen und bei Zutrauen zu dem Arzt noch heute ohne alle religiöse Wendung vorkommen." [1]

„Altes und Neues Testament sind somit aufzufassen wie die übrigen Religionen, sie gehören dem idealisirenden Vorstellen an in Anknüpfung an die Gefühle der Hoffnung." [2] Was dem Christenthum fehlt, „das sind einerseits die intellectuellen Tugenden, andererseits irgend welche Ahnung

[1] Ebd. S. 1[illegible]—1[illegible]. [2] Ebd. S. 1[illegible]

von Naturgesetzlichkeit, an welche man sich zu halten habe bei seinem Thun und Lassen". Will man am Christenthum festhalten, so muß man zu der Glaubensart der Reformation zurückkehren, d. h. das Christenthum als eine Sache des reinen Glaubens ansehen und der „einstigen Ausgleichung der Differenzen zwischen christlichem Glauben und realer Wissenschaft" sich in dem gehofften Jenseits mit den Reformatoren getrösten[1]. Als ob sich offene Widersprüche zwischen Glauben und Wissen in einem bessern Jenseits aussöhnen ließen!

Baumann scheint selbst zu fühlen, daß die katholische Auffassung, der zufolge Vernunft und Offenbarung sich nie widersprechen können und die Vernunft die Voraussetzungen des Glaubens beweisen kann, doch vernünftiger sei. Deshalb wendet er sich noch einmal gegen sie, wie um sein Gewissen zu beschwichtigen. Thomas von Aquin soll den Beweis für die Nothwendigkeit der Offenbarung so führen: „Aus der Welt schließen wir auf Gott als von Wirkung auf Ursache; eben darum können wir wissenschaftlich nie den ganzen Gott erkennen; denn die Ursache ist höher als die Wirkung, enthält immer mehr als diese. Den ganzen Gott kennen lehrt uns die Offenbarung, und zwar die christliche als durch Wunder, Weissagungen und Erfolg trotz ihrer Sittenstrenge beglaubigt. Der hier entscheidende Grundsatz: die Ursache enthält immer mehr als die Wirkung, ist aber zu bestreiten."[2] Die moderne Naturwissenschaft kennt diesen Grundsatz nicht, „sie ist auf den Satz geführt: causa aequat effectum, und keine Ursache allein, sondern immer eine Mehrheit zusammenwirkender Elemente".

Ob der Göttinger Philosoph wohl eine Ahnung davon hatte, daß er sich mit diesen Worten in die größten Widersprüche mit sich selbst verwickelt? Er behauptet ja selbst, Gott sei die einheitliche und e i n z i g e Ursache der Welt, und jetzt sagt er, die Realwissenschaft kenne keine Ursache allein! Er behauptet ferner, Gott sei Schöpfer. Hat derselbe diese Eigenschaft der Welt mitgetheilt? Er behauptet, Gott sei ein reiner Geist, eine einheitliche mathematische Intelligenz, welche die Welt gedacht. Gilt das auch von der Welt? Er behauptet, Gott sei unbedingt, aus sich und unveränderlich, die Welt dagegen sei geschaffen, bedingt und veränderlich. Ist also in dem Baumannschen Gott nicht vieles, was in der Welt nicht ist? Wie steht es also mit causa aequat effectum?

[1] Ebd. S. 198. [2] Ebd. S. 198.

Es ist übrigens nicht wahr, daß Thomas von Aquin allgemein lehre, die Ursache müsse immer vollkommener sein als die Wirkung. Er lehrt nur, die Wirkung könne nie vollkommener sein als die Totalursache, oder mit andern Worten, die Totalursache müsse irgendwie die Wirkung in sich enthalten. Ob die Ursache einer bestimmten Wirkung vollkommener sei als die Wirkung, hängt von der Frage ab, ob eine der Wirkung gleiche Ursache im stande sei, die Wirkung hervorzubringen. Baumann selbst schließt ja von der unorganischen, aus einer Vielheit unbelebter Wesen bestehenden Welt auf eine einheitliche Intelligenz, die doch offenbar vollkommener sein muß als die Welt.

Der Raum gestattet uns nicht, all die heftigen Ausfälle Baumanns gegen das Christenthum überhaupt und die katholische Kirche insbesondere zu charakterisiren. Dieselben haben auch mit realer Wissenschaft herzlich wenig zu thun. Er gibt uns nur seine Lesefrüchte aus oberflächlichen rationalistischen Schriften zum besten. Im „Schlußwort zur Gotteslehre“[1] zeigt er dann noch, wie „der realwissenschaftliche Denker“ auf Grund seiner Gotteslehre den wahren Kern aus allen Religionen herausnehmen kann. Aus dem Christenthum kann er durch das Beispiel Christi lernen, sich stets zu bemühen, leiblicher und geistiger Noth zu helfen, aber nicht mit vermeintlichen Wunderkräften, sondern mit den Mitteln moderner Technik und darum viel erfolgreicher. Mit dem Islam kann er die Einheit Gottes vertreten, auf welche der Zusammenhang der Naturkräfte führt und welche sich eben hierin als Macht bewährt und Hoffnung gibt zur Erforschung und Benutzung von immer mehr Zusammenhängen. In der indischen Lehre sieht er eine Wahrheit „in der Wiederkehr der Seelen und in der Wirkung des gegenwärtigen Lebens auf künftige Verkörperungen, nur nicht individuell, sondern generell. Es belohnt sich das Gute einer Zeit an der Zukunft und unsere formalen Iche werden sich daher einst betten, wie sie das Lager vorbereitet haben“. Mit Confucius stimmt er darin überein, „daß die feste Ordnung in Natur und Menschenleben dasjenige ist, wonach uns richtend wir Gott am besten dienen“, aber diese Ordnung muß in realwissenschaftlicher Weise erkundet werden. Dem Judenthum kann er zugeben, „daß alle religiöse Art zu einer Lebensordnung führen muß, zu einem Gesetz“, aber dieses Gesetz muß realwissenschaftlich geprüft und verfeinert werden. Dem Buddhismus mag er zugestehen,

[1] Ebd. S. 200.

„daß die innere Loslösung von der Anhänglichkeit an das Dasein einen hohen Sinn gewinnen kann, wenn man darunter versteht, daß das Haften an der sinnlichen Existenz als solcher nicht das Höchste ist, sondern die Erhebung in die wissenschaftliche Forschung mit Bethätigung danach", „und wohl darf sich der Mensch, wenn er einmal müde und matt geworden ist, sehnen nach der Zeit, wo die Geister wieder ruhen werden, wenn die organischen Bedingungen ihrer Bethätigung nicht mehr sind, und wird doch bereit sein, die Arbeit sogleich stramm wieder aufzunehmen, damit künftige Generationen immer freudigere Bedingungen ihres Daseins finden und er selbst mit, wenn sein formales Ich wieder wird eingekörpert sein. So steht der realwissenschaftliche Denker selbständig und mit neuen Einsichten da, hat aber Anknüpfungen an alles, was bisher Hervorragendes in der Menschheit da war, er führt weiter, ohne das Bisherige schlechtweg verdammen zu müssen" [1].

Der eben entwickelten Religion Baumanns ist seine Moral durchaus würdig. Das sittlich Gute besteht in dem, „was für Sitte und für wohlgethan in einem Lande gilt, und was von Land zu Land mannigfach verschieden ist oder von einer Zeit zur andern in demselben Land, und doch für die Betreffenden leiblich und geistig erhaltend und fördernd sein kann". Danach waren die Menschenfresserei, der grausame und unzüchtige Cult der Astarte und des Moloch bei den Völkern, die sie übten, sittlich gut!

Und was ist heute gut für den Culturmenschen, der schon auf dem Standpunkte der Realwissenschaft steht? Daß er für sein eigenes und fremdes, geistiges und leibliches Wohlergehen sorge nach dem realwissenschaftlichen Verfahren. Die rationellen Methoden der modernen Wissenschaft sollen in der Pflege der Gesundheit, in der Erzielung der Nachkommenschaft und den höhern geistigen Bestrebungen angewendet werden. „Auf diese Weise arbeiten wir nicht bloß für uns selbst, sondern auch für die Mitlebenden und die kommenden Geschlechter." Wie man sieht, ist die Baumannsche Moral nur der landläufige Utilitarismus auf dem Boden der Realwissenschaft.

Da wir nicht alle seine ethischen Ausführungen hier wiedergeben können, so wollen wir nur einige von den „Hauptregeln der moralischen, rechtlichen und religiösen Lebensführung" hierhersetzen, mit denen er sein Werk beschließt [2] und die seine Ansichten zusammenfassen.

[1] Ebd. S. 292. [2] Ebd. S. 291—295.

„Erkenne immer mehr, daß das Beste, was man mit dem menschlichen Leben anfangen kann, ist: Bethätigung des höhern (wissenschaftlich) Geistigen innerhalb der genauer erkannten Bedingungen der Wirklichkeit, der unorganischen, der organischen und der organisch=geistigen Bedingungen. Es ist nicht bloß intellectuelle Energie, welche in sich befriedigt werden kann, nicht bloß Muskelenergie (Krieger, technischer Künstler), sondern auch wo Muskelkraft und intellectuelle Kraft zunächst im Dienste des vegetativen Lebens stehen und wirken, wie beim Bauer, Handwerker, Fabrikarbeiter, ist es in hohem Grade so: es gibt einen geistigen Segen der nützlichen Arbeit als solcher."

„Thätigkeit, Wohlwollen, praktische Verständigkeit seien deine Grundtugenden." „Praktische Verständigkeit geht darauf, daß du die menschliche sowohl als die äußere Natur nie anders als nach ihren genau erkannten Gesetzen behandelst. Dies allein macht Thätigkeit und Wohlwollen im Verein wirksam."

„Habe Charakter, d. h. erwirb ein Zusammenwirken aller Hauptseiten menschlichen Wesens zu einer einheitlichen und grundsätzlich gewordenen Gesamtart." „Halte dich überzeugt auf Grund der genauesten Wissenschaft, daß in jedem Menschen von gewöhnlicher normaler Geistesart eine Fähigkeit zur Aenderung und Besserung ist. Selbstschöpferisch ist diese als Freiheit bezeichnete Fähigkeit nicht, aber sie vermag, was zum sittlich=rechtlichen Leben gehört, und die Kräfte dazu können stets noch ausgebildet und damit die Freiheit erhöht werden. So laß es dir gesagt sein, wenn Kundige versichern, daß in Deutschland eine für physische Leistungsfähigkeit ganz unzureichende körperliche Pflege, große Kindersterblichkeit, Verbreitung eines zu großen regelmäßigen Alkoholgenusses herrsche, und arbeite an deinem Theil an völliger Abstellung dieser Uebelstände."

„Sei dankbar der Wissenschaft, die dich in diesem Jahrhundert tiefer und genauer in Natur und menschliches Wesen eingeführt und in beiden mächtiger gemacht hat; gedenke dankbar der wenn auch anders gearteten Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts, welches durch sie der Vater der modernen Humanität geworden ist."

„Indem du so an der Besserung der Welt arbeitest, freue dich, nicht bloß für Kinder und Enkel bessere Bedingungen leiblichen und geistigen Lebens herbeizuführen, sondern auch für deine eigene Zukunft mitzuarbeiten. Denn nur die inhaltliche Persönlichkeit ist leiblich bedingt, das formale Ich kann in neuen Verkörperungen wiederkehren in Analogie gerade mit den unorganischen Elementen."

„Wie aber auch dein Los weiterlaufe, ob als neues menschliches Leben oder als traumloser Schlaf des Seelenkeims, immer bist du dadurch, daß Gott dich denkt und von Ewigkeit gedacht hat und stets denken wird als ein Element der Welt, die er von Ewigkeit zu Ewigkeit mit all ihrem Wechsel denkt und, indem er sie denkt, zugleich wirklich macht. Darum ist die Welt stets von Gott und doch wie Natur, d. h. wirkend nach den festen Gesetzen ihrer Elemente, und so sei auch dein Wirken in ihr, aber die festen Gesetze lassen zugleich dich die Welt als gehalten und getragen von Gott erkennen."

Das ist also in kurzen Zügen die neueste Lehre von Gott, Religion und Moral auf „realwissenschaftlicher Grundlage“. Wie jeder sieht, haben wir hier nur den öden und frostigen Deismus vor uns, wie er im vorigen Jahrhundert in England und Deutschland im Schwunge war, wie er an Lessing und namentlich an den rationalistischen Theologen eifrige Vertreter fand, die das Wahre aus allen Religionen herausdestillirten, gehörig mit Wasser vermengten und daraus das geläuterte Christenthum herstellten. Ein Gott war ihnen schon recht, aber er durfte bei Leibe kein Richter sein wollen oder sich gar herausnehmen, die Menschen für ihre Frevelthaten ewig zu bestrafen. Er sollte bloß als metaphysischer Hintergrund dienen, mit dem man die Ordnung der Welt erklären und an dem die geschäftige Phantasie weiter spinnen und dem Gemüthe Trost verschaffen konnte. Eine solche Aufgabe weist Baumann auch seinem weltschöpferischen Mathematiker zu.

Bequem ist diese neue Religion, bequem über die Maßen. Sie verlangt nicht, daß man vor Gott das Knie beuge, daß man zu ihm bete, daß man ihm für seine Wohlthaten danke, ihn über alles liebe, ihm demüthig im Glauben den Verstand unterwerfe, seine Gebote beobachte, ihn durch Opfer zu versöhnen suche. Alles das fällt weg. Religion ist nur „Vorstellung eines Gegenstandes, an den das Gefühl der Zuversicht und des Vertrauens sich anschließt“ [1], ein „geistiger Hintergrund der Dinge, ohne daß darum die jeweilige Vorstellung wahr zu sein brauchte“ [2]. So kann natürlich der Atheist ebensogut Religion haben wie der frömmste Christ. Für den Anhänger der „Realwissenschaft“ insbesondere besteht die Religion in der Zuversicht, daß die Gesetze, die der große Urmathematiker in die Welt hineingelegt, immer mehr erkannt werden und auch im Menschenleben zur Herrschaft gelangen.

Da es kein jenseitiges Gericht gibt, so fällt jede sittliche Verantwortung des Menschen vor einer höhern Macht weg. Der Mensch ist für sein sittliches Leben nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Wenn es ihm gefällt, sein Leben „realwissenschaftlich“ einzurichten, so mag er es thun, wenn nicht, so verzichtet er damit höchstens auf gewisse irdische Vortheile, welche das „realwissenschaftliche Verfahren“ für ihn selbst und für seine Nachkommen mit sich bringt. Schlechte Folgen für den Handelnden selbst hat das Leben über das Grab hinaus keine. Denn auch der ärgste Schuft

[1] Ebd. S. 152. [2] Ebd. S. 209.

kann der Hoffnung leben, daß er nach seinem Tode mit einem andern Bewußtseinsinhalt in einem andern Leib wiedererstehe, vielleicht als Kind eines Fürsten oder reichen Kapitalisten. Im schlimmsten Falle existirt er in einem traumlosen Schlafe fort. Der Tugendhafte dagegen wird vielleicht einst in einem neuen Dasein als Verbrecher auf Erden erscheinen und der Polizei zu schaffen machen. Daß solche Aussichten nicht ausreichen, um die große Masse der Menschen auf dem Wege der Tugend zu erhalten, sie gar zu großen Opfern und Thaten zu befähigen, sie in Leiden und Trübsal mit ihrem Lose auszusöhnen, scheint uns mehr als einleuchtend zu sein. Der täuscht sich, wer da glaubt, mit der gekennzeichneten „Realwissenschaft" das Christenthum ersetzen zu können.

Victor Cathrein S. J.

Die ersten Debatten über den Kleinen Katechismus auf dem Vaticanischen Concil.

Seit geraumer Zeit macht sich eine mächtige Strömung gegen die Verschiedenartigkeit der Katechismen geltend, und gerade in Deutschland sind in der jüngsten Vergangenheit bedeutsame Schritte für eine größere Einheitlichkeit geschehen. Diese Bestrebungen haben daher die Aufmerksamkeit aller betheiligten Kreise in hohem Maße auf sich gezogen. Bekanntlich bildete aber die Frage nach einem gemeinsamen Katechismus für den ganzen katholischen Erdkreis bereits den Gegenstand der Berathungen auf dem Vaticanischen Concil. Die versammelten Väter brachten nach Ausweis der Acten dem Schema über den Kleinen Katechismus ein sehr hohes Interesse entgegen. In den Reden der Bischöfe wird die Frage eingehend und unter mannigfachen Gesichtspunkten behandelt, und insbesondere sind es die ersten Debatten, welche sowohl über die diesbezüglichen Anschauungen des in Rom versammelten Episkopates als auch über die Frage selbst viel Licht verbreiten. Ueber diese Debatten mögen deshalb hier einige Mittheilungen folgen.

Das Schema über den Kleinen Katechismus[1] war den Vätern in der zehnten Generalcongregation am 14. Januar 1870 übergeben worden[2]. In demselben sagt der Papst, daß er mit Zustimmung des Concils zur Förderung der Einheit in der Kirche und zur Abstellung der Uebelstände, welche die Verschiedenheit in Darlegung der ersten Grundwahrheiten der Religion mit sich bringe, einen Kleinen Katechismus in lateinischer Sprache nach dem Vorbilde des Kleinen Katechismus des Cardinals Bellarmin ausarbeiten lassen wolle, dessen sich in Zukunft alle Diöcesen bedienen sollten. Die Patriarchen und Erzbischöfe sollten nach Empfang desselben zuerst mit ihren Suffraganbischöfen und dann innerhalb derselben Nation unter sich Berathungen abhalten und Sorge tragen, daß dieser Katechismus mit größter Genauigkeit wörtlich in ihre Muttersprache übertragen werde. Den Bischöfen bleibe die Freiheit gewahrt, unter Beibehaltung des allgemeinen Katechismus solche katechetische Unterweisungen separat herauszugeben, welche sie zur genauern Belehrung ihrer Herden oder zur Zurückweisung der Irrthümer, welche etwa in ihren Gegenden verbreitet seien, für nothwendig hielten. Den Priestern selbst wird zu ihrem Gebrauch der auf Geheiß des Concils von Trient herausgegebene Römische Katechismus empfohlen.

In den beigegebenen Anmerkungen sagen die Verfasser des Schemas, daß mehrere Bischöfe über die aus der Verschiedenheit der Katechismen erwachsenden Mißstände geklagt hätten: „Denn es kommt oft vor," so bemerken sie, „daß sich die Gläubigen in einer und derselben Nation, ja derselben Provinz in Dingen des Glaubens nicht verstehen, weil solche, welche zuerst in ihrer Heimat die Elementarlehre des Glaubens in einer bestimmten Wortformel gelernt haben, in eine andere Provinz ausgewandert, hier nicht verstehen, was sie über die Glaubensgegenstände hören, wegen der Verschiedenheit der Wortfassung, so daß sie, wenigstens die weniger Gebildeten, die christliche Lehre, wie sie dieselbe in der Heimat dem Gedächtnisse eingeprägt haben, allmählich vergessen, die in neuen Formeln gefaßte aber nicht lernen oder lernen können." [3]

Das Schema war sehr klein und die Präsidenten glaubten bei Einführung desselben, daß die Debatte wohl nicht über eine Woche dauern

---

[1] Schema Constitutionis de parvo Catechismo Patrum examini propositum: De confectione et usu unius parvi Catechismi pro universa ecclesia. C. V. 663 b sqq. (C. V. bedeutet die Acta et Decreta Concilii Vaticani im VII. Bande der Collectio Lacensis.)

[2] Ibid. 719 a. [3] Ibid. 663 d sq.

würde[1]. Hierin irrten sie. Einundvierzig Redner sprachen über das Schema. Doch waren die Reden durchgängig kürzer als die Reden über die frühern Schemata, so daß alle in sechs Generalcongregationen zu Worte kamen[2].

Für das Schema war der erste Tag der Debatte der ungünstigste. Die ersten Reden machten fast den Eindruck, daß dasselbe verloren sei. Denn von den sieben Rednern der 24. Generalcongregation erklärten sich fünf, die Cardinäle Mathieu und Rauscher, die Erzbischöfe Simor und Guibert und der Bischof Dupanloup, als entschiedene Gegner des Schemas, während die beiden andern sich nur schwach für dasselbe aussprachen. Gleich in der folgenden Generalcongregation begann aber eine bessere Zeit für das Schema. In dieser erhoben sich vier, in der folgenden sieben Redner für und nur je einer gegen dasselbe. In den darauffolgenden beiden Generalcongregationen waren alle 14 Redner ohne Ausnahme entschiedene Freunde des Schemas. In der letzten, der 29., sprach der eine oder andere wieder gegen das Schema, während vier Redner für dasselbe das Wort ergriffen.

Cardinal Mathieu machte in Bekämpfung des Schemas einen unglücklichen Anfang. Man muß sich besonders darüber wundern, daß der

[1] Congressus Praesidum 5. Februar. 1870.

[2] 24. Generalcongr.: Card. Mathieu, Erzbischof von Besançon; Card. Rauscher, Erzbischof von Wien; Erzbischöfe Simor von Gran; Guibert von Tours; Bischöfe Moreno von Ivrea (Piemont); Forcade von Nevers; Dupanloup von Orleans. — 25. Generalcongr.: Bischöfe Gerault de Langalerie von Belley; Sola von Nizza; Verot von Savannah; David von St.-Brieuc; Patriarch Ballerini von Alexandrien. — 26. Generalcongr.: Erzbischöfe Ricciardi von Reggio; Nobili Vitelleschi von Osimo und Cingoli (Kirchenstaat); Bischöfe Ghilardi von Mondovi (Piemont); Keane von Cloyne (Irland); Mabile von Versailles; Roullet de la Bouillerie von Carcassonne; Clifford von Clifton; Payá y Rico von Cuenca. — 27. Generalcongr.: Bischöfe de Canossa von Verona; Elloy, Tipasa i. p. i. (Apost. Vicar von Central-Oceanien); Pettinari von Nocera (Kirchenstaat); Faict von Brügge; Lenti von Nepi und Sutri (Kirchenstaat); Jans von Aosta (Piemont); Gastaldi von Saluzzo. — 28. Generalcongr.: Bischöfe Gros von Moutiers (en Tarentaise); Magnasco von Bolina i. p. i. (Griechenland); de Urquinaona von den kanarischen Inseln; Erzbischöfe Garcia Gil von Saragossa; Desprez von Toulouse; Bischöfe Monescillo von Jaen; Martinez von Havanna. — 29. Generalcongr.: P. Ricca, General der Minimi; Bischof Zunnui Casula von Ales und Terralba (Sardinien); Erzbischof Scherr von München; Bischöfe Dinkel von Augsburg; Eberhard von Trier; Erzbischof Haynald von Colocza; Bischof Perez von Malaga.

Redner in dem Schema einen Tadel der Bischöfe findet. Dieser sei in der Klage ausgesprochen, daß die Bischöfe Kleine Katechismen eingeführt hätten. Denn wenn geklagt werde, daß in den verschiedenen Diöcesen, ja nach neuen Umschreibungen oft in derselben Diöcese verschiedene Katechismen existirten, so treffe dieser Tadel offenbar die Bischöfe, deren Sache es allein sei, Katechismen zu verfassen und einzuführen. Er bemüht sich, zu zeigen, daß Päpste und Concilien nicht, wie das Schema sage, eine ähnliche Klage geführt, sondern im Gegentheile die Bischöfe aufgefordert hätten, Katechismen zu verfassen. Ganz gewiß, und eben dieser Umstand, der den Verfassern des Schemas nicht unbekannt war, ist ein Beweis, daß sie die Bischöfe nicht tadeln wollten. Dies liegt auch nicht in den Worten. Nicht darüber klagt das Schema, daß die Bischöfe Katechismen eingeführt haben, sondern über die vorliegende Thatsache, daß jetzt die Katechismen so sehr verschieden seien, mag dies mit oder ohne Schuld der Bischöfe gekommen sein, und wenn frühere päpstliche Bestimmungen es den Bischöfen zur Pflicht gemacht haben, Katechismen einzuführen, so will eben diese neue Bestimmung des Schemas Sorge tragen, daß jenem Uebelstande gesteuert und nunmehr ein Katechismus für alle Diöcesen ausgearbeitet und in sie eingeführt werde[1].

Die Verschiedenheit der Katechismen hält ferner Cardinal Mathieu nicht für etwas Schlimmes. Schlimm wäre es, so meint er, wenn in verschiedenen Katechismen die Lehre verschieden wäre, nicht aber, wenn dieselbe Lehre in verschiedenen Worten ausgedrückt wird; suchen ja die Redner, um etwas zu erklären, denselben Gedanken oft in verschiedenen Worten und Wendungen zu wiederholen[2]. Darum ist es freilich anzurathen, daß der Katechet bei Erklärung des Katechismus dasselbe in verschiedenen Ausdrücken wiederholt und beleuchtet. Allein der kurzgefaßte Ausdruck des Katechismus muß für das Kind immer derselbe bleiben, damit dieser unerschütterlich in seinem Gedächtnisse hafte, und sich dann um ihn die Erklärungen und die verwandten Lehren wie um einen festen Kern ansetzen, und so durch ihn seine ganze Kenntniß der christlichen Heilslehre einen festen Halt habe. Stellen ja auch die Meister der Katechetik die Regel auf, der Katechet möge vor allem darauf dringen, daß das Kind alle Antworten des Katechismus dem Wortlaut nach ganz genau

[1] Acta Congregationum generalium I. 621 sqq.
[2] Ibid. p. 623.

auswendig lerne und er selbst bei seinen Erklärungen sich ganz genau an die einzelnen Ausdrücke der Antworten halte.

Cardinal Mathieu spricht am Ende seiner Rede nur ganz kurz von den Schwierigkeiten, welche Abfassung und Uebersetzung eines kleinen allgemeinen Katechismus bieten [1]. Hierüber haben sich die nachfolgenden Redner ausführlicher verbreitet. Hören wir also diese.

Cardinal Rauscher, welcher wegen Unwohlseins seine Rede durch den Bischof Wiery von Gurk vorlesen ließ, glaubte, die Einheit sei genügend durch die Einheit des Glaubensbekenntnisses, der Hauptgebete, der Gebote Gottes und der Kirche und der Lehre von den Sacramenten gewahrt. Bei der Verschiedenheit der Nationen und der Bildungsgrade sei die Einführung eines allen gemeinsamen Katechismus unmöglich. Auch die verschiedenen Altersstufen der Kinder forderten verschiedene Katechismen [2]. Die Einführung eines neuen Katechismus überhaupt könne Verwirrung herbeiführen und die Einheit des Katechismus bei allen Völkern die Feinde zum Spott herausfordern [3].

Der Primas von Ungarn wünscht, daß die Wichtigkeit des katechetischen Unterrichts allen Priestern ans Herz gelegt und der fleißige Gebrauch des vorzüglichen Katechismus des Concils von Trient von neuem empfohlen werde. In Bezug auf das Schema stimmt er den Vorrednern bei, ohne genauer auf dasselbe einzugehen [4].

Die Gründe, warum man Verschiedenheit der Katechismen dulden solle, legt genauer Erzbischof Guibert von Tours dar. „In allen Katechismen", so sagt er, „ist die Lehre, welche den Kindern vorgetragen wird, stets dieselbe: die Verschiedenheit besteht bloß in Bezug auf die Anordnung, Methode, Art der Darlegung und Erklärung. Nach meiner Ansicht nun ist diese Verschiedenheit der Methode und Form nützlich, ja nothwendig. Sie entsteht aus der Natur der Sache, und wegen der Verschiedenheit der Sitten, Länder und Geistesanlagen kann sie praktisch nicht vermieden werden. Denn alle Völker sind nicht zu derselben Geistescultur gelangt, und in derselben Nation wird jede Gesellschaftsklasse verschieden und ungleich erzogen." [5] Die Bischöfe geben ja auch manchmal zwei Katechismen heraus, den einen für die Jüngern und weniger Unterrichteten, den andern für die Aeltern und Reifern [6]. Dazu kommt, daß die äußern

[1] Ibid. p. 624. [2] Ibid. p. 620 sq. [3] Ibid. p. 62[illegible] sq.
[4] Ibid. p. 628 sq. [5] Ibid. p. 63[illegible] [6] Ibid. p. [illegible] sq.

Verhältnisse in den Ländern eine Verschiedenheit des katechetischen Unterrichts erfordern. In rein katholischen Ländern z. B. genügt eine klare und einfache Darlegung der allgemeinen katholischen Lehre; in andern dagegen, in welchen die Irrlehre einen großen Theil des Volkes ergriffen hat, muß man die Jugend gegen die Gefahr des Abfalls schützen und darum gewisse Lehren, welche besonders von den Irrgläubigen geläugnet werden, mit größerer Ausführlichkeit erklären[1].

Ueber die von Guibert dargelegten Gründe verbreitet sich Dupanloup nach seiner Art mit mehr Ausführlichkeit und fügt Neues hinzu[2]. Als Zeuge für die Unmöglichkeit, sich mit einem Katechismus zu begnügen, führt er die Erfahrung vor, da man selbst im Kirchenstaat zu dem Katechismus von Bellarmin zwei Ergänzungen habe fügen müssen, von denen die eine dreimal so groß sei als Bellarmins Katechismus selbst[3]. Diese Behauptung wird später von einem geborenen Römer, Bischof Lenti von Nepi und Sutri, auf das richtige Maß zurückgeführt, indem derselbe zeigt, daß nicht von einer großen Ergänzung des Katechismus oder einem neuen Katechismus, welcher den Kindern gegeben werde, die Rede sein könne; was Dupanloup Ergänzung nenne, sei eine für die Katecheten bestimmte Anleitung, den Katechismus zu geben. Zugleich zeigt Lenti, wie es mit der Unwissenheit des römischen Volkes stehe, von welcher Dupanloup mit Berufung auf ein Decret des Cardinalvicars zweimal gesprochen hatte[4]; der Cardinalvicar habe nur auf die durch die politischen Umwälzungen entstandenen Mißstände hingewiesen[5].

Dupanloup betont auch, daß die Uebersetzung eines Katechismus in die verschiedenen Sprachen sehr schwer sei, und man sich in der einen Nation oft über Dinge offen aussprechen dürfe, welche in andern unter Kindern nicht berührt werden könnten[6].

Die von Dupanloup und Guibert vorgelegten Bedenken gegen die Einführung eines allgemeinen Katechismus haben ihr Gewicht. Wir werden später sehen, was die Väter, welche zu Gunsten des Schemas sprechen, auf dieselben erwidern. Hier möchten wir noch das letzte Bedenken Dupan-

[1] Ibid. p. 635. [2] Ibid. p. 641 sqq.
[3] Ibid. p. 642. [4] Ibid. p. 642. 646.
[5] Ibid. p. 740 sqq. — Auf eine von Dupanloup (p. 646) und andern an Bellarmins Katechismus geübte Kritik antworten mehrere Väter, wie Lenti (p. 738 sq.), Magnasco (p. 753 sq.), Monescillo (p. 774).
[6] Ibid. p. 643 sq.

loups mittheilen, welches gar sonderbarer Art ist. Er selbst glaubt, dasselbe „verdiene die ernsteste, aufmerksamste und wohlwollendste Betrachtung“. „Die Verfasser des Schemas“, so bemerkt er, „scheinen die Rechte der Bischöfe zu vergessen . . . und ihnen im Antlitz der Kirche Schmach zu bereiten. Christus hat den Bischöfen, nämlich den Aposteln, deren Nachfolger die Bischöfe sind, gesagt: ‚Gehet, lehret alle Völker!‘ und Ihr wollt, daß die Bischöfe nicht einmal die Kinder lehren können, oder es nicht können als nur nach der Weisung, welche ihnen von Theologen gegeben ist. Und welche Schuld, bitte ich, haben wir denn bei Ausübung des Lehramtes auf uns geladen, daß wir jenes einfachste Recht und jene Ehre unserer Väter, welchen von Christus gesagt worden ist: ‚Gehet hin und lehret‘, und die immer und allerorts das Recht, Katechismen herauszugeben, gehabt und alle bis jetzt geübt haben, nun verlieren sollen? Diese so neue, so unerhörte, diese für unsern Stand so schimpfliche Verminderung des Rechtes, zu lehren, möchtet Ihr nicht nur für uns herbeiführen, sondern Ihr wollt sogar, daß wir sie selbst anordnen und durch ein eigenes Decret beschließen. Das sei ferne. Wenn ich sage: Ihr wollt, so sage ich dies gewiß nicht vom Papste; das Schema hat derselbe bekanntlich keineswegs bestätigt; sondern ich sage es von den Verfassern des Schemas, indem ich mich der Freiheit bediene, welche uns der Papst gelassen hat, die Schemata ganz und vollauf zu discutiren.“[1] Dasselbe Bedenken gegen das Schema äußert in der folgenden Generalcongregation Bischof David von St-Brieuc[2].

Ein solcher Angriff auf das Schema mußte viele Entgegnungen hervorrufen. Klang er doch allzu sonderbar in einer Versammlung von Bischöfen, welche zu dem Hauptzwecke zusammengetreten war, um die den Bischöfen durch die Worte Christi „Gehet hin und lehret“ gegebene Gewalt zu üben, und welche diese Gewalt gerade durch ein Decret über den Katechismus übte. Oder hat Christus, so hieß es in den Entgegnungen, diese Lehrgewalt den Bischöfen nur einzeln für ihre Sprengel gegeben und nicht auch der Gesamtheit der Bischöfe für die ganze Kirche? Und besitzt der einzelne Bischof in seinem Sprengel die Gewalt so, daß er sie unabhängig von der Gesamtheit übt? „Wer sich seines Rechtes bedient“, sagt beispielsweise Erzbischof Nobili Vitelleschi von Osimo, „thut keinem unrecht; dies paßt ausgezeichnet auf unsern Fall. Und in der That,

[1] Ibid. p. 647. [2] Ibid. p. 671.

wer weiß nicht, daß die allgemeinen Concilien das Recht haben, Gesetze zu geben, so daß diese Gesetze oder die von ihnen gegebenen Disciplinarbestimmungen die ganze Kirche binden und von allen beobachtet werden müssen? Außerdem stehen, wie Ihr, hochwürdigste Väter, sehr wohl wißt, die Rechte der allgemeinen Concilien höher als die der einzelnen Bischöfe. Die vom Papst bestätigten Beschlüsse der allgemeinen Concilien haben die höchste Gesetzeskraft. Es bediene sich also dieses Concil seines Rechtes, wenn es der Ansicht ist, für die katholische Kirche sei ein (allgemeiner) Kleiner Katechismus vortheilhaft, und es beschließe die Bearbeitung desselben; hiermit macht es sich keines Eingreifens in die Rechte der Bischöfe schuldig."[1] „Wenn die Bischöfe", so sagt der Patriarch Ballerini von Alexandrien, „durch die Vorschrift dieses herauszugebenden Kleinen Katechismus sich in ihren Rechten verletzt, in ihrem Amte eingeschränkt fühlen müßten, warum hätten sie nicht dieselbe Klage erheben müssen gleich bei der Veröffentlichung des Katechismus des Concils von Trient, welcher in gleicher Weise als Norm bei Uebung des Lehramtes allen Lehrern in der Kirche vorgeschrieben wurde? Warum hätten sie sich nicht beklagen müssen über das von Papst Pius IV. gegebene Glaubensbekenntniß und über andere Lehrformeln, welche in mehreren ökumenischen Concilien bestätigt wurden, über das konstantinopolitanische und nicänische, ja über das apostolische Symbolum, da sie ja ebensoviele Formeln sind, durch welche die Lehrfreiheit der Bischöfe selbst in gewisse Grenzen gewiesen wird? Das Recht gewiß haben die Bischöfe, ja das Amt, der ganzen ihnen anvertrauten Herde die Lehre Christi zu überliefern und zu erklären, aber in den Worten und Formeln, welche von der höchsten kirchlichen Autorität für geeigneter befunden wurden, eben diese Lehre klarer darzulegen und von jedem Irrthume frei zu bewahren. Wenn aber ein ökumenisches Concil oder der Apostolische Stuhl es zur rechten Unterweisung aller Gläubigen für nützlich oder nothwendig halten sollte, auch den ganzen Wortlaut eines Katechismus allen Bischöfen strenge vorzuschreiben, könnte man über Verletzung der Freiheit keine Klage erheben, sondern im Gegentheil sich nur Glück wünschen, diese sicherste Norm zur Verwaltung des Lehramtes zu erhalten. Ferner bliebe den Bischöfen noch die ganze Gewalt, wie in diesem Schema einer Constitution über den Kleinen Katechismus erklärt wird, die Lehre dieses Katechismus durch neue Zusätze nach dem Alter und dem Auffassungs-

[1] Ibid. p. 688.

vermögen der Kinder zu vermehren, sie zu entwickeln und zu vertheidigen; und gewiß wäre dies kein enger Wirkungskreis, innerhalb dessen Grenzen sich der Eifer und die Wissenschaft der Bischöfe bewähren könnte." [1]

Gleich mit der 25. Generalcongregation begann, wie bemerkt, für das Schema eine bessere Zeit. Beinahe alle folgenden Redner traten für dasselbe ein. Die Hauptgründe, welche sie für die Einführung eines allgemeinen Katechismus darlegten, seien hier in kurzer Uebersicht vorgeführt.

„Die Ideen", so führt Ballerini, Patriarch von Alexandrien, aus, „gehen in den noch nicht gereiften Geist der Kinder nur mit festen, genau bestimmten Wortformeln ein, und sie haben noch nicht eine so scharfe Denkkraft, daß sie in den durch die Rede dargelegten Begriffen das Substantielle von dem bloß Accidentellen zu unterscheiden vermögen. Dies ist selbst bei den Erwachsenen der Fall, welche ungebildet oder von langsamer Auffassung sind. Deshalb wird durch die Mannigfaltigkeit der Katechismen, welche in der Darlegung der Formeln der Glaubenslehre und der Moralgesetze, in den Hauptbeweisen derselben und in der Ordnung der Darlegung unter sich ganz verschieden sind, ihr Geist so verwirrt, daß sie, auch wenn sie die Erlernung der einzelnen Katechismen keineswegs vernachlässigt haben, dennoch fast nichts gelernt zu haben scheinen." [2] Aehnlich äußert sich Bischof Elloy von Tipasa, Apostolischer Vicar von Central-Oceanien: „Die Christgläubigen haben vor allem Lehrformeln nothwendig, welche zweifellos gesund, fest formulirt und nicht leicht veränderlich sind. Sie bedürfen der Formeln; denn es gibt wenige Menschen, welche die Wahrheit abstract genommen fassen. Sie bedürfen zweifellos gesunder und rechtgläubiger Formeln; denn das Volk nimmt Irrthümer auf diesem Gebiet leicht auf und erkennt sie nur schwer. Sie bedürfen fester und bleibender Formeln, so daß dem Kinde gesagt werden kann: frage deine Vorfahren, und sie werden es dir sagen. Sie bedürfen der Formeln, die nicht leicht verändert werden können; denn wenn der Katechismus geändert wird, so wird beinahe die Haustradition der christlichen Lehre aufgegeben und bei den Erwachsenen ganz gewiß bezüglich der Kenntniß derselben Verwirrung herbeigeführt. Sehr schwer aber werden sich alle diese Bedingungen im Katechismus finden, wenn seine Abfassung dem Bischofe überlassen bleibt." [3]

[1] Ibid. p. 677. [2] Ibid. p. 675. [3] Ibid. p. 722.

Das letztere führt Elloy genauer aus. Nachdem er kurz daran erinnert hat, daß der Bischof Irrthümer in den Katechismus einfließen lassen könne, macht er auf die besondere Eigenthümlichkeit der Zeit aufmerksam, in welcher wir leben. „Vaterland und väterliches Haus verschwindet und alle sind, wie jemand gesagt hat, gleichsam Bürger des ganzen Erdkreises. Wer sieht nicht, wie nützlich es sei, daß Menschen dieser Art überall auf Erden denselben Katechismus, denselben Ausdruck für die Gebote Gottes und der Kirche, dieselbe Formel für den Act des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue finden?" [1]

Der Apostolische Vicar von Central-Oceanien mochte vielfach Gelegenheit haben, die Wanderlust unserer Zeitgenossen und ihre Folgen kennen zu lernen. Andere Bischöfe sprechen gleichfalls von ihr, jeder nach seiner besondern Erfahrung. Der Bischof von Nizza bemerkt, daß die andern Bischöfe vielleicht die üblen Folgen der Wanderungen für die religiöse Erziehung der Kinder wegen Mangels eines allgemeinen Katechismus nicht so erfahren haben wie er. „Die Stadt Nizza", sagt er, „ist wie ein Hafenplatz, in welchen die Fremden aus Amerika, aus England, aus Deutschland, aus Rußland und aus allen nördlichen Ländern Europas zusammenströmen. Hier geschieht es oft, daß sich in derselben Klasse zwei, drei, ja vier Katechismen verschiedener Diöcesen befinden. Was hat dies zur Folge? Die Kinder kommen mit ihren Eltern zum Pfarrer oder auch zum Bischofe und bitten ihn um besondere Lehrer, welche ihnen ihren eigenen Katechismus erklären, so daß oft zwei oder drei Lehrer vorhanden sind zum Unterrichte der verschiedenen Kinder nach dem aus der Heimat mitgebrachten Katechismus, bis sie zur heiligen Communion zugelassen werden können. Andere verabschieden den Katechismus ganz mit Zustimmung ihrer um Religion sich wenig kümmernden Eltern; andere hören im neuen Katechismus Fragen und Lehren, die sie im eigenen nicht gefunden haben, und zweifeln an der Wahrheit der Lehren, indem sie sagen: Warum findet sich diese Frage nicht in unserer Diöcese? Warum spricht man hier von Umständen der Geburt Christi, seines Lebens und Todes und seiner Auferstehung, welche alle in der unsrigen fehlen? Darum zweifeln sie an der Wahrheit dieser Fragen; aus dem Zweifel entsteht leicht Indifferenz und aus dieser der Unglaube." [2]

Der Bischof einer nordamerikanischen Diöcese, Verot von Savannah, sagt, daß bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Reisen in unserer Zeit

[1] Ibid. p. 723. [2] Ibid. p. 656 sq.

der ganze Erdkreis gleichsam eine Stadt geworden, und daß darum ein allgemeiner Katechismus nothwendig sei. „Besonders bei uns in Amerika", bemerkt er, „kommen Menschen aus jedem Volke, welches unter dem Himmel lebt, an; und wenn wir sie bezüglich der Religion und über die wesentlichen Fragen des Katechismus prüfen, so erwidern sie, daß es bei ihnen nicht so dargelegt würde. Durch einen einheitlichen Katechismus werden diese Klagen, wird diese Unzuträglichkeit aus dem Wege geschafft." [1] „Nicht selten geschieht es," bemerkt der Bischof von Carcassonne, „daß ein Kind zwei oder drei Jahre vor seiner ersten Communion schon zwei oder drei Diöcesen durchwandert hat und zwei oder drei Katechismen lernen mußte. Wenn es zwei oder drei gelernt hat, fürchte ich sehr, daß es keinen weiß." [2]

Der Bischof Jans von Aosta betont das Ansehen, welches der Katechismus bei den Gläubigen gewinnt, „wenn sie wissen, daß ihnen dieses Buch nicht nur von ihren einzelnen Bischöfen in die Hand gegeben, sondern von allen Bischöfen der katholischen Welt approbirt sei, wenn sie wissen, daß es von einem ökumenischen Concil approbirt und dessen Beschluß vom Stellvertreter Christi bestätigt worden sei" [3].

In dem Vorschlage, einen allgemeinen Katechismus einzuführen, erblickt der Bischof Keane von Cloyne eine herrliche Idee. Kommt derselbe zu stande, „so werden die Kinder, welche nach ihm unterrichtet worden sind, beim Uebergang in eine andere Diöcese oder zu einer andern Nation oder bei Auswanderung nach Amerika dieselben Fragen, dieselben einfachen, kurzen und klaren Antworten überall vorfinden, und von der Wiege an, auch bei Verschiedenheit der Sprachen, ohne Wechsel der Worte, dasselbe Symbolum in Glaubens- und Sittenlehren bekennen" [4]. Er fügt hinzu, daß dann die Weisheit der Kirche in den Augen der Andersgläubigen, wo immer sie seien, immer bewunderungswürdiger erscheinen müsse [5]. Daß die Einheit des Katechismus für die Bekehrung der Heiden von den herrlichsten Folgen begleitet sein werde, bezeugt der Apostolische Vicar von Central-Oceanien. Den Missionären der Andersgläubigen gegenüber, welche die Einheit des Buches betonen, welches sie austheilen, der Bibel, und behaupten, daß den Katholiken die Einheit der Lehre fehle, sei die Einheit des Katechismus ein vortrefflicher Beweis für die Einheit der Lehre.

[1] Ibid. p. 663. [2] Ibid. p. 703. [3] Ibid. p. 743.
[4] Ibid. p. 696. [5] Ibid.

„Ganz gewiß", so schließt er, „wäre die Einheit des Katechismus für die Neubekehrten und die Bewohner unserer Inseln des Oceans, die gleichsam aus der Hand des Papstes und aus dieser heiligen Versammlung ausginge, ein durchaus wirksamer Beweis für die Wahrheit unserer Lehre, und sie würde dem Ansehen jener, welche bei den Ungläubigen die Lehre der Kirche Christi predigen, ein großes Gewicht hinzufügen." [1]

Derselbe Kirchenfürst macht auch sehr zutreffende Bemerkungen über die Vortheile, welche die Bischöfe haben, wenn ein für die Gesamtkirche ausgearbeiteter Katechismus allgemein eingeführt werde. „Denn", so fragt er, „was wünscht der Bischof? Er wünscht so leicht als möglich seine Pflicht, die Christgläubigen zu belehren, zu erfüllen; er wünscht so bald als möglich einen Katechismus zu haben, welcher so vollkommen als möglich ausgearbeitet und so billig als möglich zu kaufen ist. Was wird denn der Bischof thun, um diese drei Vortheile zu erlangen? Muß er selbst diese Arbeit übernehmen und einen Katechismus verfassen? Aber haben nicht die hochwürdigsten Redner in dieser Aula eingestanden, daß diese Arbeit äußerst schwierig und mit vielen Gefahren verbunden ist? Hat nicht der hochwürdigste Bischof von Orleans gesagt, daß er erst nach 15 Jahren, nach vielen Arbeiten, nach Berathung und unter Mitwirkung sehr vieler und durch Weisheit hervorragender Männer seinen Katechismus herausgegeben habe? — Wenn dem aber so ist, wie können alle Bischöfe ein Werk von solcher Schwierigkeit auf sich nehmen, die vielleicht sich selbst nicht für sehr begabt halten, noch die Zeit für dasselbe finden, noch auch so viele weise Rathgeber um sich haben? Was soll vor allem ein Apostolischer Vicar inmitten all seiner Beschwerden, Arbeiten und Wanderungen thun?" [2] Der Redner führt diese praktischen Bemerkungen noch weiter aus.

Mehrere Bischöfe, wie Roullet de la Bouillerie [3] und Jans [4], machen auch darauf aufmerksam, daß die einzelnen Bischöfe, weil nicht unfehlbar, bei selbständiger Einführung eines Katechismus Irrthümer in denselben aufnehmen könnten, welche dann die Kinder im zartesten Alter sich aneigneten und später schwerlich aufgäben. Der erstere bemerkt u. a., daß jansenistische Irrthümer in die Katechismen verschiedener Nationen übergegangen seien. Der Erzbischof von Toulouse führt Beispiele solcher Irrthümer und Ungenauigkeiten an. Zugleich erinnert er auch an die

[1] Ibid. p. 721. [2] Ibid. p. 721 sq.
[3] Ibid. p. 703. [4] Ibid. p. 743.

Eingriffe, welche sich Fürsten hinsichtlich der Katechismen einzelner Länder erlaubt hatten. Joseph II. von Oesterreich, sagt er, führte eigenmächtig einen neuen Katechismus mit Unterdrückung des 200jährigen Katechismus des seligen Petrus Canisius ein und befahl durch Edict vom 10. Juni 1787, in dem sogen. Normalkatechismus die Lehre von den Ablässen, welche den armen Seelen im Fegfeuer zugewandt werden können, zu streichen, da sie nicht genügend begründet erscheine. Die napoleonische Regierung ließ an der Spitze des Katechismus ein Edict abdrucken, in welchem die Ausführung der so oft vom Heiligen Stuhle verurtheilten organischen Artikel vorgeschrieben wurde, und befahl, diesen Katechismus im ganzen Kaiserreiche einzuführen. Vom Papste war in demselben kaum die Rede, aber um so mehr vom Kaiser. Es fand sich darin z. B. folgende Frage und Antwort: „Frage: Welches sind unsere Pflichten gegen unsern Kaiser Napoleon I.? Antwort: Wir müssen anerkennen, daß unser Kaiser von Gottes Gaben im Frieden wie im Kriege überhäuft und von Gott zur Wiederherstellung und zur Beschützung des öffentlichen Cultus der heiligen Religion erweckt worden sei; daß er durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ordnung wiederhergestellt habe und sie erhalte; daß alle ihm Liebe, Ehrerbietung, Gehorsam, Treue, Heeresdienst und die zur Vertheidigung und Erhaltung des Kaiserreiches und des Glanzes des kaiserlichen Thrones auferlegten Steuern schulden." [1]

Mehrere Väter, welche für das Schema auftraten, wie Ballerini [2] und Berot [3], gestanden ein, daß die von den Gegnern des Schemas dargelegten Gründe gegen dasselbe Eindruck auf sie gemacht hatten. Doch wurden dieselben trefflich widerlegt.

Hinsichtlich der Verschiedenheiten, welche sich bei den Kindern und in den Verhältnissen, in welchen diese leben, finden, bemerkt Bischof Magnasco, daß diese in dem mündlichen Unterricht und in größern, über die Religion handelnden Büchern gewiß berücksichtigt werden müßten; der Katechismus aber, in welchem nur die nothwendigsten Hauptlehren des Glaubens und die wesentlichen Erklärungen derselben enthalten seien, könne ein und derselbe für alle sein. Darin stimmen wir alle überein, sagt er, daß im Katechismus wörtlich das Glaubensbekenntniß, die Sacramente, das Vaterunser und anderes dieser Art enthalten sein muß, wozu einige kleine Erklärungen dieser Wahrheiten treten, welche für alle passen. Der

[1] Ibid. p. 76[illegible] sqq. [2] Ibid. p. [illegible] sq. [3] Ibid. p. 602.

eine faßt diese schneller oder besser oder vollkommener auf, der andere langsamer und weniger tief; doch für alle passen sie trotz der Verschiedenheit der Geistesanlagen, da der Glaube und die Lehre für alle gleich sein muß[1]. — „Das gegen das Schema erhobene Bedenken", sagt Bischof Urquinaona in Uebereinstimmung mit Magnasco, „hätte großes Gewicht, wenn die Gläubigen bloß dadurch in den Religionswahrheiten unterrichtet würden, daß sie den Katechismus läsen und auswendig lernten. Aber der Katechismus ist nur der Text, welcher dem Unterrichte zu Grunde gelegt wird, der Lehrer jedoch ist der Pfarrer und besonders der Bischof. Diese sind es, welche sich die Verhältnisse ihrer Christgläubigen und Völker vor Augen führen müssen, und nach den Verhältnissen, die sie vorfinden, haben sie den Katechismus auszulegen oder auch mit Anmerkungen zu versehen oder gar einen größern Katechismus herauszugeben, welcher den Elementarwahrheiten des kleinen in allem entspricht und den Personal- und Ortsverhältnissen ihrem Urtheile gemäß in vollstem Maße Rechnung trägt. Dies ist in der Constitution selbst vorgesehen. Denn es heißt hier: ‚Den Bischöfen wird es freistehen, mit steter Beibehaltung des Kleinen Katechismus, jene katechetischen Unterweisungen gesondert herauszugeben, welche sie selbst zur bessern Unterweisung ihrer Gläubigen oder zur Bekämpfung der in ihren Gegenden etwa vorkommenden Irrthümer im Herrn für mehr ersprießlich halten.'"[2] Schon früher hatte der Bischof von Nizza bemerkt, daß es Sache der Katecheten sei, sich in der Erklärung des Katechismus den verschiedenen Verhältnissen anzubequemen, und gezeigt, wie dies geschehen könne. Er schließt: „Alle diese Verschiedenheiten sind nicht so groß, daß sie die Kirche zu einer Mehrzahl der Katechismen zwingen. Gewiß bestanden zur Zeit der Apostel viel größere Verschiedenheiten in den verschiedenen Reichen der Welt. Haben sie denn darum geglaubt, verschiedene Glaubensbekenntnisse verfassen zu müssen? Haben sie nicht ein einziges allein für die Provinzen und Reiche der ganzen Welt verfaßt? Wenn also ein Glaubensbekenntniß für eine Zeit genügen konnte, in welcher zahllose Verschiedenheiten der Talente, der Bildung, der Sitten, der Vorurtheile bestanden, warum genügt denn nicht ein Katechismus für unsere jetzige Zeit, in welcher die Verschiedenheiten viel geringer sind? — Auch zur Zeit des Concils von Trient gab es viele, sehr viele Häresien, besonders in Deutschland: hat darum dieses Concil

[1] Ibid. p. 755. [2] Ibid. p. 761 sq.

beschlossen, verschiedene Katechismen für verschiedene Provinzen nach der Mannigfaltigkeit der in ihnen schleichenden Häresien zu verfassen? Keineswegs. Es wollte, daß ein Katechismus verfaßt werde, welcher allen genüge, alle Völker zu lehren." [1]

Die Schwierigkeit, einen neuen Katechismus einzuführen, hält Bischof Keane für nicht zu groß. Denn wenn die Bischöfe manchmal einen neuen Katechismus eingeführt haben, um wieviel mehr kann dies der Papst und das Concil! [2] Roullet bezeugt, daß die Gläubigen einen gemeinsamen Katechismus für alle Theile der Kirche wünschen [3]. Die Verwirrung, sagt Paya y Rico, welche als Folge der Einführung eines neuen Katechismus gefürchtet werde, sei jetzt wegen der Vielfältigkeit der Katechismen viel größer. In seiner Diöcese seien drei oder vier Katechismen, und wenn die Gläubigen von einem Theile derselben in einen andern übersiedelten, verständen sie weder den Pfarrer, welcher den Katechismus erkläre, noch könnten sie auf seine Fragen antworten; darum handle es sich bei Einführung eines allgemeinen Katechismus, einer solchen Verwirrung ein Ende zu bereiten [4]. Daß indessen die Einführung eines neuen Katechismus Störungen verursache, wurde von den Vätern allgemein anerkannt. Aber von mehreren Seiten wurde hervorgehoben, daß dies gerade ein Grund für die Annahme des Schemas sei. „Dies ist", so sagt Elloy, „gerade ein Grund, weshalb es besonders wünschenswerth ist, daß ein möglichst vollkommen ausgearbeiteter Katechismus von der Kirche eingeführt wird, den die Bischöfe nicht ändern können." [5] Dasselbe wird von Jans betont, und dieser Bischof beleuchtet den Grund durch Thatsachen aus seiner eigenen Diöcese: „In meiner Diöcese sah ich in einem Zeitraum von 30 Jahren viermal den Katechismus ändern. Die vier letzten ehrwürdigen Bischöfe, Männer, welche sich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichneten, haben gewiß, geleitet von ihrem Seeleneifer, ernst die Frage erwogen, wie sie ihrer Herde den besten Katechismus geben könnten: ein jeder derselben gab ihr seinen Katechismus, indem er den Katechismus seines Vorgängers vermehrte oder verminderte oder die Ordnung änderte. Gewiß war ihre Absicht zu loben. Doch ist einzugestehen, daß viele Unzuträglichkeiten und Klagen die Folge dieser Veränderungen waren, unter denen nicht als die geringste die Klage der

[1] Ibid. p. 657 sq. [2] Ibid. p. 697. [3] Ibid. p. 703.
[4] Ibid. p. 710 sq. [5] Ibid. p. 724.

Eltern zu nennen ist, welche es schmerzlich empfanden, daß sie ihre Kinder in der christlichen Lehre wegen der Veränderung der Formeln, die sie selbst von Kindheit auf erlernt hatten, kaum unterrichten oder fragen konnten."[1]

Der aus der Schwierigkeit der Uebersetzung hergenommene Einwand gegen das Schema wurde nicht hoch angeschlagen. Ich glaube, sagt Vitelleschi, daß kein Buch, in welcher Sprache es auch geschrieben ist, existirt, das nicht in eine andere Sprache dem vollen Sinne nach übersetzt werden könnte[2]. „Wenn eine jede Schrift," fragt Keane, „mag sie samaritanisch oder hebräisch oder griechisch sein, wenn jede Schrift in die Sprachen der Christen und Heiden übersetzt wird, warum sollte dann ein kleiner Katechismus nicht in die Sprachen der Katholiken übersetzt werden können?"[3]

Von den beiden Rednern, welche sich am zweiten und dritten Tage der Debatte gegen das Schema aussprachen, brachte der erste, Bischof David von St-Brieuc, nichts Neues vor. Er schloß sich der Ansicht Dupanloups an, daß die Rechte der Bischöfe durch das Schema bedroht seien[4]. Der zweite jener Redner, Bischof Clifford, wünschte Einheit der Katechismen. Aber es solle dieselbe nicht durch ein Concilsdecret und plötzliche Unterdrückung der bestehenden Katechismen, sondern durch allmähliche Veränderung derselben herbeigeführt werden. Er zweifelt, ob man bei plötzlicher Aenderung im stande sei, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen, und betont die Schwierigkeit der Aufgabe, einen guten Katechismus zu verfassen. Den Provincialconcilien solle dringend empfohlen werden, auf Einheit der Katechismen hinzuarbeiten. Als Muster könne die *Doctrina christiana* des seligen Petrus Canisius dienen[5].

Nachdem am vierten und fünften Tage der Debatte nur Freunde des Schemas aufgetreten waren, sprach von den sieben Rednern des letzten Tages wieder der eine oder andere gegen das Schema. Die beiden ersten sprachen zu seinen Gunsten[6]. Der dritte, Erzbischof Scherr von München-Freising, kann auch nicht gerade den Gegnern des Schemas beigezählt werden. Er spricht fast nur von den Verhältnissen Deutschlands, wo die Kinder sieben bis acht Jahre die Schule zu besuchen gehalten seien, während deren sie in den Schulen auch im Katechismus unterrichtet würden, und spricht seinen Zweifel darüber aus, ob dort, wo die Kinder zum

[1] Ibid. p. 743 sq. [2] Ibid. p. 689. [3] Ibid. p. 696.
[4] Ibid. p. 668 sqq. [5] Ibid. p. 704 sqq.
[6] Ibid. p. 785 sqq. 789 sqq.

Schulbesuch verpflichtet seien, und dort, wo ein solcher Zwang nicht bestehe, derselbe Katechismus gebraucht werden könne. Wenn man aber einen gemeinschaftlichen Katechismus einführen wolle, so schlägt er vor, daß man vor seiner Veröffentlichung von den Bischöfen aller Länder das Urtheil einhole, ob derselbe für ihre Diöcese geeignet sei, und daß jene Bischöfe zur Einführung des neuen Katechismus nicht verpflichtet würden, welche schon einen guten und allgemein gebilligten Katechismus hätten [1]. Der Vorschlag, den neuen Katechismus nicht strenge vorzuschreiben, sondern bloß zu empfehlen, wurde vorher schon von dem Patriarchen Ballerini [2] und später wieder von Erzbischof Haynald [3] gemacht.

Nach Erzbischof Scherr trat der Bischof von Augsburg, Pankratius Dinkel, auf. Er war Gegner der Vorlage. Einen guten Katechismus zu verfassen sei schwer; einen solchen zu verfassen, der trotz der Verschiedenheiten der Bildung, Einrichtungen und Verhältnisse der verschiedenen Nationen allerorts genüge, sei unmöglich. Den Bischöfen erlauben, zu einem kleinen Katechismus, welcher nur das Nothwendigste enthalte, Zusätze zu machen, würde eben wieder nothwendig Verschiedenheit der Katechismen herbeiführen [4].

Bischof Matthias Eberhard von Trier, welcher, wie er sagte, ohne sich zum Wort gemeldet zu haben, in die Liste der Redner gerathen war, sprach für das Schema. Seine Rede zeugt von großer Erfahrung in der Katechismusfrage und von lebendigem Interesse für dieselbe. Er beschreibt genau, wie er den Katechismus wünscht und wie er denselben in den verschiedenen Kirchenprovinzen oder Reichen übersetzt sehen möchte. „Nachdem diese Uebersetzung des Katechismus vollendet ist," so fährt er fort, „ist es nach meiner geringen Ansicht Sache der Bischöfe, nach gemeinsamer Berathung und in den gemeinschaftlich festgesetzten Worten dem Katechismus zwischen den von Rom gegebenen Lehrformeln und unveränderlich festzuhaltenden Zeilen dasjenige einzufügen, was sie nach der Natur der Staaten und Zeiten, nach der Verschiedenheit der geistigen Entwicklung, nach dem Stande und der Bildungsstufe der Schulen, zum Schutze der Kinder, der Jugend und des ganzen Volkes gegen die in der Gegend schleichenden Irrthümer im Herrn für mehr nothwendig halten." Doch soll durch den Druck und besondere Zeichen dasjenige, was dem

[1] Ibid. p. 794 sqq. [2] Ibid. p. 678.
[3] Ibid. p. 806. [4] Ibid. p. 790 sqq.

gegebenen allgemeinen Katechismus angehört, klar hervorgehoben werden. Er hält für Gegenden, in welchen die Kinder so viele Jahre in die Schule gehen wie in Deutschland, zwei Katechismen, einen für die niedrigern und einen andern für die höhern Klassen, für durchaus nothwendig [1]. Hierfür war auch Elloy [2] schon eingetreten, und die Deputation ging in der That auf diesen Vorschlag ein und änderte demgemäß das Schema.

Erzbischof Haynald beginnt seine Rede mit den Worten: Patientia vestra post tot oratores uti idem est, ac patientia vestra abuti. Er war der vierzigste Redner über das kleine Schema. Kein Wunder, daß die Väter das Ende der Debatte herbeisehnten. Der Redner hat gegen das Schema nichts einzuwenden, wenn nur nicht die Einführung des Katechismus den Bischöfen zur Vorschrift gemacht wird. Den Bischöfen derselben Provinzen, ja derselben Nationen soll es dringend empfohlen werden, dahin zu streben, daß sie sich so viel als möglich desselben Katechismus bedienen. Er macht noch den einen oder andern Vorschlag von geringerer Bedeutung und sucht dann einige von vielen Vätern ungünstig aufgenommene Bemerkungen seiner speciellen Freunde zu vertheidigen. Dann beschäftigt er sich mit dem Grunde, welchen einige für das Schema geltend gemacht hatten, daß durch dasselbe die Einheit in der Kirche gefördert werde. Er verbreitet sich zu diesem Zwecke ausführlich darüber, daß die Einheit in der Kirche schon so herrlich dastehe, wie niemals vorher. Der letzte Theil der Rede griff auf einen andern, früher behandelten Gegenstand zurück.

Der folgende und letzte Redner über das Schema war der Spanier Fernandez Perez, Bischof von Malaga. Der Redner beklagt eingangs seiner kurzen Rede, daß bisher noch so wenig erreicht sei, und fordert alle auf, rüstig Hand ans Werk zu legen, um bald etwas zu stande zu bringen. Nachdem er dann kurz seine Gründe für die Annahme des Schemas dargelegt, spricht er seine Ansicht dahin aus, die entgegenstehenden Schwierigkeiten seien so gering und so gut widerlegt, daß man sofort zur Abstimmung und zur Approbation des Schemas übergehen könne.

Die Präsidenten waren jedoch nicht dieser Ansicht und erklärten, daß sie das Schema der Deputation für die Kirchendisciplin zustellen würden, da einige Schwierigkeiten vorgebracht worden seien, welche in der Generalcongregation nicht wohl beseitigt werden könnten.

[1] Ibid. p. 800 sqq. [2] Ibid. p. 725.

Soviel über die ersten Debatten. Der Vollständigkeit halber fügen wir jedoch noch kurz den weitern Verlauf der Berathungen und Discussionen über das Schema bei.

Der Entscheidung der Präsidenten entsprechend prüfte die Deputation für die Kirchendisciplin die von den Vätern vorgebrachten Bedenken und Verbesserungsanträge.

Nach der dritten öffentlichen Sitzung, am 25. April, konnte der verbesserte Entwurf [1] den Vätern zugeschickt werden. In einem demselben beigegebenen Referat [2] erstattete die Deputation einen summarischen Bericht über ihre Berathungen.

Die Ansicht jener Väter, welche sich überhaupt gegen die Einführung eines Kleinen Katechismus in der ganzen Kirche ausgesprochen hatten, war, mit Rücksicht auf die weit überwiegende Mehrzahl der Freunde der Einführung sowie das Gewicht der dafür sprechenden Gründe entschieden abgelehnt worden.

In der Frage, ob der Gebrauch des Kleinen Katechismus vorzuschreiben oder bloß zu empfehlen sei, hatte sich die Deputation in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Väter für das erstere entschieden, und zwar namentlich wegen der Nachtheile, die heutzutage besonders infolge der leichten Auswanderung in andere Sprengel aus der Verschiedenheit der Katechismen erwachsen.

Von den beantragten Verbesserungen waren die folgenden drei angenommen worden. Während in dem ersten Schema nur der Kleine Katechismus Bellarmins als Vorbild aufgestellt wurde, sollten nach dem verbesserten auch andere unter dem christlichen Volke verbreitete Katechismen zu Rathe gezogen werden.

Bezüglich der Uebersetzungen, die nach dem ursprünglichen Entwurf wörtlich sein mußten, wurde nur verlangt, daß sie sinngetreu seien.

Endlich wurden die Bischöfe ermächtigt, eingehendere Belehrungen, die nach der frühern Vorlage nur separat herausgegeben werden durften, in den Text des Kleinen Katechismus einzufügen; jedoch nur so, daß dieser fundamentale Text immer von allen den anderweitigen Unterweisungen deutlich unterschieden werden könne. Auch sollte für den ersten Unterricht durchaus nur der Kleine allgemeine Katechismus ohne irgend welche Zusätze gebraucht werden.

[1] C. V. 664 sq. [2] Ibid. 665 sq.

In der 47. und 48. Generalcongregation fand die Discussion über das verbesserte Schema statt. In der 49. wurde zunächst über die von den Vätern beantragten und von der Deputation für die Kirchendisciplin durchberathenen Verbesserungen abgestimmt. Die Vorschläge der Deputation fanden die Billigung fast aller Väter. Noch in derselben Congregation stimmte man über das ganze verbesserte Schema ab. 491 Väter erklärten einfach ihre Zustimmung; 56 sprachen sich gegen dasselbe aus; 44 gaben ihre Zustimmung in bedingter Weise. Die von den letztern aufgestellten Bedingungen wurden dann von der Deputation für die Kirchendisciplin geprüft, und nach wenigen unwesentlichen Abänderungen des zweiten Schemas ward das revidirte Schema[1] den Vätern zugestellt. In der 50. Generalcongregation erstattete darauf Bischof Marilley von Lausanne namens der Deputation Bericht über jene Bedingungen und die von der Deputation getroffenen Entscheidungen. Hiermit schloß die Thätigkeit des Concils betreffs des Kleinen Katechismus.

Theodor Granderath S. J.

Bibliothek und Archiv der römischen Kirche im ersten Jahrtausend.

„Rom kann nicht mit gewöhnlichem Maße gemessen werden." Vor mehr denn 70 Jahren schrieb so ein deutscher Gelehrter im Hinblick auf die „literarischen Schätze" der ewigen Stadt, die er schier „unendlich" nennt. Heute erst recht findet die Gelehrtenwelt dies Wort Blumes in seinem Iter italicum bewahrheitet — heute, da emsige Forscher aus aller Herren Ländern ungehindert und ungestört darin wetteifern, die Schätze der vaticanischen Fundgrube ans Tageslicht zu fördern. Mögen immerhin die kaiserlichen und königlichen Büchereien der Neuzeit, die übrigens ein gut Theil ihrer besten Habe den Klosterbibliotheken des „finstern" Mittelalters entnahmen, ihre Bändezahl dank königlicher Dotationen ins Ungeheuerliche vermehren, an Werth und Bedeutung für Geschichte und

[1] C. L. 666 sq.

Wissenschaft darf die päpstliche Bibliothek sich kühn messen mit allen und steht in mancher Beziehung für alle Zeiten ganz einzig da. So ist die Vaticana seit ihrer Gründung eine glänzende Apologie des Vaticans in den letzten fünf Jahrhunderten. Und das war die Bibliothek des Apostolischen Stuhles und der römischen Kirche in allen christlichen Jahrhunderten: ein ruhmvolles Zeugniß für die Förderung von Wissenschaft und Cultur durch das Papstthum.

Wo es höhere ideale Strebungen gibt, entstehen Bibliotheken von selbst. Sie sind in vieler Hinsicht der Gradmesser der Bildung eines Volkes, einer Zeit. Man denke nur an Ninive, an Alexandrien und Pergamos, um nicht zu reden von griechischen und römischen öffentlichen und Privat-Bibliotheken aus heidnischer Zeit. Das Christenthum, auch bloß philosopisch betrachtet, ideal und tief wie kein anderes wissenschaftliches System — das Christenthum, dessen Stifter seine Jünger aussandte mit dem Auftrage zu lehren alle Völker, dessen Constitutionen und Gesetze ebenso wie die Geschichte seiner Uranfänge, seiner Vorbereitung und ersten Ausbreitung in heiligen Urkunden niedergelegt waren —, brachte naturgemäß mehr als bloße Liebhaberei für Wissen und Bücher mit zur Welt. Selbst wenn wir keine historischen Beweise dafür hätten, wir dürfen es dennoch frank behaupten: von apostolischer Zeit an hatte jede Christengemeinde ihre kleine Bibliothek, und den Grundstock darin bildeten die Evangelien. Was die Gesetzesrolle der Synagoge, das und mehr noch war das Evangelium den ersten Christen: das Buch der Bücher. Schon im Briefe des heiligen Martyrers Ignatius an die Philadelphier hören wir, wie man in Glaubenssachen auf die Documente, die Archive sich berief, und dabei werden Documente oder Archive und Evangelium einfachhin als gleichbedeutend hingestellt. Rom, von demselben Ignatius die *προκαθημένη τῆς ἀγάπης* genannt, muß, wie de Rossi treffend bemerkt, an erster Stelle solche Documente in einem solchen Archiv aufbewahrt haben. Es verschlägt dabei wenig, ob man den Apostelfürsten Petrus, in dessen Auftrag der Evangelist Marcus sein Evangelium für die Römer schrieb, oder den Weltapostel Paulus, der vom Gefängnisse aus seinen Schüler Timotheus aus Kleinasien mit seinen Büchern und Pergamentrollen, welche er dort zurückgelassen hatte, zu sich nach Rom beschied[1], gewissermaßen als ersten Gründer dieser römischen Bibliothek ansehen will.

[1] 2 Tim. 4, 13.

Zweifelsohne hat im Hause des Pudens oder wo immer die Christengemeinde zur Feier der heiligen Geheimnisse sich sammeln mochte, das Evangelium des hl. Marcus und der Brief des hl. Paulus an die Römer einen oder den Ehrenplatz eingenommen in dieser Wiege der päpstlichen Bibliothek: Bücherschätze, die auch heute noch mit allem amerikanischen Golde nicht zu erschwingen wären, den Christen Roms kostbarer als ihr Martyrerblut. In und mit diesen Codices ist die päpstliche Bibliothek alt wie das Papstthum. In dem sogen. Muratorianischen Fragment ist uns der erste Canon erhalten, das erste Verzeichniß der heiligen Schriften. Der Verfasser schrieb es zur Zeit des Papstes Pius I. um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Rom selbst oder doch ganz in der Nähe der ewigen Stadt. So haben wir darin denn auch eine Inhaltsangabe wenigstens der heiligen Schriften des Archivs der römischen Kirche. Es wäre nach unserer Redeweise der Anfang eines Katalogs der päpstlichen Bibliothek aus dem 2. Jahrhundert.

Die heiligen Schriften bildeten jedoch schon damals nicht mehr den einzigen Bestand des Archivs. Wohl schon in apostolischen Zeiten kamen liturgische Bücher hinzu, bald auch Werke von Kirchenlehrern und Kirchenvätern. Im Archiv wurden die Acten der heiligen Martyrer neben den Briefen der auswärtigen Christengemeinden und Bischöfe an die römische Kirche aufbewahrt wie ein kostbarer Schatz; hier fanden sich die Matrikel der Cleriker wie aller hilfsbedürftigen christlichen Armen Roms neben dem Verzeichniß der Christen, die als Martyrer in den Bergwerken weit weg von Rom schmachteten; hier wurden die Urkunden niedergelegt, welche den Glauben betrafen, mochte es das Glaubensbekenntniß eines Christen sein, der in Rom als Lehrer wirken wollte, oder eines der Häresie Verdächtigen, oder was immer für Verhandlungen über Glaubenslehren oder Irrlehren. Für alles das sind wir nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen. Aus historischen Quellen hat zumal de Rossi[1] mit vieler Mühe all die Steinchen zusammengetragen, aus denen man sich ein kleines Mosaikbild von dem Archiv und der Bibliothek des Apostolischen Stuhles machen kann.

Ueber die liturgischen Bücher brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren, denn es ist zu klar, daß neben der Heiligen Schrift das Sacramentarium, welches zugleich unser Missale enthielt, das Evangeliarium

[1] De origine, historia scrinii et bibliothecae sedis apostolicae.

und Lectionarium und allmählich auch das Antiphonarium wie in allen christlichen Kirchenbibliotheken jener Zeit, so auch im römischen Archiv sich finden mußte. Wir fügen hier nur hinzu, daß der eigentliche Ort der Aufbewahrung dieser Kirchenbibliothek im engern Sinne sich in der Apsis der Basiliken befand. Während dort eine Nische die heiligen Gefäße barg, bewahrte eine zweite auf der andern Seite der Kathedra die heiligen Bücher zum gottesdienstlichen Gebrauche. Auch die Acta oder Gesta martyrum müssen sich in den Archiven der größern Christengemeinden vorgefunden haben: an erster Stelle aber wohl in Rom nicht bloß, weil hier verschiedene Päpste und andere berühmte Martyrer den Heldentod starben, sondern weil hier die Päpste es sich gewiß angelegen sein ließen, die Gesta martyrum zu sammeln und aufzubewahren. So soll ja schon Papst Anterus, wie wir aus alter Quelle im Liber pontificalis hören, die Gesta martyrum von Notaren sorgsam haben sammeln und in der Kirche hinterlegen lassen. Nach derselben Quelle hätte der Nachfolger des Anterus, der hl. Fabianus, dieselbe Sorgfalt gezeigt und den sieben Notaren sieben Subdiakonen als Vorgesetzte zugesellt. Als dann Fabianus selbst des Martertodes gestorben, verfaßte der römische Clerus über sein Martyrium eine förmliche Encyklika, von welcher der hl. Cyprian in Karthago bezeugt, daß er sie erhalten und gelesen habe. So kann man nicht daran zweifeln, daß, wenn irgend eines, zumal das römische Archiv Martyreracten barg. Leider ist uns von all den Schätzen nichts erhalten. Schon der hl. Gregor d. Gr. mußte dem Bischof Eulogius von Alexandrien, der um die römischen Martyreracten gebeten hatte, antworten: nur weniges habe er gefunden in unius codicis volumine collecta [1]. Weder Eulogius konnte so bitten noch Gregor so antworten, wenn es bei beiden nicht feststand, daß seiner Zeit Acta martyrum abgefaßt und im Archiv aufbewahrt wurden. Auch aus der Bestimmung über unechte Martyreracten im Decret des Papstes Gelasius (492—496) läßt sich ein ähnlicher Schluß ziehen.

Wenn das römische Archiv so mit den heiligen Schriften, den liturgischen Büchern und Acten der heiligen Martyrer den übrigen kirchlichen Bibliotheken in Afrika und Asien gleichstand, so erhielt es seinen besondern Charakter durch die Stellung, welche die Gemeinde von Rom mit ihrem Bischof in der jungen Kirche Christi überhaupt einnahm. Zur Kennzeichnung dieser Stellung genügt uns hier das bekannte Wort des hl. Ire-

[1] Epist. l. 8, 29 (*Migne* LXXVII, 931).

näus, der als Schüler des hl. Polykarpus aus dessen Munde noch die Erzählungen über das Leben des Heilandes und der Apostel vernommen hatte. Irenäus spricht ja dort im dritten Buche Contra haereses von der größten, der ältesten, der allbekannten, der von den glorreichen Aposteln Petrus und Paulus in Rom gegründeten und gestifteten Kirche, die da ihre Tradition in ununterbrochener Reihenfolge ihrer Bischöfe von den Aposteln selbst habe, jener Kirche, mit der wegen ihres einzigen Vorranges (propter potiorem principalitatem) jede andere Kirche übereinstimmen müsse. Folge davon war, daß man sich von Osten und Süden in Glaubensfragen, in Glaubensstreitigkeiten an Rom und seinen Bischof, wie an den obersten Schiedsrichter, wandte. So mußten sich denn auch im Archiv der römischen Kirche über all diese Verhandlungen allmählich eine Menge historisch wichtiger Actenstücke ansammeln — Actenstücke, die ebensogut über den Glauben der Kirche wie über den Irrglauben der Häretiker Auskunft gaben. Daß man aber in Rom bei diesen Processen sich gewiß auch der schon geschriebenen Werke der Kirchenväter, zumal jener, welche der römischen Kirche nahe standen, bediente, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Ueber das gelehrt-wissenschaftliche Streben wie über den kritisch-bibliophilen Eifer der gebildeten Christen jener Zeiten in Asien sowohl wie in Rom haben wir ja nicht wenige deutliche Fingerzeige bei Eusebius, Hieronymus und andern gleichzeitigen Schriftstellern, die auf eine Fülle von Literatur schließen lassen, welche den damaligen Kirchenschriftstellern zu Gebote stand. Und wenn schon so bald, wie wir später sehen werden, ein wahrer Reichthum patristischer Literatur im römischen Archiv sich fand, gewiß ist dasselbe vor der diokletianischen Verfolgung daran nicht arm gewesen.

Ueber die Actenstücke des Archivs gibt uns Tertullian einen interessanten Aufschluß. Aus seiner Schrift Adversus Praxeam c. 1 ersehen wir nämlich, daß ein christlicher Lehrer, welcher der Häresie verdächtig war, von Asien nach Rom reiste, daß er dort Rede und Antwort stehen mußte, und daß darauf zum Beweise seiner Besserung sein Glaubensbekenntniß schriftlich in dem Archiv niedergelegt ward [1]. Von einem andern, gleichzeitigen Verfasser hören wir denn auch bestimmt, daß es der Papst Zephyrinus war, auf dessen Befehl und vor dem der asiatische Lehrer sich verantworten mußte. Aehnlich erging es dem berühmten Origenes von

[1] Eum scripto „cavisse de emendatione sua et manere chirographum apud Psychicos, apud quos gesta res est“.

Alexandrien, der in seinem Schreiben an den Bischof der Stadt Rom, Fabianus, seine Reue über das, was er geschrieben, zeigte[1]. Diese beiden documentirten Fälle mögen genügen, um uns wahre Schätze gleich wichtiger Actenstücke im römischen Archiv zu verrathen. Denken wir dabei an die nicht seltenen Irrlehrer der ersten drei Jahrhunderte, deren Sache in Rom verhandelt wurde, so können wir errathen, daß schon in diesen urchristlichen Zeiten das Archiv, die Bibliothek der römischen Kirche, ein ganz eigenthümliches Gepräge erhalten mußte, das seinen letzten Grund hatte in dem Vorrang des Bischofs von Rom. Und so dürfen wir denn wohl hier die berechtigte Vermuthung — um nicht mehr zu sagen — aussprechen, daß wenn irgendwo so im Archiv zu Rom ziemlich vollständig die gesamte theologische Literatur jener frühen Zeiten, auf die sich eben Neuerer berufen oder nach denen die Bischöfe von Rom urtheilen konnten, sich vorfinden mußte.

Während auf diese Weise wahre Schätze theologischer Wissenschaft die römische Bibliothek bereicherten, war die christliche Charitas nicht minder thätig, das Archiv zu füllen. „Bei euch“, schrieb Dionysius, Bischof von Korinth, an die Römer[2], „hat sich die Sitte eingebürgert, die betrübten Brüder zu unterstützen und allen Kirchen Hilfe zu senden. Ihr leistet den Armen Beistand, ihr erleichtert das harte Los der zur Bergwerksarbeit verurtheilten Brüder. Solche ist die römische Sitte: euer Bischof Soter bleibt dieser Sitte nicht nur treu, sondern erweitert noch ihre Grenzen durch den Eifer seiner Liebe. Er spendet seinen Reichthum, die Heiligen aufrecht zu halten in ihren Prüfungen, er behandelt die zu ihm kommenden Brüder wie ein Vater seine Kinder, er führt sie durch die Weisheit seiner Worte auf den Pfad der Tugend.“ Bei der Lesung einer solchen Epistola salutatoria des Bischofs von Korinth liegt es zu nahe, anzunehmen, daß ähnliche Schreiben von „allen Kirchen“, denen Rom „Hilfe sandte“, hier einliefen und im kirchlichen Archiv Aufnahme fanden. Es waren ja diese Epistolae salutatoriae allgemein in Gebrauch und wurden im Bibliotheksarchiv aufbewahrt. Daß aber solche Briefe für eine kirchliche Bibliothek von hohem Werthe sein mußten, leuchtet auch ein. Boten sie doch in ihrem Inhalt die besten Quellen für die gesamte Kirchengeschichte. Wie ausgedehnt und geordnet das charitative Wirken der Kirche von Rom

[1] Cf. *Hieronym.*, Epist. 84 ad Pammachium et Oceanum 10; *Euseb.*, Hist. eccl. VI, 36; *Rufin.*, Invectiva in Hieron. I, 44.

[2] Cf. *Euseb.*, Hist. eccl. IV, 23.

damals schon war, ersehen wir noch aus andern Urkunden, die sich ebenfalls im Archiv vorfanden. Wir wissen nämlich bestimmt, daß ebendort neben dem Album aller Cleriker ein ganz genaues Verzeichniß aller christlichen Armen der Stadt Rom aufbewahrt wurde — deren Zahl, beiläufig bemerkt, sich schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts auf mehr als 1500 belief. Auch jene Christen, die als Martyrer fern von Rom in den Bergwerken schmachteten, waren namentlich im römischen Archiv verzeichnet, so daß man z. B. unter Kaiser Commodus das genaue Register derer, welche er ad metalla verurtheilt hatte, aus dem Archiv vorlegen konnte. Und zur Zeit des Papstes Damasus las man in der Kirche von Cäsarea in Cappadocien öffentlich die Briefe, welche der Papst Dionysius zugleich mit Almosen dorthin gesandt zur Unterstützung der Martyrer in den Bergwerken daselbst. Wie Rom für das Glaubensleben, die Glaubenslehre ebensogut als für die christliche Praxis der Nächstenliebe eine führende Rolle in der ganzen Kirche einnahm, so mußte naturgemäß das Spiegelbild dieses kirchlichen Lebens und der ganzen Verwaltung in dem römischen Archiv ganz einzig dastehen. Mögen die historischen Zeugnisse aus jener Zeit immerhin dürftig und nur sporadisch erscheinen, sie genügen dennoch, um uns einerseits ein Bild zu geben von der charakteristischen Eigenthümlichkeit dieser römischen Bibliothek und um uns andererseits zu überzeugen von der Ordnung sowohl als dem relativen Reichthum des Archivs.

So besaß die römische Kirche schon in den ersten drei Jahrhunderten eine Bibliothek des Apostolischen Stuhles und ein päpstliches Archiv, die, vereint oder getrennt, wir wissen es nicht, in sich die kostbarsten Schätze biblischer, liturgischer, patristischer, dogmatischer und kirchengeschichtlicher Literatur bargen neben Urkunden über die Verwaltung der Kirche Roms nicht minder als über die lebendigen Beziehungen der römischen Kirche und ihres Bischofs zu der Gesamtkirche. Mit Absicht reden wir nicht von Papstregesten und Papstbriefen aus derselben Zeit. Denn wie wahrscheinlich es auch ist, daß schon damals sich solche im Archiv fanden, zumal wir wissen, daß dieselben überhaupt nach dem Vorbild der Kaiserregesten aus früher Zeit angelegt worden sind, so fehlen uns dennoch genaue Angaben aus historischen Quellen. Auch über den Ort, an dem die Bibliothek oder das Archiv sich befand, können wir nichts Bestimmtes sagen. Nur läßt sich aus der Natur der Sache ebenso wie aus der spätern Praxis schließen, daß dieselben, soweit die Umstände und die Zeiten der Verfolgung es erlaubten, gewiß in Verbindung standen mit den kirchlichen gottesdienstlichen

Versammlungsorten, an erster Stelle mit jenem, an dem der Bischof von Rom pontificirte. Das Amt der Lectores bestand schon in diesen ersten Jahrhunderten, und man darf es als bewiesen ansehen, daß sie auch eine gewisse Custodia über das Archiv hatten. Ihnen zumal wurden in Zeiten der Verfolgung die heiligen Bücher anvertraut. In welch näherer Beziehung die notari zum Archive standen, deſſen erste scriptores sie waren, ist nicht so klar, wenn anders es auch fast selbstverständlich ist, daß der primicerius notariorum in der ältern Zeit Archivar- und Bibliothekardienste leisten mußte. Erst später treffen wir getrennt vom Amte des primicerius das des bibliothecarius Romanae ecclesiae.

Das christliche Leben entwickelte sich allenthalben immer freier und ungehinderter, da kam plötzlich und fast unvorhergesehen die schlimmste, aber auch letzte Christenverfolgung der römischen Kaiser. Sie brach los am 23. Februar 303 zu Nikomedien mit der Zerstörung der prächtigen Kirche daselbst. Gleich am folgenden Tage erschien das erste von Diokletian und Galerius unterzeichnete Edict gegen die Christen. Dasselbe richtete sich an erster Stelle gegen die Kirchen und heiligen Bücher der Christen, die zerstört und verbrannt werden sollten. Wie sehr nun auch gerade die diokletianische Verfolgung allenthalben mit den kirchlichen Bibliotheken der ersten drei Jahrhunderte aufräumte[1], wie groß auch immer dieser Verlust für die Geschichte der Archive sein mag, so liefert uns dennoch gerade diese Verfolgung selbst und die Ausführung des genannten kaiserlichen Edictes einige Angaben, die das vorher über Rom Gesagte nur bekräftigen. Wir hören nämlich bei dieser Gelegenheit, daß es wirklich eigentliche Archive in den christlichen Gemeinden gab, die ausdrücklich auch Bibliotheken genannt wurden; wir hören, daß unterschieden wird zwischen Schriften von geringerem Werthe und kostbaren, ja sehr kostbaren Büchern. Wir hören, daß die heiligen Bücher vielfach aus den Armarien geflüchtet und den Lectores zur Aufbewahrung anvertraut wurden. Wir hören schließlich, daß die Lectores lieber ihr Blut opferten, als die heiligen Schriften den Verfolgern auslieferten, und daß andererseits die, welche die heiligen Schriften den Heiden überantworteten, einfachhin als traditores (Verräther) gebrandmarkt waren. So dürfen wir im allgemeinen die christlichen Bibliotheken des Alterthums und im besondern die von Rom

[1] Cf. *Euseb.*, Hist. eccl. VIII, 3; *Arnobius*, Contr. gent. IV, 36; *Prudentius,* Peristeph. hymn. I, 882 sqq.

heilige Bibliotheken nennen, sowohl wegen ihres Inhalts als auch wegen der religiösen Verehrung, mit welcher die ersten Christen diese ihre Schätze hoch hielten. Ehedem ward die Bundeslade mit den Gesetzestafeln mit dem Blute von Opferthieren besprengt, den ersten Christen war das Wort Gottes in den heiligen Schriften kostbar genug, es mit Martyrerblut zu besprengen und zu vertheidigen. Nicht vereinzelt steht der Fall da, daß die Christen lieber ihr Blut verspritzten, als die heiligen Bücher den Heiden auslieferten. „Der Bischof Felix sprach: ‚Besser ist es, daß ich ins Feuer geworfen werde, als daß die heiligen Schriften drin verbrennen. . . .‘ Und er ward zur Leidensstätte geführt; da erhob er seine Augen gen Himmel und betete mit lauter Stimme: ‚Dank dir, o Gott! 56 Jahre bin ich alt geworden, die Jungfräulichkeit habe ich unversehrt erhalten, die Evangelien habe ich treu bewahrt, den Glauben und die Wahrheit verkündet. Herr, Gott Himmels und der Erde, Jesus Christus, dir beuge ich meinen Nacken wie ein Schlachtopfer, dir, der du lebst in Ewigkeit, dem Ruhm und Herrlichkeit in ewige Zeiten. Amen.‘“ [1]

Die diokletianische Verfolgung hat vieles, wenn nicht alles zerstört. Jedenfalls ist uns nichts geblieben, kein Exemplar der Heiligen Schrift, nichts von den Acten der Martyrer, nichts von Regesten oder Briefen der Päpste aus den ersten drei Jahrhunderten, nichts von den Briefen der Bischöfe an dieselben. Unter Kaiser Konstantin erfolgte dann Neugründung der Bibliothek, des Archivs, des Scrinium. Und das geschah unter günstigen Umständen. Konstantin selbst, der die Kirche so reich dotirte, so viele Basiliken ihr erbaute, beschenkte sie auch mit kostbaren Büchern, besonders mit den heiligen Schriften. Aus Briefen des Kaisers Konstantin an Eusebius und aus dessen Antwort an den Kaiser [2] ersehen wir, daß der Kaiser allein für die Kirche von Konstantinopel 50 Exemplare der Heiligen Schrift mit königlichem Aufwand herstellen ließ. Daraus können wir mit Gewißheit schließen, daß die neu errichteten Basiliken Roms ähnlich mit heiligen Büchern ausgestattet wurden, da ja die heiligen und liturgischen Bücher gleichwie die heiligen Gefäße mit zur nothwendigen Ausrüstung des christlichen Gotteshauses gehörten.

Zu dieser materiellen Unterstützung durch den Kaiser kommt, daß der Kirche eben von Konstantin eigene Gerichtsbarkeit und freie Verwaltung

[1] Acta S. Felicis ep. et mart. vid. *Ruinart*, Act. Mart. (Ratisb. 1859) p. 390; cf. ibid. p. 415.

[2] Cf. *Euseb.*, Vita Const. l. IV, c. 36. 37.

zugestanden ward, so daß die Acten, welche im Scrinium der Kirche aufbewahrt wurden, etwa Testamente oder Freibriefe für Sklaven, einfachhin auch staatliche Geltung hatten. Dadurch gewann natürlich das Archiv sowohl an Umfang als an Werth und Bedeutung. Da aber diese kirchliche Gerichtsbarkeit in der Kirche selbst ausgeübt wurde, so ergibt sich daraus, daß das Archiv auch örtlich in unmittelbarer Verbindung mit der Basilika gestanden haben muß. Beamten oder Hüter dieses Archivs aber waren die Notare, deren erster allmählich eine der ersten Stellen neben dem Archidiakonen u. a. einnahm.

Mit Papst Damasus brach dann für das Archiv und die Bibliothek der römischen Kirche eine Blüthezeit an. Nicht nur der Vater des Papstes, sondern Damasus selbst muß in jüngern Jahren als Exceptor und Lector bei dem Archiv und der Bibliothek Anstellung gehabt haben. Daher seine Vorliebe für den Ort und das Amt, aus dem er auf den Stuhl Petri gestiegen. Er baute darum zugleich mit der Kirche des hl. Laurentius, die ja auch seinen Namen verewigen sollte, oder besser um dieselbe herum Hallen für Bibliothek und Archiv. Er verherrlichte selbst dieses sein Werk in Versen, die er dort als Inschrift setzte. Aus eben diesen Versen geht jedoch hervor, daß wohl an derselben Stelle wenigstens schon ein Menschenalter vorher das Archiv der römischen Kirche bestanden haben muß. Wir hören außerdem noch aus den Briefen des hl. Hieronymus, daß dieser dem Papste Damasus hilfreiche Hand leistete in seinem Bibliothekseifer, in chartis ecclesiasticis iuvit [1], und daß damals Sachen wie die Papstregesten (Annales), wenigstens also des Papstes Damasus selbst, sowie die Concilsverhandlungen des römischen Concils vom Jahre 369 dort aufbewahrt wurden. Hieronymus nennt das ihm wohlbekannte Archiv chartarium ecclesiae romanae [2]. Vom 5. Jahrhundert an erhielt es jedoch den feierlichen Namen scrinium oder scrinia sedis apostolicae: Schrein des Apostolischen Stuhles. So nennen es schon Bonifaz I., Cölestin I., Leo der Große, wohl weil die wichtigen Actenstücke daselbst in Schreinen verschlossen wurden. Aus der Art und Weise, wie Hieronymus über das Archiv spricht, geht hervor, daß es in guter Ordnung war, so daß man mit Leichtigkeit irgend ein dort aufbewahrtes Schriftstück finden konnte. Es deutet das jedenfalls auf eine schon mehr oder weniger vollkommene Einrichtung des Archivs hin.

[1] Epist. 123 (al. 11), 10. [2] Apolog. adv. Ruf. l. 3. n. 20.

Lange kann jedoch das Archiv mit Bibliothek nicht bei S. Lorenzo in Damaso seinen Sitz gehabt haben. Der Lateran war die eigentliche Residenz der Päpste, von wo aus sie die Kirche verwalteten. Es war zu natürlich, daß man da das so wichtige Archiv ebenso wie die Bibliothek in der Nähe haben wollte. Und so treffen wir denn auch im 7. Jahrhundert bereits Archiv und Bibliothek vereint in dem Lateranpalast unter dem Namen: Bibliothek des Lateran. Die Archivbeamten, die Notare, denen die Redaction der Acta Sanctae sedis oblag, waren auch die Bibliothekare der römischen Kirche. Nach klaren Andeutungen des hl. Hieronymus und Gregors des Großen war sowohl das damasianische wie das lateranensische Archiv für jedermann zur Benutzung leicht zugänglich, so daß man das damalige Archiv mit Bibliothek gewissermaßen als ein öffentliches ansehen kann. Weder aus dem einen noch aus dem andern sind uns Originale erhalten. Verschiedene Schriftstücke jedoch, die uns aus dem 5. Jahrhundert überkommen sind, weisen deutlich darauf hin, daß ihr Ursprung in Papstregesten des damasianischen Archivs zu suchen ist, sowie denn auch Dionysius der Kleine bei seiner Decretaliensammlung aus demselben Archiv stammende Quellen benutzt hat[1]. Kostbarere Erinnerungen oder Ueberreste besitzen wir annoch aus der lateranensischen Bibliothek des 7. Jahrhunderts. Es sind nämlich Schriften des großen Gregor, die im Auszug oder in Abschrift uns geblieben. Papst Hadrian I. ließ zwei Bände von Auszügen nach den Originalen herstellen, und Paulus Diakonus verfertigte um dieselbe Zeit für seinen Freund, den hl. Adelhard, Abt von Corbie (Alt-Corvey), eine Abschrift von 53 Briefen Gregors. Ohne Zweifel eine kostbare Reliquie der Bibliothek des Laterans! Vom hl. Gregor hören wir denn auch in diesen seinen Briefen, wie er die Acten des Concils von Ephesus aus dem römischen Archiv einer sorgfältigen Prüfung unterwarf und deren Echtheit und Zuverlässigkeit vor dem Texte, welchen die Griechen in Konstantinopel aufbewahrten, siegreich nachwies. Von welcher Reichhaltigkeit und praktischer Wichtigkeit die Lateranbibliothek war, erfahren wir mit merkwürdiger Klarheit aus den Verhandlungen des Concils, welches im Jahre 649 in Rom über die Monotheleten abgehalten wurde. Wir sehen dort den Primicerius der Notare, Theophylakt, als Bibliothekar in voller Thätigkeit. Was die Concilsväter nur wünschen bei ihren Be-

[1] Ueber Dionysius, dessen Sammlungen und Quellen vgl. Maassen, Quellen und Literatur des canonischen Rechts (Graz 1870) S. 422 ff.

rathungen, sei es aus der Dogmatik, aus den Werken der Kirchenväter und Lehrer, sei es aus den Schriften der Irrlehrer der vergangenen Jahrhunderte, er schafft es ihnen aus der wohlgeordneten Bibliothek mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die Bibliothekar und Bibliothek zur größten Ehre gereichten, zumal, wenn man bedenkt, daß sich unter den verlangten Schriften wahre Raritäten finden, die sicherlich höchst selten gebraucht wurden. Man ersieht aus den Concilsacten, daß so beiläufig 60 verschiedene Väterwerke und ungefähr 30 Schriften der verschiedensten Irrlehrer herbeigeschafft und benutzt wurden. Nach dieser Probe der Bibliothek auf dogmatischem Gebiete lateinischer wie griechischer Autoren ist es nicht schwer, den übrigen Reichthum wenigstens einigermaßen zu ermessen.

Das schönste Blatt der Geschichte des ersten Jahrtausends der päpstlichen Bibliothek müßte beschrieben werden mit dem Nachweis ihrer Bedeutung für das Abendland. Wie die römische Mutterkirche den Tochterkirchen Evangelium und Glauben gebracht, so spendete die römische Mutterbibliothek nicht kargend Bücher und Wissenschaft Angelsachsen und Franken. Wenn Gregor der Große den heiligen Apostel Englands, Augustinus, in seine Mission entsendet, schickt er ihm bald dahin einen reichen, kostbaren Bücherschatz für die zu gründenden Christengemeinden [1]. Heute noch zeigt man zwei Evangeliarien lateinischen Ursprungs in Oxford und in Cambridge. Man will darin die ehrwürdigen Reste der gregorianischen Schenkung an England erkennen. Aus einem Briefe des hl. Gregor an den gallischen Bischof Aethereius [2] ersehen wir, daß auch dieser den Papst für seine Kirche um Bücher anging. Ueber den großen Reichthum der päpstlichen Bibliothek erhalten wir Andeutungen aus der Regierungszeit des Papstes Martin I. Tajo, der Bischof von Saragossa, erbat sich nämlich bei seiner Anwesenheit in Rom für den Westgotenkönig Chindaswinth die Moralia des hl. Gregor. Im päpstlichen Archiv aber sollen die Libri moralium aus der Menge der Bücher sich nicht haben herausfinden lassen [3]. Daß Tajo sie dennoch in Rom fand und selbst abschrieb, berichtet er in seinem Briefe an den Bischof Eugenius von Toledo [4]. Ueberdies zeugen die Werke eines Papstes wie Damasus, Leo und Gregor selbst davon, daß ihnen mehr kirchliche Schriften

[1] Cf. *Beda*, Hist. eccl. Angl. I, 29.

[2] Epist. ed. Maur. XI, 56 (al. 50).

[3] Cf. *Migne*, PP. lat. LXXV, 507 sqq.: *Mariana*, Hist. de reb. Hisp. l. 6, c. 8.

[4] *Migne*, PP. lat. LXXX, 725.

und Bücherschätze, als eine gute Privatbibliothek enthalten konnte, zu Gebote standen und von ihnen gut benutzt wurden. Das war im Abendlande auch wohl bekannt, und keinen kann es wunder nehmen, daß die dort neu erstehenden Kirchen sich Abschriften der Werke aus der päpstlichen Bibliothek erbaten. Der hl. Amandus, Bischof von Tongern, bittet so um die Mitte des 7. Jahrhunderts für Friesland, das er eben bekehrte. Doch der Papst Martin I. sieht sich genöthigt, ihm zu antworten: der Vorrath an Abschriften sei ihm ausgegangen, und die kurze Zeit vor Abgang der Boten reiche nicht hin, um neue anfertigen zu lassen. So spielte die Bibliothek des Apostolischen Stuhles eine großartige Missionsrolle mehrere Jahrhunderte hindurch, und vielleicht ist das ihr schönster Titel für alle Jahrhunderte. Sie war echt katholisch.

Es ist von großem Interesse, was Beda der Ehrwürdige uns dazu überliefert hat. Beda verbrachte sein ganzes Leben in den Klöstern von Wearmouth und Jarrow. Die Bibliotheken dieser Klöster boten ihm Quellen, aus denen er sein reiches, universelles Wissen schöpfte. Er selbst aber verräth uns auch die Herkunft all dieser Bücherschätze; denn nicht bloß finden wir in seinen Werken Documente, die aus dem päpstlichen Archiv zu Rom stammen, sondern wir hören darüber von ihm selbst Genaueres in seiner Lebensbeschreibung des Abtes Benedikt, welcher die beiden genannten Klöster gestiftet hatte. Benedikt, so erzählt Beda[1], begleitete auf Befehl des heiligen Papstes Vitalian den Erzbischof Theodor nach Rom (671) und machte später noch viermal dieselbe Reise. Jedesmal aber kehrte er heim reichbeladen mit Büchern omnis divinae eruditionis und mit einer Menge voluminum sacrorum. Zum guten Theile waren es Geschenke des Apostolischen Stuhles, und unter diesen hebt Beda namentlich bildliche Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente hervor, die Muster und Vorbild wurden für die im Mittelalter unter dem Namen Biblia pauperum so berühmt gewordenen biblischen Darstellungen. Der Abt Benedikt verordnete, diese römisch-angelsächsische Klosterbibliothek („quam de Roma nobilissimam copiosissimamque advexerat“) unversehrt zu bewahren. Es geschah nicht bloß dies, sondern sein Nachfolger Ceolfried verdoppelte die Sammlung aus derselben Quelle. Auch er machte verschiedene Romreisen und brachte reiche wissenschaftliche Beute aus der römischen Bibliothek heim: unter andern Kostbarkeiten eine

[1] L. c.

Bibel mit dem Texte des hl. Hieronymus. In England ließ er dann unter seinen Augen, jedenfalls von seinen eigenen Mönchen, drei kostbare Copien davon herstellen, schenkte je eine den Klöstern Wearmouth und Jarrow, um die dritte als Gegengeschenk in Dankbarkeit am Grabe in der Confessio des hl. Petrus niederzulegen. Gerade dieses Exemplar ist uns durch ein glückliches Geschick einzig aus all den Schätzen der päpstlichen Bibliothek bis auf diesen Tag erhalten. Wohl starb Ceolfried auf seiner Romreise (716), ehe er mit seinem Geschenke ad limina apostolorum landete; seine Reisegefährten jedoch überbrachten das Geschenk dem Apostolischen Stuhle. Wir wissen nicht, wann und wie dasselbe in das Kloster von Monte Amiata in Toscana kam, wonach die Bibel denn in der Gelehrtenwelt ihren Namen trägt. Im 18. Jahrhundert aber wanderte die Amiatina nach Florenz in die Laurentiana, wo sie heute noch aufbewahrt wird. Während so Ceolfried seine Dankbarkeit auf sinnige Weise Rom, dem Papste und dem hl. Petrus selbst bekundete, brachten die römischen Bücher in England und sogar bis nach Deutschland hinein die herrlichsten Früchte.

Schon oben sahen wir, wie der ehrwürdige Beda sich dieselben zu nutze machte. Beda ward hinwiederum Lehrer, und einer seiner Schüler ist Stifter der berühmten Schule von York, aus welcher der Lehrer Deutschlands, Alcuin, hervorging. Sobald dieser in Tours seine Schule für das fränkische Reich errichtete, erbat und erhielt er Manuscripte von York, und so stammen denn wirklich Alcuins Bibeln von den angelsächsischen ab, wie diese von den römischen. Weiter noch können wir so die Früchte der päpstlichen Bibliothek verfolgen bis ins Kloster von Fulda unter dem hl. Bonifatius und seinen Schülern, wie Eginhard, Rabanus Maurus, Walafried Strabo. Hieß es im Mittelalter: Claustrum sine armario est castrum sine armis, so war es Rom, das erst England und dann von dort aus indirect die angelsächsischen Apostel Deutschlands mit den geistigen, wissenschaftlichen Waffen ausrüstete, um auch unser Vaterland für das Christenthum, Cultur und Wissenschaft zu gewinnen. Zu alledem führt uns die Amiatina mit ihrer merkwürdigen Geschichte: die Biblia Amiatina, die nach rückwärts ebenso nahe verwandt ist mit den Bibeln Cassiodors aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts als nach vorwärts mit den Bibeln Alcuins, selbst aber als die älteste, vollständige lateinische Bibel dasteht, zugleich als das hauptsächlichste Fundament der Vulgata. So hoch schätzten die Gelehrten schon zu Sixtus' V. Zeiten

dieses kostbare Erbstück — obgleich damals dessen Geschichte und Herkunft noch nicht enthüllt war —, die Amiatina, die Beda pandectem a beato Hieronymo in latinum ex hebraeo vel graeco fonte translatum nennt, daß dieselbe bei Herstellung der Vulgata vor allen andern Codices derselben zu Grunde gelegt wurde. Sie ist „die einzige Planke, die aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet" allein noch zeugt von dem verschwundenen Reichthum der päpstlichen Bibliothek, selbst kostbarer und werthvoller als eine ganze königliche Bibliothek neuester Zeit.

Als im Reiche der Franken unter den Karolingern für Christenthum und Wissenschaft eine Blüthezeit anbrach, wandte man sich auch von hier alsbald nach Rom, um die nothwendigen Bücher zur Predigt des Evangeliums und zur Heranbildung des Clerus zu erhalten. Im Jahre 757 sandte dann der Papst Paul I. ein Antiphonarium und Liber responsalis, außerdem aber eine Sammlung griechischer Autoren, einen Tractat über Geometrie, Orthographie und Grammatik, dazu die Schriften „Dionysius' des Areopagiten" und die Grammatik des Aristoteles[1]. Unter Karl dem Großen flossen die Bücherschenkungen Roms an die Kirchen des Frankenreiches noch reichlicher, besonders Antiphonarien mit Noten und andere liturgische Bücher kamen von Rom ins Karolingerreich. Die Freigebigkeit war so groß, daß Gregor IV. schließlich kein einziges Exemplar mehr in Händen hatte, um den neuen Bitten Ludwigs des Frommen zu willfahren[2]. Auch von Hildebald, dem Erzbischof von Köln, wird uns berichtet, daß er von Rom Manuscripte erhielt, um dieselben für seine Kirche copiren zu lassen. In ähnlicher Weise erbat sich um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Abt Lupus von Ferrières von Papst Benedikt III. außer dem Commentar des hl. Hieronymus zu Jeremias lateinische Klassiker, wie Ciceros De oratore, Quintilians Institutio oratoria und Donats Commentar zum Terenz, indem er sich dabei verpflichtete, alle Codices getreu zurückzustellen, sobald er sie habe abschreiben lassen[3]. Aus der päpstlichen Bibliothek ging gleichsam ein belebender Golfstrom aus in die nördlichen Lande, sie selbst aber erntete bald die Früchte dieser Freigebigkeit. Wie Ceolfried seine Dankbarkeit gezeigt, so machten es allenthalben die neu erstandenen und frisch aufblühenden Klöster, die mit bewunderungswürdigem

[1] Cod. Carolin. n. XXV, ed. Cenni, Mon. dom. pont. I, 148 (*Migne* XCVIII, 159).

[2] Cf. *Thomasi,* Opp. ed. Vezzosi VII, 64 sqq.

[3] *Muratori,* Antiq. III, 835.

Eifer die herrlichen Klosterbibliotheken des Mittelalters schufen. Ihr Tribut an den Heiligen Stuhl bestand oft in kostbaren Codices; so zollte der Abt von Reichenau bei seiner Weihe beispielshalber ein Sacramentarium, ein Epistolarium und Evangeliarium. Rom hatte im Abendlande nicht bloß das Licht des Glaubens angezündet, auch die Leuchte der Wissenschaft kam auf Wegen oder Umwegen von Rom dorthin. Die päpstliche Bibliothek war der Feuerstein, der dazu die edlen Funken sprühte. Und während unsere Altvordern im deutschen Urwald nicht ohne Jagd, nicht ohne Meth und Bärenschinken glaubten leben zu können, schien den Klosterleuten des Mittelalters das Leben ohne Bücher kein Leben, wie es z. B. im ältesten Katalog des Klosters Muri heißt: Libros autem oportet semper describere et augere et meliorare et ornare et annotare cum istis, quia vita omnium spiritualium hominum sine libris nihil est.

Bisher sprachen wir nur von der Bibliothek am Lateran, und sie war und blieb auch bis Gregor VII. der Haupt- und eigentliche Sitz der päpstlichen Bücherschätze: das patriarchium Lateranense. Man meldet uns aber um die Zeit dieses Papstes außerdem von einer turris chartularia, in welcher viele wichtige Schriftstücke und Urkunden aufbewahrt wurden. Schon Papst Johann VII. hatte nämlich am Ende des 7. Jahrhunderts zwischen dem Palatin und der Via sacra einen Palast erbaut. Er diente den Päpsten des Mittelalters als sicherer Zufluchtsort, besonders in den oft gefährlichen Parteiwirren der römischen Adelsfamilien. Ganz natürlich war es, daß bei diesen Kämpfen, in denen es sich eben oft um die päpstliche Krone und die Herrschaft über das Patrimonium Petri handelte, der jeweilige Träger der Tiara besonders darauf bedacht sein mußte, gerade hier die alten Titel des Apostolischen Stuhles in Sicherheit zu bringen. So fanden denn diese altehrwürdigen Urkunden aus dem päpstlichen Archiv in der turris chartularia eine Zuflucht und gaben ihr dafür ihren Namen.

Auch St. Peter auf dem Vatican muß schon früher eine Büchersammlung geborgen haben. Anfänglich werden es wohl nur Büchergeschenke gewesen sein, welche von nah und fern dem hl. Petrus verehrt wurden, wie wir es von Ceolfried hörten. Es scheint, daß dieselben in Schreinen um die Confessio in der St. Peterskirche herum aufbewahrt wurden. Ebendort wurden aus demselben Grunde die Urkunden über die verschiedenen Schenkungen an den Apostolischen Stuhl über das Patrimonium Petri niedergelegt.

Der erste Beamte der Lateranbibliothek, dem, soweit uns aus der Geschichte bekannt ist, die Obsorge der Bibliothek getrennt vom Archiv anvertraut ward, ist der von Papst Sergius I. eingesetzte Subdiakon Gregor, welcher später (715) als Gregor II. den Apostolischen Stuhl bestieg. Die Würde des Bibliothekars galt mit der Zeit als eine sehr hohe; sehen wir doch, daß er mit dem Primicerius die päpstlichen Actenstücke unterfertigt. Aber erst im Jahre 784 unter Hadrian I. tritt uns der Bibliothekar Theophylakt ausdrücklich mit diesem Namen entgegen. Wie hochgeschätzt und in Ehren gehalten die Bibliothek im 8. Jahrhundert war, geht auch aus der äußern Ausschmückung hervor, welche das Gebäude im Lateran damals erhielt. Es war Papst Zacharias (741—752), welcher einen Porticus mit Thurm vor dem scrinium Lateranense aufführen ließ und für die Decoration dieser Gebäulichkeiten besondere Sorge trug. Aber nur drei Jahrhunderte stand die Herrlichkeit. Je kostbarer diese Schätze des ersten Jahrtausends waren, welche die päpstliche Bibliothek mit dem Archiv ausmachten, um so trauriger und beklagenswerther die Zerstörung. Man kann annehmen, daß im Jahre 1084, als Robert Guiscard das ganze Lateranviertel grausig verwüstete, auch die Lateranbibliothek in Flammen aufging [1].

Auch die turris chartularia mit den päpstlichen Urkunden hatte ein ähnliches Schicksal wie die Lateranbibliothek, wenn auch einige Zeit später. Die Frangipani, eines der mächtigsten römischen Adelsgeschlechter, hatte lange den Papst im Kampfe gegen die Ghibellinen geschützt und vertheidigt. Da mit einemmale, nach dem Tode Honorius' III. (1244), gingen sie zu Friedrich II. über und lieferten alle Befestigungen zwischen Palatin und Colosseum an dessen Parteigänger, die Annibaldi, aus. Damit war der Untergang des päpstlichen Archivs besiegelt. Die lauterste und reichste Quelle für Welt- und Kirchengeschichte der ersten zwölf christlichen Jahrhunderte ist damit fast spurlos im Sande verlaufen. Auch das eine Frucht des riesigen Culturkampfes im Mittelalter.

Was die Päpste in Jahrhunderten gesammelt, gehegt und gepflegt hatten in pflichttreuer Liebe zur theologischen wie profanen Wissenschaft, das zerstörten kriegerische Fürsten mit blinder Wuth in wenigen Stunden.

[1] Für das Jahr 1307 verzeichnet die Geschichte ebenfalls einen Brand der Laterankirche und vier Jahre vorher ward beim berüchtigten Ueberfall zu Anagni das Papstarchiv ausgeraubt (vgl. das folgende Heft). Ob vielleicht bei diesen Gelegenheiten Archivschätze aus älterer Zeit verloren gingen, steht nicht fest.

Will man um jeden Preis das Mittelalter finster nennen, nicht die Päpste tragen Schuld daran, und nimmt man etwas von der Finsterniß aus, an erster Stelle stehen die Päpste, die Mönche und Klöster. Hehres Zeugniß dafür ist auch die Geschichte des ersten Jahrtausends der päpstlichen Bibliothek in ihrem Glanz sowohl wie in ihrem Ruin, in ihrem stillen Wirken zu Rom wie in den mächtigen Schwingungen, die sie im ganzen christlichen Abendlande anschlägt.

Es lohnt sich nicht, hier im einzelnen den Spuren, zumal aus den päpstlichen Registerbänden, die uns erhalten sind, nachzugehen. Die im ganzen und großen ununterbrochene Reihe dieser Regesten, welche heute die Gelehrten so anzieht und im Vatican zu Rom in Tausenden von Bänden aufgestellt ist, hebt an mit Innocenz III. und seiner Regierungszeit 1198—1216. Innocenz hatte nämlich, „weil er es nicht bloß für geziemend, sondern auch für nützlich hielt, daß der Papst bei St. Peter einen würdigen Palast besitze", dort nun auch den Sitz des neuen Archivs aufgeschlagen, ohne jedoch die ältern Regesten ebendorthin zu übertragen.

Joseph Hilgers S. J.

Der Lichtsinn augenloser Thiere.

(Schluß.)

Im großen Kreise der Gliederfüßer (Arthropoden), wo wenigstens bei den erwachsenen Thieren die Augenlosigkeit eine verhältnißmäßig seltene Ausnahme ist, sind die augenlosen Thiere fast durchweg Finsterlinge, die eine völlig lichtfremde Lebensweise führen[1]. Ihre biologischen Beziehungen zu den Lichteinflüssen sind daher ganz andere als diejenigen der augenlosen Muscheln, die wir kennen lernten. Bei letztern sind die Sinneszellen des Mantelrandes oder der Siphonen, die als Organe der Lichtwahrnehmung dienen, deshalb nicht zu eigentlichen Augen entwickelt, weil ihre Besitzer den für sie biologisch bedeutsamen Lichtwechsel auch ohne Augen wahrnehmen können und deshalb für ihre Lebensbedürfnisse keine vollkommenen

[1] Näheres hierüber siehe diese Zeitschrift Bd. LV (1898), S. 351 ff.

Sehwerkzeuge nöthig haben. Bei erstern dagegen sind die Organe der Gesichtswahrnehmung rückgebildet, weil sie für die finstere Lebensweise ihrer Besitzer überflüssig sind. Daher treffen wir auch bei den augenlosen Gliederfüßern viel seltener ein ausgesprochenes Vermögen der Lichtwahrnehmung an als bei den augenlosen Muscheln. Ganz besonders gilt dies für jene in Ameisennestern lebenden Käfer, deren Augen verkümmert sind oder völlig fehlen. Bei meinen Beobachtungen an dem blinden Keulenkäfer (Claviger testaceus) habe ich niemals eine deutliche Spur von Lichtsinn desselben bemerkt. Hell und Dunkel schienen ihm völlig gleichgiltig zu sein, woraus wir auf seine völlige Blindheit um so mehr schließen dürfen, da ihm sogar der Sehnerv fehlt.

Die kleine gelbe Diebsameise (Solenopsis fugax), die im Nestbezirke fremder, größerer Ameisenarten völlig unterirdisch lebt und deshalb verkümmerte Augen hat, zeigt nur eine sehr schwache Lichtempfindlichkeit. Sie legt, wenn man sie in einem Glascylinder hält, die Gänge ihres Nestes nicht in der Erde verborgen an, wie andere Ameisen zu thun pflegen, die eben wegen ihres vollkommenern Sehvermögens in ihren Nestgängen durch das Licht beunruhigt werden, sondern sie baut ganz offen an der für das Licht durchlässigen Glaswand. Nur die Nestkammern, wo die Eier, Larven und Puppen aufgespeichert sind, werden auch von ihr in den Beobachtungsnestern meist vom Lichte entfernt angelegt. Erhellt man plötzlich eine solche Nestkammer, so dauert es gewöhnlich 15—20 Sekunden, bis die Diebsameisen den Lichtwechsel wahrnehmen, unruhig werden und mit ihrer Brut zu flüchten beginnen, während bei andern Ameisenarten, die gut entwickelte Augen besitzen, derselbe Helligkeitswechsel eine sofortige allgemeine Flucht veranlaßt. Die kleine gelbe Diebsameise mit ihren rudimentären Augen ist somit nicht völlig blind; aber ihr Lichtsinn und mit demselben auch ihre Lichtscheu im Nestinnern sind weit schwächer als bei andern, besser sehenden Verwandten.

Daß die mit gutentwickelten, facettenreichen Netzaugen ausgestatteten Ameisenarten mittelst ihrer Augen sehen, und zwar nicht bloß die Farben, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die Formen kleiner Gegenstände zu unterscheiden vermögen, haben wir anderswo nachgewiesen [1]. Besitzen sie aber vielleicht überdies noch das Vermögen, durch ihre Körperhaut

[1] Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen (Stuttgart 1899) S. 34 ff. (Zoologica, Heft 26).

Licht zu empfinden? Bekanntlich hat Sir John Lubbock durch eine Reihe von sinnreichen Versuchen[1] gezeigt, daß die Ameisen auch die ultravioletten Strahlen des Spectrums, die für unser Auge völliges Dunkel bedeuten, als farbiges Licht von großer Helligkeit wahrzunehmen scheinen. Da die Ameisen in ihrem Nestinnern das Licht fliehen und insbesondere als Aufenthaltsort für ihre Larven und Puppen die dunklern Nesttheile den hellern vorziehen, ließ Lubbock das Licht farbiger Spectra in das Innere seiner gläsernen Versuchsnester fallen. Stets wurden von den Ameisen die unter dem ultravioletten Theile des Spectrums liegenden Puppen zuerst fortgetragen, dann die unter dem violetten Theile befindlichen. Ferner wurden die mit violettem Glase bedeckten Theile eines Versuchsnestes von den Ameisen viel stärker gemieden als die mit rothem oder orangefarbigem Glase bedeckten, obwohl letztere für unser Auge viel mehr Licht durchließen. Als jedoch Lubbock durch eine völlig durchsichtige Schwefelkohlenstofflösung die ultravioletten Strahlen absorbiren ließ, bevor sie durch das violette Glas gelangten, zeigten die Ameisen vor letzterem keine Scheu mehr, sondern bevorzugten es sogar vor andersgefärbten Gläsern. Andererseits mieden sie in auffallender Weise solche farbige Lösungen, die wie Chromalaun für uns fast undurchsichtig und sehr dunkel sind, aber die ultravioletten Strahlen durchlassen. Aus diesen und ähnlichen Versuchen zog er den Schluß, daß die Ameisen das Ultraviolett wirklich als Farbe von bedeutender Helligkeit sehen. Hiergegen hatte Vitus Graber[2] eingewandt, die ultravioletten Strahlen würden von den Ameisen vielleicht gar nicht als Licht wahrgenommen, sondern es handle sich etwa nur um eine chemische Wirkung jener Strahlen; auch lag es nahe, an eine durch die Haut vermittelte „dermatoptische" Helligkeitsempfindung zu denken, welche Graber bei manchen andern Thieren nachgewiesen hatte. Um diese Frage zu lösen, stellte August Forel[3] eine Reihe von Experimenten mit Ameisen an, denen er die Augen durch Ueberstreichen mit Maskenlack geblendet hatte; diese Ameisen reagirten gar nicht mehr auf Farbenunterschiede und waren auch fast unempfindlich für das Ultraviolett. Er schloß hieraus mit Recht,

[1] Ameisen, Bienen und Wespen (1883) S. 153 ff.

[2] Biologisches Centralblatt II, Nr. 4, S. 116. Vgl. auch dessen „Grundlinien zur Erforschung des Helligkeits- und Farbensinnes der Thiere" (1884) S. 175 ff.

[3] Expériences et remarques critiques sur les sensations des insectes. 2me partie. 1887 (Recueil Zoologique Suisse IV, n. 2, p. 146 ss; vgl. besonders p. 166 u. 171).

daß die Ameisen die ultravioletten Strahlen wirklich mittels ihrer Augen sehen, und zwar, wie aus seinen Versuchen mit nicht geblendeten Ameisen hervorging, als Licht von einer Stärke, die jenem des weißen Sonnenlichtes zunächst kommt. Dagegen spielen die durch die Haut vermittelten Lichtempfindungen bei den Ameisen gar keine oder doch nur eine ganz unbedeutende Rolle.

Während die augenlosen Arten unter den Ameisengästen meist keine Lichtempfindlichkeit zeigen, gibt es andererseits jedoch auch solche, die trotz des Mangels der Augen Helligkeit und Dunkel deutlich unterscheiden, vor ersterer fliehen und das letztere aufsuchen. Zu ihnen gehört die kleine, schneeweiße, blinde Assel (Platyarthrus Hoffmannseggi), die in den Nestern fast aller einheimischen Ameisen zu Hause ist. In meinen Beobachtungsnestern hielt sie sich bei Tage stets in dunkeln Schlupfwinkeln auf; sobald dem Tageslicht der Zutritt zu ihrem Verstecke eröffnet wurde, begann sie unruhig umherzulaufen und suchte sich zu verbergen. Bei Nacht dagegen verließen die kleinen Asseln ihre Gänge und liefen frei auf der Nestoberfläche umher; wurde dann eine Lampe in die Nähe gebracht, so verschwanden sie alsbald wieder in der Tiefe.

Nach Plateaus Versuchen sollen die augenlosen Tausendfüßer für plötzlichen Wechsel von Hell und Dunkel ebenso empfindlich sein wie die mit Augen ausgestatteten verwandten Gattungen. Beide sind in hohem Grade lichtscheu. Den erstern dient vermuthlich der Lichtsinn ihrer Haut zu demselben Zwecke, zu dem die letztern hauptsächlich ihre Augen haben, nämlich um das Licht zu fliehen.

Unter den augenlosen Würmern ist ähnlich wie bei den augenlosen Muscheln eine Schattenempfindlichkeit hauptsächlich bei jenen Arten vorhanden, die ein sicheres Gehäuse besitzen, in das sie sich bei drohender Gefahr zurückziehen können. Nagel stellte in dem großen Würmerbassin des Aquariums der Zoologischen Station von Neapel Versuche an mit dem Röhrenwurm (Spirographis Spallanzanii), dessen bunte, aus den Röhren hervorragende Kiemenkränze diesen Thieren das Aussehen von unter Wasser blühenden Blumen verleihen. Früh morgens, wenn die Röhrenwürmer während der Nacht einer langen, ungestörten Ruhe sich erfreut hatten, gelang es ihm leicht, ihre Schattenempfindlichkeit nachzuweisen; es genügte dann, ein Buch oder einen sonstigen schattenwerfenden Gegenstand über das Aquarium zu halten, um die beschatteten lebenden Blumen sofort in ihre Röhren zurückzutreiben. Während des Tages, wo die Thiere durch

neugierige Besucher fortwährend behelligt wurden, gelang jenes Experiment nicht mehr; da auch die Würmer keine bloßen „Reflexmaschinen" sind, blieben sie gegenüber den oft wiederholten, stets als ungefährlich sich erweisenden Sinneseindrücken gleichgiltig und zogen ihre Blumenkronen erst dann in die Röhren zurück, wenn das Wasser mittels eines Stockes aufgewühlt wurde.

Ueber den Lichtsinn des Regenwurmes und seiner gleichfalls augenlosen Verwandten ist schon viel beobachtet und experimentirt worden. Da er für gewöhnlich in der Erde lebt und kein Gehäuse besitzt wie die Röhrenwürmer, so ist Schattenempfindlichkeit bei ihm kaum zu erwarten, sondern nur Lichtempfindlichkeit. Schon Hoffmeister hatte 1845 die Beobachtung mitgetheilt, daß ein im Dunkeln gerade aus dem Boden hervorkommender Regenwurm bei Beleuchtung mit einer Kerze sofort sich zurückzieht und verschwindet. Auch Charles Darwin hat die Reizbarkeit des Regenwurmes gegenüber einer plötzlichen Helligkeitszunahme durch seine Beobachtungen und Versuche bestätigt. Die beiden ebenerwähnten Forscher glaubten, nur das vordere Ende des Regenwurmes sei für Lichtreize empfänglich; deshalb schrieben sie den vom Gehirnganglion ausgehenden Nervenbündeln die Function der Lichtwahrnehmung zu. Dies war jedoch ein Irrthum; denn der Regenwurm kann mit seinem Schwanzende fast ebensogut „sehen" wie mit seinem Kopfende. Vitus Graber kam nämlich bei seinen Studien über den Helligkeitssinn der Thiere zu dem Ergebnisse, daß die Lichtempfindlichkeit jenes Wurmes über den ganzen Körper desselben sich erstrecke; deshalb erklärte er einfachhin die Haut des Regenwurmes für das Organ seines Lichtsinnes und schrieb ihr eine „dermatoptische Function" zu.

Neuerdings hat Richard Hesse[1] die Lichtempfindlichkeit des Regenwurmes einem erneuten strengen Examen unterworfen. Um genau festzustellen, wie der Lichtsinn desselben auf seine verschiedenen Körperregionen sich vertheile, stellte er einen eigenen Apparat her. Eine Glasröhre wurde mit mehreren röhrenförmigen Blenden aus schwarzem Papier umgeben, die man hin und her schieben und dadurch beliebige Körperstellen des in der Röhre liegenden Wurmes dem Lichte aussetzen konnte. Hierbei zeigte sich, daß die Lichtempfindlichkeit des Thieres am Vorderende am größten sei; an zweiter Stelle kommt das Hinterende; der übrige Körper ist nur in geringem Maße für Lichtreize empfänglich, obwohl keineswegs unempfindlich

[1] Untersuchungen über die Organe der Lichtempfindung bei niedern Thieren. I. Die Organe der Lichtempfindung bei den Lumbriciden (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie 61. Bd., 3. Heft (1896), S. 393—414 u. Taf. XX).

für dieselben. Biologisch begreift sich diese Vertheilung des Lichtsinnes leicht; denn gerade die Körperenden sind es, die der Regenwurm unter natürlichen Lebensverhältnissen dem Lichte zuerst aussetzt, wenn er sich aus der Erde hervorgräbt; deshalb muß an diesen Stellen die Lichtempfindlichkeit am schärfsten sein. Ungleich schwieriger war es, die Organe der Lichtempfindung anatomisch festzustellen. Daß nicht die Haut schlechthin mit der Gabe des Lichtsinnes ausgestattet sei, wie Graber geglaubt hatte, schließt Hesse mit Recht daraus, daß die Körpermitte des Thieres auf Lichtreize viel schwächer reagirt als die beiden Körperenden; daher müssen bestimmte lichtempfindliche Sinneszellen vorhanden sein, die nicht gleichmäßig über den ganzen Leib des Thieres vertheilt sind. Aber welchen Sinneszellen des Regenwurmes kommt diese räthselhafte Function zu? Die mikroskopische Histologie hatte bisher nur zweierlei nervöse Endorgane (einfache Sinneszellen und Sinnesknospen) in der Körperhaut dieses Thieres erschlossen; andererseits stand es durch Beobachtungen und Versuche fest, daß der Regenwurm für mechanische, chemische, thermische und optische Reize empfänglich sei, oder daß er mit andern Worten einen Tastsinn, einen Geschmackssinn, einen Wärmesinn und einen Lichtsinn besitze. Um diese Schwierigkeit zu lösen, hatte Nagel[1] die Theorie von den „Wechselsinnesorganen" aufgestellt; nach seiner Ansicht sollte ein und dieselbe Sinneszelle bei jenen niedern Thieren je nach Bedürfniß zur Wahrnehmung bald dieses bald jenes Sinnesreizes dienen können. Hesse fand jedoch an Schnittserien des Regenwurmes eine eigene neue Art von Zellen, die gerade an den lichtempfindlichsten Körperstellen am dichtesten stehen und die er deshalb für eigene „Lichtzellen" erklärte. Es sind eigenthümliche, mit einem fadenförmigen Nervenfortsatz ausgestattete Zellen, die in ihrer Mitte einen „Binnenkörper" umschließen. Diese Zellen müssen wir daher einstweilen für die Organe halten, durch welche der Regenwurm „ohne Augen sieht".

Lassen wir nun den vielgeplagten Regenwurm sich wieder in sein Element verkriechen und daselbst seine landwirtschaftlich hochverdienstliche Thätigkeit fortsetzen, durch die er als „Erdesser" die Ackerkrume verbessert und in fruchtbaren Humus verwandelt. Wir wollen uns unterdessen noch nach andern augenlosen Thieren umsehen, die für Lichtreize empfänglich

---

[1] Vergleichend physiologische und anatomische Untersuchungen über den Geruchs- und Geschmackssinn und ihre Organe (Zoologica 18. Heft, Stuttgart 1894).

sind. Einige augenlose Seeigel vermögen nach Nagels Beobachtungen deutlich zwischen hell und dunkel zu unterscheiden. Unter den Pflanzenthieren (Cölenteraten) sind manche Seeanemonen (Attinien) äußerst lichtempfindlich, obwohl von Augen keine Spur vorhanden ist. Ja selbst unter jenen niedrig organisirten, koloniebildenden Thieren, deren Kieselgerüst unsere Badeschwämme liefert, kennt man wenigstens einige Larvenformen, die auf Licht reagiren.

Aber die Lichtempfindlichkeit im Thierreich steigt noch tiefer hinab, bis in die dunklen Grenzgebiete des Thier- und Pflanzenreiches, in das Reich der Protisten, wo die Entscheidung über die thierische oder pflanzliche Natur der betreffenden Wesen nicht selten sehr schwierig wird. Nicht bloß manche Amöben und Infusorien, die man ohne Bedenken zu den Thieren rechnet, sondern auch gewisse Algen und Bakterien, deren pflanzliche Natur gegenwärtig nicht mehr bezweifelt wird, zeigen eine auffallende Empfänglichkeit für Lichteinflüsse. Bei der wissenschaftlichen Deutung dieser Erscheinungen ist selbstverständlich große Vorsicht erforderlich. Engelmann, dem wir vortreffliche Untersuchungen über die durch Licht verursachten Reactionsbewegungen jener einzelligen Wesen verdanken, hat gezeigt[1], daß diese Bewegungen aus drei verschiedenen Ursachen herrühren können: erstens aus einer bloßen chemischen Aenderung des Gaswechsels, ohne nachweisbare Einmischung einer Empfindung; zweitens aus einer Aenderung der Empfindung des Athembedürfnisses infolge Aenderung des Gaswechsels; drittens endlich aus einem vermuthlich unserer Lichtempfindung entsprechenden specifischen Processe. Diese dreierlei Wirkungsweisen des Lichtes können jedoch manchmal auch vereinigt vorkommen.

Um eine bloße chemische Wirkung des Lichtes scheint es sich bei jenen niedersten Pflanzen zu handeln, die wie manche Diatomaceen und andere Algen auf sogen. Lichtreize reagiren. Die Bewegungen dieser Organismen sind nämlich durch die Anwesenheit freien Sauerstoffs bedingt. Bekommen sie keinen aus dem Wasser, das sie umgibt, so können sie ihn mit Hilfe des Lichtes auch selber herstellen. Daher hat bei sonstiger genügender Sauerstoffzufuhr die Belichtung keinen deutlichen Einfluß auf die Energie ihrer Bewegungen; wenn sie aber vorher im Dunkel infolge Sauerstoffmangels zur Ruhe gekommen sind, beginnen sie bei Belichtung umher

[1] Ueber Licht- und Farbenperception niederster Organismen (Archiv für die gesamte Physiologie XXIX [1882], 387). Vgl. auch Nagel, Lichtsinn augenloser Thiere S. 81 ff.

zu schwimmen. Unter dem Mikrospectrum zeigt sich das Maximum dieses in Bewegung sich umsetzenden Lichtreizes im Roth, zwischen den Spectrallinien C und B.

Die zweite Art der Lichtwirkung findet sich bei manchen chlorophyllhaltigen Wimperinfusorien (Stentor, Paramaecium u. s. w.). Ist der Sauerstoffgehalt des Wassers normal, so verhalten sich diese Aufgußthierchen meist ruhig und reagiren nicht auf Licht. Wird dagegen die Sauerstoffzufuhr ungenügend, so bewegen sie sich sehr lebhaft bei jeder Aenderung der Beleuchtung; sie suchen jetzt das Licht, weil es ihnen die selbstthätige Production des Sauerstoffs ermöglicht. An der Grenze zwischen Hell und Dunkel angekommen, kehren sie sofort um, als ob ihnen die Finsterniß unangenehm sei. Unter dem Mikrospectrum von Gaslicht suchen sie das Roth zwischen den Linien B und C auf, ähnlich wie die oben erwähnten Algen es thun; denn dieser Theil des Spectrums befördert die Sauerstoffproduction am kräftigsten. Nehmen wir nun den entgegengesetzten Fall, daß nämlich die Sauerstoffzufuhr aus der Umgebung dieser Thierchen zu groß geworden ist; sie zeigen dann die Neigung, rückwärts zu schwimmen. In diesem Zustande beschleunigt starke Belichtung ihre Bewegungen sehr energisch, aber im umgekehrten Sinne als bei Sauerstoffmangel. Während sie früher das Dunkel flohen, fliehen sie jetzt die Helligkeit. Zumal die thierische Natur dieser kleinen Wesen außer Zweifel steht, darf man bei ihnen mit Grund annehmen, daß die Empfindung des Athmungsbedürfnisses die nächste Ursache für die Bewegungen sei, zu denen die Lichteinflüsse und die durch den Lichteinfluß bewirkten Aenderungen der Sauerstoffspannung sie veranlassen.

Der dritten Art der Lichtwirkung, bei welcher eine wirkliche Lichtempfindung stattzufinden scheint, begegnen wir bei Euglena viridis und einigen andern Infusorien (Colacium und Trachelomonas). Die durch das Licht verursachte Bewegung dieser Aufgußthierchen ist in hohem Grade unabhängig von der Sauerstoffspannung und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von den beiden vorigen Klassen. Sauerstoffmangel oder erhöhte Sauerstoffzufuhr ändern die Lichtempfindlichkeit der Euglenen fast gar nicht. Sie suchen das Licht als solches; unter den verschiedenen Farben des Mikrospectrums bevorzugen sie das Blau in der Gegend der F-Linie, nicht das Roth, welches die Angehörigen der beiden ersten Klassen aufsuchten. Vor dem Schatten schrecken auch sie zurück und kehren sofort um. Läßt man einen scharfbegrenzten Schatten von hinten her über eine gerade

aus schwimmende Euglena vorrücken, so reagirt das Thier nicht, bis der vorderste chlorophyllfreie Körpertheil mit dem Pigmentfleck ins Dunkel taucht. In diesem Augenblicke stockt jedoch die Bewegung, und die Euglena kehrt um; sie benimmt sich also gerade so, als ob erst jetzt ihr ganzer Zellleib plötzlich verdunkelt worden wäre. Die Lichtwahrnehmung hat somit ausschließlich im chlorophyllfreien vordern Ende ihren Sitz, nicht in dem grünen Haupttheile ihres Körpers. Weitere Untersuchungen zeigten, daß nicht etwa der früher als „Augenfleck" gedeutete Pigmentpunkt als Organ der Lichtempfindung dient; denn das Thier kehrt bereits um, bevor noch jener Pigmentfleck verdunkelt wird. Man muß daher annehmen, daß das farblose, durchsichtige Protoplasma des vordern Körperendes die Lichtwahrnehmung vermittelt. Der vorgebliche Augenfleck kann höchstens eine mittelbare Beziehung zu derselben haben, indem in ihm vielleicht die lichtempfindlichen Substanzen des Protoplasmas bereitet werden.

Daß bei diesen einzelligen Lebewesen das thierische Protoplasma als „Universalorgan" functionirt und auch für Lichtreize sich empfindlich erweist, ist schon merkwürdig genug. Die räthselhafteste Erscheinung unter allen lichtempfindlichen einzelligen Organismen ist jedoch ein kleiner Spaltpilz, der wegen seiner hohen Empfänglichkeit für Lichtreize den Namen „lichtmessender Stabpilz" (Bacterium photometricum) trägt. Während wir bei jenen Algen, die in der ersten Klasse der lichtempfindlichen Protisten erwähnt wurden, keinen Grund hatten, ihnen eine wirkliche Lichtempfindung und daher ein sensitives Leben zuzuschreiben, indem ihre durch das Licht bewirkten Reactionsbewegungen unmittelbar aus der chemischen Aenderung ihrer Sauerstoffspannung sich erklären ließen, benimmt sich das Bacterium photometricum den Lichteinflüssen gegenüber in einer geradezu verblüffenden Weise.

Dieses Bacterium bewegt sich nur, wenn Licht einwirkt. Der belebende Einfluß des Lichtes beruht aber nicht auf erhöhter Sauerstoffentwicklung; denn dieser Spaltpilz scheidet überhaupt im Lichte keinen Sauerstoff aus; auch ist die Sauerstoffspannung seiner Umgebung nur von geringer Bedeutung für seine Bewegungen. Die anregende Wirkung des Lichtes äußert sich jedoch nicht augenblicklich, wie es bei den obigen drei Klassen lichtempfindlicher Protisten der Fall war, sondern erst nach einer merklichen Pause (Latenzzeit der photokinetischen Induction); ebenso besteht eine photokinetische Nachwirkung, nachdem der actuelle Lichtreiz bereits vorüber ist. Während ferner schwaches Licht diese Bakterien allmählich zur Be-

wegung reizt, läßt starkes Licht, wenn es länger andauert, sie allmählich wieder zur Ruhe kommen. Diese Vorgänge scheinen anzudeuten, daß die durch das Licht verursachten Bewegungen des Bacterium photometricum nicht auf einer Lichtempfindung, sondern auf unbekannten chemischen oder thermischen Wirkungen der Lichtstrahlen beruhen. Das Verhalten dieses Spaltpilzes gegenüber der Belichtung ließe sich sonach mit seiner pflanzlichen Natur wohl noch vereinigen; aber sein Benehmen gegenüber der Beschattung bietet größere Schwierigkeiten für eine tiefere Erklärung.

Bei plötzlicher Verdunklung zeigt das Bacterium photometricum augenblicklich eine sogen. Schreckbewegung. Die vorher ruhig umherschwimmenden Bakterien schießen sofort rückwärts, wobei sie sich in einer der gewöhnlichen entgegengesetzten Richtung um ihre Achse drehen. Langsame Verdunklung hat keine Schreckbewegung zur Folge, während bereits eine kleine Helligkeitsabnahme, wenn sie rasch erfolgt, jene Wirkung äußert. Eine Zunahme der Helligkeit beschleunigt die Bewegung des Bacteriums in der bereits vorhandenen Richtung. Vor dem Uebertritt aus dem Hellen ins Dunkle schrecken diese Bakterien zurück. Daher wirkt ein scharf umgrenzter, hell erleuchteter Bezirk auf sie wie eine Falle, aus der sie nicht mehr hinauskommen können.

Ebenso sonderbar wie das Verhalten dieser Bakterien gegenüber den Lichteinflüssen überhaupt ist, erweist es sich auch gegenüber den verschiedenen Farben des Spectrums. Unter dem Mikrospectrum sieht man, wie diese Wesen nicht nur an den äußern Grenzen, sondern auch innerhalb derselben, beim Uebergange aus gewissen Farben in benachbarte, plötzlich zurückschrecken. Namentlich beim Uebergange aus Gelb in Roth, aus Ultraroth in Roth und aus dem äußersten ins innere Ultraroth findet dieses merkwürdige Schauspiel statt. Von zwei Theilen des Spectrums werden diese Bakterien am stärksten angezogen und sammeln sich deshalb dort bald dichtgedrängt; es sind dies vor allem das für unser Auge dunkle äußerste Ultraroth und zweitens das Gelb.

Kein anderes lichtempfindliches Wesen sucht jene Partien des Spectrums auf, welche auf diesen excentrischen Spaltpilz eine so große Anziehungskraft ausüben. Daher haben wir wenigstens einigen Grund für die Annahme, daß seine geheimnißvolle Reizbarkeit für Lichteinflüsse nicht auf einem mit der Lichtempfindung verwandten Vorgange beruhe, sondern auf andern uns unbekannten Wirkungen der betreffenden Lichtstrahlen. Diese Vermuthung wird auch dadurch bestätigt, daß eine undurchsichtige Jodlösung,

welche nur die dunklen, ultrarothen Wärmestrahlen passiren läßt, trotzdem auf die Bewegungen des Bacterium photometricum stark anregend wirkt.

Es gibt also wirklich Thiere, die „ohne Augen sehen", wenn man das einfache Vermögen der Helligkeitsempfindung bereits als eine Stufe des Sehvermögens bezeichnen will. Es gibt andererseits auch pflanzliche Organismen, die auf Lichtreize in ähnlicher Weise reagiren, als ob sie dieselben empfänden; aber diese Reizbarkeit für Lichteinflüsse darf nicht mit der Lichtempfindlichkeit jener thierischen Wesen verwechselt werden. Bewegliche Bakterien werden noch durch den billionsten oder trillionsten Theil eines Milligramms von Fleischextrakt, von Sauerstoff u. s. w. angelockt: und doch dürfen wir ihnen kein Geschmacks- oder Geruchsvermögen zuschreiben, sondern nur eine hochgradige vegetative Empfänglichkeit für chemische Reize. Manche „sensible" Ranken antworten noch auf äußerst sanfte mechanische Reize, die weit unter der Schwelle des feinsten thierischen Empfindungsvermögens liegen; ein Seidenfädchen von $^1/_{5000}$ Milligramm Gewicht bewirkt bei ihnen noch die Auslösung einer Reizbewegung: und doch dürfen wir ihnen kein sinnliches Gefühlsvermögen zuschreiben, sondern nur eine äußerst hohe mechanische Reizbarkeit. Aehnlich verhält es sich auch mit den durch das Licht verursachten Bewegungen der Pflanzen. Wie der grüne Pflanzenstengel sich bei einseitiger Beleuchtung gegen das Licht hin krümmt, bis seine Längsachse parallel zur Richtung der Lichtstrahlen steht, weil das Wachsthum der Zellen in bestimmter Weise vom Lichte beeinflußt wird, und wie die Sonnenblume aus derselben vegetativen Ursache ihr Antlitz der Sonne zuwendet, ohne das Licht und die Wärme der Strahlen zu fühlen, durch welche jene heliotropischen Bewegungen veranlaßt werden: so sind auch die durch das Licht hervorgerufenen Bewegungserscheinungen von Algen und Bakterien nur scheinbar willkürliche. Obwohl es der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen ist, die chemischen und physikalischen Vorgänge, auf denen die photokinetischen Phänomene eines Bacterium photometricum beruhen, in ihrer eigentlichen Natur zu erkennen, so liegt doch kein Grund vor, deshalb einen pflanzlichen Organismus mit dem Vermögen der Lichtempfindung auszustatten und dadurch den wesentlichen Unterschied zwischen Thier und Pflanze aufzuheben.

E. Wasmann S. J.

Recensionen.

Der Kampf um die Seele. Vorträge über die brennenden Fragen der modernen Psychologie. Von Dr. **Constantin Gutberlet.** Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (VII u. 501 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 7.50.

Selbst namhafte Gelehrte wie Paulsen, Wahle, Rehmke, Wundt kennen jene Philosophie, welche eine substantielle, geistige Seele vertritt, wenig und kämpfen mit so oberflächlichen Beweisen gegen ihre Aufstellungen an, daß man billig zweifeln muß, ob ihr Wissen aus einem ernsten Studium der einschlägigen Fachliteratur entsprungen ist. Sie wehren sich gegen Ansichten, welche zu ungereimt sind, als daß sie einer Widerlegung bedürften, und meinen den philosophischen Spiritualismus überwunden zu haben. Mit Behagen und Kurzweil liest der Anhänger einer aristotelisch-thomistischen Seelenlehre die Auseinandersetzungen dieser Gelehrten mit wirklich absurden Sentenzen und wundert sich, am Schlusse angekommen, nicht wenig, wenn er findet, daß die eben gebrandmarkten Utopien sein geistiges Eigenthum sein sollen. Ich weiß nicht, warum die Kritik, sonst so streng, der Genauigkeit und Gründlichkeit gern gestattet, vor der Schwelle einer spiritualistischen Weltanschauung stehen zu bleiben.

Es ist zu wünschen, daß die christlichen Philosophen sich von diesem unwissenschaftlichen Vorgehen nicht beeinflussen lassen, sondern mit allem Eifer, voller Unparteilichkeit und peinlichster Sorgfalt die verschiedenen psychologischen Theorien studiren und sie in edlem Tone, mit Sachkenntniß und durchschlagenden Gründen würdigen oder ablehnen.

Gutberlets Buch entspricht diesen Anforderungen. Es geht allen neuen Erscheinungen nach, schöpft sie aus erster Quelle, untersucht sie nach ihrem Ursprung und Zusammenhang; was brauchbar ist, wird gern anerkannt; die Widerlegung arbeitet mit guten einleuchtenden Beweisen.

Unter dem Namen von Vorträgen faßt der Verfasser eine Sammlung früherer Abhandlungen zusammen; doch wird auch ganz Neues geboten, und das Alte ist überarbeitet oder ergänzt. Aus dieser Form erklären sich manche Wiederholungen, welche sich freilich zuweilen etwas stark aufdrängen. Man hätte hier streichen können und statt dessen manchen wichtigen Beweis weiter ausführen dürfen. Das Buch wäre so literarisch werthvoller und weniger schwierig ge-

worden. Auch einige positive Darlegungen hätten durch Ausführlichkeit nur gewonnen. Wir erinnern uns gerade an den Abschnitt über die Affecte nach thomistischer Auffassung.

Eine Studie über den gegenwärtigen Stand der Psychologie leitet das Werk ein. Die übrigen Vorträge behandeln das Wesen der Seele, ihr Verhältniß zum Bewußtsein und zum Körper, ihren Sitz, die „Aeußerungen des Compositums aus Leib und Seele im Gefühl". Die psychologische Religion, der Spiritismus und der Determinismus sind der Inhalt der drei letzten Abhandlungen.

Die Schärfe der widerlegenden Argumentation zeigt sich besonders im Vortrage über das Ich und den psychischen Parallelismus; seine originelle speculative Leistungsfähigkeit bewährt der Verfasser vorzüglich im Vortrag über den Sitz der Seele; hier wie im Abschnitt über das Gefühl begegnet man gründlichen physiologischen Kenntnissen. Es wäre sehr zu wünschen, daß gerade diese Seiten junge katholische Gelehrte anregten, etwas Positives auf dem wichtigen und hochinteressanten Gebiete der Physiologie zu leisten. Freilich sind dazu gründliche philosophische Vorstudien unerläßlich. Wer sich noch irgendwie Illusionen hingab, wird aus Gutberlets Buch lernen, daß die philosophische Denkarbeit auch in vielen geschulten Köpfen jeden Halt verloren hat, plan- und regellos in phantastische Länder ausschweift.

Man bemüht sich, den krassen Materialismus zu bekämpfen; das ist anerkennenswerth. Man erklärt ihn für überwunden, und darin täuscht man sich völlig. Denn nicht klar entwickelte, fest bestimmte Begriffe und Dinge sind es, mit denen man die neue Theorie ausbaut; man begnügt sich mit der immer wiederholten Behauptung, das Geistige und Leibliche seien zwei Seiten eines und desselben Ganzen, gleichsam die Innen- und Außenseite eines und desselben Vorgangs. Die verschiedenartigsten Auffassungen knüpfen sich an diesen Gedanken, welcher den Höhepunkt der ganzen modernen Speculation über die Seele bildet. Und doch sind es nur Worte; ein an tiefes Denken weniger gewohnter Kopf wird in ihnen eine gewisse Lösung und Befriedigung zu finden glauben. Leuten, welche mehr mit der Phantasie als mit dem reinen Verstande arbeiten, werden die oft vorgeführten Vergleiche der converen und concaven Seite eines Kreises, oder der Gesichtswahrnehmung mit unbewaffnetem Auge und mittels eines verwickelten optischen Apparates, eine eingebildete Ueberzeugung der Klarheit eintragen. Ein ruhig zerlegender, in die Tiefe dringender Verstandesmensch aber wird diese Analogien als ein immerhin hübsches Spielzeug belächeln. Blendende Phrasenmeteore, glänzende Geistesblitze ersetzen nicht das ruhige Tageslicht der Wahrheit.

Die Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe ist abhanden gekommen. Jeder arbeitet mit einer neugeschaffenen Ideenwelt. So klagt man die Spiritualisten des Materialismus an, weil man, naiv genug, Substanz mit stofflicher Masse für identisch hält; örtliche Gegenwart vermögen bedeutende Gelehrte nicht mehr zu unterscheiden von Ausdehnung im Raume, und sie meinen die Seele nur durch die Behauptung, sie sei nirgendwo, vor Materialisirung zu retten. Es ist un-

begreiflich, wie exacte Forscher, bewunderungswürdig im Experiment, höchst geistvoll in ihren Combinationen, genau unterrichtet über alle Schattirungen der congenialen Untersuchungen, über die begrifflichen Grundlagen der Seelenlehre leichten Fußes hinwegschreiten. Die alte Schule studirt die neue und sucht Anknüpfungspunkte; die „Modernen“ verachten stolz, was sie nicht kennen.

Möchte Gutberlets Buch eine Annäherung einleiten. Wie nothwendig sie wäre, zeigen die drei letzten Aufsätze zur Genüge. Sie behandeln, wie gesagt, die psychologische Religion, den Spiritismus und den Determinismus. Ein unwiderstehlicher Naturdrang und wissenschaftliche Erkenntniß treiben das Bedürfniß nach Religion immer wieder als das gewichtigste Problem an die Oberfläche und verknüpfen es aufs innigste mit dem Culturfortschritt. Philosophische Religionssysteme bemühen sich, den Hilferuf zu dämpfen. Wie leer und windig sie sind, zeigt Gutberlet schlagend am Pantheismus Paulsens, am Weltgrund Wundts, an der Gefühlsreligion des anonymen theologischen Verfassers des Werkes „Im Kampfe um die Weltanschauung“ (Freiburg 1880) und an den religiösen Aphorismen Euckens. Diese Studie ist bei weitem die längste, scharf und geharnischt, mit der Kraft und dem Zorn der Ueberzeugung geschrieben. Immerhin empfand der Referent ein gewisses Unbehagen, als er Paulsen mit so derber Hand gefaßt sah, während der Anonymus, der nicht viel besser als Paulsen denkt und wohl nicht minder unheilvoll wirkt, etwas gar mild und vornehm bekämpft wird.

Ausgedehnte Specialstudien widmete Gutberlet bekanntlich dem Hypnotismus und Spiritismus. Dieser Aufsatz bedeutet denn auch eine weitere Klärung und einen Fortschritt seiner Anschauungen über diesen dunkeln Gegenstand. Ich kann mich vollkommen einverstanden erklären mit dem Grundsatz, nur dann auf übernatürliche Ursachen zu schließen, „wenn wirklich die Unzulänglichkeit jeder natürlichen Erklärung versagt“ (S. 478). Beherzigenswerth besonders für manche katholische Gelehrte Italiens und Spaniens ist auch die Aeußerung: „Dagegen scheint noch kein einziger Fall ganz sicher und evident von den Spiritisten nachgewiesen worden zu sein, in welchem übernatürliche Einflüsse sich geltend gemacht hätten“ (a. a. O.).

Merkwürdigerweise ist die letzte Studie über den Determinismus auffallend aphoristisch. Da heute auch Gelehrte, welche die Willensfreiheit vertheidigen, mit den Beweisen dafür in die Enge kommen und besonders den aus dem Selbstbewußtsein geschöpften anzweifeln, wäre eine neue gründliche Auseinandersetzung zeitgemäß gewesen. Indessen kann ja der Herr Verfasser auf sein größeres Werk verweisen.

Einzelne Meinungsverschiedenheiten dieser Besprechung beizufügen, scheint mir zwecklos. Ein lebhafterer Widerspruch regte sich in mir bei der Lesung nur selten.

In allen seinen Werken erweist sich Gutberlet als ein Mann von erstaunlichem positiven Wissen auf den verschiedensten Gebieten und von hoher Speculation. Sein letztes Buch bestätigt dieses Urtheil vollkommen. Man hat es mit einem Manne von einer geschlossenen Weltanschauung zu thun, bei dem Glauben und Wissen harmonisch zusammenstimmen. Die Sprache ist schmucklos, wissenschaftlich

eben, und doch empfindet man zeitweilig den mächtigen Einfluß einer kraftvollen Ueberzeugung, die, wie es recht ist, ein System von seinen socialen und moralischen Folgen nicht loszureißen vermag. Das Buch wird viele Gegner finden. Der Gegner aber, welcher einen solchen Charakter nicht versteht und ihn nicht anerkennt, sollte auf dem Kampfplatz nicht erscheinen; er ist nicht ebenbürtig.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Kunstlehre in fünf Teilen. Von **Gerhard Gietmann** S. J. und **Johannes Sörensen** S. J. Erster Teil: Allgemeine Ästhetik. Von **Gerhard Gietmann** S. J. Mit elf Abbildungen. 8°. (VIII u. 340 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 4.20.

Dem vor zwei Jahren herausgegebenen „Grundriß der Stilistik, Poetik und Ästhetik", welcher auf katholischer und auch akatholischer Seite Anerkennung und eine günstige Besprechung gefunden hat, läßt P. Gietmann nunmehr in Verbindung mit seinem Ordensgenossen P. Sörensen in fünf Abtheilungen eine auf breiterer Grundlage aufgebaute und umfassendere „Kunstlehre" folgen, von welcher der erste Band bereits auf den Büchermarkt gebracht ist. Derselbe behandelt die „Allgemeine Ästhetik", während sich die vier andern mit der Aesthetik der einzelnen schönen Künste, der Poetik, der Musik, der Malerei, Bildnerei und schmückenden Kunst und der Architektur beschäftigen sollen. Als Gesamttitel wurde die Bezeichnung „Kunstlehre" statt der gebräuchlichern „Aesthetik" gewählt. In der That hat dieser Name einiges für sich; doch scheint auch er uns nicht völlig zutreffend, weil zu allgemein. Denn unter „Kunstlehre" versteht man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch auch den Inbegriff der bei Herstellung von Kunstwerken zu beobachtenden technischen Regeln bezw. der Darstellungsmittel der schönen Künste. Ob es nicht das beste ist, den Ausdruck „Aesthetik", der nun einmal Bürgerrecht erlangt hat, beizubehalten, damit nicht durch das Suchen nach zutreffenderen Benennungen statt Klarheit erst recht Wirrwarr entstehe? „Aesthetik" besagt allerdings an sich auch nicht zur Genüge, was die Wissenschaft, deren Namen sie bildet, in Wirklichkeit ist. Indessen verbinden wir mit dem Worte ähnlich wie mit andern an sich unzutreffenden Bezeichnungen nachgerade einen ganz bestimmten Sinn. Thatsächlich behält denn auch P. Gietmann bezüglich des allgemeinen Theiles seiner „Kunstlehre" die Benennung Aesthetik bei; nicht minder braucht er im Verlauf der Schrift abwechselnd „Kunstlehre" und „Aesthetik" in demselben Sinne und spricht ebenso von einer Aesthetik der Musik, Architektur u. s. w.

Die Aesthetik ist als Wissenschaft vielfach ungünstig beurtheilt worden, zumal als „allgemeine Aesthetik", und das wie von Künstlern, so auch von Kunsthistorikern und Kunstkritikern. Demgemäß weist der Verfasser im ersten Kapitel des Buches in vortrefflicher Weise ihre Berechtigung und ihre Bedeutung für die einen wie für die andern nach, indem er zugleich die ihr gemachten Vorwürfe auf ihren wahren Werth bezw. Unwerth zurückführt. Seine Anschauung über den Standpunkt, auf dem der Aesthetiker stehen soll, präcisirt er dabei in

den bezeichnenden Worten: „Der Ästhetik ist kein durchschlagender Erfolg zu versprechen, wenn ihr nicht die Wahrheit, die volle christliche Wahrheit zu Grunde gelegt wird. Diese weist auch ihr in einem unentwegten Systeme einen sichern Platz an, wo das Schwanken der Meinungen bezüglich der meisten Wesenspunkte sofort ein Ende hat. . . . Wie Welt und Leben zu unlöslichen Räthseln werden, wenn man die Schlüssel der geoffenbarten Religion verschmäht, so kommt man auch im Reiche des Schönen über die nächsten Bestimmungen der Schönheit nicht hinaus, dringt zur tiefern Begründung derselben nicht vor und ordnet die Fülle ihrer Erscheinungen nicht um einen unentwegten Mittelpunkt, es sei denn, man erkenne ein Urschönes in Gott, nach dessen Bilde alle irdische und menschliche Schönheit bemessen werden muß."

Eine Geschichte der Aesthetik und einen Ueberblick über die verschiedenen im Laufe der Zeit über das Schöne bezw. die schöne Kunst aufgestellten Theorien bietet das zweite Kapitel. Es bildet das ästhetische Glaubensbekenntniß des Verfassers. Was er vertreten will und in der Folge auch vertritt, ist weder der materialistische Sensualismus, der lediglich in der äußern schönen Form ruhen bleibt, noch der abstracte Idealismus, der von der Idee ausgeht, in welcher er allein die eigentliche Schönheit findet, und gar Schönheit und Gutheit als ein und dasselbe betrachtet. Es ist vielmehr ein concreter Idealismus, welcher in der Einzelerscheinung das Charakteristische der Schönheit sieht, jedoch zugleich von der äußern Form zum künstlerischen Ideal emporsteigt, d. i. der klaren, festumschriebenen Einzelidee, nicht dem Absoluten selbst, wie die pantheistischen Aesthetiker wollen. Die Methode der ästhetischen Betrachtung, welche P. Gietmann verficht, ist realistisch. Idealistisch wird sie, sofern sie von dem concreten Kunstwerk zu dessen idealem Gehalt sich erhebt und den Hauptwerth desselben in die große Idee setzt, welche der Künstler in seine Schöpfung hineingelegt, oder besser, nach welcher er derselben ihre charakteristische individuelle Form gegeben hat. Aristoteles und der englische Lehrer sind es, in deren Fußstapfen der Verfasser wandelt.

Von großem Werth für das Verständniß des künstlerischen Schaffens wie des Kunstgenusses sind die Ausführungen, welche der Verfasser in einem weitern Abschnitt den physiologischen und psychologischen Grundlagen der Kunst und Kunstlehre widmet. Die verhängnißvollen ästhetischen Irrthümer des Pantheismus und Materialismus hinsichtlich der künstlerischen Thätigkeit wie des ästhetischen Genießens beruhen ja wesentlich auf einer Verkennung gerade dieser Grundlagen. Der Verfasser folgt auch hier der gesunden Lehre des Aquinaten, indem er zugleich die Ansicht ablehnt, welche neben der Erkenntniß- und dem Strebevermögen eine besondere dritte Seelenkraft annimmt, die sich vor allem gegenüber dem Schönen zu bethätigen hätte.

Sehr interessant sind die nunmehr folgenden Erörterungen über die Kunst, die hier noch ohne Rücksicht auf das Schöne behandelt wird. Ihre Stellung im Leben der Menschen und im Plane der Schöpfung, die künstlerische Idee und das Wesen der Kunst empfangen eine ihrer Wichtigkeit angemessene eingehende und lichtvolle Behandlung. Wenn dabei der Verfasser die mechanischen Künste

darum von der ästhetischen Betrachtung ausschließt, weil sich in ihnen eine geringere geistige Leistung offenbare, so scheint uns das allerdings minder zutreffend zu sein. Manche der zahllosen Maschinen, welche der Menschengeist erfunden hat, stellen unzweifelhaft eine größere geistige Leistung dar als eine Reihe von Kunstwerken. Wenn sie trotzdem nicht in der Aesthetik behandelt werden, so liegt das daran, daß sie nicht gemacht sind, um ästhetisches Wohlgefallen zu erwecken. Sobald sich, wie im Kunsthandwerk, mit der handwerksmäßigen Thätigkeit das Bestreben verbindet, den Gebrauchsgegenständen eine mit deren Idee übereinstimmende „schöne" Form zu geben, treten dieselben auf das Gebiet herüber, mit dem sich die ästhetische Betrachtung beschäftigt.

Das Kapitel von dem Schönen und der Schönheit ist zum großen Theil dem „Grundriß" entnommen, jedoch erweitert und philosophisch vertieft worden. Insbesondere erörtert der Verfasser weitläufig die interessante, wenngleich mehr philosophische als ästhetische Frage, ob die Schönheit Formalobject des Erkenntniß- oder des Begehrungsvermögens sei, wobei er sich für ersteres entscheidet; wohl mit Recht, wenngleich beim ästhetischen Genuß unzweifelhaft beide wesentlich mitwirken. Wenn aber der Verfasser in der Definition des Schönen von jeder Beziehung zu eben diesem Genuß absieht und die Schönheit lediglich bestimmt als die strahlende Vollkommenheit eines Dinges, so glauben wir ihm darin nicht folgen zu sollen. Wie das Vollkommene als Wahres nothwendig eine Beziehung zur Erkenntnißkraft und als Gutes eine solche zum Strebevermögen in sich schließt, so kann die strahlende Vollkommenheit als Schönes nicht ohne Beziehung zu einem geistig-sinnlichen bezw. geistigen Genuß gedacht werden.

Die Unterarten des Schönen, seine Elemente und seine Gegensätze umfassen zwei fernere Abschnitte. Einen besondern Werth haben im ersten derselben die gründlichen und wohl abschließenden Erörterungen über das Tragische in der Kunst und den Grund für den ästhetischen Genuß, den selbiges bereitet.

Kurz, aber bedeutungsvoll ist das Kapitel vom ästhetischen Schein, welcher in der pantheistischen Aesthetik eine so verhängnißvolle Rolle spielt. Soll es ja doch, so lange er nur gewahrt bleibe, weder eine anstößige Darstellung geben noch überhaupt geben können, wie sittlich zweifelhaft dieselbe auch im übrigen sein mag.

Im Kapitel über die schöne Kunst und ihre Aufgaben begründet der Verfasser den Begriff der schönen Kunst und vertheidigt ihn als Gattungsbegriff und Norm aller in den Bereich der Aesthetik zu ziehenden Künste. Als Aufgabe der schönen Kunst bezeichnet er die Darstellung des Schönen, so daß die Beurtheilung und der Charakter eines Kunstwerkes durchaus dadurch bedingt ist, ob und inwieweit diesem Zwecke genügt ist. Doch ist er weit von der Engherzigkeit jener entfernt, welche einem Kunstwerk schon darum diesen Charakter absprechen, weil es außer auf den ästhetischen Genuß auf einen andern Zweck bezogen wird. Im Gegentheil tritt er entschieden gegen die einseitige Auffassung ein, welche jede Tendenz des Künstlers völlig und ohne Rest in der Absicht, ein zu ästhetischem Genuß einladendes Werk zu schaffen, aufgehen lassen möchte.

Er betont ausdrücklich, daß es dem Wesen einer Kunstschöpfung in keiner Weise widerstrebe, wenn sie auf einen entferntern Zweck bezogen werde, wofern nur dieselbe in sich eine wirkliche Kunstschöpfung sei.

Sehr viele vortreffliche und beherzigenswerthe Gedanken enthalten die Abschnitte über die Gesetze der schönen Kunst und die Bedingungen der Kunstthätigkeit. Künstlern wie Kunstkritikern kann ihr Studium nicht genug empfohlen werden. P. Gietmann nimmt in ihnen mit aller Entschiedenheit Stellung gegen so manche Ausschreitung, welche die Kunst sich oft genug unter ästhetischem Deckmantel erlaubt.

Ein Kapitel, welches die Eintheilung der schönen Kunst und ihres Gebietes behandelt, beschließt die Schrift. In ihm beschäftigt sich der Verfasser zugleich eingehender mit dem Naturschönen, sofern es Grundlage des Kunstschönen ist und dem Künstler nicht nur einen Theil seiner Stoffe, sondern auch alle Darstellungsmittel derselben leiht. Der Wunsch dürfte nicht unberechtigt sein, daß dem Naturschönen, über das auch sonst in der Schrift gelegentlich gehandelt wird, namentlich bei Besprechung des Erhabenen, wegen seiner Bedeutung für die Kunst, ein eigener Abschnitt wäre gewidmet worden.

Die Arbeit verdient alle Empfehlung. Sie zeugt auf jeder Seite von Scharfsinn und sicherem Urtheil, von feinem, durchgebildetem ästhetischen Geschmack und völliger Vertrautheit mit dem Stoffe. Lehrer des Verfassers sind Aristoteles und der hl. Thomas; doch ist darum die Schrift keineswegs rückschrittlich. Der Verfasser hat sich überall umgesehen, bei den Alten wie bei den Modernen, und verschmäht das Gute nicht, gleichviel wo er es findet, wäre es auch beim Philosophen des Unbewußten. Er tritt entschieden und ohne Rückhalt für seine Ueberzeugung ein, wenngleich mit wohlthuender ruhiger Sachlichkeit und ohne je persönlich zu werden. Die Erörterungen über die einzelnen in Betracht kommenden Fragen sind hinreichend erschöpfend; die Sprache ist frei von Schwulst wie von Verschwommenheit; die Begriffsbestimmungen sind bündig und scharf. Freilich ist die Aesthetik P. Gietmanns nicht auch darum schon ein Buch für jedermann, noch eine Lectüre für die Mittagsrast. Sie ist keine der heute so beliebten leichten und häufig nur allzuseichten ästhetischen Essays, bei denen man wenig zu wissen und noch weniger zu denken braucht; sie verlangt vielmehr außer einer gewissen Vorbildung ernste Geistesarbeit seitens des Lesers. Nicht zum wenigsten liegt das allerdings an der Schwierigkeit und Abstractheit des Gegenstandes selbst; doch hat es seinen Grund auch wohl in der inhaltreichen Art, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt. Er hat ersichtlich kein Buch zum flüchtigen Lesen, sondern zum Studiren schaffen wollen. Das Register ist sorgfältig gearbeitet. Was die Illustrationen anlangt, stehen unseres Erachtens verschiedene in zu loser Beziehung zum Texte. Für eine zweite Auflage, die wir der Arbeit in Bälde wünschen, würde sich im Interesse leichterer Uebersichtlichkeit eine Unterabtheilung der Kapitel empfehlen, wie sie sich schon jetzt bei einigen findet.

Joseph Braun S. J.

An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von **Konrad Kümmel.** 6 Bändchen. 12°. Freiburg, Herder, 1899.

I. **Adventsbilder.** (XVI u. 328 S.) Preis *M.* 1.80; geb. in Halbleinwand *M.* 2.20.

II. **Weihnachts- und Neujahrsbilder.** (VIII u. 318 S.) Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

III. **Fastenbilder.** (VIII u. 312 S.) Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Abseits von den Gärten und Parkanlagen belletristischer Kunstgärtnerei ziehen sich Wald und Berg hinauf die schlichten Pfade der anspruchslosern Volksliteratur. Auf diesem Gebiete wird katholischerseits in den zahlreichen Kalendern, Sonntagsblättern, Vereinsorganen viel Gutes und Schönes geleistet, und manches Bändchen herz- und geisterquickender Volkserzählungen ließe sich aus den verschiedenen Jahrgängen jener Blätter sammeln. Eine köstliche Gabe dieser Art bietet uns in den vorliegenden „Erzählungen für Jugend und Volk" der Redacteur des weitverbreiteten Stuttgarter „Katholischen Sonntagsblattes". Drei Bändchen liegen bereits vor, drei weitere Sammlungen: Osterbilder, Mai- und Pfingstbilder, Ernstes und Heiteres, haben wir noch zu erwarten.

Konrad Kümmel ist ein wirklich gottbegnadeter Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Das beweist schon das herrliche Vorwort zum ersten Bändchen. Nie haben wir die maßgebenden Grundsätze und Normen einer echten katholischen Volkserzählung tiefer und wahrer ausgesprochen gefunden als hier. „Das gläubige Volk ist so unendlich viel werth, die Spanne Zeit, die es zum Lesen hat, ist so kostbar, und die Gelegenheit, so recht Aug' in Aug' und von Mund zu Mund, von Seele zu Seele zum Leser zu sprechen, ist so werthvoll, daß es geradezu ein unverantwortliches Spiel mit Beruf, Arbeit und Zeit wäre, wenn ich in der Advents-, Weihnachts-, Fastenzeit u. s. w. den Lesern etwas bieten würde, was nicht zur christlichen Andacht stimmte und sie nicht positiv förderte oder anregte. — So entstanden diese Erzählungen. . . . Ihr Stoff lag oft genug im Wege, sei es geschichtlicher Wanderungen, sei es persönlicher Mittheilungen und Erfahrungen; in den weitaus meisten Fällen steht die Wirklichkeit wenig verschleiert hinter dem Erzählten. Wie die Geschichten geschrieben sind für das schlichte Haus des Bürgers und Bauern, des Handwerkers und Arbeiters, für Knecht und Magd, so ist ihr wesentlicher Stoff dem Volk entnommen, seinen Freuden und Leiden, seinen Nöthen und Sorgen. Keine Lebensbeziehung ist ja, welche nicht vom Glauben vergeistigt und religiös geadelt werden kann, und unerschöpflich ist das praktische Leben an Gelegenheiten und Momenten dazu. Wer da aufmerksamen Blickes durch das Volk wandelt, der sieht und hört selbst heute noch viel, viel mehr Glaubensinnigkeit und Glaubensschönheit, als man an den grünen Tischen und in den Kreisen der Glaubensgegner ahnt."

Diese katholische Volksseele in ihrer warmen, ungeschminkten Glaubenstreue, die der Verfasser kennt wie kein zweiter, spricht denn auch aus diesen Erzählungen

ergreifend ans Herz. Man lernt hier unser Volk nach seiner schönsten, edelsten Seite hin besser kennen und lieben. Kümmel versteht es wie wenige unserer Volksschriftsteller, die auf Gott gestimmten Saiten, die in jeder auch kalt und lau gewordenen Menschenseele noch vorhanden sind, zu einer Harmonie erklingen zu machen, „unter deren Rauschen sich die Hände zum Beten falten und aus der Tiefe der Seele tiefernste Erkenntnisse und Entschlüsse sich loszuringen beginnen". Dies ist aber gewiß der schönste Lohn des gläubigen Volksschriftstellers.

Auf der andern Seite ist in diesen Erzählungen keine Spur falscher Sentimentalität und frömmelnden Pathos zu finden. Flott und frisch, in anmuthender Kürze, in echt volksthümlicher und doch edler, geschmackvoller Darstellung fließen sie hin, so daß auch der Gebildete mit wirklichem Genusse und ohne Ermüdung sie liest.

Wir können darum diese Büchlein mit wärmsten Worten und ohne jede Einschränkung empfehlen. Sie werden dem guten gläubigen Volke Stunden wahrer Freude und innerer Erquickung bringen und in vielen lauen Seelen das Bewußtsein blitzhell wieder aufflammen lassen, etwas wie Großes und Herrliches es ist um den katholischen Glauben. Darum seien Seelsorgepriester, Spital- und Gefängnißgeistliche noch ganz besonders darauf hingewiesen. Diese Erzählungen werden sie den Weg zu Herzen finden lassen, die ihnen sonst verschlossen geblieben, und manches Auge, das längst zu weinen vergessen, wird feucht werden von Thränen der Reue, der Hoffnung und süßen Friedens.

A. Huonder S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Synopses omnium librorum sacrorum utriusque testamenti quas ex sua „Introductione spec. in Vet. et Nov. Testamentum" excerpsit, retractavit, complevit Rudolphus Cornely S. J. 8°. (VIII et 463 p.) Parisiis, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 6.

Allen, welche sich mit der Heiligen Schrift beschäftigen, besonders auch den Predigern, wird hier ein recht nützliches Hilfsbuch geboten. Von sämtlichen Büchern des Alten und Neuen Bundes wird eine kurze, aber klare Inhaltsangabe entworfen, welche Kapitel um Kapitel und Vers um Vers dem heiligen Texte folgt. Jedem Buch geht eine ganz kurze Einleitung und Uebersicht voraus. Die Anmerkungen, welche theils Textkritisches theils Erläuterungen bieten, sind offenbar auf ein möglichst geringes Maß reducirt; sie sind nur hie und da eingestreut, wie es sich eben zufällig bot. Den Evangelien ist eine chronologische Uebersicht des Lebens Jesu beigefügt. Auch die Synopsis der Apostelgeschichte schließt mit einer Zeittafel. Hat man beim Studium der Heiligen Schrift dieses Buch zur Seite, so wird man es als zuverlässigen Führer und Berather bald schätzen lernen.

Commentarius in Numeros. (Cursus Scripturae Sacrae. Vetus test. I. In libr. histor. III, 1.) Auctore Francisco de Hummelauer S. J. 8°. (386 p.) Parisiis, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 7.

Wir wollen hier den Freunden des Cursus Scripturae sacrae das Erscheinen des neuen Bandes eben nur anzeigen. Dem Charakter des Buches entsprechend ist der Commentar kurz und knapp gehalten, überall das Wesentliche heraushebend. Sehr lehrreich sind die Ausführungen des Verfassers über die Einheit der Erzählung, interessant die Hypothese über die ursprüngliche Darstellung des Fehltrittes Moses'. Entsprechend dem Ziel, das der Cursus verfolgt, ist auch in diesem Commentar die Texterklärung die Hauptsache, während die Fragen der Kritik mehr zurücktreten. Die Gründe für dieses Vorangehen sind in der Einleitung klar erörtert.

Alle Wege führen nach Rom. Vertrauliche Briefe zweier die Wahrheit liebender Seelen, herausgegeben von J. Schreiber C. M. Mit Erlaubnis der Obern. Zweite Auflage. kl. 8°. (XVI u. 195 S.) Regensburg, Pustet, 1899. Preis *M.* 1.40.

Conversionsschriften pflegen schon deshalb interessant zu sein, weil sie uns einen tiefen Einblick in das innere Leben einer Persönlichkeit gewähren; dazu sind sie meist recht belehrend für solche, welche in ähnlichen Geisteskämpfen sich befinden, wie jene, deren Lebensgang gezeichnet wird. Das vorliegende Schriftchen gewinnt nach beiden Richtungen durch die Briefform, in welcher es erscheint. Hier ist zudem die Form von Briefen nicht fingirt, sondern es sind die Briefe selbst, in ihrer natürlichen und ungekünstelten Weise, wie sie zur Zeit gewechselt wurden: diese führen den Leser am unmittelbarsten ein in die Schwierigkeiten und Zweifel, in das Aufdämmern und Aufleuchten der Wahrheit, in die Kämpfe der Seele um die Wahrheit und in den mit Hilfe der Gnade errungenen Sieg, die gefundene Wahrheit zu umfangen und festzuhalten gegen die ungeahntesten Anfechtungen und Schwierigkeiten. Aus den letztern Briefen leuchtet uns insbesondere dieses eine Siegel der Wahrheit für den Katholicismus und die katholische Kirche entgegen: bei der katholischen Kirche besteht trotz der Unduldsamkeit gegen die Lehren der Andersgläubigen, die sie für Irrlehren hält und halten muß, dennoch die größte Duldsamkeit und Liebe gegen die Personen der Andersgläubigen; hingegen bei den Protestanten eine große Duldsamkeit gegen alle möglichen Lehren und Bekenntnisse, vielleicht sogar gegen den Katholicismus, aber oft die größte Unduldsamkeit gegen die Personen, sobald jemand es wagen will, von der Irrlehre sich loszusagen und der erkannten Wahrheit der katholischen Kirche sich anzuschließen.

Praelectiones de Deo uno, quas ad modum commentarii in Summam Theologicam divi Aquinatis habebat in collegio S. Anselmi de Urbe Laurentius Janssens S. T. D., Monachus Maredsolensis (Congr. Beur.), eiusdem collegii Rector, sacrae Indicis congregationis Consultor. Tomus I. (I. Q. I—XIII.) 8°. (XXX et 526 p.) Romae, typis Vaticanis. Apud Desclée, Lefebvre et socios, necnon apud auctorem, 1899. Preis *Fr.* 7.50.

Im engsten Anschluß an die Summa des hl. Thomas von Aquino entwickelt der hochw. Herr Verfasser die Einleitungsfragen zur Theologie, wie sie in der

Scholastik üblich waren, die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften und von unserer Erkenntniß Gottes. Es ist ein Commentar im alten Stil, und die Hauptsorgfalt ist der speculativen, philosophischen Darlegung zugewandt, so daß die positive Seite mehr zurücktritt. Wir finden im Buche hübsche Einlagen über die Gotteslehre des hl. Anselm. Es ist erfreulich, daß der Herr Verfasser die modernen Irrthümer wie den Pantheismus gut und klar bespricht und sich auch mit neueren theologischen Ansichten, z. B. der Lehre Schells über Gottes Wesen, in sachlicher Weise auseinandersetzt.

Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen. Von Dr. Joseph Geyser, Privatdocent der Philosophie an der Universität Bonn. 8°. (VIII u. 291 S.) Bonn, Hanstein, 1899. Preis *M.* 3.80.

Das Buch ist die Frucht eines ernsten, gründlichen Studiums. Die Hauptidee der angewandten Methode, die Gotteslehre der Philosophen mit ihren Erkenntnißtheorien und ihrer Naturphilosophie in Verbindung zu bringen, ist für eine tiefere, wirklich wissenschaftliche Auffassung der Gottesprobleme durchaus nothwendig. Von diesem Gesichtspunkte aus fügt sich mancher Abschnitt, welcher beim ersten Blick weniger zur Sache zu gehören scheint, ganz wohl in die Gesamtdarstellung. Die künstlich ordnende Hand des Herrn Verfassers hätte auch die äußere Seite dieser Zusammengehörigkeit gewiß herausgestalten können; bei dieser Gelegenheit wären unzweifelhaft manche Partien, welche sich jetzt als Fragmente ausnehmen, in eine festere Verbindung zum Ganzen getreten. Die Schlußredaction des Werkes hätte dann vielleicht auch für die Anordnung, bei welcher jetzt die neuere Philosophie um die griechische gruppirt wird, eine andere Grundlage oder doch einen andern Titel gefunden. Die Deutung der Schriftsteller ist sachlich und ruhig, ohne Voreingenommenheit. Sie stützt sich auf selbständiges Studium der Werke. Eine Auseinandersetzung mit der Meinung anderer Gelehrten und eine Kritik der aristotelischen Berichte wäre zumal bei Darstellung der vorsokratischen Philosophie sehr erwünscht gewesen. So wird jetzt gerade dieser Theil des Buches wahrscheinlich seine Gegner finden. Auf mancher Seite begegnet man neuen geistreichen Anschauungen. Hoffen wir, daß dieser „Einleitung in die Theodicee" noch andere, ebenso anregende historisch-philosophische Arbeiten und die Theodicee selbst folgen werden.

Cours d'Économie Sociale. Par le R. P. Ch. Antoine S. J., Professeur à l'Université Catholique d'Angers. Deuxième edition revue et augmentée. 8°. (XII et 700 p.) Paris, Guillaumin et Cie., 1899. Preis *Fr.* 9.

Nach Ablauf von kaum drei Jahren erscheint das vortreffliche Werk Antoines in zweiter Auflage. Es ist das ein Erfolg, der von der Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit der Schrift Zeugniß ablegt. Insbesondere freut es uns, daß Antoines Cours d'Économie Sociale auch in Deutschland eine verhältnißmäßig große Verbreitung gefunden hat. Die Aenderungen der zweiten Auflage beziehen sich auf einzelne als überflüssig weggelassene Details: verjährte Controversen, veraltete statistische Angaben. Größere Aufmerksamkeit wurde der Behandlung des Eigenthums und der Discussion des Geldproblems. Neu hinzu kam auch ein besonderer Artikel über die christliche Demokratie. Wir können zur Empfehlung dieses Werkes

nur das Lob wiederholen, welches wir demselben bei seinem ersten Erscheinen in reichem Maße spenden durften. Antoines Cours ist mit specieller Berücksichtigung der Verhältnisse in Frankreich als eine wissenschaftliche „That" ersten Ranges zu bezeichnen.

La Belgique sous Guillaume I., Roi des Pays-Bas. Par L. Delplace S. J. 8°. (218 p.) Louvain, Istas, 1899. Preis *Fr.* 5.

Mit diesem inhaltreichen Bande schließt eine Reihe von werthvollen Monographien, in welchen P. Delplace Belgiens innere Kämpfe während seiner langen Revolutionsjahre (1786–1831) gezeichnet hat. Zwar ist jeder dieser Bände völlig in sich abgeschlossen und behandelt eine bestimmt abgegrenzte Phase der politischen Umwälzungen, aber doch gehören sie wieder so enge zusammen, daß der Verfasser dem vorliegenden letzten Bande ein auf alle vier Bände sich beziehendes Register beizugeben für gut befunden hat. Die ersten zwei Bände sind in dieser Zeitschrift (Bd. XLII, S. 149 und Bd. XLIX, S. 330) mit verdienter Anerkennung zur Anzeige gekommen. Der vorliegende reiht sich ihnen würdig an. Derselbe hat die Ursachen und Ereignisse zu schildern, welche nach der durch den Wiener Congreß hergestellten Vereinigung der gesamten Niederlande unter dem Scepter Wilhelms von Oranien zuletzt zur gewaltsamen Trennung Belgiens von Holland geführt haben. Der Band theilt mit seinen Vorgängern die hübsche Darstellung, die kurzen klaren Kapitel, die treffliche Entwicklung und Verkettung der Dinge, aber auch die feine Mosaikarbeit, die aus zahllosen zeitgenössischen Preßerzeugnissen aller Art geschickt ihre Steinchen zusammenfügt. Auch bei diesem Bande findet sich, wie bei den frühern, ein umfangreiches Verzeichniß der einschlägigen Literatur, deshalb so kostbar, weil vorzüglich die Tages- und Flugschriften-Literatur dabei im Auge behalten ist. Schriften, von welchen für den Fremden vielfach auch die letzte Spur verschwunden ist, sind durch des Verfassers kundige Hand gegangen, und er gibt über dieselben Rechenschaft. Was diesem Band vor seinen Vorgängern noch besondern Werth verleiht, ist sein überaus lehrreicher Gegenstand. Es handelt sich um einen mit allen modernen Mitteln der Bureaukratie, Polizei, Lüge und Reptilienpresse geführten Culturkampf, der aber von seiten der Bischöfe und des Clerus mannhafte, schlagfertige und würdige Abwehr findet. Die wichtigsten grundsätzlichen Fragen über das Verhältniß von Kirche und Staat, über die Freiheit der Culte, der Presse u. s. w. müssen naturgemäß dabei berührt werden. Der Verfasser zeigt sich dabei als Mann von weitem und scharfem Blick, aber auch von klaren Principien. Seine Darstellung kann trefflich dienen zur Orientirung, Belehrung und weitern Anregung. Ueberhaupt könnten die vier Bände zusammen einen guten Lehrcurs abgeben über gesunde wie über verfehlte Kirchenpolitik.

Kardinal Erzbischof Philippus Krementz, Generalvikar Dr. Kleinheidt, Domkapellmeister Fr. Koenen und Professor Dr. Scheeben. Vier Charakterbilder aus der jüngsten Kölner Kirchengeschichte von P. Höveler, Rektor an der Friedhofskapelle zu Köln-Melaten. Mit vier Porträts. 8°. (64 S.) Düsseldorf, Schwann, 1899. Preis 60 *Pf.*

Das Büchlein ist fein ausgestattet, die Porträts sind gut gelungen und trefflich ausgeführt. Dazu nun paßt der sinnige Text, der mit ebensoviel Verständniß als Liebe die Charakterbilder zeichnet. Die Lesung ist angenehm, erbauend, belehrend, aneifernd, also in allem nur empfehlenswerth. Es sind nicht Biographien

und sollen es nicht sein. Es werden uns aber die charakteristischen Züge der vier Männer gezogen, und das Bild steht vor uns da würdig und wahr. Einen Trost nimmt man zum guten Schlusse mit aus der Lesung, den nämlich, daß man sich sagt, auch im 19. Jahrhundert gibt es noch tüchtige Männer, ganze Männer auf Erden, und man braucht darum durchaus nicht zu verzweifeln.

Die Jesuiten in Madagascar 1897—1899. Von August Perger S. J. kl. 8°. (75 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1899. Preis 60 *Pf.*

Die Eroberung Madagascars durch Frankreich im Jahre 1895 hatte u. a. naturgemäß den Sturz der protestantisch-madagassischen Staatskirche und die Proclamation religiöser Parität zur Folge. Daraus ergab sich wie von selbst ein Rückgang der protestantischen und ein Aufschwung der katholischen Mission. Letztere war bis dahin ausschließlich von französischen Jesuiten geleitet worden. Was lag für eine gewisse Presse also näher, als die Vorgänge in Madagascar zum Anlaß einer leidenschaftlichen Jesuitenhetze zu machen? Wer sich eine Vorstellung machen will, welche Blüthen der confessionelle Hader zu zeitigen vermag und mit welchen Mitteln operirt wird, wenn es gilt, die Söhne Loyolas anzuschwärzen, der lese die in dieser mit vornehmer Ruhe und leidenschaftsloser Objectivität geschriebenen Broschüre mitgetheilten Proben. Die Schrift erbringt den durchschlagenden Beweis für das als Motto vorausgedruckte Zeugniß eines ehrlichen protestantischen Predigers: „Was wir über die Katholiken von den Madagassen hören, ist im besten Falle bloß gefärbt, in vielen Fällen geradezu erlogen."

Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies aus Senecas philosophischen Schriften. Nebst einem Anhang: Seneca und das Christentum. Von B. A. Betzinger. 12°. (X u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3; geb. in Leinwand *M.* 4.

„Für die Nachwelt schreibe ich," hat Seneca gesagt, und die Geschichte der Ideen hat ihm recht gegeben. Die Lehre des Stoikers und diejenige des Christenthums haben so manche Anklänge, daß über das Verhältniß beider zu einander die kühnsten Thesen aufgestellt wurden. Diese kommen auch im vorliegenden Werke zu wissenschaftlicher Behandlung, nachdem vorher das Nöthige über Leben und Schriften des Philosophen beigebracht war. Den Hauptinhalt des schön ausgestatteten Büchleins bieten die unter sechs Hauptstichworten aneinandergereihten Aphorismen aus den Schriften Senecas. Die Abtheilungen sind überschrieben: I. Lebenskunst. II. Weltwege und Weisheitswege. III. Aufstieg und Kampfesmühe. IV. Höhenluft und Siegesruhe. V. Menschenliebe und Gemeinwesen. VI. Ahnende Ausblicke. Die Auswahl der Sprüche ist mit vieler Umsicht und vielem Geschmack geschehen, die Uebersetzung durchgehends gut, manchmal vortrefflich. Wir hätten freilich gewünscht, daß der Uebersetzung immer der Urtext beigegeben wäre, was jetzt nur ausnahmsweise und ohne ersichtliches System geschieht. Die Sprache Senecas hat für den des Lateins Kundigen in ihrer Kürze und trotz ihrer häufigen Gesuchtheit einen Reiz, für dessen Verlust die beste Uebersetzung nicht entschädigen kann. Im allgemeinen sind die alten Aphorismen nicht von der Witzigkeit und Geistreichigkeit der modernen; aber sie enthalten darum doch wenigstens ebensoviel Lebensweisheit in klassischer Form, und nicht selten begegnet der Leser einem Satze, den er in etwas zeitgemäßerer Form bei den Allerneuesten wiederfindet. Die Lesung des Büchleins erfordert deshalb einen gewissen Ernst und eine geistige Anstrengung;

dafür ist sie aber auch lohnender für die Bildung des Stils wie des Charakters. Mit Freuden sind auch die, vielleicht etwas zu spärlichen Hinweise auf Parallelstellen aus der Heiligen Schrift u. s. w. zu begrüßen.

Consolatrix afflictorum. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Ant. Jüngst. 12°. (138 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1899. Preis *M.* 1.

Wir zählen dieses neueste Werkchen der fruchtbaren Dichterin unbedingt zu ihren besten. Es erzählt uns die Entstehung des Gnadenbildes von Telgte, natürlich vom poetischen Standpunkt aus, da die strenge Geschichte darüber nur sehr wenig zu berichten weiß. Nach dieser kurzen Inhaltsangabe könnte man vielleicht eine „religiöse" Erzählung vermuthen. Diese Vermuthung würde aber bald einer nicht unliebsamen Enttäuschung weichen. Es ist ein düsteres Zeitbild aus den Tagen des schwarzen Todes, das uns die Dichterin mit einer seltenen Kraft und dichterischen Anschaulichkeit entwirft, dessen herber Zauber den Leser immer mehr gefangen nimmt. Dem Zeithintergrund entspricht ganz vortrefflich die Figur des Hauptbelden mit seinen Wandlungen und Wanderungen. Ein besonderes Interesse hat die Erzählung freilich für die Bewohner Münsters und der Umgegend; aber die Kunst der Darstellung weiß auch den Nichtwestfalen bald an den Stätten heimisch zu machen, wo die Geschichte sich abspielt. Etwas stark macht sich hie und da in der freierfundenen Erzählung die Romantik geltend; allein die Zeit der großen Pest mit ihrer Verwirrung und ihren Schrecken läßt schon die eine oder andere kleine Unwahrscheinlichkeit annehmbar erscheinen.

Schutzengelbüchlein für brave Kinder. Von Marie Cöllen. 8°. (52 S.) Aachen, Schweitzer, 1899. Preis geb. *M.* 1.20.

Im Durchschnitt treffen die 21 Gedichte dieser Sammlung den kindlichen Ton, einzelne mehr, einzelne weniger. Ob sie ohne Illustration den Kindern, für die sie bestimmt sind, das nöthige Interesse abgewinnen, muß die Erfahrung lehren. Die beste Verwendung wird das Büchlein in den Händen der Erzieherinnen finden, die einzelne Stücke daraus von ihren Zöglingen auswendig lernen lassen und zum Ausgangspunkt ihrer Ermahnungen machen.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Herausgegeben von St. Aenstoots. Kevelaer, Butzon und Bercker, 1898 u. 1899.

Diese schon durch ihre außerordentliche Wohlfeilheit (nur 30 *Pf.* das Bändchen, à 96 Seiten kl. 8°) für eine weite Verbreitung geeignete Sammlung von Unterhaltungslectüre, die wir beim Erscheinen des 1. Bändchens bereits empfahlen, schreitet rüstig voran.

Das 2. Bändchen enthält zwei Uebersetzungen von Ad. Jos. Cüppers: „Erinnerungen eines Weltkindes" und „Elisabeth Serani". Die „Erinnerungen" sind die kurze Selbstbiographie einer jungen vornehmen Französin, welche nach harten, in christlichem Geiste ertragenen Schickungen als Barmherzige Schwester neben der Leiche ihres einstigen Bräutigams auf dem Schlachtfelde von Sedan stirbt. Die Selbstbiographie geht natürlich nur bis zum Eintritt in den Orden. — Elisabeth Serani, die berühmte Malerin, wird das Opfer blinder Eifersucht einer Freundin.

3. Bändchen. „Auf nicht ungewohntem Wege“ und „Nora Macarthy“ von Emy Gordon. In einer echten, unvernünftigen Weiberlaune entschließt sich Frau Willmes, ihre liebenswürdige Nichte Klara loszuwerden, indem sie sich ohne deren Wissen an einen Heiratsagenten wendet und so derselben „auf nicht ungewohntem Wege“ einen Bräutigam zuführt. Das tragische Ende dieses frevelhaften Spieles wird durch Klaras frommen Sinn verklärt. Wir halten diese Nummer für eine der besten der Sammlung. — Auch der Sieg der Feindesliebe in dem kurzen Charakterbilde Nora Macarthys ist ergreifend gezeichnet.

Das 4. und 6. Bändchen bringen zwei Dorfgeschichten des auf diesem Gebiete anerkannten Erzählers August Butscher. „Die Bürgen“ haben uns besser gefallen als „Die Schwabenmühle“. Der Felbenfranzel, die Wirtin, auch der Lord Gerstenschleim in der erstern Erzählung sind ganz prächtige Figuren, und die Geschichte ist nicht übel erfunden, besser als in der „Schwabenmühle“. Wenn der reiche Schwabenmüller durchaus nicht haben will, daß seine Tochter den herumziehenden Krämer heirate, so ist es doch kaum glaublich, daß er denselben mit seinem zerlumpten Vater gastlich unter sein Dach aufnehme. Unangenehm berührt das unmäßige Trinken.

Im 5. Bändchen erzählt Antonie Jüngst die Geschichte eines deutsch-amerikanischen Schwindlers („Ein Meteor“), dessen Glücksstern urplötzlich in grause Nacht versinkt, eben als die Gäste zur Hochzeit mit seiner stolzen, ältesten Tochter versammelt sind, welcher seine Millionen die Hand eines „Grafen“ erkauft hatten. Versöhnend wirkt das Benehmen und das Schicksal der jüngern Tochter und der Gattin des Unglücklichen. — „Ein Schritt vom Wege“ erzählt die Bekehrung eines Trinkers auf dem Todesbette, den ein geringfügiger Diebstahl auf den Weg des Verderbens gebracht hatte.

7.—9. Bändchen. „Auf Irrwegen.“ Auch dieser Erzählung aus dem Walde von Anton Schott fehlt es nicht an urkräftigen Gestalten und packenden Scenen. Wir nennen nur den alten Dürrsteiner, den protzigen Wirt zum „gulden Fassel“, den Müller und seine Tochter. Weniger konnte uns der „Wertus“ gefallen und die Gestalten der Sommerfrischler, und sehr unwahrscheinlich wollte uns vorkommen, wie der junge Bauer, der sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, sich beinahe von dieser „Baronesse Nelda“ fangen läßt. Wünschen möchten wir, daß der beliebte Erzähler im Texte der Erzählung sich eines etwas reinern und bessern Deutsch bediente; natürlich sind wir ganz einverstanden, daß er seine Leute aus dem Walde ihre eigene derbe Sprache reden läßt.

10. Bändchen. „Herr Nathanael Weißmann.“ Novelle von M. Herbert. Diese Gabe hat uns sehr befriedigt, sowohl was die Handlung als die Charakterschilderung angeht. Nur dürfte, wie uns scheint, Herr Nathanael nicht positiv dazu mitwirken, daß Wera den Leutnant v. Schmettwitz, den er als einen Unwürdigen kennt, heiraten kann.

11.—14. Bändchen. „Das verborgene Testament“ von Stanislaus Aenstoots. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung tritt mit diesem Roman in vier Bändchen auch in die Reihe der namhaften Erzähler, deren Gaben wir kurz aufzählten. Der erste Theil hat uns, offen gestanden, nicht ganz befriedigt. Es wird dem Leser schwer, an dem durchtriebenen Gauner, der zuerst auftritt, Interesse zu finden; auch werden denn doch einige gar zu große Unwahrscheinlichkeiten geboten, die der Erzähler selbst mit dem Aufwande unzweifelhafter Erfindungskunst kaum annehmbar machen kann. Im zweiten Theile wird man schon etwas wärmer,

und der Abschluß des Ganzen im dritten Theile befriedigt durchaus. Wäre es nicht besser gewesen, von den Schicksalen der Erbin, die durch den Betrug beinahe um das Vermögen des Grafen Lestingfort gekommen wäre, gleich zu Anfang etwas mitzutheilen? Die Sprache ist fließend und gut besorgt.

Inzwischen sind bereits drei weitere Nummern erschienen: 15. Bändchen. „Aus schwerer Zeit" von Ad. Jos. Cüppers. 16. Bändchen. „Geschichten aus dem alten Köln" von H. Kerner (H. Cardauns). 17. Bändchen. „Die verwechselten Feldwebel." Eine lustige Manövergeschichte von J. T. Kujawa.

Erzählungen für Schulkinder. Herausgegeben im Auftrage und unter Mitwirkung deutscher Lehrerinnen und Jugendschriftstellerinnen von Hedwig Transfeld. 24°. Die Heftchen sind theils 8-, theils 16seitig. Verlag des Marienheims in Boppard a. Rh. Preis: 16seitige: 1 Exemplar 5 *Pf.*, 50 Exempl. *M.* 2.25, 100 Exempl. *M.* 4; 8seitige: 1 Exempl. 4 *Pf.*, 50 Exempl. *M.* 1.50, 100 Exempl. *M.* 2.50. Mustersortimente von sämtlichen 12 Erzählungen der I. Serie 50 *Pf.*

I. Serie. 1. Heftchen: **Zippel-Zappel.** Von Albertine Nachtweih. — 2. Hftch.: **Herzog Leopold und sein Töchterlein.** Von Anna Hilden. — 3. Hftch.: **Der Trotzpeter.** Von Maria Hohoff. — 4. Hftch.: **Die Veilchenliese.** Von Hedwig Dransfeld. — 5. Hftch.: **Das Maikäferprinzeßchen.** Von Hedwig Transfeld. — 6. Hftch.: **Röslein.** Von Johanna Aretzen. — 7. Hftch.: **Das Sparkästchen.** Von Katharina Hellmuth. — 8. Hftch.: **Gott läßt kein gutes Werk unbelohnt.** Von Katharina Fleud. — 9. Hftch.: **Die grüne Uniform.** Von Helene Pages. — 10. Hftch.: **O lieb, so lang du lieben kannst.** Von Margr. Meister. — 11. Hftch.: **Marthas Wunschzettel ans Christkind.** Von J. Petrus. — 12. Hftch.: **Das geheimnißvolle Männlein.** Von Lucie Diste.

II. Serie. 1. Hftch.: **Osterhäslein.** Von Emma von Brandis-Zelion. — 2. Hftch.: **Sonntagskind.** Von Anna Hilden. — 3. Hftch.: **Die wilde Grete.** Von Hedwig Transfeld.

Ein 1898 ins Leben gerufenes Unternehmen des rührigen „Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen", das schon als solches aller Förderung werth ist. Es sind aber auch allerliebste kleine Märchen und Erzählungen aus dem Kinderleben, wie geschaffen, in den kleinen Köpfchen und Herzchen gute Gedanken und edle Empfindungen zu wecken. Einzelne, wie Zippel-Zappel, Osterhäslein, sind voll des poetischen Duftes echter Kindermärchen. Diese netten Heftchen eignen sich trefflich zu kleinen Preisvertheilungen in Schule und Christenlehre und dürften dem Zweck oft besser und wirksamer als Bildchen entsprechen. Geistlichen, Lehrern und allen, die mit der Erziehung der lieben Kleinen zu thun haben, sei die Sammlung bestens empfohlen.

Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. Von Dr. J. A. Endres, Professor der Philosophie am k. Lyceum zu Regensburg. 8°. (102 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis *M.* 2.

Die ungeheure Correspondenz, welche die fleißigen Mauriner hinterlassen haben und von welcher die Hauptmasse in der Pariser Nationalbibliothek noch heute be-

wahrt wird, hat schon zu mancher Publication Anstoß und Stoff geliefert. Eine recht reichhaltige Veröffentlichung dieser Art ist erst vor wenig Jahren in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 568) zur Anzeige gekommen. Hier liegen nun abermals 37 Briefe vor, zwei derselben unvollendete Concepte ohne Datum, andere hinwieder bloße Höflichkeits- oder Geschäftsbriefe. Sie sind ausgewählt aus einer Gruppe von 60 Originalschreiben, die sich, wie der weit abfliegende Splitter eines gefällten Baumriesen, in die Münchener Staatsbibliothek verirrt haben. Der Grund, diese wenigen, wenn auch hübschen Briefe zum Gegenstand einer besondern Schrift zu machen, lag in ihrer Beziehung zum Kloster St. Emmeram in Regensburg und dadurch zum Geistesleben der bayrischen Benediktinerklöster während des 18. Jahrhunderts überhaupt. Indessen geben die Briefe doch weit mehr Licht über die Vorgänge und die Stimmung bei den Maurinern, als über die in den bayrischen Klöstern. Am meisten Aufmerksamkeit erregt jedenfalls der leidenschaftliche Parteistandpunkt, welcher in den 13 Schreiben des Dom Prudentius Maran sich ausspricht. Für die Art der Herausgabe wäre die chronologische Aneinanderreihung der sämtlichen Briefe vielleicht vorzuziehen gewesen, indem so einer dem andern schon zum Commentar hätte dienen können.

Das Pfarrdorf Erling bei Andechs in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Ergänzung und 2. Teil zu des Verfassers Buch: „Der heilige Berg Andechs." Von P. Emmeram Heindl O. S. B. in Andechs. Mit Titelbild und 1 Abbildung im Text. gr. 8°. (VIII u. 106 S.) München, Lentner, 1899. Preis *M.* 2.

Selten wohl ist einem so kleinen, geschichtlich so bedeutungslosen Dorfe eine so fleißige und liebevolle Erforschung und Beschreibung gewidmet worden. Alles, was eine Dorfchronik, eine Häuserchronik und eine Bodenbeschreibung nur leisten können, wird hier geboten und noch vieles darüber hinaus. Bedeutung hat das Dorf freilich insofern, als es an den heiligen Berg Andechs sich unmittelbar anschließt und daher von der dortigen Wallfahrt stark berührt wird. Der hochw. Verfasser bezeichnet deshalb auch diese Schrift als „Ergänzung und zweiten Theil" seiner frühern Arbeit (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 435) über Andechs selbst. Auf eine leichte, übersichtliche Verarbeitung seines Stoffes, welche die Lesung angenehmer und einem weitern Interessentenkreise zugänglicher gemacht hätte, scheint es ihm dabei weniger anzukommen als auf die Sache selbst. Dieser aber ist eine so unermüdliche Arbeit und so eindringende Sorgfalt zugewendet worden, daß einem Liebhaber der Localforschung das Herz im Leibe lachen muß.

Tagebuch eines Feldpaters. Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges 1870/71, geschildert von P. Raimund Gronen, weil. Benediktiner von St. Bonifaz, 1870/71 Feldpater beim Corpsstab des I. bayrischen Armeecorps. Mit einem Lebensabriß und Portrait. 8°. (64 S.) München, Lentner, 1899. Preis 40 *Pf.*

Von Bedeutung sind diese Aufzeichnungen nicht und ebensowenig die Lebensschicksale P. Raimunds, soweit dieselben hier zur Mittheilung kommen. Doch kann der bayrische Landsmann, der auf jedem Blatt des Tagebuches bekannten Truppenabtheilungen, Familiennamen und Persönlichkeiten begegnet, dasselbe mit Interesse lesen. Practischen Werth haben die Aufzeichnungen insofern, als sie die große Mangelhaftigkeit in der Organisation der bayrischen Militärseelsorge (wenigstens

für die Kriegszeit) erschreckend darthun. Von P. Raimund selbst weiß der Herausgeber besonders „das tiefe Gemüth und die tolerante Gesinnung“ zu rühmen, „angeborene Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne dabei ein unduldsamer Ascet oder düsterer Kopfhänger zu sein“. Dabei werden noch betont „seine trefflichen militärischen Eigenschaften, wofür die allerhöchsten Auszeichnungen, die ihm zu theil wurden, die schönsten Beweise liefern“.

Kurzgefaßte Geschichte der Kunst, der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik. Von Dr. Ernst Wickenhagen, Director des Herzogl. Lehrerinnen-Seminars und der Antoinetteschule zu Dessau. Mit einer Heliogravüre und 287 Abbildungen im Text. gr. 8°. (VIII u. 306 S.) Stuttgart, Neff. Preis geb. *M.* 5.

Es ist der Lübkesche „Leitfaden“, allerdings in durchgreifender Bearbeitung, der uns unter vorstehendem Titel geboten wird. Es ist nicht das erste Mal, daß die Lübkesche Arbeit in der Gestalt erscheint, welche sie unter den Händen Wickenhagens erhalten hat. Es ist vielmehr schon die dritte Auflage, in welcher sie in der neuen Form nunmehr uns vorliegt, ein Beweis, daß sie auch in der Bearbeitung, welche ihr durch den jetzigen Herausgeber zu theil wurde, sich Freunde zu verschaffen verstanden hat. Gegenüber der letzten Auflage ist der gegenwärtige Text im ganzen unverändert geblieben. Dagegen wurde auf weitere Verbesserung und Vermehrung des Illustrationsmaterials, wie überhaupt auf eine glänzende Ausstattung des Buches große Sorgfalt verwendet. Bei Auswahl der Abbildungen ist auch der Decenz durchweg Rechnung getragen. Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser unter den Malern des 19. Jahrhunderts keinen der Düsseldorfer religiösen Maler, nicht einmal Deger erwähnt, wie er auch für die großartige Pflege, welche die kirchliche Architektur in den letzten Decennien in den katholischen Theilen Deutschlands gefunden, kein Wort übrig hat. Es sind nur ein paar Stellen, in denen der Verfasser eine protestantisch-einseitige Auffassung zum Ausdruck bringt. S. 195 muß es in der Unterschrift unter dem Bilde Sebastien statt Laurentius heißen.

Der hl. Kreuzweg. Nach den Kompositionen von Martin Feuerstein, Professor an der Königl. Akademie in München. Mit einer Biographie des Künstlers und erläuterndem Begleittexte von Joseph Popp. gr. Fol. Einsiedeln, Benziger & Co., 1899. Preis *M.* 20.

Die Firma Benziger & Co. hat eine glänzende Leistung auf den Büchermarkt gebracht, eine vortreffliche Reproduction des Kreuzweges, welchen der Münchener Maler Professor Feuerstein für die neue St. Annakirche in München ausgeführt hat. Der Meister hat, wie das in neuester Zeit mehrfach geschehen ist, die Zahl der auf den einzelnen Stationen auftretenden Personen auf das Nothwendigste beschränkt. Er benutzt ihrer höchstens fünf, gewöhnlich aber nur vier oder gar bloß drei für seine Darstellungen. Allerdings hat er sich dadurch seine Aufgabe nicht gerade erleichtert; je geringer die Zahl der Figuren auf den Bildern ist, um so schärfer und klarer müssen dieselben charakterisirt werden, damit die Scene trotz der schlichten Composition mit ihrem ganzen Inhalt auf den Beschauer wirken könne. Man darf aber dem Künstler das Zeugniß geben, daß er es trotz der Verwendung so weniger Personen verstanden hat, den jedesmaligen Grundgedanken be-

verschiedenen Stationen faßlich, voll und ergreifend zum Ausdruck zu bringen. Nicht alle Bilder sind gleichwerthig; die einen sind ausgezeichnet, andern wird man etwas weniger Beifall zollen. Wie man indessen auch über die einzelnen Darstellungen urtheilen mag, man wird zugestehen müssen, daß der Kreuzweg als Ganzes eine tüchtige, kraftvolle, tiefgedachte und wirkungsvolle Arbeit ist, welche das gewöhnliche Mittelgut entschieden überragt und es verdiente, durch phototypische Wiedergabe weitern Kreisen sowohl zu ästhetischem Genuß wie zur Erbauung bekannt gemacht zu werden. Der begleitende Text erläutert den Kreuzweg durchweg in einer Weise, welche den Gedanken des Künstlers entsprechen dürfte. Weniger befriedigt die allgemeine Einleitung. Was soll es z. B. heißen: „Feuerstein hat auch hierin — nämlich daß er dem Heiland ein weißes Kleid gibt — seine ausgedehnten Literaturkenntnisse, wie sein sorgfältiges Studium der Heiligen Schrift gezeigt, indem bei Luc. 23, 11 ausdrücklich erzählt ist, daß Herodes dem Heiland ein weißes Kleid anziehen ließ." Als ob das nicht jedes Schulkind wüßte. Noch weniger sagt uns die Biographie Feuersteins zu, welche gewiß auch dem Meister selbst, wenn er so ist, wie er geschildert wird, nicht gefallen dürfte.

Miscellen.

War der älteste Mensch ein moderner Wilder? Die darwinistische Entwicklungstheorie malt uns schon seit Jahrzehnten den Urmenschen in den scheußlichsten Bildern, als einen noch weit unter den verkommensten Wilden der Gegenwart stehenden thierischen Kannibalen. Alles was man an sittlicher, socialer und religiöser Verwilderung bei irgend einem afrikanischen, australischen oder polynesischen Volksstamme fand, wurde sofort aufgegriffen und zur volksthümlichen Ausstattung des Urmenschen verwendet. Gegen dieses verkehrte Verfahren wendet sich ein kürzlich erschienener Artikel von Talcott Williams in dem Annual Report of the Smithsonian Institution for 1896 (Washington 1898, S. 541—548). Der Verfasser desselben macht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß von den Quellen, die uns die Kenntniß der Urzustände des Menschengeschlechtes vermitteln, das Studium der wilden Völker der Gegenwart die trübste und unzuverlässigste sei, während man die übrigen Quellen, die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen und das Studium der prähistorischen Funde zu wenig beachtet habe. Dadurch sei man zu ganz einseitigen und verkehrten Anschauungen über den ältesten Menschen gelangt. Die Wilden der Gegenwart leben, wie Talcott Williams näher ausführt, unter dem unglücklichen Drucke äußerer Verhältnisse, die zur Zeit des Urmenschen gar nicht vorhanden sein konnten. Günstige klimatische Verhältnisse, wie sie im Thale des Euphrats und des Nils gegeben waren, beförderten die Entwicklung der einzelnen, weit voneinander getrennt lebenden Familien; von einer

freien elastischen Zone umgeben, konnten sie sich ungestört immer weiter ausdehnen und von dem Lande Besitz nehmen, das sie bequem zu ernähren vermochte. Friede, nicht Krieg war der Urzustand dieser ältesten Gemeinschaften. Unter seinem Schutze entwickelte sich ein gesittetes Familienleben, das Eigenthumsrecht und die Gottesverehrung, die naturgemäß einen monotheistischen Charakter annahm. Erst mit der Zunahme der Bevölkerung eines Landes war die Grundlage gegeben für sociale Reibungen, für Krieg, Eroberung und Sklaverei. Mit ihnen kam aber auch die sittliche und religiöse Verwilderung und ihre nachtheiligen Folgen. Der traurige Zustand der Verthierung, in dem wir heute manche wilde Volksstämme finden, kann daher nur die Entartung eines frühern bessern Zustandes sein; er bietet keine geeignete Norm für den Urzustand des Menschen, jedenfalls aber keine ausschließliche. Talcott Williams kommt daher zu dem Schlusse, daß die landläufigen Anschauungen über den Zustand des Urmenschen als eines „modernen Wilden" gar sehr der Reform bedürftig seien.

Ein bibliographisches Monument. Als Graf Paul Riant am 17. December 1888 zu St-Maurice im Kanton Wallis im 52. Jahre seines Lebens aus der Welt abgerufen wurde, hinterließ er bei allen, die ihn kannten, den Ruhm, ein Katholik von wandelloser Ueberzeugungskraft, ein in allen Waffen moderner Kritik geschulter hervorragender Gelehrter und ein Mensch von seltener Güte und Liebenswürdigkeit gewesen zu sein. Sind seine Verdienste als Christ bewahrt im Buche des Lebens, seine Vorzüge als Mensch in der Erinnerung im Herzen seiner Freunde, so bleiben seine Leistungen für die Wissenschaft das Gemeingut aller. Zunächst verdankt man ihm seit 1860 eine lange Reihe werthvoller Publicationen, theils Abhandlungen in gelehrten Fachzeitschriften Frankreichs, Italiens und Schwedens, theils auch umfassendere Werke von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, wie die für die Geschichte der Reliquienverehrung einzig dastehenden Exuviae sacrae Constantinopolitanae (1877) oder seine monumentalen Études sur l'histoire de l'église de Bethléem (1889 etc.). Das mit Vorliebe von ihm bebaute Feld historischer Forschung führte ihn dazu, mit einer Anzahl gelehrter Freunde 1875 die Société de l'Orient latin ins Leben zu rufen, die unter seiner thätigen Leitung eine Anzahl dankenswerther Textpublicationen und wissenschaftlicher Untersuchungen zu Tage förderte. Sein dritter, kaum minder großer Ruhmestitel im Gebiete der Wissenschaft ist die von ihm im Zeitraum von vier Jahrzehnten mit einem seltenen Maß von Verständniß, Ausdauer und Aufwand zusammengebrachte Privatbibliothek, die zu den merkwürdigsten und berühmtesten Büchersammlungen unserer Zeit gerechnet zu werden verdient. Ein beträchtlicher Theil dieser Sammlung, etwa 5300 Bibliotheksnummern und wohl das Doppelte an Autorennamen, das Vierfache an wirklichen Nummern umfassend, bildet ein in sich abgerundetes Ganzes, eine „Bibliothek der Kreuzzüge". Als es sich jetzt darum handelte, für den Verkauf dieser einzigartigen Bibliothek die Auctionsliste anzufertigen, sind Fachmänner damit beauftragt worden, welche, entsprechend dem ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Grafen, jedes noch so unbedeutende Flugblatt, jeden Einblattdruck, jeden Sonderabzug aus einer Zeitschrift u. s. w. in

dem Verzeichnisse mit dem ganzen Titel benennen und je nach der Wichtigkeit bibliographisch genau beschreiben mußten. So entstand statt eines Auctionsinventars ein zweibändiges gelehrtes Werk in prächtiger Ausstattung: Catalogue de la Bibliothèque de feu M. le Comte Riant, de l'Institut, membre de l'Académie royale des Belles-Lettres de Suède, de l'Académie des Sciences de Turin, de l'Académie de Barcelone etc., décoré des ordres du Danebrog, de Saint-Olaf et de l'Étoile polaire. Rédigé par L. de Germon et L. Polain. Deuxième partie. 2 vols. Lex.-8°. (LXXII, 396 et 646 p.) Paris, Picard, 1899. Man findet in diesem Werke nicht nur eine reiche Zusammenstellung merkwürdiger und seltener Bücher nebst werthvollen, oft ganz unerwarteten Aufschlüssen zur Geschichte des Buchdruckes, des Zeitungswesens, der Schicksale ehemaliger Büchereien u. dgl., sondern nahezu eine „Bibliographie der Kreuzzüge und des lateinischen Orients". Es ist eine bedeutende Arbeit, und trotz einiger kleiner Flüchtigkeitsversehen — wird doch Nr. 2209 der bayrische Benediktiner Ludwig Babenstuber zu einem Louis Babeno St. Huber — beansprucht sie bleibenden wissenschaftlichen Werth. Dies war auch die Absicht; denn im Sinne der Veranstalter wie der Bearbeiter handelt es sich hier im eigentlichen Sinne um ein literarisches Denkmal, ein „bibliographisches Monument". Besser als die verständnißvollste Lebensbeschreibung wird dasselbe den kommenden Geschlechtern das Arbeiten und Streben des verstorbenen Gelehrten zur Anschauung bringen, und wird ihnen nutzreicher bleiben als ein Standbild von Erz oder Stein.

An der Spitze des ersten Bandes steht, 23 Druckseiten umfassend, das glänzende Verzeichniß der Arbeiten des verstorbenen Grafen selbst, auch derer, die erst nach seinem Tode aus seinen hinterlassenen Papieren veröffentlicht worden sind, ein Verzeichniß der dem Hingeschiedenen gewidmeten biographischen Nachrufe und die Zusammenstellung der noch unter seiner Leitung erfolgten Publicationen der Société de l'Orient latin. Hieran schließen sich 117 Nummern von Manuscripten älterer wie neuerer Zeit mit interessanten Sammelbänden geistlicher Tractate aus deutschen Klöstern, wie der Kartause von Buxheim u. s. w. Dann erst beginnt mit 100 Nummern sorgfältig beschriebener Wiegendrucke der eigentliche Katalog. Da infolge der Einheit der das Ganze beherrschenden Idee die Sammlung der Bücher von vornherein nach einem bestimmten Ziele sich gruppiren mußte, wird man nur schwer von der Mannigfaltigkeit des Kataloges sich eine Vorstellung bilden. Denn auch Nebenfragen der verschiedensten Art haben für den gelehrten Grafen Bedeutung gehabt, und sein Interesse für dieselben hat sichtbare Gestalt gewonnen in den Neben- und Unterabtheilungen seiner Büchersammlung. Die Geschichte der Kreuzfahrten direct betreffen in derselben nur etwa 500 Nummern, nicht einmal der zehnte Theil; 300 weitere schließen sich an über „Türkenkriege" und „orientalische Frage" bis auf unsere Zeit; 223 Nummern gelten den Ritterorden, 60 der orientalischen Kirche; 400 umfassen nur bibliographische Nachschlagewerke u. dgl. Die Geographie des Heiligen Landes mit den Specialarbeiten über Flora, Fauna, Bodenbeschaffenheit, über Sinai, Libanon, Tempel und heiliges Grab nimmt ihre 500 Nummern in Anspruch, 300 andere die sonstigen geographischen Werke. Es versteht sich, daß bei vielen der auf

Palästina bezüglichen geographischen Werke nicht nur Asien und Afrika, Griechenland und Türkei, sondern vor allem auch die Mittelmeer-Inseln, wie Malta, Cypern, Rhodos, Candia, ihre besondere Berücksichtigung finden. Die Eroberung Candias allein ist in 18 Nummern verewigt. So lautet 3661: „Venediger Löwen Muth und Türkischer Uebermuth: oder das hefftig-betriegte, noch unbesiegte, doch hülff-benöthigte Candia. Vorweisend eine ausführliche Beschreibung solcher Insul, was von etzlich hundert Jahren her merkwürdiges darinnen vorgegangen; sonderlich aber, was sich mit Einnahme dieser Insul, so Anno 1645 geschehen, und dann nachgehends mit Belagerung der Hauptstadt Candia biss auf dieses 1669ste Jahr daselbsten begeben. . . .“ Genau derselben Zeit gehört die zweitnächste Nummer an: „Das von den Türken auffs äußerst bedrängte, aber: durch die christliche Waffen der heroischen Republic Venedig auffs tapfferst beschützte Candia. Vorgestellt in einer ausführlichen Beschreibung des heutigen Kriegs- und Regiment-Staats der Venetianer, in dem Königreich Candia und in der Levante: Auffgesetzt in Venedig, an den König in Engelland, durch den Graffen von Castelmaine, und in unsere Hoch Teutsche Sprache gebracht. Woben mit angehengt eine umständliche Erzehlung dessen, was seint dem ersten An- und Einfall der Türken von Anno 1646 bis auff diese Zeit . . . sich zugetragen. Mit einer Land-Charte dess . . . Eylands Candia wie auch noch einer Seecarte der Levante. . . .“

Der schönen Literatur, soweit sie auf die Kreuzzüge Bezug nimmt, sind über 300 Nummern gewidmet, gegen 52 zur „Geschichte des Handels“. Etwa 100 Nummern gelten allein dem berühmten Sänger der Kreuzfahrten, Torquato Tasso und seinem „Befreiten Jerusalem“. Die Geschichte der Städte, welche für die Kreuzzüge von besonderer Bedeutung waren, ist natürlich reichlich vertreten, die Städte Italiens allein mit 90 Nummern, Venedig mit 12 Nummern allen voran. Nicht minder sind die Biographien berühmter Kreuzzugshelden vertreten, wie Peter der Einsiedler, Gottfried von Bouillon, die flandrischen Balduine, das Haus Lusignan, Skanderbeg und Johann Capistran. Dagegen überrascht es vielleicht, über Reliquien und Reliquienverehrung eine solche Fülle von Literatur zu finden. Obenan stehen dabei 100 Nummern, die auf das Leben, das Leiden und die Reliquien des Weltheilandes Bezug haben. Das wahre Kreuz, die Dornenkrone, die heilige Lanze, die heiligen Nagel, die heiligen Schweißtücher, der ungetheilte Rock (Trier, Argenteuil), die Reliquien vom heiligen Blut (Bruges, Mantua), der Sacro Catino, La sainte Larme (Vendôme, Selincourt), La sainte Face, die wunderthätigen Kreuzesbilder, ja alle Erinnerungen und Erinnerungszeichen an die heilige Passion bis herab zu den Oberammergauer Spielen haben hier ihre literarische Vertretung. Die Andenken an die allerseligste Jungfrau fordern für sich 70 Nummern; das Lucasbild, Gürtel, Schleier, Hemd, Haare, Milch, bis zu dem angeblichen Brief von Marias eigener Hand an die Bewohner von Messina: alles ist vertreten. Sonstige Heiligen- und Reliquiengeschichten nehmen noch 200 Nummern in Anspruch. Da finden sich die Berichte über Reliquien des hl. Marcus, des greisen Simeon, der Veronica, der Apostel Simon und Judas Thaddäus; vor allem aber spielen die Namen der heiligen

Dreikönige, der hll. Nikolaus, Theodor, Georg und Katharina von Alexandrien ihre Rolle.

Zu den kostbarsten Bestandtheilen der Bibliothek gehört unstreitig die Sammlung von Türkenzeitungen, Türkenpredigten, Türkenliedern, Gebeten und Prophezeiungen, die in deutscher, italienischer und lateinischer Sprache zahlreich vorhanden sind. An deutschen Zeitungen dieser Art finden sich auf 5 Bibliotheksnummern vertheilt 107 Einblattdrucke, von welchen 92 der Zeit von 1501 bis 1596 angehören. Schon die Titel enthalten genug, z. B. 3434: „Von der Schlacht geschehen dem Turcken von dem großen Sophi in Calimania der Provintz, nach bei Lepo dem Castel. Und von dem todt des großen Turcken und des Sophi. Und von den Schlachtungen geschehen auff dem Meer und auff dem Landt in dem 1514. An dem XVII. Tag Junii." Das 18. Stück der gleichen Nummer weiß noch Besseres: „Des Türcken erschröckenliche Belegerung der Stat und Schloß Günss unn des selben nach zwelff verlorn Stürmen Abzug. Durch den Tewren Ritter Niclaus Jurischitz Haubtmann doselbs „Römisch-Künigl. Mayestat auss Günss warhafftiglich zugeschrieben 1532." Das 22. Stück besagt: „Was Kayserlicher Majestät oberster Haubtman Andrea Dorea auf dem Meer für Stet dem Türcken nit weyt von Constantinopel abgedrungen und erobert hat. Newe Zeitung so vom Andrea Dorea gen Venedig komen wie bemelter Dorea mit seiner Armada und Kriegsvolckt in der Turckey sei ankomen. . . . Laus Deo. 1532. aus Venedig." Nicht kürzer lauten die deutschen Ueberschriften zu den Predigten und Gebeten wider die Türken, die, großentheils auch von Neugläubigen des 16. Jahrhunderts herrührend, in der Sammlung sich finden. Die „Prophezeiungen" werden schon durch die eine Nummer (3388) genügend repräsentirt: „Turcicida. Oder der vielfach-vorgeschlagene Turcken-Schlager. Das ist: Ein historischer Traktat, darinnen deutlich und vollständig doch unvorgreifflich von denen meisten Potentaten und Leuten gehandelt wird, welche lange Zeit her in unterschiedlichen Warsagungen begriffen und angedeutet gewesen, als solte bald dieser bald jener des Mahometische Reich vertilgen und ausrotten. Fürnehmlich aber ist zu letzte gantz ausführlich die Bekümmernisse erörtert und ausgeleget wegen der Welt- und Weiber-bekanten Weissagung, daß der Turcke von einer alten Frauen bey Cölln am Rhein müsse erleget werden. . . . Im Jahr Christi 1664."

Uebertroffen wird dieser werthvolle Theil der Sammlung noch durch den kaum übersehbaren Reichthum an Reiseberichten, namentlich von Palästinafahrern, aus allen christlichen Jahrhunderten und in allen Sprachen, das Hebräische, Syrische, Russische, Polnische, Romanische u. s. w. nicht ausgeschlossen. Deutschland ist dabei trefflich vertreten. Mit wahrem Vergnügen schweift der Blick über die Reihe dieser oft naiven Aufschriften der Reiseerzählungen von Bischöfen und Aebten, Fürsten und Rittern, Mönchen und Bürgern aus allen Gauen des Vaterlandes. Da lautet gleich Nr. 1440: „Gründliche und warhafftige Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise und Meerfart in das heilige Land nach Hierusalem des . . . Herren Albrechten, Hertzogen zu Sachssen, Landgraffen in Düringen . . . dabey ein kurtzer Aufszug der Pilgramschafft ins gelobte Land Hertzog Wilhelmen zu Sachssen, auch anderer Fürsten aus diesem hochlöblichen

Stammen, so wol etzlicher Graffen, vom Adel und anderer . . . zu befinden. Gestellet durch . . . Hansen von Mergenthal . . . so selbsten persönlich mit und darbey gewesen. . . . Jetzund zum ersten Mal in Druck außgangen Anno 1586.“ Gleich den Sachsen zogen Hohenzollern und Welfen, Pommern und Oldenburger, Grafen und Ritter aller deutschen Länder auf die große Betfahrt nach Jerusalem, und die meisten wollten dann auch, daß von ihrer Reise etwas erzählt werde. So begleitet der Dominikaner Felix Schmidt († 1489) seine adeligen Landsleute Werli v. Zimber, Heinrich v. Stöffel, Truchseß v. Waldburg, Bernd v. Rechberg von Hohenrechberg als Kaplan zum Grabe des Erlösers; dafür ist er aber auch (Nr. 1433) zum Geschichtschreiber dieser Reise geworden. Ein anderer (Nr. 55) kündigt in der Aufschrift gleich selbst sich an: „Ich Jörg Mülich von Augsburg zog aus zu meinem Herren, Her Hansen Truckchsätz zu Walpurg, und hettn Syn zu faren über Meer. Do komen zusammen 4 Herren und 5 Knecht. Es war Hans Truckchsäss zu Waltpurg selbdritt und Hans Stauffe zu Ernfels selbander und Martein Satelpoger zu Liechtenechk und Jörg von Seybelstorf, und zugen aus von Lantsberg, da man zehlt von Christi Gepurt 1449 Jar, an dem andern Tag des Monats April.“ Nicht selten griffen die adeligen Herren nach der Heimkehr auch selbst zur Feder. Nr. 48 lautet: „Billgerfahrt gehn Jehrusalem, Allkayren inn Egipten unnd auf den Berg Sinay: durch mich Albrechten Graven von Löwenstein unnd Herren zur Scharpffen (1561).“ Oder Nr. 1499: „Jüngst geschehene Hierosolymitanische Reyse und Wegfahrt des . . . Herrn Nicolai Christophori Radziwili . . . Aus Polischer Sprach in Latein versetzt . . . Jetzundt aber aus Lateinischer Sprach in Teutsch verfasset durch Laurentium a Borkowski . . . Gedruckt in der Churfürstl. Stadt Meyntz 1603.“ Daß hinter dem Adel der einfache Bürgersmann nicht zurückstand, mag aus vielen Nr. 1447 beweisen: „Gründtlicher und eigentlicher Bericht der Meerfart so Johann Tucher, einer des kleinen Raths und Burger zu Nürnberg gen Venedig, Jerusalem, zu St. Katharinen Berg, Synay, Alexandria und wieder gen Nürnberg gethan. Was Wunders er zu Wasser und Land, und was sich die Billger in dem heiligen Landt, auch in der Wüsten bis zum roten Meer, leiden müssen, erfahren hat, mit Fleiß beschriben [1479] und in den Truck verfertigt . . . 1561.“

Es blieb nicht immer bei der bloßen Erzählung von Erlebnissen; wissenschaftliche oder kulturgeschichtliche Momente treten oft mehr oft minder in den Vordergrund. So Nr. 1514: „Die ritterliche und lobwirdig Reyß des gestrengen und über all ander weit erfarne Ritter und Lantfahrer Herrn Ludovico Vartomans von Bolonia. Sagend von den Landen Egypto, Syria, von beiden Arabia, Persia, India, und Ethiopia; von deren Gestalt, Sitten, Leben, Policey, Glauben und Ceremonien; auch von mancherlei Thieren, Vögeln und andern seltzamen Dingen. Das alles er selbs erfahrn und gesehen hatt. 1548.“ Oder Nr. 1554: „Siebenjährige und gefährliche, neu-verbesserte Europä- Asiat- und Afrikanische Weltbeschauung des weiland . . . Georg Christoff von Neitzschitz uff Stöckelberg Wöhlitz und Zörbitz.“ Unmittelbar praktischen Zweck verfolgt ein Buch eines Pfarrers aus dem Kanton Schwyz (1517): „Bilgerfahrt und Beschreibung der Hierosolymitanischen Reiß in das heylig Land und

deren Provintzen Palästina, wie es zu jetziger Zeit beschaffen, waz noch an Antiquiteten an allen und jeden heyligen Oertern und sonsten zu sehen. Daneben ein schöne Lehr und Underweisung eines Christlichen Bilgers so sich auff solche Reiß begeben will, wie er die anfahen, auch sich auff der Straß verhalten und für wem er sich fürzusehen und zu hieten hat etc. Welche Reiß der ehrwürdig ... Peter Villinger Anno 1565 fürgenommen und dann 1568 vollendet und nachmals selbst beschriben." Auf Nahrung der Frömmigkeit hin zielt Nr. 1774: „Horeb et Synai Montes Dei: Das ist Artliche und lustige Beschreibung beyder namhaffter und in der gantzen Welt bekandter heiligen Bergen Horeb und Synai: von ihrer Form und Beschaffenheit: Item von Clöstern, Kirchen, Capellen: Und S. Catharinen der H. Junkfrawen und Märterin Begräbnuß: sampt anderen ... Sachen auch Miraculn so sich an umb und bey, und auch auff diesen heiligen Bergen befindent, und besonder durch S. Catharinen trewes Fürbitt und Heyltumb zugetragen ... durch Joannem Georgium Tibianum ... Getruckt zu Constantz am Bodensee ... Anno 1600." Mehr wissenschaftlich gehalten, namentlich die Botanik berücksichtigend, ist Nr. 1500: „Leonharti Rauwolfen der Artzney Doctorn und bestellten Medici zu Augspurg, Aigentliche Beschreibung der Raiß so er vor dieser Zeit gegen Auffgang inn die Morgenländer, fürnemlich Syriam, Judeam, Arabiam ... nicht ohne geringe Mühe und große Gefahr selbst vollbracht ... (1583)." Ein Gegenstück bildet Nr. 1636: „Warhaffte und merkwürdige Begebenheiten der berühmten Türckischen Doctorin Frauen Fr. Maria Franziska de Voëwina von ihrer Türckischen Gefangenschaft in Ungarn und Constantinopel und Egypten; wie auch glücklicher Reiß ... nach Jerusalem, Damascus, Tripolis, Aleppo und Capo de bona Speranza ... nebst vielen Curiositäten ... an das Licht gestellt ..."

Manchmal scheinen die Titel darauf berechnet, die Neugierde besonders zu stacheln, so (1482) „Der Christliche Ulysses oder weit-versuchte Cavallier", oder (1485) der „Chur-Pfältzische Robinson ... Zehnjährige Reisen durch Europam, Asiam, Africam ... Und ... Dreyjährige harte Dienstbarkeit unter denen Türcken und Heiden etc." Oder wenn es heißt (1468): „Orientalische Reiß des Edlen und Vesten Hans Jacob Bräuning von und zu Buochenbach so er selbander in der Türckey under des Türckischen Sultans Jurisdiktion und Gebiet, sowohl in Europa als Asia und Afrika, ohn einig Cuchium oder Frey-Gleit ... nicht ohne sondern große Gefahr vor dieser Zeit verrichtet." Wie wenig man indeß zu fürchten brauchte, daß für solche Erzählungen je das Interesse erlahme, zeigt die köstliche Manuscript-Nummer 11, die noch dem 15. Jahrhundert angehört: „De Statu atque Regimine Turgkeyae. Anno tusend vierhündert und LXVIII Jar hat Bruder Anthoni Gharreon zu Rodis in wälscher Sprach geschribe dem Edlen Claudio von Montferier Bilgrin yetz gen Jerusalem den Statt des großen Turgken. Diß hat der hochgelert Petrus Mitte praeceptor zu Memmingen zu Latein gemacht, und ich Ulrich Ellenbog von Feldkirch zu schlechtem tütsch meiner husfrauwen zelieb gemacht."

Man würde sich übrigens täuschen, wollte man in diesem Walde von Reisebeschreibungen nur Palästinafahrten erwarten. In bunter Auswahl finden sich

Rundreisen der verschiedensten Art, etwa wie Nr. 1223: „Des böhmischen Herren Leos von Rozmital Ritter- Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande 1465 bis 1467 beschrieben von zweien seiner Begleiter"; oder gar 1232: „Warhafftige ... Beschreibung der überaus reichen, mechtigen und weitberühmbten Insul Madagascar, sonsten St Laurentii genandt ... Sampt Erzehlung aller derselben Qualiteten und Gelegenheiten, Einwohnern, Thieren, Früchten und Erdgewächsen ... auch angehengtem Dictionario und Dialogis der Madagascarischen Sprach. Alles mit sondrem Fleiß aus dem Portugesischen, Italianischen und Lateinischen auch andern Sprachen Hist. und Geogr. ... verdeutschet ... durch Hieronymum Magiserum (1609)." Auf diese Weise kommt auch die Geschichte der Mission in der schönen Sammlung zu ihrem Rechte, wie 1787 als gutes Beispiel noch beweisen mag: „Copia zweyer Befelch-Schreiben des Groß-Türckischen Kaysers zur Beförderung der Seraphischen Religion S. Francisci der PP. Capuciner, daß sie durch sein gantzes Reich die heilige catholische Religion und Glauben pflantzen und außbreiten sollen ... Sampt zweyer Send-Schreiben deß Patris Pacifici della Scala ... Gedruckt zu Aschaffenburg 1667."

Eine Sommerhochschule für praktische Naturforschung. Sommerhochschulen, welche zugleich mit erfrischendem Ferienaufenthalt eine Gelegenheit zu wissenschaftlicher Weiterbildung in angenehmer Weise verbinden sollen, sind auch in Europa nichts neues. Originell aber und der Beachtung werth erscheint diejenige, welche von seiten der University of Montana am 17. Juli dieses Jahres (1899) im Gebiete der Flachkopf-Indianer in den Felsengebirgen, hoch im Nordwesten der Vereinigten Staaten, zum erstenmal eröffnet worden ist. Dort am Fuße wild zerrissener, schneebedeckter Berge und ewiger Gletscher, in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel, reiht sich, mitten in jungfräulich wilder, aber feenhaft schöner Natur ein See an den andern, unter ihnen in majestätischer Pracht hingegossen der größte Binnensee des Nordwestens, der Flathead-Lake, 32 Meilen lang, an einzelnen Stellen bis zu 15 Meilen breit, mit einer Oberfläche von 200—300 Quadratmeilen. Nicht weit von seinen malerischen, vielgegliederten Ufern, welche zwei mächtige Ströme des Nordens münden und einen breiten Abfluß in Cascaden nach Süden sich ergießen sehen, erhebt sich, viele Meilen weit hingestreckt, ein gigantischer Hochwald, angefüllt mit urkräftigen Stämmen und Holzwerk der mannigfaltigsten Art. Der See selbst, in seiner Tiefe, seinem Wassergehalt und seiner Fauna noch unerforscht, der früher noch in ungleich weiterem Umkreis das Land bedeckte, bietet der Erforschung die interessantesten Probleme. An seinen Ufern lebt und webt eine Insektenwelt von ungeahntem Reichthum und tummelt sich ein bunter Vogelchor von seltenster Mischung. Nur 2 Meilen vom See liegen die Ueberreste ausgedehnter Biberbauten; auf den Gründen der nahen Indianer-Reservation grast die prächtigste und reichste Büffelherde von ganz Nordamerika. Die hier siedelnden Indianer selbst, die friedlichen Ueberbleibsel einer dem Untergange geweihten, nicht unbegabten Rasse, bieten dem Ethnologen einen ansprechenden Gegenstand der Beobachtung und Forschung. Hier, wo eine noch fast unerforschte Natur so weit

und üppig ihr Füllhorn öffnet, soll von nun an alle Jahre im Sommer eine „Biologische Station" die Naturkundigen des Staates Montana zur weitern Erforschung ihres Landes vereinigen. Botanik und Geologie, Entomologie und Paläontologie, Ethnographie und Ornithologie und alle verwandten Gebiete sollen gepflegt und weiter bebaut werden. Ein eigenes Gebäude mit wissenschaftlichen Laboratorien ist hierfür nahe an den Ufern des Sees errichtet worden. Für Forscher im eigentlichen Sinne sind reservirte Tische und Plätze mit Mikroskopen, Chemikalien, Netzen, Reusen u. s. w. vorgesehen, ebenso eine Dunkelkammer fürs Photographiren und Fahrzeuge für rasche Durchquerung des Sees. Auf der Station sollen zunächst nicht mehr als 25 Mitglieder gleichzeitig Aufnahme finden. Die Bewerber haben sich frühzeitig anzumelden, über ihr specielles Fach, ihre Vorbildung, ihren Studienplan auf der Station und die beabsichtigte Dauer ihres Verbleibens sich zu erklären. Man rechnet dabei hauptsächlich auf Lehrer der Naturgeschichte, überhaupt Lehrer an öffentlichen Schulen, aber auch auf eigentliche Forscher.

Neben dieser „Station", welche nebst der praktischen Weiterbildung ihrer Mitglieder eine planmäßige Erforschung des Landes sich zur Aufgabe macht, soll aber auch eine „Sommerhochschule" hinfort alljährlich hier statthaben. Zu dieser sind alle eingeladen, die sich für Naturforschung interessiren und die Kosten aufbringen können, auch bei Mangel aller Vorstudien. Dabei ist es jedem frei, nach Belieben sein eigenes Zelt aufzuschlagen und nach Indianerweise seinen eigenen Haushalt zu führen, oder während er in Gottes freier Natur sein Nachtlager hält, im Hotel sich zu verköstigen. Er kann aber auch vollständig in Pension leben und aller Bequemlichkeiten des Lebens sich erfreuen gegen eine wöchentliche Entrichtung von fünf Dollars. Die nöthigsten Apparate und Vorrichtungen stehen unentgeltlich zur Verfügung; für Verbrauch, Beschädigung, Bedienung, Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land muß natürlich jeder aus eigenen Mitteln aufkommen, wie er auch Werkzeuge, photographische Apparate, Platten u. s. w. selbst mitzubringen hat. Dafür wird aber die wissenschaftliche Anleitung durch Professoren der verschiedenen öffentlichen Schulen des Landes ohne weitere Vergütung gegeben. Als Director steht an der Spitze des Ganzen Professor Morton J. Elrod; mit ihm theilen sich vier andere Lehrer in die Leitung. Der eine gibt Anleitung zu systematischer Anlegung von Naturaliensammlungen und zweckdienlicher Conservirung der gesammelten Naturobjecte, überwacht zugleich die Arbeiten in den Laboratorien. Der zweite unterrichtet und hilft im Photographiren, und lehrt die Photographie im Dienste der Naturforschung praktisch zu verwerthen. Ein dritter überwacht die hydrographischen und geologischen Studien, und arbeitet zugleich an einer wissenschaftlich genauen Kartenaufnahme des Sees, die Jahr für Jahr um ein Stück weitergeführt werden soll. Unterweisung und Anregung zum Sammeln von Fossilien und zu paläontologischen Studien gibt Earl Douglas, Graduirter einer Universität, der sich schon seit Jahren in diesen Gegenden aufhält und nicht ohne Glück mit der Sammlung von Fossilien sich abgegeben hat. Der Hochschulcurs soll für die Einzelnen vier Wochen, auf besondern Wunsch auch sechs Wochen betragen. Wenn die Wirklich=

keit den Verheißungen des Programms auch nur einigermaßen entspricht, so muß man gestehen, daß hier das Ideal einer Sommerhochschule verwirklicht ist. Freies Naturleben, Anregung zur Forschung, die Vortheile einer Schulung ohne die Langeweile einer Schule, alle Schönheiten der wilden Natur mit allen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens, alle Freuden der Wissenschaft, und dabei in der nahegelegenen St. Ignatiusmission auch die wünschenswerthe Vorsorge für die Pflege der Seele. Das Programm selbst, das nicht nur durch Worte, sondern beredter noch durch beigegebene Landschaftsbilder spricht, summirt ganz trocken die gebotenen Vortheile in sechs Hauptpunkte: Gelegenheit zum Lernen, zu Naturaliensammlungen, zu freiem Lagerleben, und das alles zusammen bei geringen Auslagen, tüchtiger Anleitung und leichten Verkehrswegen für die Reise!

Ein Censor des alten Münsterlandes. Vom October 1794 bis 12. Mai 1803 lebte zu Coesfeld als Emigrant der gelehrte Abbé Guillaume-André-René Baston, früher Professor der Theologie im Seminar, dann Domherr an der Kathedrale von Rouen, der nach den Drangsalen der Revolutionszeit zum Dombechanten und Generalvicar seiner Heimatsdiöcese erhoben wurde und von Napoleon I. sogar zum Bischofssitz von Séez ausersehen war. Als fruchtbarer theologischer Schriftsteller bekannt und verdient, starb er, 84 Jahre alt, am 26. September 1825. Seit Jahren an schriftstellerische Thätigkeit gewöhnt, füllte er seine Mußestunden in Coesfeld mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen aus, welche aber erst in neuerer Zeit (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 467) in den Druck gekommen sind. Auch sein Aufenthalt in Coesfeld und seine Beobachtungen im Münsterlande sind etwa um 1801 in diesen Aufzeichnungen ausführlich geschildert worden; sie füllen einen großen Theil des jüngst erschienenen II. Bandes.

Mit Tausenden anderer Priester war Baston 1792 vor den priestermörderischen Greueln der Heimat entflohen auf dem einzigen Wege, der noch einige Sicherheit bot, dem nach England. Doch trotz der Hochherzigkeit, mit welcher das Ministerium Pitt, der König, die Aristokratie und selbst der Clerus der Hochkirche zur Unterstützung der großentheils mittellosen Flüchtlinge zusammenwirkten, wurde es ihm, wie vielen andern seiner Leidensgenossen, in England niemals heimisch. Sie litten vom Klima und dem ungewohnten Himmel, weit mehr noch von der Brutalität und dem Fanatismus der niedern Klassen. Sie fürchteten überdies einen völligen Umschwung durch einen Sturz des Ministeriums Pitt, ja eine Staatsumwälzung, ähnlich der Revolution in Frankreich. So suchte Baston nach 13 Monaten Belgien und Holland auf, und in letzterem fand er sich wohl. Aber das siegreiche Vordringen der Revolutionsarmee scheuchte ungezählte Scharen von Emigranten aus diesen gastlichen Provinzen weiter nach dem Osten. Die Staaten des Königs von Preußen wie die Länder Oesterreichs waren den Unglücklichen erbarmungslos verschlossen; mehrere kleinere Staaten hatten, zum Theil gezwungen, dieses Beispiel nachgeahmt; auch in Bayern war nur schwer der Zutritt zu erlangen. So blieben fast nur die geistlichen Staaten übrig, und hier war es vor allem Westfalen, das den ausgehungerten und müde

gehetzten Priestern Gastfreundschaft bot. Münster, dessen Fürstbischof ein Bruder der Königin Marie Antoinette, übte ohnedies auf die hohe Aristokratie wie auf den hohen Clerus eine besondere Anziehung. „Das Fürstbisthum Münster," schreibt daher Baston, „ist angefüllt mit französischen Priestern, die entweder durch das Gesetz verjagt oder sonst dahin geflüchtet sind, um da Sicherheit und Frieden zu finden. Dieser Theil Westfalens ist vielleicht derjenige Punkt in ganz Europa, wo wir am zahlreichsten zusammengedrängt sind. Ich kenne eine Landgemeinde hier, in welcher nicht weniger als 30 unserer Confratres ernährt und unterhalten werden." Baston hatte sich bei seinen mannigfachen Wanderungen mit einem andern Domherrn von Rouen, dem sehr angesehenen Abbé de Saint-Gervais, und mit einer vornehmen Emigrantenfamilie zu einer Haushaltung zusammengethan. Bei dem Entschluß, das Münsterland aufzusuchen, war man gerade auf Coesfeld verfallen infolge des Studiums in dem damals viel verbreiteten geographischen Lexikon von Vosgien, das diesen zweiten Hauptpunkt des Fürstbisthums bezeichnet hatte als eine „große, schöne, wohlbefestigte Stadt". Bei dem Einzug in die schmutzigen engen Straßen mit ihrem damals noch halsbrecherischen Pflaster und den Misthaufen vor jedem Hause war freilich die Enttäuschung eine niederschmetternde, und die Damen bei der kleinen Karawane brachen in die bittersten Thränen aus. Aber Abbé Baston hielt aus, und er blieb auch dann, als bei Annäherung der Revolutionsarmee die meisten übrigen Franzosen aufs neue die Flucht ergriffen. Trotz der sehr trüben und schweren Anfänge hat er zeitlebens für Coesfeld und das Münsterland ein herzliches Interesse bewahrt. Nach seiner Wiederherstellung zu Rouen in Rang und Wohlstand kam er während der Glanzperiode der napoleonischen Herrschaft nochmals für einige Wochen nach Coesfeld zurück, um durch diesen Besuch seiner Freundschaft und Dankbarkeit Genüge zu thun. Was ihn aber im Münsterlande eigentlich angezogen habe, das ist aus seinen Memoiren unmöglich zu erkennen.

Baston ist vor allem ein kritischer Geist, der mit scharfem Blick Schwächen und Mängel erspäht, und rasch und unnachsichtig ist im Urtheil. Die Noblesse des gebildeten Engländers hatte ihm Achtung abgenöthigt, der menschenfreundliche, gemüthliche Sinn der behäbigen Holländer hatte ihm wohlgethan, im Münsterlande hingegen scheint er nur Anlaß zu finden zu rügen oder sich lustig zu machen. Im besten Falle, wie bei der tiefgewurzelten Abneigung des Volkes gegen Preußen, erklärt er, daß er die Münsterländer „nicht verstehe". Aber auch in vieler anderer Beziehung hat er sie nicht verstanden. Ihre Frömmigkeit findet er „äußerlich"; für Gemüthsbewegungen hält er sie fühllos und unempfindlich! Wiewohl demnach seine Urtheile oft sehr an der Oberfläche haften und nicht maßgebend sein können, ist es doch von Interesse zu sehen, welche Eindrücke er nach siebenjähriger Beobachtung von den Zuständen des Münsterlandes in sich aufgenommen hatte, wie solche vor nunmehr hundert Jahren seinem Auge sich darboten. Den Abschnitt über die Verhältnisse der hörigen Landbevölkerung haben die Herausgeber mit Rücksicht auf seine Ausdehnung ganz unterdrückt; der über den Adel und die Geistlichkeit bietet mancherlei mehr oder minder Treffendes. Bei der Geistlichkeit anerkennt er rückhaltlos — und das ist ein Zeugniß von

Werth — durchschnittlich große Reinheit der Sitten und auch Eifer in den seelsorglichen Pflichten. Umsomehr zeigt er sich befremdet über ihren Wirtshausbesuch, ihre Vernachlässigung der clerikalen Tracht und ihre Betheiligung an Jagd und Tanz. Ganz ohne jede herbe Beimischung ist eigentlich nur die Erinnerung, welche Baston der in Coesfeld ansässigen Cistercienserinnen-Abtei von Marienborn gewidmet hat. Diese Nonnen, ausschließlich Töchter des hohen Münsterschen Adels, trugen beim Volke noch damals die Bezeichnung der „reichen Damen". Thatsächlich war aber seit dem Dreißigjährigen Krieg und noch mehr infolge des Siebenjährigen Krieges die Abtei verarmt. Zwar geboten die Nonnen noch immer über ansehnlichen Grundbesitz und zahlreiche Hörige, aber das alles zusammen brachte dem verschuldeten Kloster noch eben das Nothdürftige ein. Das reichste Kloster der Stadt, das aus den bürgerlichen Kreisen sich ergänzende der Annunciaten, gewährte den Emigranten, auch den Priestern, keinerlei Unterstützung. Die Cistercienserinnenabtei Marienborn aber, welche durch die unerschwinglichen Kriegscontributionen der Franzosen während des Siebenjährigen Krieges an den Rand des Verderbens gebracht war, übte jetzt an den geflüchteten Royalisten Frankreichs christliche Rache. „Man denke sich eine Genossenschaft von Frauen," schreibt Baston, „welche gerade soviel hat, um zu leben, und welche drei oder vier emigrirte Priester und eine Anzahl französischer Ordensfrauen ganz bei sich aufnimmt und diesen kostspieligen Gästen nicht nur Kost und Wohnung, sondern auch Kleidung und alles übrige gibt, welche allen unseres Stammes Obdach gewährt, ja sie auf dem Wege schon aufsuchen und abholen läßt, sie bittet — und das ist genau der richtige Ausdruck — sich die Zeit zu gönnen, bei ihnen auszuruhen und sich zu erholen, sie dann 8—14 Tage beherbergt, und welche alle diese Thaten der Liebe so häufig wiederholt, daß die Zahl derer, welche unter diesem gastlichen Dache geruht, nachdem sie an ihrem Tische sich satt gegessen, die Zahl von 3000 übersteigt: und man hat so eine schwache Vorstellung des bewunderungswürdigen Opfermuthes dieser armen, aber hochgesinnten Abtei Marienborn. . . . Fast alle Deutschen von etwas höherer Lebensstellung, welche uns Gutes erwiesen, haben dies einigermaßen wieder verdorben durch den üblen Beigeschmack, den sie ihm gaben. Die einen wiesen uns in ein Wirtshaus und zahlten für uns die Zeche, die andern gaben uns zu essen, aber an einem abgesonderten Tisch oder, wenn an der eigenen Tafel, ganz unten am Ende. Und während sie selbst Wein tranken, bot man uns keinen. Es war eben ein Almosen, verbunden mit den Verdemüthigungen, die dem Almosen eigen sind. In Marienborn hingegen wird das gute Werk erst recht geadelt durch das Zartgefühl, mit welchem man es darauf ablegt wohlzuthun. Unsere Flüchtlinge speisten an der Tafel der Aebtissin mit der Genossenschaft. Sie erhielten dort die ersten Plätze. Wurde die Zahl der Gäste zu groß, so verließen die Ordensfrauen selbst ihre Plätze und setzten sich an einen andern kleinen Tisch. Das Beste, was man hatte, wurde den Gästen vorgestellt; der Wein war nur für sie da. Man sprach ihnen zu, man gab die Befürchtung zu erkennen, aus Bescheidenheit möchten sie nicht soviel nehmen als sie nöthig hätten. In welcher Zahl und zu welcher Stunde Emigranten anlangen mochten, wurden sie aufgenommen. Ich erinnere mich, daß

eines Abends sechs auf einmal ankamen zu einer Stunde, da schon alles zur Ruhe gegangen war. Man ließ sofort die Dienstboten aufstehen, ein Nachtessen zu bereiten; Zimmer standen stets fertig. Wenn unglückliche Verbannte an andere Klöster sich wandten, welche entweder nicht Willens oder nicht Vermögens waren, ihnen Unterstützung zu gewähren, so ließ man sie ohne weiteres nach der Abtei Marienborn führen. Dort aber freuten sich die edlen Ordensfrauen, daß ihre Schwestern (im andern Kloster) daran sich erinnert hätten, daß bei ihnen niemand von der Thüre gewiesen werde. Vor der Besetzung Hollands durch die Franzosen waren die Emigranten zahlreich in Coesfeld. Man zählte daselbst wenigstens 40 emigrirte Priester. Aber die meisten Kirchen waren für ihre Andacht verschlossen. In der Hauptkirche war ihnen nur verstattet, an den Sonn- und Festtagen die heilige Messe zu lesen. Wollten sie dies auch während der Woche, so hatten sie bei jeder Messe in der Sakristei einen Silbergroschen zu vergüten. An sich und in Anbetracht der Weinpreise in hiesiger Gegend war das gewiß nicht zu viel, aber zu viel war es für Männer, die schon für den nächsten Tag kein Brod mehr hatten. Da öffneten die Cisterciensernonnen ihre Kirche ohne jede Vergütung und für alle, die dort Messe lesen wollten. Von früh morgens 6 Uhr bis zur Mittagsstunde waren ihre drei Altäre beständig besetzt. Ein Freund des Klosters machte der Aebtissin Vorstellungen wegen der großen Auslage, welche eine solche Zahl von täglichen heiligen Messen mit sich bringe; sie aber, mit Thränen in den Augen, wußte nur zu erwidern: „Ach, es ist noch ihr (der Emigranten) einziger Trost! Und nun verlangen Sie, ich solle den Aermsten auch diesen noch rauben?" Alle Nonnen, und die Aebtissin voran, versagten sich selbst jeden Tropfen Wein, damit nur kein Mangel sei für den Dienst des Altares. . . . Reiche Leute, deren Herzlosigkeit durch ein solches Verfahren sich verurtheilt sah, wußten dasselbe freilich nur zu tadeln. „Ihr werdet Euch noch vollends bankrott machen," sagte einer zur Aebtissin. „Ich hoffe," war ihre Antwort, „daß, nachdem wir aus Liebe zu Gott seine Priester beherbergt haben, Gott andern den Gedanken eingeben wird, auch uns beizustehen. Wenn aber nicht, nun wohl, so möge sein heiligster Wille geschehen." Bald nachher ist auch dieses Ordenshaus, für das Baston an dieser Stelle die heißesten Segenswünsche zum Himmel sendet, der Säcularisation zum Opfer gefallen.

In Bezug auf den intellectuellen und moralischen Stand des Volkes, sowohl der Bauern als der Mittelklassen der städtischen Bevölkerung, hat der Schreiber der Memoiren mit Andeutungen sich begnügt. Er schildert sie als weit in der Cultur zurückgeblieben und kleinbürgerlich beschränkt; die Einfachheit ihrer Ansprüche und Lebensbedürfnisse findet jedoch seinen Beifall. Das patriarchalisch-gemüthliche Zusammenleben und Zusammenhelfen innerhalb der seit Alters abgegrenzten „Nachbarschaften" in Coesfeld ist ihm etwas ganz Neues, doch weiß er ihm freundliche Seiten abzugewinnen. Das Einzige in Westfalen, was wirklich seine Bewunderung erweckt, ist die Sorglichkeit und der lohnende Ertrag der Schweinezucht. Die drei Hauptschäden des Münsterlandes dagegen findet er im Uebermaß des Kaffeetrinkens, des Tabakrauchens und des Schnapsgenusses.

Von der in seinen Augen ungeheuern Kaffee=Consumtion, die bis auf den Säugling und den Schoßhund sich erstreckt, entwirft er eine höchst possirliche Schilderung; er nennt den Kaffee geradezu den „Götzen" der Coesfelder. „Sie würden das Brod und selbst auch die Kleider darangeben, wenn sie nur ihren Kaffee haben. Ist auch nur noch ein Silbergroschen im Hause aufzutreiben, er wird darangesetzt, um Kaffee zu kaufen. Und wenn das Oel in der Lampe ausgeht, so wird man lieber im Dunkeln häkeln und stricken als nicht für jeden Tag sein Quantum Kaffee zu haben. . . . Zweimal des Tages nimmt man diesen Trank: am Morgen gegen 8 Uhr und Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, immer mit Milch oder verdünntem Rahm. Glauben Sie aber ja nicht, daß man sich dabei, wie wir in Frankreich, mit einer Tasse genügen lasse. Die allermäßigsten vergönnen sich deren wenigstens drei, die meisten nehmen vier, aber es gibt auch Nimmersatte, die bis zu sechs oder sieben Tassen gehen, ja bis zu zwölf und mehr. Um aber gleich die ganze Wahrheit zu sagen, der Kaffee hier, auch in guten Familien, ist nur eine Art von gefärbtem Wasser. Mit dem Vorrath an Bohnen, welcher in Frankreich für eine gute Tasse Kaffee gerade hinreicht, braut man deren in Westfalen meist ein volles halbes Dutzend. Ueberdies mischt man dazu oft noch andere Ingredienzen, die ohne die Stärke zu erhöhen nur die Farbe verdunkeln und so dem Kaffee ein duftigeres und opulenteres Aussehen geben. . . ." Trotz dieser allgemein üblichen Verdünnung und Versetzung mit echter oder verfälschter Cichorie, die des langen und breiten beschrieben wird, kommt Baston zu dem Schlusse, daß der Kaffee unfehlbar den Ruin Westfalens herbeiführen werde. Er schließt sich an einen deutschen Zeitungsschreiber an, welcher ausgerechnet hatte, daß von den 30 Millionen damals lebender Deutschen wenigstens ein gutes Drittheil täglich seinen Kaffee trinke, so daß man auf jedes in diesem Drittheil einbegriffene Individuum für den Tag ein Loth Kaffee rechnen könne. Dies macht im Monat 100 000 Zentner Kaffee, 1 200 000 Zentner im Jahre. Während des Krieges aber kostete das Pfund Kaffee einen holländischen Gulden. Also jedes Jahr in Deutschland für Kaffee allein ein Aufwand von 240 000 000 Livres von Tournois, 120 000 000 Gulden und beim allerbilligsten Stand des Kaffees in Friedenszeit noch immer 120 000 000 Livres von Tournois. Auf keine andere Provinz Deutschlands, meint Baston, drücke dieser jährliche Aufwand so schwer wie auf Westfalen, zumal das Münsterland, das, abgesehen von etwas Getreide und wenigem Vieh schlechter Sorte, keinerlei Ausfuhr habe. Den Tag, an welchem der erste Ballen Kaffee in „sein Coesfeld" kam, verwünscht er daher als einen Unglückstag. Er meint, die Regierung müsse nothwendig einschreiten, um durch einen Cordon der strengsten Strafbestimmungen diese „so geliebte Pest" einzudämmen. „Einige Fürsten, so hat man mir erzählt, haben es wirklich versucht, aber ohne Erfolg . . . vielleicht, daß das Uebel bereits unheilbar geworden ist!"

Nachdem Baston auch noch die Anwendung des Kaffees als Universal=Hausmittel für alle Fälle der Krankenpflege drastisch beschrieben, läßt er sich doch zuletzt herbei, wenigstens die socialen Segnungen der Kaffee=Visiten und der gastlichen Familien=Kaffees etwas freundlicher zu besprechen, wenngleich auch hier Carikirung und Uebertreibung nicht ganz fernbleiben.

Eine zweite Quelle des Ruins für Westfalen erblickt der gelehrte Domherr im Gebrauch des Tabaks: „Die Schnupftabaksdose zwar ist in diesem Theile Westfalens nicht häufiger als anderswo, ja vielleicht weniger häufig. Aber die Pfeife! Ja die Pfeife, die findet sich — es ist keine Uebertreibung — auf jeder Lippe männlichen Geschlechtes. Militär und Civil, Adeliger und Bürgersmann, Mönch und Weltpriester, Handwerker und Bauer, alles, was nur den Namen Mann trägt, raucht. Man raucht nach dem Frühstück, nach dem Mittagessen, nach dem Kaffee, nach dem Abendessen. Man raucht des Morgens beim Aufstehen und des Abends vor dem Schlafengehen. Man raucht den ganzen Tag in jeder Haltung und Stellung: zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, stehend oder sitzend. Man raucht auch in Gesellschaft; die deutschen Damen müssen sich das gefallen lassen. Wenn man sie überhaupt noch um Erlaubniß fragt, was, wiewohl lediglich eine Höflichkeitsform, häufig ganz unterlassen wird, so wartet man die Antwort nicht einmal ab. Während man sagt: ‚Mit Ihrer Erlaubniß, meine Damen,‘ stopft man sich bereits die Pfeife und schlägt Feuer an, denn ein Deutscher geht selbstverständlich niemals ohne Feuerstein. . . .“ Eine besondere Studie widmet Baston nun der Form und dem Material der Pfeifenrohre, ganz besonders aber dem Luxus und der Verschiedenartigkeit der Pfeifenköpfe und geht zuletzt zu einer melancholischen Betrachtung über, angesichts der sanitären und nationalökonomischen Nachtheile, welche er in dem massenweisen Verbrauche eines solchen vom Auslande importirten Genußmittels zu erkennen glaubt. Er schließt jedoch dieses Klagelied über die bedrohte Zukunft Westfalens noch mit einer beruhigenden Bemerkung: „Vergessen habe ich hinzuzufügen, daß der Deutsche beim Rauchen nicht ausspuckt. Würde er spucken, wie während der gleichen Beschäftigung der Franzose es thut, er hätte von dem Quantum Feuchtigkeit, das für die Erhaltung des Menschenlebens unerläßlich ist, bald das letzte Molekül verloren.“

Diese instinctive Sorge des Deutschen für die Erhaltung der nothwendigen Feuchtigkeit führt nun aber den aufmerksamen Beobachter auf ein anderes ungleich ernsteres Gebiet: „Wenn das weibliche Geschlecht hiesiger Gegend von dem männlichen sich vortheilhaft unterscheidet durch Enthaltung vom Tabakrauchen, so kommt es ihm andererseits doch wieder nahe durch das häufige Schnapstrinken. Schnaps, ein aus Getreide gewonnener Branntwein, ist hier der dritte Gegenstand des Massen-Consums. Die Frauen in der Stadt trinken ihn meistens nur zu Hause, die auf dem Lande aber im Wirtshaus. Die Männer trinken ihn überall und in großer Menge. Diese Art von gebranntem Wein wäre auch wirklich nicht so übel, wenn man ihm Zeit ließe, alt zu werden. Aber unsere Deutschen wollen das gar nicht verstehen. Sie haben nicht gern, daß der Branntwein die Kehle hinabgeht, ohne daß man ihn auch spüre. Sie haben lieber eine brennende als eine milde Empfindung, oder, um richtig zu reden, was nicht brennt, fühlen sie überhaupt gar nicht. . . . Ihre Gurgel ist abgenutzt; sie wird höchstens noch ein wenig angereizt, wenn man sie mit einem Fluidum übergießt, das uns Franzosen den Gaumen total ausbrennen würde. Ich habe persönlich beobachtet, daß Männer und auch Frauen den bei uns bekannten Liqueuren nicht den

geringsten Geschmack abgewinnen konnten, und doch waren diese nichts anderes als ihr Wachholder-Branntwein, dessen Herbe man durch etwas Zucker gemildert und dessen Geschmack man durch einen geringen Zusatz verfeinert hatte. Ich habe selbst gesehen, wie sie zu einem Glas unseres berühmten Liqueurs Aufaux von ihrem Schnaps hinzugegossen haben, da ohne diesen Zusatz selbst das Eau de Barbades oder was immer für ein noch so feines destillirtes Getränk des Auslandes ihnen fad und unschmackhaft vorgekommen wäre. Ich hätte diese Unempfindlichkeit des Geschmackssinnes vielleicht dem vielen Tabakrauche zugeschrieben, mit welchem den ganzen Tag ihr Mund gefüllt ist; aber die gleiche Unempfindlichkeit habe ich auch bei den weiblichen Schmeckorganen beobachtet, welche doch das tägliche Tabakbad nicht gewohnt sind. Es ist lediglich die Gewöhnung an den scharfen Wachholderschnaps, was ihrem Gaumen für feinere Geschmackseindrücke jede Empfänglichkeit benimmt. . . . Der beste Schnaps kostet hier nicht soviel als der geringste Wein, und das Volk läßt diesen auch ganz für den Schnaps, welchen es flaschenweise trinkt. Ja, eine Flasche jeden Tag! Ein guter Trinker geht bis zu einer ‚Kanne‘ täglich, welche soviel ist als zwei Flaschen nach hiesigem Maß ($1^1/_2$ der Flasche in Frankreich). Wird der Schnaps in Gesellschaft getrunken, besonders im Wirtshaus, so gebraucht man für alle nur ein Glas; das geht von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Nicht so, daß der eine es austrinkt und der andere es wieder füllt, sondern von jedem Glase trinkt jeder etwas, und merkwürdigerweise, der, welcher den Schnaps ausschenkt, trinkt von jedem Glas zuerst; die, welche denselben bezahlen, trinken erst nach ihm. . . . War die Ernte gut, so fällt der Branntwein im Preis. Ich habe erlebt, daß ‚die Kanne‘ nur auf sieben oder acht Stüber kam. Ist hingegen die Ernte mager ausgefallen, so steigt der Preis bis auf 17 oder 18 Stüber. Aber wegen dieser Preissteigerung wird auch nicht um ein Glas weniger getrunken. Sie vermehrt nur das Elend des armen Tropfes, der sich in guten Zeiten an sein Quantum gewöhnt hat, von dem er jetzt nicht mehr lassen kann. Sie vermehrt aber auch den Gewinn der Schnapsbrenner, welche darauf Bedacht nehmen, ihre Einkäufe zu einer Zeit vorzunehmen, da ihre Hauptartikel im Ueberfluß vorhanden und somit wohlfeil sind. Diese kaufmännische Speculation wird von der Regierung, vielleicht ohne daß diese es will, auch noch begünstigt. War der Winter schlecht und versprechen die Felder nur schwachen Ertrag für die Arbeit des Bebauens, ist somit Theuerung zu fürchten, so wird, um das wenige Getreide, das von der nächsten Ernte zu erhoffen ist, für den Backofen aufzusparen, den Schnapsbrennern verboten, ihre Fabrikation fortzusetzen. Sie können in diesem Falle nur verkaufen, was sie schon vor dem Inkrafttreten des Verbotes auf Vorrath gebrannt haben. Sie produciren also nicht mehr, aber verkaufen thun sie in einem fort, da sie in Voraussicht eines Falles, der ohnehin alle zwei oder drei Jahre wiederkehrt, sich wohl vorgesehen hatten. Nur daß sie jetzt nicht mehr zu billigen Preisen verkaufen, was ihnen billig zu stehen gekommen ist. Ohne ihre kluge Voraussicht würde das Verbot der Regierung offenbar eine Branntweinnoth hervorrufen. Sie gehen nun von der Voraussetzung aus, als ob eine solche Noth thatsächlich eingetreten wäre, und nach dieser Annahme bemessen sie ihren Preis.

Auf solche Weise haben sie ihre sechs Franken Reingewinn von dem, was sie noch mit einem sehr anständigen Profit um einen kleinen Thaler hätten ausschenken können.... Es möchte scheinen, eine Regierung, die mit weitem und weisem Blick das Wohl des Landes anstrebte, dürfte sich nicht damit begnügen, in Jahren der Theuerung die Fabrikation des Schnapses zu verbieten. Sie müßte die äußersten Anstrengungen machen, um ein für allemal dem ungeheuern Verbrauch von Korn Einhalt zu thun, den die Schnapsbrennereien verursachen. Denn gerade aus diesem Getreide wird der Schnaps genommen; man mischt nur ein wenig Wachholder bei, der dann dem Ding seinen Namen gibt. Korn aber, das ist das Brod der Armen. Man macht also den Armen hungern, um seinen Durst zu reizen, und er säuft das herunter, was ihm weit besser bekäme, wenn er es äße. In einem Augenblick gießt er so hinunter, was in anderer, mehr naturgemäßer Art genossen, für die Lebensbedürfnisse eines ganzen Tages genügen würde. Fügt man dieser Erwägung vollends noch die üblen Wirkungen hinzu, welche in ökonomischer wie in moralischer Hinsicht der maßlose Schnapsgenuß nach sich zieht, so wird man leicht erkennen, daß eine erleuchtete Regierung da besseres zu thun hätte als für den Augenblick ein Verbot zu erlassen, welches doch höchstens nur dahin zu zielen scheint, wieder einmal ein Jahr größerer Zurückhaltung und Mäßigung einzuschieben zwischen mehrere, in denen die Leidenschaft des Trinkens keine Grenzen kennt und keine Hindernisse findet."

Was wohl der wackere Canonicus zu seinen eigenen Aufzeichnungen sagen würde, wenn er heute wiederkäme, um dem Münsterlande aufs neue das Gewissen zu erforschen?

† P. Tilmann Pesch S. J.

Mit P. Tilmann Pesch, der am 18. October 1899 im Colleg zu Valkenburg langen schweren Leiden erlag, ist ein verdienter Mitarbeiter dieser Zeitschrift aus der Zeitlichkeit geschieden. Zwar sind es zehn volle Jahre, seitdem sein Name zum letztenmal einen Beitrag zu diesen Blättern zeichnete, aber heute wie damals ist unter den Katholiken Deutschlands dieser Name gekannt und in Ehren genannt.

P. Tilmann war am 1. Februar 1836 zu Köln geboren. Seine Kindheit fiel in die erregte Zeit der „Kölner Wirren"; die erste Entwicklung seines Geistes war beeinflußt von dem mächtigen Wiedererwachen des katholischen Bewußtseins, wie es infolge jener Ereignisse auf Jahrzehnte hinaus dem Leben im heiligen Köln sein Gepräge aufgedrückt hat. Noch nicht 17 Jahre alt, trat er am 15. October 1852 zu Münster ins Noviciat der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungsstudien in Paderborn und Bonn arbeitete er vier Jahre lang im Collegium zu Feldkirch; drei Jahre hindurch stand er am dortigen damals öffentlich anerkannten Gymnasium als Lehrer einer Lateinklasse vor. Am 13. Januar 1866 erhielt er zu Maria-Laach die Priesterweihe.

Schon während er 1856—1858 zu Bonn Philosophie studirte, hatte P. Pesch durch Begeisterung für dieses Studium wie durch vorzügliche Begabung für dasselbe sich hervorgethan und der besondern Werthschätzung seiner Obern, namentlich aber seines Lehrers in der Philosophie, P. Wilhelm Wilmers, sich zu erfreuen gehabt. Sogleich nach Vollendung der im Orden hergebrachten Vorbereitungszeit, Herbst 1867, bestieg er jetzt im großen Collegium zu Maria-Laach selbst die philosophische Lehrkanzel.

Was schon hier seine Lehrthätigkeit auszeichnete, war seine Liebe und Werthschätzung für die Schule der Vorzeit. Aus voller Ueberzeugung

feststehend auf dem Boden der aristotelischen Philosophie, lebte er für den Gedanken einer Wiederherstellung der christlichen Philosophie in Deutschland, nicht durch Begründung einer neuen Schule oder Erfindung neuer Systeme, sondern durch tieferes Eindringen in die von einer geistesmächtigen Vorzeit überlieferten Schätze, durch Hebung von Vorurtheilen und Mißverständnissen und durch Aussöhnung der aristotelisch-scholastischen Grundanschauungen mit den wirklichen Errungenschaften moderner Forschung. In der Pflege und — soweit an ihm liege — der Wiederbelebung einer gesunden und echten christlichen Philosophie hat P. Pesch stets und bis zu seinem Ende seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt.

Allein noch war ihm nicht beschieden, ungetheilt sich dieser hingeben zu können. Die klösterliche Weltabgeschiedenheit des damaligen Maria-Laach schien nicht der entsprechende Wirkungskreis für die vielseitige Begabung und den rastlosen Thätigkeitsdrang des jugendkräftigen Priesters. Seit Herbst 1869 sah er sich statt dessen mitten in das Leben und Treiben einer großen katholischen Stadt, nach Aachen, versetzt und an der Spitze einer in Blüthe stehenden Marianischen Sodalität von gebildeten Männern des Kaufmannsstandes. Mußten die wissenschaftlichen Ideale hier für einige Zeit zurückstehen, so fand dafür der priesterliche Seeleneifer vollauf Genüge. Hier war P. Pesch Gelegenheit geboten, als wirksamer Kanzelredner sich schon bald große Anerkennung zu gewinnen und, vielleicht mehr noch, seine nicht gewöhnlichen geselligen Talente zu entfalten. In seltenem Maße hat er während dieses kurzen Abschnittes seines Lebens sich die Werthschätzung der Kreise erworben, mit welchen er in Berührung kam. Noch 30 Jahre später, da man ihn jenseits der Grenzpfähle zur Erde bestattete, erschien eine beträchtliche Zahl angesehener Männer aus dem katholischen Aachen, um dem einstigen Freunde und Führer die letzte Ehre zu erweisen.

Während dieses vielgeschäftigen Wirkens in der großen Stadt war es auch, daß ihm zu schriftstellerischem Hervortreten die erste Veranlassung geboten war, indem die Verhältnisse ihn dazu drängten, gegenüber einem Vertreter der antichristlichen „Wissenschaft" die christliche Weltanschauung zu vertheidigen. Schon hier verrieth sich P. Pesch als schlagfertigen und sicher zielenden Polemiker.

Mitten aus reichgesegneter und innerlich befriedigender Thätigkeit riß jedoch den Ordenspriester das Ausweisungsgesetz vom 4. Juli 1872. Den um Obdach ausschauenden Verbannten hatte u. a. Ludwig Freiherr von

Bongart-Paffendorf sein Castell Wynandsrade im niederländischen Limburg hochherzig zur Verfügung gestellt, und die Ordensobern hatten dasselbe für die bis dahin zu Münster auf der Friedrichsburg studirenden jüngern Ordenscleriker als Zufluchtsstätte auserjehen. Um das leer stehende, weitschichtige und unwohnliche Anwesen in aller Eile einigermaßen für die Ankömmlinge einzurichten, wurde P. Pesch dahin geschickt. Es war eine schwere Aufgabe bei der Kürze der Zeit und dem nahen Hereinbruch des Winters, zumal angesichts der in der ganzen Umgebung des Castells damals fast unpassirbaren Verkehrswege. Aber allen, die in jenem Winter in Wynandsrade ihren traurigen Einzug hielten, ist die fürsorgende Liebe, die unerschöpfliche Heiterkeit und nur auf Tröstung und Ermuthigung bedachte Herzlichkeit des interimistischen Hausvaters in dankbarer Erinnerung.

Kaum waren die ersten und größten Schwierigkeiten der neuen Ansiedelung glücklich überwunden, als P. Pesch den Ruf nach Tervueren in Belgien erhielt, wo die gräfliche Familie von Stolberg-Robiano für das Redactionspersonal der „Stimmen aus Maria-Laach" gastlich eine Heimstätte geöffnet hatte. Hier entfaltete P. Pesch (seit 1. Januar 1873) in den rothen Heften eine überaus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Kritisch wendete sich dieselbe zunächst gegen die pantheistischen und materialistischen Strömungen der Neuzeit; die „Philosophie des Unbewußten" war der erste Gegenstand seiner eingehendern Untersuchung. Bedeutungsvoller noch vielleicht war sein schriftstellerisches Wirken nach der positiven Seite hin. Sah doch jetzt P. Pesch die Zeit gekommen, da er seinen Lieblingsgedanken, für die Wiederbelebung einer christlichen Philosophie in Deutschland die Kräfte einzusetzen, zur Wirklichkeit zu machen in der Lage war. Seine Aufsätze über „Die scholastische Bildungsmethode" (1875), „Die Philosophie der Vorzeit in ihrer Bedeutung für die Zukunft" (1875), „Die Teleologie in der mittelalterlichen Naturphilosophie" (1877) und viele andere derselben Art verdienen um so mehr Beachtung, als damals gerade diese „mittelalterliche Naturphilosophie" so gerne und zuversichtlich als „wissenschaftlich überwunden" ausgegeben wurde und noch niemand den Umschwung zu ahnen vermochte, der auf diesem Gebiete nach wenigen Jahren zum Durchbruch kommen sollte. P. Pesch hat durch seine Arbeiten dem kommenden Umschwung nicht wenig die Wege geebnet und auf manche empfängliche Geister anregenden und nachhaltig fruchtbaren Einfluß geübt. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, in welcher eine klarschauende und parteilose Geschichtschreibung das Wiederaufleben einer christlichen

Philosophie in Deutschland zu schildern unternimmt, wird der Name des P. Tilmann Pesch neben dem von ihm als Führer und Vorbild stets hochverehrten P. Kleutgen mit unvergänglichen Ehren gefeiert werden.

Je mehr indes P. Pesch in die Labyrinthgänge der Zeit auf philosophischem Gebiete sich seinen Weg bahnte, desto mehr erkannte er die Nothwendigkeit, auch weitergreifende Probleme für sein Publikum zu behandeln, und zwar, um sie den philosophisch ungeschulten Lesern faßbar und nutzbar zu machen, auch in breiterer Ausführlichkeit. Dies gab den Anstoß dazu, den Heften der „Stimmen aus Maria-Laach" für umfassendere Behandlung von Einzelfragen die „Ergänzungshefte" an die Seite treten zu lassen. P. Pesch selbst machte 1876 dazu den Anfang mit einer gegen die Kantsche Philosophie gerichteten Studie: „Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste". Schon im folgenden Jahre ließ er als drittes Heft der Sammlung folgen: „Die Haltlosigkeit der ‚modernen Wissenschaft'. Eine Kritik der Kantschen Vernunftkritik für weitere Kreise." Letztere Schrift faßt das Endresultat aller Kantuntersuchungen dahin zusammen:

„Nicht protestantischer Subjectivismus, sondern nur katholischer Objectivismus kann die Welt retten. Will die Philosophie vernünftig bleiben, so halte sie sich auf der Basis der christlichen Weltanschauung; will sie das, so orientire sie sich am Katholicismus."

Trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes und trotz des völligen Daniederliegens des philosophischen Studiums im damaligen Deutschland fanden beide Schriften eine sehr anerkennende Aufnahme, und weit mehr als erwartet werden konnte, ausgedehnte Verbreitung.

P. Pesch war als philosophischer Schriftsteller weithin gekannt und geachtet, als das Vertrauen seiner Obern ihn im Herbste 1876 in das Studienhaus der Ordensprovinz (damals zu Blijenbeck) zurückberief, um hier wieder die philosophische Lehrkanzel, näherhin die Vorlesungen aus der Naturphilosophie und Psychologie zu übernehmen. Acht Jahre verblieb er in dieser Stellung, in welcher er zugleich um die Verwaltung der Bibliothek des Hauses und die Anleitung der jüngern Ordensbrüder in den Uebungen zum Predigtamt sich manches namhafte Verdienst erwarb.

Als Lehrer war P. Pesch darauf bedacht, bei den Schülern den Gesichtskreis zu erweitern und sie zu selbständiger Thätigkeit anzuregen. Eine Anzahl ausgewählter Werke, darunter auch gegnerische Erzeugnisse und Erscheinungen der neuesten Zeit, stellte er, sobald es dem Gange der Vorlesungen entsprach, zu ihrer freien Verfügung. Er ermunterte sie zum

Lesen, ließ sich von einzelnen daraus Excerpte fertigen, regte an zu genauerer Untersuchung specieller Fragen u. dgl. Vertraut mit allen wichtigen Erscheinungen im Geistesleben der Gegenwart und von staunenswerther Belesenheit, wußte er dabei einen sichern Führer abzugeben. Auch den Errungenschaften der heutigen Naturforschung folgte er auf allen Gebieten mit regstem Interesse und mit einem fast liebevollen Verständniß. Ohne je ihre Bedeutung zu überschätzen, wußte er sie doch nach der Wirklichkeit zu werthen. Er liebte es nicht, daß man geringschätzig über dieselben hinwegblicke. Ebensowenig duldete er ein oberflächliches Absprechen über gegnerische Anschauungen. Er billigte auch nicht jene Art von Polemik, welche alles gethan zu haben glaubt, wenn sie einzelne Sätze des Gegners als haltlos erwiesen habe. Er selbst pflegte stets der Sache auf den Grund zu gehen und das ganze System des Gegners zu packen, und das war es, worauf er auch seine Schüler hinzuweisen liebte. Eine besondere Tendenz, aber auch eine besondere Gabe, trat bei P. Pesch in seiner Lehrthätigkeit hervor, scheinbar weit auseinander gehende Anschauungen sonst gediegener Autoren miteinander zu versöhnen, indem er in einer jeden derselben das Richtige anerkannte.

Inzwischen hatte P. Pesch noch immer fortgefahren, so gut es gehen wollte, den „Stimmen aus Maria-Laach“ seine Mitarbeiterschaft zu leihen. Allein seit 1878 mußte dies ein Ende nehmen. Aus den Einzelarbeiten, in welchen er bis dahin vor dem katholischen Deutschland die christliche Philosophie vertreten hatte, war allmählich ein weiter ausschauender Plan in ihm gereift. Ein vollständiger Cursus der Philosophie, einerseits aufgebaut auf der festen Basis der alten Scholastik, andererseits unter verständnißvoller Berücksichtigung heutiger Zeit und Wissenschaft, sollte von den Philosophieprofessoren des einstigen Collegiums von Maria-Laach als Philosophia Lacensis an die Oeffentlichkeit gegeben werden. Mit dem schwierigsten und gefährdetsten Punkte der aristotelisch-thomistischen Weltanschauung, der Naturphilosophie (Cosmologia), wollte P. Pesch selbst den Anfang machen. Mitten unter den Arbeiten zu diesem großen Unternehmen überraschte ihn die Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879, in welcher der oberste Lehrer der Christenheit aufmunterte zur Rückkehr zu den bewährten Grundlehren der alten scholastischen Philosophie. Es war dies der höchste Triumph und die innigste Freude, welche P. Tilmann Pesch während seiner irdischen Laufbahn beschieden waren. Dem alles beherrschenden Gedanken seines Lebens, dem angestrengten Ringen langer, arbeitreicher Jahre

war damit von der heiligsten Autorität auf Erden das Siegel der Bestätigung aufgedrückt.

Nicht lange nachher, 1880, erschien der stattliche Band der Cosmologia, geweiht dem Andenken Alberts d. Gr., mit dessen Centenarium die Veröffentlichung nahe zusammenfiel. Berücksichtigung der gesamten modernen Literatur, Eingehen auf die wirklichen Resultate der Naturforschung und jene Gabe, widerstreitende Meinungen durch Herausschälen ihres Kernes von Wahrheit miteinander in Ausgleich zu bringen, bilden die besondern Vorzüge dieser bedeutenden Leistung. Sie brachte auch schon bald dem Autor die unerwartete Ehre, durch Diplom in die Akademie des hl. Thomas zu Bologna als Mitglied aufgenommen zu werden. Er sollte noch die Genugthuung erleben, 1897 dieses umfangreiche Werk in zweiter Auflage erscheinen zu sehen.

Unterdessen drohte jedoch das so muthig begonnene Unternehmen einer Philosophia Lacensis infolge von Krankheiten, Todesfällen und andern ungünstigen Gestaltungen schon bald ins Stocken zu gerathen. Es wäre dies wohl auch nicht zu vermeiden gewesen, wäre nicht P. Pesch selbst mit entschlossenem Muthe in die Bresche getreten. Neben den Institutiones Theodicaeae aus der gelehrten Feder des P. Hontheim und den zweibändigen Institutiones Iuris naturalis von P. Theodor Meyer erschienen von P. Pesch allein noch die drei Bände der Institutiones Logicales (1888—1890), deren Schlußband auch die gesamte Ontologie in das Bereich der Behandlung zieht, und die drei Bände der Institutiones Psychologicae (1896—1898), beides Denkmale eines umfassenden Geistes und einer enormen Gelehrsamkeit.

Wie ernst und hoch auch immer P. Pesch die Aufgabe erfassen mochte, welche der Philosophia Lacensis von Anfang an vorgesteckt war, als die wichtigste Leistung seines Lebens betrachtete er doch stets das für weitere Leserkreise bestimmte zweibändige Werk „Die großen Welträthsel. Philosophie der Natur", das 1883—1884 zuerst erschien. Es war bestimmt, dem gebildeten Laien, und zwar auch dem mit der wissenschaftlichen Forschung vertrauten, eine feste, dabei harmonisch abschließende und innerlich befriedigende Weltanschauung zu vermitteln, und dies auf den wesentlichen Grundlagen der aristotelischen Philosophie. Auf das Wesentliche, auf die Grundzüge, kam es P. Pesch dabei an, nicht auf Splitter und Späne, um welche er Liebhaber nach der Lust ihres Herzens sich streiten ließ. Für sich selbst wählte er in Nebenfragen ruhig, was ihm nach ernster

Prüfung als das Richtigere erschien, ohne deshalb über andere den Stab zu brechen, die anders dachten. Die Hauptspitze des Werkes kehrt sich wider den gefährlichsten Feind der christlichen Weltanschauung in der Gegenwart, den Monismus, in seiner tausendartigen Ausgestaltung und Erscheinungsform. Sozusagen der gesamte Umfang des menschlichen Wissens ist bei dem Werke in Contribution gesetzt.

Es hat dieses Hauptwerk des P. Pesch vielfache und große Anerkennung gefunden und reichen Segen gestiftet. Manchem ernst nach Wahrheit ringenden Geiste hat es die innere Ruhe, manchem Wankenden die Festigkeit der Ueberzeugung zurückgebracht. Eine der letzten Freuden im Zustande tödtlichen Siechthums war für dessen Autor die Zuschrift eines Convertiten aus England, eines Mannes, der durch alle Systeme der deutschen wie der englischen Philosophie sich durchgerungen und der zuletzt durch die Werke des P. Pesch von radicalem Unglauben zu philosophischer Klarheit, ja zu christlicher Ueberzeugung war geführt worden. Als ein ungewöhnlicher Erfolg darf es jedenfalls angesehen werden, daß ein gelehrtes Werk von solchem Umfange, welches schon in Anbetracht der zu behandelnden Fragen an die Fähigkeit und Ausdauer des Lesers so hohe Anforderungen stellen muß, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit (1892) in neuer Auflage erscheinen konnte.

Diesem zusammenfassenden gewaltigen Werke waren kleinere Publicationen theils voraus theils zur Seite gegangen, so bereits 1881, abermals als Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach", eine philosophische Einzeluntersuchung unter dem Titel „Das Weltphänomen, eine erkenntnißtheoretische Studie zur Säcularfeier von Kants Kritik der reinen Vernunft". In Rücksicht auf solche rege und fruchtbare Thätigkeit war P. Pesch schon seit Herbst 1881 von der Pflicht der Vorlesungen entbunden worden und hatte seine Professur niedergelegt, um ganz und ungetheilt hinfort der Schriftstellerei leben zu können.

Um so mehr war es ihm jetzt aber auch möglich gemacht, zu wohlthätiger Unterbrechung dieser erschöpfenden Geistesarbeiten von Zeit zu Zeit das Feld der Seelsorge wieder zu bebauen. Gänzlich hatte er demselben ohnehin niemals entsagt. P. Pesch war ein mächtiger Kanzelredner und betheiligte sich mit Erfolg an der Abhaltung von Volksmissionen. Als Exercitienmeister für Priester wie für Laien jeden Standes war er sehr gesucht. In Angelegenheiten und Verwicklungen jeder Art wurde der gewandte, beredte und welterfahrene Ordenspriester zu Hilfe gerufen. Mit großem Glück

wußte er namentlich auf Männer der gebildeten Klassen einzuwirken, die durch Zeitströmung oder Vorurtheil oder das bei Menschen oft so mächtige Gesetz der Trägheit von der Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten seit Jahren abgekommen, doch noch einen bessern Fond im tiefsten Innern trugen. Er hat, auch in scheinbar verzweifelten Fällen, nicht wenige mit der Kirche und mit sich selbst wieder ausgesöhnt.

Eine andere willkommene Gelegenheit des Wirkens bot sich ihm als Redner in öffentlichen Versammlungen. Er wußte meist in hohem Grade sein Auditorium zu fesseln, und zwar ebensosehr den gewöhnlichen Arbeiter wie den Mann der Wissenschaft und Bildung. Leider sah er sich durch das gegen seinen Orden verhängte gehässige Ausnahmegesetz nur allzusehr in dieser Art der Thätigkeit gehemmt. Wiederholt hatte er recht unangenehme polizeiliche Verhöre zu bestehen, seine Arbeiten zu unterbrechen, seine Abreise zu beschleunigen u. s. w.; von gar mancher vielversprechenden Arbeit hielten Besorgnisse, die in dieser Beziehung gehegt wurden, ganz zurück.

Diese seine gelegentlichen apostolischen Wanderungen waren es auch, welche ihn auf ein Feld publicistischer Thätigkeit zurückführten, das ihn, mehr als alle seine Leistungen für die Wiederbelebung der christlichen Philosophie, bekannt machen und seinen Namen für manche Kreise fast zum Schreckbild werden lassen sollte. Seit jener ersten Feuertaufe in Aachen war P. Pesch wiederholt in öffentlichen Organen zur Vertheidigung der Religion als Polemiker aufgetreten, ohne Nennung seines Namens, aber nicht ohne Wirkung und Erfolg, wie sie seines Namens würdig waren. Nun erging an ihn ein Hilferuf aus Hamburg. Er hatte dort unter den Katholiken gewirkt, hatte wie überall, wo er hinkam, die katholische Zuversicht gestärkt und den gedrückten Gemüthern neue Festigkeit gegeben. Er hatte großen Eindruck zurückgelassen.

Eben jetzt waren zu den großen Hafenbauten Tausende katholischer Arbeiter nach der Hansestadt geströmt, und es hatte dieser Umstand bei den gedrückten Verhältnissen, unter welchen dort die katholischen Gemeinden seufzten, Hoffnungen geweckt. Es stand zu erwarten, daß die in religiöser Hinsicht sonst sehr indifferente Bürgerschaft, um diese Massen fremder Arbeiter nicht rettungslos der Socialdemokratie in die Arme zu treiben, den dürftigen und kirchlich ungenügend versehenen katholischen Gemeinden für ihr Kirchen- und Schulwesen durch Beiträge aus öffentlichen Mitteln zu Hilfe kommen würde. Diese Hoffnungen schienen mit einem Schlage zerstört, dagegen stand das Schlimmste in Aussicht, als im Herbste 1882

sieben protestantische Prediger, Mitglieder des Protestantenvereins und alle mehr oder minder ausgesprochene Christusläugner, ohne jede Spur einer äußern Veranlassung, für die bevorstehende Winterzeit sieben öffentliche Vorträge über die katholische Kirche zur Ankündigung brachten. Es konnten diese Vorträge keinen andern Zweck haben, als den protestantischen Fanatismus neu aufsprudeln zu machen. Schon die Auswahl der angekündigten Stoffe wie manche der begleitenden Umstände konnten keinen Zweifel darüber lassen, daß es auf Angriffe gehässigster Art abgesehen war, und daß in einer für die kleine katholische Minderheit ernst bedrohlichen Weise der confessionelle Friede in Frage stand. Die im Verhältniß zu den Pflichten einer schwierigen Seelsorge nur wenig zahlreichen Priester der Stadt konnten bei ihrer Ueberbürdung mit Arbeit an eine gründliche literarische Abwehr nicht denken. Sie bestürmten deshalb P. Pesch und dessen Obern um Beistand in der Noth.

Nur ein seltener Muth und außerordentliche Opferfähigkeit konnten unter den gegebenen Verhältnissen P. Pesch in den Stand setzen, statt jener Priester das aufgedrungene Werk der Abwehr zu übernehmen. Noch hatte er seine täglichen Vorlesungen aus der Philosophie zu halten, noch waren seine „Großen Welträthsel" in mühsamem Entstehen begriffen und harrten der Vollendung und des Druckes. Die literarischen Hilfsmittel im damaligen Hause Blijenbeck erschienen für ein solches Unternehmen mehr als bescheiden; war doch die ganze theologische und historische Bibliothek des alten Collegs von Maria-Laach mit den Studirenden der Theologie nach England gewandert.

Es gab noch andere Schwierigkeiten. Die in Hamburg erscheinenden Blätter verweigerten von Anfang an die Aufnahme einer Abwehr; selbst die Erlangung eines zuverlässigen Stenogramms stieß auf Hindernisse. Zwar hatte der katholische Pfarrer hierfür die Kosten auf sich genommen, und während des ersten Vortrages waren für den Berichterstatter Tisch und Stuhl zu erlangen gewesen. Aber vom Augenblick des Erscheinens einer Entgegnung an wurde alles verweigert. Einer außerordentlichen Findigkeit und Geistesgegenwart des aufgestellten Stenographen war es zu danken, daß trotzdem von allen Vorträgen der Wortlaut genau fixirt werden konnte. Schleunigst ging dann jedesmal die frische Abschrift mit der Post nach Blijenbeck, wo P. Pesch sich sofort an die Beantwortung machte. Die Widerlegung erschien dann in Berlin in der „Germania".

Dies ist die Entstehungsgeschichte der „Briefe aus Hamburg", die ihrer Zeit so großes Aufsehen erregt haben. Von den eingeschüchterten

Katholiken der Diaspora wurden sie mit wahrem Jubel aufgenommen; sie haben viele im Glauben neu befestigt und zum Dulden für ihre heiligsten Ueberzeugungen neu ermuthigt. Man darf sagen, daß diese unter den ungünstigsten Verhältnissen zu stande gekommene Nebenarbeit von all den vielen Unternehmungen des P. Pesch äußerlich die stärkste Resonanz und vielleicht auch sachlich den meisten Erfolg gehabt hat. Soviel auch gegen diese durch die Noth erzwungene Abwehr geschmäht und geeifert wurde, konnten doch thatsächlich alle die gelehrten Gegner nichts anderes darin anzukreiden finden als vereinzelte Flüchtigkeitsversehen und Ungenauigkeiten in Nebendingen. Alsbald aber mußten auf vielseitiges und dringendes Verlangen hin die „Briefe" auch in Buchform erscheinen, und innerhalb weniger Jahre waren drei starke Auflagen derselben über Deutschland hin verbreitet.

Als dann die Zeit des Luther-Jubiläums 1883 die antikatholische Heißblütigkeit weiter protestantischer Kreise in Deutschland noch über die gewöhnliche Temperatur zu steigern begann und der „Evangelische Bund" zu dem ausgesprochenen Zwecke ins Leben trat, das Treiben jener sieben Hamburger Prediger auf ganz Deutschland auszudehnen, da schien es P. Pesch angezeigt, der schäumend anstürmenden Offensive wieder einen Wellenbrecher entgegenzustellen. Er fügte Gottliebs „Hamburger Briefen" einen weitern Band hinzu unter dem vielsagenden Titel „Krach von Wittenberg. Blick in den religiösen Wirrwarr der Gegenwart". Auch dieses weitere polemische Unternehmen, das auf den Rath an die Gegner hinauslief, zunächst vor der eigenen Thüre zu kehren, ist von vielen mit Dank aufgenommen worden, hat viele nutzbare Lehren gegeben und manche gute Dienste geleistet. Andererseits ist nicht zu läugnen, daß das Werk in einzelnen Abschnitten theils wegen des Tones theils wegen sachlicher Derbheiten oder persönlicher Anzüglichkeiten bei solchen, für die es nicht geschrieben war, Mißfallen und Tadel hervorgerufen hat. Um einer Polemik ganz gerecht zu werden, müssen eben stets die Umstände richtig abgeschätzt und auch die Art der Gegner richtig gewerthet werden, welche dieselbe direct im Auge hat. Es wird immer Charaktere geben, welche von jeder mit Entschiedenheit geführten Polemik sich abgestoßen fühlen; andererseits wird aber auch eine literarische Kriegführung, die aller Kanten und Schärfen entbehrt, einer gewissen Sorte von Gegnern gegenüber völlig ohne Wirkung bleiben. Unebenheiten und minder glückliche Griffe, auf die man etwa hinweisen könnte, sollen deshalb weder in Abrede gestellt noch

in Schutz genommen werden. Allein unter welcher Rücksicht immer man an dem „Krach von Wittenberg" Tadel finden mag, gewiß war auch dieses Werk von selbstlosem Eifer für Kirche und Wahrheit eingegeben und in seiner Idee objectiv berechtigt.

Das Bedürfniß der Abwehr einer stets noch wachsenden, nicht nur aller Noblesse, sondern oft der gewöhnlichsten Wahrhaftigkeit und Billigkeit entbehrenden Aggressive hat noch einem andern Unternehmen ins Dasein verholfen, das gleichfalls in dem unerschöpflichen Geiste des P. Tilmann Pesch seinen Ursprung hat. Es ist die lange Reihe der im Verlag der „Germania" erschienenen grünen Heftchen, der „Flugschriften zu Lehr und Wehr". Einige dieser auf Massenverbreitung berechneten Schriften sind von ihm selbst, viele auf seine Anregung hin von nähern Bekannten verfaßt. Manches werthvolle Goldkorn ist unter denselben zu finden.

Mit ungleich mehr Freude und Vorliebe als dem Dienst der Polemik, zu welchem stets nur der Drang der Umstände ihn zu führen vermochte, widmete sich P. Pesch neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten der Abfassung religiöser Schriften. Bekannt ist sein so eminent praktisches und reichhaltiges Andachtsbuch „Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein für die gebildete Männerwelt", welches im Zeitraume von 20 Jahren die neunte starke Auflage erreicht hat. Seinem Zweck, nicht nur der Andacht frommer Herzen Nahrung zu bieten, sondern auch den Geist zu belehren, Mißverständnisse zu heben, Unklarheiten zu entfernen, den Weg zu allmählichem Aufwärtssteigen zu weisen, hat es zum Segen vieler deutscher Männer und Jünglinge reichlich entsprochen. Als P. Pesch's Lieblingswerk kann aber wohl das Lese- und Betrachtungsbuch bezeichnet werden, welches er 1895 zuerst herausgegeben hat mit der Aufschrift: „Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten, weiteren Kreisen dargeboten". In kurzen ansprechenden, oft wahrhaft geistreichen Lesungen bietet es einen systematischen Unterricht über Christenglauben und Christenleben. Es hat seit seinem ersten Erscheinen schon viele Freunde gefunden, es wäre werth, deren noch mehr zu finden.

Mit dieser Aufzählung ist die Reihe der Arbeiten des P. Tilmann Pesch noch keineswegs erschöpft. Allein es hatte unter solch unermüdlichem Schaffen seine Lebenskraft vor der Zeit sich aufgerieben. Immer deutlicher traten die Symptome einer heimtückischen Krankheit, der [illegible], bei ihm hervor, welche aller Kunst der Aerzte spottete. Langsam, aber stetig zunehmend von Jahr zu Jahr, bewirkte sie ein [illegible] aller [illegible]

und Organe und gestaltete das Leben des geistesfrischen, an die rührigste Thätigkeit gewöhnten Paters zu einer Art von Martyrium. Die beiden letzten Bände der Institutiones psychologicae 1897 und 1898 konnte der todkranke Mann nur mit Aufbietung der äußersten Willenskraft noch für den Druck bereiten. Auf eindringendere Behandlung mancher ihm noch wichtig dünkender Fragen mußte er theilweise verzichten, um nicht die Vollendung des Ganzen zu gefährden.

In all diesen schweren Jahren eines hoffnungslosen Leidenszustandes zeigte P. Pesch, daß er nicht nur mit der Feder und auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern in That und Wahrheit ein christlicher Philosoph war. Bei immer regem Geiste sah er den hinfälligen Körper mehr und mehr zum regungslosen Leichnam werden. Hände, Arme, alle Glieder des Leibes, zuletzt auch Zunge, Lippen, Gesicht und Gehör, versagten ganz oder theilweise ihren Dienst. Allein in dieser äußersten Hilflosigkeit blieb der Kranke unwandelbar das vollendete Muster männlicher Gottergebenheit und Geduld, voll Anspruchslosigkeit und besorgter Rücksicht auf andere, voll Dankbarkeit und Freundlichkeit. So quälend sein langes Leiden und so demüthigend sein Zustand auch war, so sprach er doch aus Grundsatz niemals von dem, was er litt, geschweige denn, daß eine Klage über seine Lippen gekommen wäre. Wiewohl gegen das Ende hin auch die Sprache bei ihm mühsam und stammelnd wurde, blieb doch die Unterhaltung mit ihm leicht und angenehm. Bis in die letzten Monate war er noch im stande, zeitweilig etwas zu lesen, und mit Lesen und Gebet beschäftigte er sich in den langen einsamen Stunden seiner Krankenstube. Als Berather, Tröster und Beichtvater blieb er auch jetzt noch zugänglich für jeden, der sich an ihn wenden wollte. Es war nicht lange vor seinem Ende, als eine Congregation von Herren aus einer Stadt des Rheinlandes bei Gelegenheit eines gemeinsamen Ausfluges das Colleg von Valkenburg besuchte. P. Pesch war kein Fremdling für die Herren; an der Gründung ihrer Congregation hatte er mitgewirkt. Jetzt ließ er sich, hilflos wie er war, in seinem Rollstuhl in den Saal fahren, wo die Herren zu seiner Begrüßung versammelt standen, und mit dem Aufgebot der letzten Kraft, aber machtvoll und energisch, fast wie ehedem, richtete er noch einmal an sie eine längere Ansprache. Es war das letzte Auflodern seines Seeleneifers, die letzte Freude auf Erden für einen mit dem Tode ringenden apostolischen Mann.

Mit Anfang October dieses Jahres begannen endlich auch in der geistigen Thätigkeit des Kranken Hemmungen sich bemerkbar zu machen.

Anfälle von Beängstigung wechselten mit Lethargie und leichten Delirien. Es war noch ein vierzehntägiges Hinsterben. In der Morgenfrühe des 18. October standen eben die zahlreichen Priester des Collegs von Valkenburg bereit, zum heiligen Opfer an den Altar zu treten, als die Einladung an sie erging, die heilige Messe darzubringen für die Seele ihres Hausgenossen, des P. Tilmann Pesch, der soeben zu einem bessern Leben ruhig entschlummert sei.

Der Hingeschiedene war auch außerhalb des Ordenshauses wohlbekannt. Viele geistig hochstehende Menschen haben mit Bewunderung zu ihm aufgeschaut; viele haben — was der schönste irdische Lohn des Priesters ist — in ernsten Stunden und schweren Kämpfen des Lebens ihm ihr Vertrauen geschenkt. P. Pesch war auch nicht der Mann, von der Außenwelt sich ängstlich abzuschließen. Er hatte ein wahres Bedürfniß, thatkräftig einzuwirken auf die Welt und daher auch mitten im Leben zu stehen. Kaum ein wichtigerer Ort im nördlichen Deutschland, wo er nicht persönliche Bekannte zählte, kaum eine nennenswerthe Stadt, die ihn nicht ein oder das andere Mal auf der Kanzel oder im Casino-Saal als Redner gesehen hätte. An vielen öffentlichen wie privaten Berathungen und Versammlungen hat er thätig Antheil genommen; der Görres-Gesellschaft zur Förderung der katholischen Wissenschaft in Deutschland hat er von Anfang an zugehört und ist viele Jahre lang ein rühriges Mitglied ihres Vorstandes gewesen.

Bei seinem Auftreten in katholischen Versammlungen wie im privaten Verkehr ging er in jeder Weise darauf aus, die Festigkeit der Ueberzeugungen zu stärken, vor allem aber das katholische Bewußtsein zu heben und die Zuversicht recht lebendig zu machen, daß der Katholik auf unzerstörbarem Grunde fußt. Eines der Hauptübel, an welchem das katholische Deutschland heute krankt, sah er in der Mattherzigkeit, in der devoten Bereitwilligkeit, einer materiell bevorzugten Majorität auch geistige Heeresfolge zu leisten, wie bei einer in der Freiheit eingeschränkten, allenthalben zurückgedrängten Minderheit eine solch schwächliche Neigung unbewußt und unmerklich, aber nur allzu leicht sich auszubilden pflegt. P. Pesch war zu sehr ein ganzer Katholik und zu sehr ein echter Kölner, als daß nicht jede Faser in ihm gegen solche Selbstpreisgabe sich gesträubt hätte. Was er predigte, war katholischer Muth, was von ihm ausströmte, katholisches Hochgefühl. Die Kräfte und Reichthümer des katholischen Glaubens, die Schätze und Vorzüge seiner Kirche recht zur Erkenntniß zu bringen, war

seine Freude. Er übte dadurch einen wohlthuenden Einfluß; die Frucht seines Wirkens war Stärkung und Ermuthigung. Gerade dies ist ihm von den Katholiken vielerorts so warm gedankt worden und hat ihn, wo er näher gekannt war, wirklich volksthümlich gemacht.

Auch mit Gegnern der eigenen Anschauungen und selbst mit fanatischen Feinden der Kirche scheute P. Pesch sich gar nicht, persönlich in Berührung zu kommen. Wiederholt hat er aus eigener Initiative solche aufgesucht oder ein Zusammentreffen auf der Reise benutzt, um mit ihnen anzubinden. Mit unverhohlenem Vergnügen erinnerte er sich stets an einen derartigen Besuch, den er einem rabiaten Feinde seines Ordens, dem durch seine Schrift gegen Gury bekannten Justizrath Götting in Hildesheim, dereinst abgestattet hat. Nicht selten kam es vor, daß bei persönlichem Bekanntwerden mit dem weltgewandten liebenswürdigen Jesuiten Haß und Vorurtheil sich rasch in Hochschätzung verwandelten.

Auf der andern Seite ist das Los des apostolischen Mannes, Tadel, Widerspruch und hartes Urtheil zu finden, auch P. Pesch nicht immer erspart geblieben. Ein Mann, der bis zur äußersten Anspannung seiner Kraft Jahre hindurch in fieberhafter Thätigkeit sich aufreibt, wird leichter als mancher andere schon infolge physischer Erregtheit zu Ausstellung und Kritik manchmal eine Handhabe bieten. Bei seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht minder hat P. Pesch auf mehr als einer Seite zwar hohe Werthung gefunden, es hat aber auch nicht an Stimmen gefehlt, welche in einem Geist und Ton und an solcher Stelle wider seine Leistungen laut geworden sind, wie es weder der Würde noch der Wahrheit noch der Billigkeit entsprach. P. Pesch konnte lachen über die tollsten Schmähungen des „Evangelischen Bundes“, aber solche Kränkungen und von solcher Seite hat er stets tief gefühlt. Doch er hat geschwiegen und seine Sache Gott anheimgestellt. Ein schlagfertiger und wuchtiger Polemiker, wo immer es galt, Christenthum und Kirche zu vertheidigen, hat er die Waffen niedergelegt, wo die eigene Ehre und das Werk des eigenen Geistes verletzend angegriffen war. Er seinerseits suchte, wo immer er in katholischen Gelehrten- oder Führerkreisen einigen Einfluß besaß, auf Versöhnung und Ausgleich hinzuwirken, und wiederholt hat er persönlich die Hand geboten, um geschlagene Wunden zu heilen oder zu lindern. Oft warnte er vor Polemik gegen Katholiken, wo nicht das Wohl der Kirche sie zur Pflicht macht, und, wie er mit Nachdruck stets hinzufügte, vor der „Polemik gegen Christusgläubige.“ Daß er selbst in frühen Jahren und in ganz ver-

einzelten Fällen, wenn auch von ernsten Rücksichten geleitet, an katholischen Literaturerzeugnissen einschneidender als vielleicht nothwendig die wissenschaftliche Kritik geübt, ist ihm später oft ein Gegenstand des Bedauerns gewesen.

P. Tilmann Pesch war in Wahrheit ein weitblickender Mann, ein groß angelegter, vornehmer Charakter, hochgebildet an Geist, liebenswürdig und gewandt im Umgang, wenn auch leicht übersprudelnd im Wort. Eine unerschöpfliche Initiative, Lebhaftigkeit in seltenem Verein mit zäher Nachhaltigkeit zeichneten ihn aus. Vor allem aber war er ein tief frommer Priester, der ernst und stätig nach der Selbstvervollkommnung rang, ein rüstiger apostolischer Arbeiter, ein wahrer Ordensmann. Möge Gott seiner Kirche in Deutschland noch viele solche Männer schenken! R. i. p.

Autoritätsglaube und „Idiotismus“.

Ein zweites Wort der Abwehr wider Professor Paulsen.

Im laufenden, vierten Jahrgang der „Kantstudien“ hat Professor Paulsen eine Abhandlung veröffentlicht, die vor einigen Monaten als Broschüre ausgegeben wurde: „Kant, der Philosoph des Protestantismus“ [1]. Durch das ganze Schriftchen hindurch grollt der wohlbekannte Denkfreiheitsdonner wider den kirchlichen Autoritätsglauben. Am Schlusse fährt aber gar mit der Anklage auf „Idiotismus“ Juppiters rächender Blitz auf uns hernieder, und wenn unsere bescheidenen Darlegungen etwa nichts als unversicherte Scheunen waren, so sind sie gründlich dahin.

Eine aussichtslose Controverse dünkt uns kein nützlicher Zeitaufwand, noch ist es ergötzlicher Zeitvertreib, sich mit Artigkeiten wie „Idiotismus“ auseinandersetzen zu sollen. Weit lieber hielten wir uns an den Spruch: Procul a Iove, procul a fulmine. Wenn wir trotzdem in weitläufig verhandelter Sache nochmals das Wort ergreifen, so geschieht es pour l'honneur du drapeau. Die „Nachschrift“ Paulsens enthält nämlich eine

[1] Berlin 1899. Im Folgenden ohne Wiederholung des Titels citirt.

Aufforderung an unsere Adresse, der wir nicht aus dem Wege gehen wollen, ob wir ihr gleich im Sinne des Verfassers zu entsprechen nicht in der Lage sind. Zudem hat Paulsen in dieser neuesten Schrift zu unserer lebhaften Freude dem Autoritätsglauben endlich ein paar Bemerkungen gewidmet, freilich nur obenhin und nebenher, nicht einmal flüchtig, nur wie im Fluge. „Ich glaube in tausend Dingen“, „auch in großen und wichtigen Angelegenheiten“, „fremder Autorität“ [1]. Das wäre ein werthvolles Zugeständniß — wir sind ja mit wenigem zufrieden —, würde es nicht durch die unmittelbar folgende Erklärung entwerthet, nach welcher die „fremde Autorität“ sich in nichts auflösen muß, damit die Denkfreiheit keinen Schaden erfahre und die Autonomie der Vernunft siegreich das Feld behaupte.

Die gedachte Aufforderung stellt uns zwei Aufgaben. Erstens sollen wir auf angeblich neuer Grundlage eine Revision des Begriffes der Denkfreiheit vornehmen, zweitens einen Beweis antreten, dessen thema probandum nach Inhalt und Fassung für uns hochnothpeinlich zu gestalten Professor Paulsen sich offensichtlich angelegen sein ließ.

Trotz alledem bleibt die Sache unverrückt, wo sie war. Nach wie vor steht und fällt die Denkfreiheit Paulsens mit der Verwerfung des Autoritätsglaubens. Den beregten Beweis zu erbringen, werden wir aber aus vier triftigen Gründen ablehnen müssen und zugleich darthun, daß Beweisgründe und Beweisgang klar am Tage liegen.

Paulsen bezeichnet in dem heftigen Angriff auf Willmanns „Geschichte des Idealismus“, der unser erstes Wort der Abwehr veranlaßte, die Denkfreiheit als „das Urrecht des Geistes“, sich im Denken „allein durch Gründe der Vernunft bestimmen zu lassen“. Es wurde dieses weiter dahin erklärt, „allein“ bedeute: „nicht durch äußere Autorität“ [2]. Danach stünden Vernunftgründe und Autoritätsglaube in unverträglichem Gegensatz, während doch zwischen beiden prästabilirte, in der Natur des Menschen prästabilirte Harmonie besteht.

Denn die Autorität eines Zeugen basirt darauf, daß er selbst im Besitz einer Vernunft ist und diese richtig gebraucht hat; sie kann ferner als Autorität nur auf denjenigen wirken, der durch Vernunftgründe von der Glaubwürdigkeit des Zeugen überzeugt ward.

Der Autoritätsglaube ist ferner eine naturnothwendige Ergänzung und Erweiterung der eigenen Vernunfteinsicht. Denn unzählbare Kennt-

[1] S. 29. [2] „Deutsche Rundschau“ XCVI, 195.

nisse können durch kein Nachdenken „gefunden“, sondern nur durch Bezeugung bekannt werden; so z. B. alle längst vergangenen oder fernab liegenden Thatsachen.

Die fortschreitende Specialisirung der Fachwissenschaften ist eine großartige Arbeitstheilung; sie hat aber nur dann Nutzen für das Ganze, d. i. Culturwerth, wenn fachmännischem Gutachten autoritärer Charakter eignet.

Der innere Grund dafür, daß der Autoritätsglaube möglich und nothwendig erscheint, liegt in der socialen Natur des Menschen, die social ist in ihrem Ursprung, identisch in ihrem Wesen, solidarisch in ihren Zielen. Das gilt auch im Streben nach Wahrheit; der Autoritätsglaube verbindet das Geistesleben der Menschen, zumal in der Abfolge der Generationen, weshalb wir ihn die sociale Erkenntnißweise nennen zu dürfen meinten.

Unmöglich können wir im Autoritätsglauben Geistesknechtschaft sehen. Unser Verstand ist nicht autonomer Souverän, noch freier Produzent, sondern geborener Unterthan im Reiche der Wahrheit. Wo immer uns objective Wahrheit begegnet, müssen wir uns ihr anpassen, fügen, unterwerfen. Darin liegt nichts Entehrendes, vielmehr etwas Erhebendes. Denn der unendliche Geist ist Gesetzgeber im Reiche der Wahrheit, und auch in der Welt der Gedanken gilt der Spruch: Deo servire regnare est.

Wenn Paulsen schon in der Definition der Denkfreiheit den Autoritätsglauben mit der großen Excommunication belegt, so geschieht dieses unseres Erachtens auf Grund einer trügerischen Voraussetzung und führt zu unmöglichen Consequenzen. Die Voraussetzung ist die absolute Autonomie jeder einzelnen individuellen Vernunft; die Folgerungen aber, die sich auf alle Gebiete erstrecken, sind zumal grundstürzend auf dem religiösen Gebiet und dem der Erkenntnißtheorie.

Was die Religion betrifft, so ergibt sich die Unmöglichkeit einer geoffenbarten Religion, welche ja ohne Autoritätsglauben weder promulgirt noch verbreitet werden kann; ja alle Religion verliert allen Sinn, da es doch wohl keine geben kann ohne Unterwerfung des Geistes unter Gottes Gesetz, diese aber von den reinen Vernunftautonomisten verpönt wird. Alle Versuche, doch noch Religion zu retten, führen zu einem unerträglichen Dualismus von Verstand und Wille. Der Verstand läugnet oder ignorirt Gottes Dasein, der Wille verlangt („postulirt“) oder erzeugt es. Den „Monismus“, der dabei herauskommt, vermögen wir so wenig

als etwas Ganzes anzusehen, daß wir ihn vielmehr mit einem gemeinen Bruch vergleichen möchten: Atheismus der Verstandes gebrochen durch Pantheismus des Willens.

Auf erkenntnißtheoretischem Gebiet führt die absolute Vernunftautonomie weit über die Verwerfung des Autoritätsglaubens hinaus, zur Verwerfung jeder Abhängigkeit von aller Objectivität, wie das ja ausdrücklich als Correlat der Vernunftautonomie bezeichnet wird[1]. Daraus ergäbe sich der sogenannte „Solipsismus", ein Ungeheuer von Wort und ein Monstrum von Idee, das Paulsen nicht einmal der Widerlegung für werth erachtet[2]. Paulsen selbst sucht sein Heil darin, daß er in den „Glauben an die Außenwelt" flüchtet. Das ist selbstredend kein Autoritätsglaube, ist auch kein unsicheres Vermuthen, ist vielmehr ein blinder Willensdrang, eine Art unvermeidlicher Enthusiasmus mit Zwangskurs, für den es uns an jeglichem Verständniß gebricht.

Das ist etwa das Wesentliche in unsern frühern Ausführungen gewesen, welche Paulsen in der erwähnten „Nachschrift" als das „übliche Spiel mit dem Begriff der Denkfreiheit" bezeichnet, worin wir nun unsererseits eine Abfertigung sehen, aber keine Widerlegung. Zugleich hat Paulsen aber wohlwollend hinzugefügt: „Vielleicht kommen wir leichter zum Ziel, wenn wir über den Begriff der Unfreiheit des Denkens uns zuerst verständigen."[3] Als wir diese Worte lasen, wußten wir mit Sicherheit, wohin gesteuert wird. Wir erwarteten, daß der Fall Galilei, für manche der Culminationspunkt der Kirchengeschichte, uns nun auch als Grundlage der Erkenntnißtheorie in Vorschlag gebracht werde.

In der That lautet die Definition der Denkunfreiheit, die als Verständigungsmittel auch über die Denkfreiheit empfohlen wird, wie folgt: „Ich verstehe darunter dies, daß man durch Weisung von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich bestimmen läßt", was man bislang „für wahr hielt", fürderhin „nicht mehr für wahr" zu halten oder es doch „nicht mehr öffentlich zu sagen". Das sei „innere Denkunfreiheit" und die „äußere" „der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt"[4]. Vom Standort der also definirten Denkunfreiheit könne man ferner zu neuen Einsichten über die Denkfreiheit gelangen, da diese das contradictorische Gegentheil der Denkunfreiheit sei. Wir

[1] G. Spicker, Der Kampf zweier Weltanschauungen (1898) S. 143. 145.
[2] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898) S. 362.
[3] S. 40. [4] S. 41.

fürchteten gleich, die neuen Einsichten möchten ausbleiben, was denn auch der Fall war.

Ob ich sage, Denkfreiheit besteht darin, daß ich mich nicht durch äußere Autorität bestimmen lasse, oder ob ich sage, Denkunfreiheit besteht darin, daß ich mich durch äußere Autorität bestimmen lasse, das gleicht sich, wie zwei Eier sich gleichen. Wir wollen aber der Begriffsrevision nicht unsere schwache Mitwirkung versagen.

Innere Denkfreiheit bestünde demnach, als contradictorisches Gegentheil von Denkunfreiheit, darin, daß man „durch Weisungen von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich" nicht „bestimmen läßt". Aeußere Denkunfreiheit ist angeblich „der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt". Was wäre dann äußere Denkfreiheit? Das dünkt uns nicht so ganz leicht zu entscheiden. Soll man sagen: der Druck des Systems, der zum gegentheiligen Verhalten treibt, oder der Druck der Systemlosigkeit, oder die Drucklosigkeit des Systems? Halten wir uns also an die innere Denkfreiheit.

Wer sich von Index und Papst nicht bestimmen läßt, hat innere Denkfreiheit, ist ipso facto tadelfreier Freidenker, auch wenn er dächte, die Vernunft sei „eine Bestie", auch wenn er dächte, landesfürstliche Obrigkeit könne flugs zweimal zwei gleich fünf decretiren, und autonome Vernunft könne getrost mit Hurra- und Heilrufen zustimmen, auch wenn er dächte ... doch wozu zählen wir die bekannten Ruhmestitel auf? um es kurz zu sagen, er wäre als Freidenker untadelig, wenn er überhaupt zeitlebens gar nicht dächte, vorausgesetzt, daß er dieses nicht auf specielle Weisung der „Indexcommission" hin thäte. Er wäre denkfreier Freidenker, aber als Freidenker so echt, voll und ganz wie nur einer.

Der erste Vorzug der Denkfreiheit besteht darin, daß dieser Begriff keinen positiven Inhalt hat; der zweite darin, daß die Denkfreiheit durch Gründe gestützt werden kann, die sich gegenseitig umwerfen; der dritte darin, daß sie dem Fortschritt, nämlich dem Fortschritt im Läugnen, freie Bahn schafft. Sie läßt sich wie folgt paraphrasiren: Laß dich durch Index und Papst nicht bestimmen, mein Sohn. Das ist das Mindestmaß unserer Wünsche und Forderungen. Die Autonomie der Vernunft führt freilich billig und sicher von da zu noch viel umfassendern Läugnungen. Aber zunächst wird bei uns gar nicht danach gefragt, warum du dich von Index und Papst nicht, — noch wodurch und wozu du dich **thatsächlich** bestimmen läßt.

Das Wesen der Denkfreiheit ist zunächst Läugnung des unfehlbaren Lehramtes der römisch-katholischen Kirche. Man könnte diese Läugnung damit begründen, daß Christus der Herr zwar göttliche Offenbarung gebracht, aber ein unfehlbares Lehramt nicht eingesetzt hat. Diese Begründung steht nicht auf dem Boden der Denkfreiheit, ist also als Stütze des Hauptsatzes nicht zu verwenden. Und doch muß man sie zulassen, weil sie echt protestantisch ist, Protestantismus und Denkfreiheit aber eins sind. Man könnte die Läugnung damit begründen, daß man alle Unfehlbarkeit verwirft, auch die der Offenbarung. Man muß das zulassen, denn es ist echter Kant; man darf das nicht zulassen, denn es wäre die Läugnung der christlichen Religion, träfe also den Protestantismus tödtlich, sofern dieser noch Christenthum sein will.

Die Denkfreiheit ist also lediglich ein Deckwort, ein Deckwort, das einen Begriff verhüllt, der jedes positiven Inhalts entbehrt, das Urtheile verbirgt, die auf Begründungen ruhen, welche einander ausschließen, das eine halbe Maßregel für eine ganze ausgeben möchte und sie doch nur als Abschlagszahlung annimmt. Die Läugnung von Index und Papst gewährt nur dann Denkvollfreiheit, wenn sie als erste Rate angesehen und geleistet wird; die weitern Raten sind umfassendere Läugnungen. Vom Antipapist zum Antichrist und Antitheist ist schon mancher fortgeschritten; das ist ein ausgetretener Weg, nicht zu verfehlen, von bewährten Führern deutlich markirt.

Professor Paulsen legt aber offenbar viel größern Werth darauf, daß wir betreffs der Denk**un**freiheit einer Verständigung näher kommen. Daher die Aufforderung, wir sollten ihm beweisen, die von ihm definirte Denkunfreiheit sei „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit".

Aus vier Gründen meinen wir diese Zumuthung ablehnen zu müssen. Zunächst sind wir berechtigt, darin entweder reine Ironie zu sehen oder ein taktisches Manöver; wie das thema probandum vorgelegt wird, verlangt es ferner von uns etwas methodologisch Unmögliches; bringt man die Sache aber in eine methodologisch mögliche Fassung, dann dünkt es uns vollkommen überflüssig, den gewünschten Beweis zu erbringen.

Paulsens Nachschrift schließt mit Trompetengeschmetter und Paukenwirbel, klingt in einem Fortissimo aus, wie es populärste Beredsamkeit, die Polemik à grand orchestre liebt. Der Katholicismus mache die Menschen „zu Automaten", „Vernunft und Gewissen überflüssig". Als „un-

gebrauchte Organe“ „verfallen, verkümmern“ sie, um endlich „abzusterben“. Das Correlat des Katholicismus sei der „Idiotismus“! Hier muß nun der Schlußsatz folgen; wohin führte die Steigerung sonst noch? Tutti also und con brio: „Ich glaube nicht, daß der Idiotismus ein Princip des Fortschrittes oder eine siegreiche Kraft der Welteroberung ist.“

Jemanden, der andere Meinung hegt, in summarischem Verfahren ein für allemal in die Idiotenanstalt zu versetzen, dünkt uns weder eine feine Pointe der Polemik noch ein schöner Ausdruck unbezweifelter Culturüberlegenheit nebst „siegreicher, welterobernder Kraft“. Von reinem Hohn dürfte es nicht allzu fern sein, wenn man dem in gedachter Anstalt Untergebrachten zumuthet, dort „den Beweis zu führen“, daß sein Zustand „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit“ sei.

Massive Worte, wie verfallende Vernunft, abgestorbenes Gewissen, „Idiotismus“, als Begleiterscheinung oder Endergebniß unserer Weltanschauung, klären weder die Begriffe noch tragen sie zu besserer Begründung der Urtheile bei. Vollends als „Verständigungs“mittel können nur Freunde von Roßkuren sie ansehen. Auch irrt man, wenn man wähnt, sie kräftigten einer Stärkung bedürftige Ueberzeugungen. Sie erhitzen lediglich denjenigen, der sie verwendet, und seine Gesinnungsgenossen und reizen zudem die letztern nicht bloß dazu, daß man die Kraftworte nachahmend brauche, sondern vorab dazu, daß man sie steigernd übertreffe. Wir staunten noch über den „Idiotismus“, da stießen wir auf die „Unterhaltungs“beilage eines Berliner Blattes, das zur Reisezeit die österreichischen Alpen gratis zu überschwemmen scheint. Darin lasen wir, die katholische Literatur Deutschlands sei „unter dem Hund“. Wäre es ein anderes Freidenkerweltblatt gewesen, so hätten wir eine andere Nummer in Händen gehabt, aber gewiß bald den gleichen Faden gefunden. Wenn die Barone der Denkfreiheit schelten, so schimpfen die Ritter, die Knappen toben und die Knechte rasen. Das kann nicht ausbleiben, ist Naturgesetz und Schicksalszwang. Vielleicht sollen die sprachlichen Athletenkünste mit dazu beitragen, daß der Uebermensch heraufgeführt und herangezüchtet werde, der germanische Cyklop der Zukunft, dessen Culturüberlegenheit u. a. darin bestehen wird, daß er mit den Fäusten durchschlagend beweist und mit den Füßen hintenher noch überredet. Dann wird man in den Akademien wieder die alten Rechtssatzungen der Franken, der Alemannen, der Bajuwaren aushängen müssen mit ihren Tarifen für alle nur denkbaren Verletzungen, wenn man

nicht vorzieht, einen einheitlichen Reichstarif herzustellen. Und so würde, damit alles in Erfüllung gehe, nebst Nietzsches zweithöchstem Gedanken, dem zu züchtenden Uebermenschen, sein allerhöchster der Verwirklichung nahe kommen, der „von der ewigen Wiederkehr aller Dinge“ einschließlich der „barbarorum leges“ ac mores.

Lassen wir aber die Worte, wie immer sie seien, und sehen wir auf die Sache. Mag die Zumuthung, den beregten Beweis zu führen, ironisch oder ernst gemeint sein, einen weitern Grund zur Zurückhaltung finden wir darin, daß, um es frank und frei zu sagen, in Paulsens Ausführungen uns zu viel taktisches Manöver zu sein scheint. Es zwingt sich die Beobachtung förmlich auf, die „Indexcommission und sonstige unfehlbare Instanzen“ würden nur als rothes Tuch angesehen und verwendet, um „vielleicht doch einmal wieder“ „den großen und ehrlichen deutschen Zorn“ in Wallung zu bringen.

Paulsen sieht[1] „eine rasche Mischung ... der Confessionen“, die sich in Deutschland „überall, im Süden und im Norden, im Westen und im Osten, vollzieht“: „die Einheit deutschen Lebens ist im Wachsen“. Die „deutsche Antwort“ auf die päpstliche Unfehlbarkeit, noch „ausständig“, „wird nicht ausbleiben“. Das „deutsche Wesen deutscher Katholiken“ wird „desto stärker reagiren“, je „starrer das römische Gesetz“. Paulsen ist „nicht ohne Hoffnung“, daß das deutsche katholische Volk sich „vom Romanismus reinigt“; er meint sogar augenblicklich „ein Wetterleuchten“ wahrzunehmen, jenem vergleichbar, das der „Reformation“ vorherging. Man dürfe nicht aufhören zu glauben und zu hoffen, „der Schmerz über die Mißachtung deutschen Ernstes und deutscher Wahrheitsliebe“ werde sich „doch einmal wieder zu einem großen und ehrlichen deutschen Zorn über die welschen Praktiken auswachsen“.

Anderer Leute Zorn ist niedrig und widrig, deutscher Zorn ist groß; anderer Leute Zorn erzeugt nothwendig blindwüthige Uebertreibungen, deutscher Zorn ist ehrlich; deutscher Zorn ist längst canonisirt, ist „heiliger Lutherzorn“; betrachtet man ihn objectiv, so erscheint er als Religionsstifter und Offenbarungsreiniger; besitzt man ihn subjectiv, so functionirt er als „Rechtfertigung“ und Seelenseligkeit; man braucht sich nur darein zu versetzen, um unfehlbar die Wahrheit zu finden; er weiß besser Bescheid in Sachen des Christenthums als das Lehramt, dem Christus seines Bei-

[1] Die folgenden Stellen stehen S. 39.

stands Verheißung gab; zufolge einer Meinung von höchster Wahrscheinlichkeit ist er der Felsen, auf dem Christus seine Kirche erbaut hat. Paulsen gibt einer „wunderbaren Hoffnung" Ausdruck, die er freilich, in weiser Beschränkung, „fast zu schön" nennt. Sie besteht darin, „daß der deutsche Geist und das deutsche Herz . . . sich gegen das Jesuitenthum in der Kirche durchsetzen wird", daß dem Glauben „wenigstens in der deutschen katholischen Welt" „die evangelische Freiheit, dem Wissen die Unabhängigkeit von Entscheidungen durch äußere Autorität zurückerobert" werde; daß „dann, ohne Aufgeben der Besonderheit des Bekenntnisses und des Cults", Alldeutschland „durch eine geistige Einheit" vereint sei[1].

Talleyrand sagte, „Nicht-Intervention" sei doch ein völlig klarer Begriff, bedeute genau das nämliche wie „Intervention". Die eben erwähnte „geistige Einheit" Alldeutschlands bedeutet nichts anderes als die vollendete Unmöglichkeit auch nur irgend einer Einheit der Weltanschauung, irgend einer geistigen Einheit. Man staune aber wie billig über die Feinheit der Taktik. Denjenigen, von denen man hoffen zu dürfen wähnt, sie wären zu deutschem Zorn befähigt, wird das rothe Tuch gezeigt: römische Mißhandlung deutschen Ernstes, deutscher Wahrheitsliebe u. s. f. Vielleicht hält die Besorgniß vom Losbruch des Zornes zurück, daß der bewährte Stürmer, wenn er einmal los ist, sich allzu vieler Dinge entledige, daher die Beschwichtigungsformel: „ohne Aufgeben der Besonderheit des Bekenntnisses und des Cults".

Aber den unaufhaltsamen Fortschritt in derlei Entledigungsvorgängen gebeut die Logik, bestätigt die Geschichte und zu allem Ueberfluß Paulsens eigene Darlegung[2].

„Papst und Concilien können irren." Als Luther dieses aussprach, krähte der Hahn zum erstenmal, Morgenahnung durchflog die Welt, der neue Tag brach an, das neue Licht ging auf, die dunkle Nacht, in der die Vernunftautonomie durch die Jahrhunderte geschnarcht hatte, ging dahin. Mit der erwähnten Einsicht erwachte sie; als es hintenher hieß, „die Bibel kann nicht irren", schien sie wieder ein wenig einzunicken, zum Glück nicht ganz und gar. Denn sie hat nichtsdestoweniger an der unfehlbaren Bibel nach Belieben und Bedarf kritisirt, aus ihr ausgemerzt, in ihr nachgebessert. Aber immerhin war es noch eine recht schläfrige Vernunftautonomie. Zu völlig klarer Munterkeit erweckte sie erst Kant.

[1] S. 37. [2] Zum Folgenden S. 15.

Nach ihm ist sie „die selbstherrliche Richterin in allen Fragen über wahr und unwahr, gut und böse. Es gibt keine Instanz über ihr, es gibt keine Offenbarung, durch die sie eingeschränkt würde"[1]; aber auch keinen Gott gibt es für sie, der offenbaren könnte; diesseits von Kant weiß der Verstand schlankweg nichts von Gott, und alle Gottesbeweise sind „nichtige Bemühungen"[2]. Und das ist nach Paulsen „folgerichtiger Protestantismus". Dessen Folgerichtigkeit besteht in nichts anderem als in unaufhaltsam fortschreitenden Entledigungsvorgängen. „Papst und Concilien können irren", diese erste Entledigung erscheint demnach nur als schüchterner Anfang. Wollte man, diesem Wort analog, die folgerichtige Steigerung ausdrücken, die Kant ihm gab, so könnte es kaum anders lauten als: „Alles kann irren, nur die autonome Vernunft nicht." In dieser sinnvollen Satzverbindung bedeutet das Subject des ersten Satzes [„alles"] gewiß nicht Melonen und Kürbisse, sondern menschliche Köpfe oder Vernunftapparate. Da aber jede Vernunft autonom ist, besagt der erste Satz: „Alles kann irren", ganz und gar nichts anderes als dieser: Jede autonome Vernunft kann irren. Man wird keinen Satz auszudenken im stande sein, der sich glatter und sinniger an den vorstehenden schlösse als der folgende: Nur die autonome Vernunft nicht.

Der folgerichtige Protestantismus und sein beredter Anwalt haben aber nicht bloß Autonomie für den deutschen Verstand, sie haben auch Pantheismus für das deutsche Gemüth, woraus sich Monismus ergibt, der den deutschen Mann mit einer seiner würdigen Weltanschauung begabt. Dieser Monismus, d. h. einheitliche Weltanschauung, besteht aus zwei Stücken, aus der Gottesläugnung von seiten des Verstandes und aus der Naturvergötterung von seiten des Gemüthes. Ob aus diesen zwei Bestandtheilen die einheitliche Weltanschauung so hergestellt wird, daß man die Widersprüche mischt, mögen sie noch so sehr schreien, oder so, daß absolute Trennung des Kopfes vom Herzen durchgeführt wird, — so oder anders, in jedem Fall ist der persönliche, außerweltliche Gott ausgeschlossen.

Nun fragt es sich: wenn jemand wissen muß, die Autonomie der Vernunft, wie er sie erklärt, sei unvereinbar selbst mit der Möglichkeit eines Bekenntnisses, wie kann er sagen, es handle sich um Befreiung von römischer Autorität „ohne Aufgeben des Bekenntnisses"? Wenn jemand

[1] S. 14. [2] Ebd.

ausdrücklich schreibt, die Autonomie der Vernunft zerstöre die Offenbarung, also wohl auch das Evangelium, wisse nichts von Gott, also schon gar nichts vom eingebornen Sohn Gottes, unserem Herrn, wie kann er behaupten, er wolle nur, daß deutscher Geist und deutsches Herz sich vom Jesuitenthum reinige, es solle evangelische Freiheit dem christlichen Glauben wiedergegeben werden, als sei das alles? Liegt es da nicht äußerst nahe, da von „Praktiken" zu reden, freilich nicht von „welschen", und da von „üblichem Spiel", freilich von einem solchen, das nicht gut zu Paulsens Behauptung paßt, erst mit dem Protestantismus sei Wahrhaftigkeit in die Welt gekommen?[1] Hier liegt aber ingleichem die Gefahr nahe, daß die Discussion einen verletzenden Ton annehme. Wir brechen deshalb ab. So wenig wir „deutschen Zorn" zu bewundern vermögen, so hoch steht uns humane Achtung des Gegners, unendlich viel höher noch christliche Liebe. Und wenn unsere Polemik nicht gerade in feierlichstem Ernst einherschreitet, so liegt darin der Beweis dafür, daß wir ohne jede Spur von Erbitterung, ohne jede Spur einer verletzenden Absicht diese Dinge erörtern. Die Wahrheit braucht keine schweren Säbel und keine spitzen Dolche.

Da aber gerade die humane Achtung des Gegners erwähnt ward, möge eine Bemerkung hierzu gestattet sein. Paulsen citirt mit Wohlgefallen den Ausspruch des Fürsten Bismarck — er fiel in einem Gespräch mit Bischof Ketteler —, ob ein „katholischer Geistlicher" „selig werden könne", sei mindestens „zweifelhaft", „in ihm stecke die Sünde wider den Heiligen Geist", was Paulsen näherhin als „Verstockung des Herzens wider die Wahrheit" bezeichnet[2].

An anderer Stelle in der nämlichen kleinen Schrift meint Paulsen, zu den Anbetern im Geist und in der Wahrheit, von denen der Herr sprach, möchten vielleicht sowohl Thomas von Aquin wie auch Kant gehören, fügt aber emphatisch, fast in zürnendem Zionswächterton hinzu: „Aber nicht finden sich unter ihnen die Hasser und Verächter, die Richter und Verdammer der Gedanken und Gesinnungen anderer."[3]

Wo und wer sind diese „Hasser, Verächter, Richter, Verdammer"? Unseres Erachtens liegt in jenem Urtheil über die „katholischen Geistlichen" doch wohl bitterer Haß, tiefe Verachtung genug, und scharfe Verdammung der Gedanken und Gesinnungen anderer, nebst anmaßlichem Gericht über sie.

[1] Vgl. S. 22. [2] S. 21. [3] S. 38.

Was uns betrifft, so beanspruchen wir hierin zwar keine Competenz, müssen aber gestehen, daß wir eine Steigerung über das von Bismarck Gesagte hinaus nicht einmal zu erfinden vermögen, und wenn wir unter Todesstrafe dazu angehalten würden. Daneben erscheint der Idiotismus noch als holde Harmlosigkeit.

Paulsens Zumuthung, ihm zu beweisen, das unfehlbare Lehramt sei gut und löblich, läßt uns ferner nur die Wahl zwischen einer methodologisch unmöglichen Aufgabe oder einem höchst überflüssigen Unternehmen. So wie die Zumuthung vorgelegt wird, ist es einfach unmöglich, stellt man die Frage aber auf den richtigen Boden, rein überflüssig, der Aufforderung zu entsprechen.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß Paulsen der Unfehlbarkeit des obersten Lehramtes die Autorität der römischen Congregationen einfachhin gleichsetzt, also eine Unrichtigkeit in die Frage hineinträgt. Im Grunde hat er uns die Antwort dadurch erleichtert. Denn mit der Unterscheidung zwischen der lehramtlichen Unfehlbarkeit und einer lehramtlichen Autorität, die an sich keine Unfehlbarkeit beansprucht, würde die Sache nur complicirter, und es steht durchaus nicht zu hoffen, daß man mit dieser Unterscheidung in Freidenkerkreisen besonderes Glück machen würde. Paulsens Polemik richtet sich gegen jede Unfehlbarkeit, nicht bloß gegen die von ihm dem Index verliehene, sondern gegen die von Kirche und Papst.

Was er von uns verlangt, den Nachweis für die Güte und Löblichkeit der „äußern“ und „innern Denkunfreiheit“, ist, wie wenn jemand sagte: Beweisen Sie gefälligst, daß ein Erker oder ein Balkon in der Luft hängen könne, und dann will ich zugeben, daß derlei an einem Hause anzubringen zu der äußern Schönheit des Baues und dem innern Behagen der Bewohner beitrage. Die römischen Congregationen stehen in juridischem und logischem Nexus mit der Regierungsgewalt und dem Lehramt des Papstes; jemandem, dem diese Usurpation und Tyrannei sind, kann ich unmöglich beweisen, jene sei gut und löblich. Und wiederum, die Regierungsgewalt und das Lehramt des Papstes wären wirklich Usurpation und Tyrannei, wenn sie nicht auf einer Anordnung Gottes beruhten; wie soll ich aber jemandem nachweisen, eine Institution beruhe auf einer Anordnung Gottes, wenn dieser läugnet, es gebe einen Gott, der Anordnungen zu treffen vermöchte? Keine Unfehlbarkeit im Verkünden göttlicher Offenbarung ohne Offenbarung; keine göttliche Offenbarung ohne Gott!

Stellt man sich aber auf den methodologisch richtigen Standpunkt, auf den theistischen, beim Nachweis, daß die christliche Offenbarung aus Gott sei, auf den christlichen beim Nachweis dafür, daß Christus einem immerwährenden Lehramt die amtliche Competenz zuwies, seine Offenbarung zu hüten, so findet man alles Nöthige in allen katholischen Werken, die vom Christenthum und Katholicismus systematisch handeln. Neues, Besseres haben wir nicht zu sagen. Will man aber eine monographische Untersuchung, so wäre es erst recht überflüssig, sich darauf einzulassen, da Freiherr von Hertlings Schrift „Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft" diese Fragen eingehend und meisterhaft erörtert.

Steht die Offenbarung selbst in Frage oder wird sie geläugnet, so fehlt für jede Erörterung über die Unfehlbarkeit in deren Verkündigung die nöthige Grundlage; vom Standpunkt der Offenbarung aus kann es sich aber nur darum handeln, ob das Lehramt der Kirche in der That die Fortführung des Lehramtes Christi ist. Es wird dann immer wieder darauf hinauskommen, daß Christus das Lehramt der Kirche eingesetzt hat, es also wohl auch gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit sein dürfte. Man könnte auch so sagen: Ein unfehlbares Lehramt, dessen Competenz die Verkündigung und Bewahrung göttlicher Offenbarung wäre, ist an sich weder widervernünftig noch widersittlich; tritt es thatsächlich in den Dienst einer geoffenbarten Religion, so wird es ebenso gut löblich, die Wahrheit fördernd sein wie diese selbst.

Mit dieser Fassung böte man freilich dem Gegner den Angriffspunkt offen dar; den ersten Satz läugnet Paulsen durchaus. Das unfehlbare Lehramt ist ihm widervernünftig und „widersittlich" [1].

Daher die ewig wiederkehrenden Klagen über Verknechtung des Verstandes, Bindung des Denkens, definitiven Verzicht auf die eigene Vernunft bis zum Idiotismus, Vernichtung eigener Ueberzeugung, persönlichen Gewissens und wie alle die bis zur Erschöpfung verbrauchten Wendungen heißen, die allesamt nur „Worte, Worte, Worte", aber nicht Beweise, keine Beweise, ganz und gar keine Beweise enthalten.

Daß ein unfehlbares Lehramt widervernünftig und widersittlich ist, ließe sich unseres Erachtens nur beweisen aus dem Begriff selbst oder aus nothwendigen Consequenzen, die widervernünftig und widersittlich wären.

[1] S. 22.

Liegt es im Begriff, so müßte entweder jegliches Lehramt widervernünftig und widersittlich sein, oder bloß der Begriff des unfehlbaren Lehramtes, gerade der Unfehlbarkeit wegen. Die Behauptung, jegliches Lehramt sei widervernünftig und widersittlich, müßte zu einer grundstürzenden Schulreform führen und wäre nur dann richtig, wenn die Erkenntnißweise durch Bezeugung und Glauben gegen alle Vernunft, Sitte und Sittlichkeit verstieße. Ist aber die Unfehlbarkeit an sich der Stein des Anstoßes, so verschiebt sich die Frage wieder in höhere Regionen. Die Unfehlbarkeit in der Verkündigung einer Offenbarung ist nur dann, dann aber nothwendig ein Unbegriff, wenn die Offenbarung selbst ein Unbegriff ist. Nur dann, dann aber nothwendig ist die Offenbarung ein Unbegriff, wenn die Existenz des unendlichen, persönlichen Geistes geläugnet wird.

Es erübrigte noch der Beweis aus den Consequenzen. Es möge also mit Rücksicht auf „unmögliche Consequenzen" die Lage der Gegensätze noch einmal überblickt werden, es gehört freilich viel Geduld dazu.

Entweder ist es überhaupt widervernünftig und widersittlich, daß der menschliche Geist sich der objectiven Wahrheit unterwerfe, oder es ist dieses nicht gegen Vernunft und Sittlichkeit, ihnen vielmehr gemäß.

Die erste Annahme hat unmögliche Consequenzen; denn sie vertilgt alle objective Wahrheit, läßt nur subjective „Wahrheit" übrig, löscht allen Unterschied aus zwischen Realitäten und Hallucinationen, ist genöthigt, letztere für „wahrer" zu halten als erstere, weil sie subjectiver, persönlicher, autonomer sind. Die zweite Annahme führt, soviel wir sehen, zu keinen unmöglichen Consequenzen; denn wir können es weder für Geistesknechtschaft noch für Idiotismus halten, wenn der menschliche Geist die Gesetze der Geisteswelt und der Körperwelt so nimmt, wie sie sind, sich ihnen also unterwirft.

Muß sich der menschliche Geist aller objectiven Wahrheit unterwerfen, dann kann weiter gefragt werden, ob dieses auch dann der Fall ist, wenn Zeugenaussage ihm objective Wahrheit berichtet oder zu berichten vorgibt.

Hieran schließt sich die zweite Alternative: Entweder ist der Autoritätsglaube an sich widervernünftig und widersittlich, oder er ist an sich naturgemäß, vernunftgemäß, eventuell pflichtgemäß.

In der ersten, nicht in der zweiten Annahme erschiene als widervernünftig und widersittlich, was mit dem Autoritätsglauben steht und fällt, u. a. der Gesamtinhalt historischer Wissenschaften, der allgemeine

Culturwerth fachwissenschaftlicher Kenntnisse, jeglicher Zeugenbeweis. Wo sind also die unmöglichen Consequenzen?

Man begegnet im bürgerlichen Leben wie in der wissenschaftlichen Forschung häufig genug Zeugenaussagen, die man auf sich beruhen zu lassen berechtigt ist; damit hat man sich noch nicht wider sie und ihre Glaubwürdigkeit erklärt. Fassen wir aber Zeugenaussagen ins Auge, zu denen Stellung zu nehmen man verpflichtet erscheint, so kann weiter gefragt werden, ob der menschliche Geist auch dann einer Zeugenaussage oder -belehrung sich zu unterwerfen verpflichtet ist, wenn diese mit dem Anspruch auftritt, unmittelbar oder mittelbar Offenbarung Gottes zu sein.

Daß man Menschen glauben müsse, Gott aber nicht glauben dürfe, das deucht uns wohl eine erstaunliche Consequenz; dagegen erscheint es uns durchaus vernünftig, zu sagen, Menschen könne, dürfe, solle man glauben, Gott müsse man glauben[1].

Wir wissen sehr wohl, daß diese Art der Auffassung und Behandlung des Problems nicht nur Paulsen keineswegs gefallen wird, sondern überhaupt aller Freidenkerei gegenüber total nutzlos ist. Wir denken bei diesen Ausführungen erstens an die Sache der Wahrheit, unsern Ueberzeugungen gemäß; zweitens an Gleichgesinnte, um diesen die Bitte zu unterbreiten, sich von der Freidenkerei nicht imponiren zu lassen, es ist weder säculare Größe daran noch himmlische Segnung darin.

Paulsens Polemik liebt es, die nachstehende Wendung zu nehmen: Wenn mir vorgeschrieben wird, was ich denken muß, wenn ich nur Vorgeschriebenes denken darf, so hört jedes eigene Denken auf, und es gibt keine wissenschaftliche, ja überhaupt keinerlei Ueberzeugung mehr. Zudem bin ich für die Zukunft gebunden, und der Himmel weiß, was für Decrete noch bevorstehen, denen ich sämtlich zum voraus ausgeliefert bin. Und deshalb wäre dann eine unfehlbare Instanz anzuerkennen, widervernünftiger und widersittlicher Idiotismus.

[1] Es waltet da, um dieses beiläufig zu bemerken, ein beachtenswerther Unterschied ob, der mancherlei Fragen beleuchtet. Auf der Grundlage der Ueberzeugung vom Dasein Gottes ist die Glaubwürdigkeit Gottes evident, die concrete Thatsache, daß Gott es ist, der etwas offenbart, bedarf der Begründung des Beweises. Umgekehrt steht es bei menschlichem Zeugniß: die Thatsache menschlichen Zeugnisses ist wohl stets evident, die Glaubwürdigkeit zu beweisen.

Wenn die unfehlbare Instanz eine einfachhin unbegrenzte Sphäre hätte, etwa wie der „omnipotente“ Staat, wenn ihr Träger in der Ausübung seines Amtes von wechselnden Fürstenlaunen beeinflußt würde oder von noch wechselnderen Kammermehrheiten, wenn es sich um eine für unfehlbar geltende Geistesmacht handelte von unsicherer Herkunft mit unbegrenztem Machtgebiet, dann könnten die Unterthanen um Rede und Antwort verlegen sein. Wir kennen aber die Herkunft des kirchlichen Lehramtes, kennen dessen Competenz, kennen dessen Geschichte. Und deren einziger Inhalt ist gewiß nicht der Fall Galilei, der den Inhalt unserer Ueberzeugungen nicht nur nicht zu Fall bringt, sondern nicht einmal erschüttert, worüber ja genugsam geschrieben worden ist[1].

Was das beliebte Gespenst zukünftiger Decrete des obersten Lehramtes angeht, gleich als wüßte niemand von uns, wenn er sich schlafen legt, ob er am folgenden Morgen noch das Einmaleins in Geltung treffen wird, so kann billigerweise nicht gewünscht werden, daß wir sie namhaft machen und jedes einzelne mit der Denkfreiheit zum Einklang stimmen. Uns gehen sie an, und wir sehen ihnen in Ruhe entgegen. Diese Zuversicht hat ihre Quelle in der souveränen Ruhe, mit welcher der Herr seine ewigen Verheißungen gab. Wir sehen es zudem als eine unmögliche Vorstellung an, daß auf dem Gebiet, welches die strittige Competenz bildet, auf dem Gebiet der Verkündigung und Bewahrung einer von Gott geoffenbarten Religion, private und individuelle Meinungen höhern Werth und höhere Geltung beanspruchen können als eben das ad hoc von Gott eingesetzte Lehramt. Warum haben sich wohl profane Wissenschaften und Wissenschaftszweige in den Kopf gesetzt, sie entbehrten aller Forschungsfreiheit, wenn sie nicht auf dem Gebiet der Religion, noch dazu einer geoffenbarten, fachmännische Competenz beanspruchen dürften, noch dazu alle zusammen und alle zugleich? Wie wenn ein Rumäne, ein Russe, ein Sachse, ein Pole, ein Italiener, ein Türke, die sämtlich kein Wort Englisch verstünden, meinten, ihnen stehe es ebenso zu, englische Novellen zu schreiben, wie den ersten englischen Schriftstellern? Heftige Invectiven wider den Idiotismus werden den Thatbestand nicht ändern. In den drei oben hingestellten Alternativen liegen die entscheidenden Gegensätze; die erste heißt Unterwerfung des Verstandes unter die objective Wahrheit oder absolute Autonomie der Vernunft; die zweite volles Recht der Erkenntnißweise durch

[1] Vgl. Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Art. „Galilei“ (Prof. Schanz).

Bezeugung und Glauben auf ihrem Gebiet oder Verwerfung des Autoritätsglaubens; die dritte Verstandesüberzeugung vom Dasein Gottes oder dessen Läugnung, versteht sich des persönlichen, außerweltlichen, nicht des summarischen Universalgottes, wie der Pantheismus ihn zwar nicht zu „nennen" pflegt, aber zu „bekennen" vorgibt.

Vielleicht gehen wir aber zu weit, wenn wir von Verwerfung des Autoritätsglaubens reden. Früher durften wir sagen, der eigentliche Autoritätsglaube, Glauben in dem Sinne: jemanden etwas glauben, komme in Paulsens philosophischen Werken dergestalt zu kurz, daß er überhaupt nicht zu finden ist. In der neuesten Schrift sind ihm aber acht Zeilen gewidmet.

Paulsen gibt unumwunden zu, daß wir immerfort, und zwar „auch in großen und wichtigen Angelegenheiten", „fremder Autorität" glauben müssen[1], das Glauben demnach, wie wir sagten, unvermeidlich, naturnothwendig und vernunftgemäß ist. Diesem interessanten Zugeständniß folgt jedoch ein „aber" auf dem Fuße, das die Autorität des Zeugen illusorisch zu machen, die Autonomie der Vernunft zu retten berufen erscheint. Der entscheidende Satz lautet: „Aber ich selbst bin es, der die Autorität für mich macht." Der Denkfreiheit ist es wesentlich, daß sie sich nicht durch äußere Autorität bestimmen lasse. In der Frage nach dem Wesen des Autoritätsglaubens handelt es sich also für sie um Sein oder Nichtsein. Vor dem Nichtsein soll sie dadurch bewahrt werden, daß derjenige, der glaubt, für sich selbst Autorität macht. Letzteres dünkt uns, aufrichtig gestanden, ein complicirter Vorgang, weil die Autorität als Beziehung zwischen Personen immer zwei voraussetzt. Der Verfasser will wohl sagen: Außer mir liegt keine Bürgschaft für die Wahrheit, kein Motiv der Zustimmung; beides vielmehr, Bürgschaft und Beweggrund, liegt ganz in mir und meiner Vernunft. Hierauf ist nichts anderes zu entgegnen als das tausendmal Gesagte: etwas anderes ist die Verstandes-

[1] „Ich glaube in tausend Dingen fremder Autorität, ich lasse mich von denen, die ich für sachkundig und wahrhaft halte, belehren und nehme auf ihr Zeugniß die Wahrheit dieser oder jener Aufstellung an, auch in großen und wichtigen Angelegenheiten; aber mein Glaube beruht auf spontaner Zustimmung meiner Vernunft und meines Gewissens, ich selbst bin es, der die Autorität für mich macht; und ich mache sie nur von Fall zu Fall, ich behalte mir die Prüfung jedes Punktes vor, wenn ich sie auch nicht überall ausführen kann" (S. 20). Danach sind die Freunde Professor Paulsens übel daran. Er glaubt nicht ihnen, sondern sich, nicht überhaupt, sondern von Fall zu Fall, nicht schlechthin, sondern mit Vorbehalt.

zustimmung, welche die Glaubwürdigkeit des Zeugen bejaht, etwas anderes die Zustimmung des Verstandes, welche dem Inhalt der Zeugenaussage zustimmt. In der Untersuchung, welche dem Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Zeugen vorhergeht, mag unsertwegen die Vernunft „autonom" sein, nur daß dabei kein Glauben herauskommt, sondern ein Wissen. Und wenn ich die Glaubwürdigkeit eines Zeugen vierzehn Tage lang bejahte, so hätte ich noch nicht angefangen zu glauben. Das geschieht erst, wenn ich die Glaubwürdigkeit des Zeugen, in die ich Einsicht gewann, als Bürgschaft für die Wahrheit des Inhalts seiner Aussage und Beweggrund meiner Zustimmung zum Inhalt seiner Aussage auf mich wirken lasse. Läßt man die Autorität des Zeugen nicht in der angegebenen Weise bestimmend functioniren, so wird das Glauben logisch gefälscht und psychologisch unmöglich. Paulsen setzt seine Rettungsversuche der Vernunftautonomie fort: „Ich behalte mir die Prüfung von Fall zu Fall vor." Handelt es sich um die Ehrlichkeit eines uns genau bekannten und oft bewährten Freundes, die jedenfalls als bleibender Zustand und ständige Gewähr angesehen zu werden pflegt, so wäre es nicht sonderlich human, solchen Vorbehalt unaufhörlich zu betonen. In kritischen Untersuchungen jedoch ist das ja platte Selbstverständlichkeit. Aber die Prüfung wovon wird vorbehalten? Doch wohl von der Glaubwürdigkeit. Das Endergebniß dieser Prüfung ist also ganz und gar nicht „glauben", welches erst anheben kann, wenn die Prüfung bestanden ward.

Nun ist aber die Sache der Erkenntnißweise durch Bezeugung und Glauben wohl endlich so weit gediehen, daß es hoch an der Zeit sein dürfte, die Acten zu schließen; denn von weitläufigen Wiederholungen zum absolut Langweiligen ist weniger als ein Schritt.

Erwähnen wir eben noch, daß Paulsen schreibt, „tiefe Wahrheit" enthalte das Wort „vom Bankrott der Wissenschaften", das „jetzt von Paris herübertönt"[1]. Es steht in seltsamem Contrast zu einem andern Worte, das anderwärts ertönte, dem von der Superiorität der Freidenkerwissenschaft nebst der ergänzenden Inferiorität des Katholicismus. Als dieses letztgenannte Wort aufkam, bemerkte sehr treffend Frhr. v. Hertling, dieser Ausdruck werde als Schlagwort uns noch lange verfolgen, und entschieden sei dagegen Verwahrung einzulegen[2].

[1] S. 32. [2] Historisch-politische Blätter CXIX (1897), 899.

Der höchste und wichtigste sociale Factor ist und bleibt die herrschende Weltanschauung. Will man also wissen, wie es um die Culturwelt steht, welche der Fahne der Denkfreiheit folgt, ob sie dem Bankbruch entgegengeht oder in glorreicher Ueberlegenheit dasteht, so sehe man auf die herrschende Weltanschauung. In dieser Rücksicht sehen wir einfach nichts; keine herrschende Weltanschauung vorhanden, keine möglich; schlechte Surrogate werden von Marktschreiern ausgerufen und finden eine Zeitlang als augenblickliche Modeartikel reißenden Absatz, wie das Paulsen schönstens beschrieben hat[1]. In dieser Rücksicht, der zumeist entscheidenden, sehen wir gegenwärtig keine Superiorität, ja nicht einmal Inferiorität, sondern Nullität. Und sogar Schlimmeres noch, ein immenses Deficit, für dessen Deckung nicht ein Heller vorhanden ist. Das dünkt uns die „tiefe Wahrheit“, die das Wort vom Bankrott der Freidenkerwissenschaft enthält.

Dieser Bankbruch ist deshalb ein so eigenthümlicher Vorgang, weil er sich inmitten von peruanischen Reichthümern vollzieht. Wir meinen die unübersehbaren Fortschritte auf jenen Gebieten, in denen die empirische und die kritische Methode die Herrschaft führen. Den fachwissenschaftlichen Ergebnissen und Erfolgen dieser Methoden eignet ein unberechenbarer Culturwerth; aber so groß diese Reichthümer sind, sie reichen nicht aus, um auch nur einem einzigen Menschen, geschweige Generationen, geschweige der Gesellschaft die verlorene Religion wiederzugeben oder sie für den Verlust Gottes schadlos zu halten.

Das Unheil ward dadurch angerichtet, daß die naturwissenschaftlichen und historischen Fachwissenschaften mit antireligiös gerichteter Denkfreiheit eine Gesellschaft unbeschränkter Haftung eingingen. Denn so sind sie für Versprechungen haftbar geworden, die sie so wenig einlösen können, wie alle Milliarden der Welt nicht ausreichen, um einen Todten zum Leben zu erwecken.

Durch Jahrzehnte, durch Menschenalter hat die Wissenschaft der Freidenker gesagt, geschrieben, gerufen, gelobt, geschworen: Im Namen der

[1] „Man denke an die innere Haltlosigkeit, wie sie vor ein paar Jahren in der Leseepidemie, die ‚Rembrandt als Erzieher‘ oder ‚Moderne Culturklagen‘ hervorriefen, oder wie sie jetzt im Nietzschecult zur Erscheinung kommt: die Plakatphilosophie ist das Seitenstück zur Plakatkunst. Bald hier, bald dort erschallt der Ruf: Hier ist der Heiland, der heimliche Kaiser, der Wunderdoctor, der alle Uebel der kranken Zeit heilt. Und alsbald rennen Tausende hinaus, ihn zu sehen, und verkünden es dann in allen Blättern: Sieh, wir haben ihn gefunden! Aber nach kurzer Zeit hat sich der Haufe wieder verlaufen, und niemand weiß mehr davon“ (S. 31).

Denkfreiheit! Religion ist Ammenmärchen, das katholische Credo Idiotismus. Ich allein löse alle Welträthsel, schaffe die neue, freie Weltanschauung, ohne jeden Glauben, durch reines Wissen. Das hat man geglaubt, dieser Glaube ist das, was man Unglauben nennt. Die gedachten Welträthsel sind die bekannten Ursprungsfragen. Und keine von diesen hat die „freie" Wissenschaft gelöst oder der Lösung näher gebracht; nicht den Ursprung von Kraft und Stoff aus sich oder aus gar nichts; nicht den Ursprung des Lebens aus dem Leblosen, noch den des Menschen aus dem Thier, noch den der Cultur aus Culturlosigkeit, noch den des Culturfortschritts aus vernunftlosen Instincten, noch den der Weltordnung aus Zufall, noch den des Gedankens aus rein stofflicher Mechanik, noch den des Gewissens aus Dressur, noch den der Ehe und der Familie aus thierischer Promiscuität, noch den der Staatsautorität göttlichen Rechtes aus dem Leithammel-Bedürfniß der Herdenthiere, noch den des Gottesbegriffes und Gottesglaubens der Menschheit aus hündischer Furcht; nicht den der Evangelien aus Mythen, noch den des Christenthums aus Lüge und Täuschung, noch den des Katholicismus aus Fälschungen und Usurpationen. In Bezug auf diese Ursprungsfragen hat die Freidenkerwissenschaft weder die Antworten der christlichen Weltanschauung empirisch oder kritisch widerlegt, noch andere Antworten, welcher Art immer, erhärtet; überhaupt nichts erklärt noch bewiesen, sondern bloß behauptet und gelärmt. Und wenn man bedenkt, daß sie nach ihren Versprechungen sich eigentlich anheischig machen mußte, viele von diesen Ursprüngen zu beobachten, zu beobachten den ersten Ursprung von Kraft und Stoff, den ersten Ursprung des Lebens .... o Weisheitstiefe der Denkfreiheit!

Die erste offene Insolvenzerklärung ging von naturwissenschaftlicher Seite aus. Es war eine sehr vornehme Firma, welche gerade bezüglich entscheidender Ursprungsfragen erklärte: Ignoramus, ignorabimus.

Eine weitere Insolvenzerklärung, dieses Mal von historisch-kritischer Seite, liegt in Harnacks Worten, die rationalistische Evangelienkritik, welche die Evangelien „als ein Gewebe von Lüge und Täuschung" hinstellt, sei ein „Irrweg" gewesen: erravimus. Der Gelehrte mag nun jenen Rationalismus als „abgelaufene Phase" ansehen, die „immer noch lehrreich" bleibt. Allein der gewöhnliche Mensch darf da auch noch ein Wort mitreden und festlegen, daß demnach alle die, welche dem Rationalismus glaubten und glauben, betrogen wurden und werden. Sie wurden in einer Sache betrogen, in der sie wehrlos und vielfach schutzlos

waren. Wir denken da zumal an die Jugend und an das „Volk". Sie wurden in der Frage betrogen, deren Consequenzen das gesamte individuelle und sociale Leben beherrschen; sie haben dann mit dazu beigetragen, daß dieser folgenschwere Irrthum, welcher der Gesamtcultur das Gepräge geben muß, Gemeingut und Erbgut wurde, sociale Macht und socialer Zustand. Diese pro praeterito unwiederbringlichen Verwüstungen und pro futuro unheilbaren Störungen der herrschenden Weltanschauung sind die untragbare sociale Verantwortung der Denkfreiheit.

Der Unglaube der Bildungsmenschheit besteht in dem festen Glauben, daß die Denkfreiheit „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit", daß sie „ein Princip des Fortschritts und eine siegreiche Kraft der Welteroberung" sei. Ach, wenn man doch mehr „Autorität für sich selbst machte", mehr „von Fall zu Fall" prüfte! Denn jener Glaube ruht auf einer Glaubwürdigkeit, die aus Verheißungen, Gelöbnissen, Schwüren besteht, die des Truges überführt und theilweise geständig sind. Man darf der Denkfreiheit mit der paulinischen Frage begegnen: „ποῦ οὖν ἡ καύχησις;" wo bleibt dein Rühmen?

Paulsen, um zuletzt auch dieses nicht zu übersehen, constatirt „absolute Ideenlosigkeit" als Kennzeichen der sogenannten Bildungskreise. Zwar möchten wir das für eine kleine Uebertreibung halten; Abgang jeglicher Weltanschauung würde unseres Erachtens genügen und träfe ziemlich genau das Richtige. Allein es liegt zugleich in diesem Bekenntniß eine entschuldigende Erklärung für die Anklage auf Idiotismus. Schreibt man der Bildungsmenschheit Ideenlosigkeit zu, noch dazu absolute, und meint man zugleich, die katholische Welt befinde sich u n t e r diesen Bildungskreisen im Zustand der Inferiorität, h i n t e r diesen Bildungskreisen im Zustand der Rückständigkeit, dann muß man allerdings, um für solchen Zustand unter und hinter absoluter Ideenlosigkeit ein Wort zu finden, zum Aeußersten greifen, zum Idiotismus.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Langlebige Insecten.

Kurzlebig wie eine Eintagsfliege, sagt das Sprichwort. Die gemeine Eintagsfliege, Ephemera vulgata, ist zum Typus einer ephemeren Existenz geworden. Ueberhaupt lebt die Mehrzahl der Insecten im vollkommenen Zustande, als „Imago", nur kurze Zeit, namentlich bei jenen Arten, die in einem Jahre mehrere aufeinanderfolgende Generationen haben. Der farbenprächtige Schmetterling, der im Frühling seine Puppenhülle strahlend von Schönheit und Jugendfrische verließ, ist im Sommer schon ein Greis; mit abgeflogenen Schwingen, deren bunte Schuppenzierde ihm großentheils geraubt ist, fällt er dem Tode aus Altersschwäche zum Opfer, wenn er nicht schon früher im Magen eines hungrigen Sperlings oder einer Fledermaus sein Grab gefunden. Der Zweck des erwachsenen Insects ist eben nur die Fortpflanzung seines Stammes; sobald es diese besorgt hat, ist seine Aufgabe im Haushalte der Natur erfüllt. Bei manchen Käfern ist es gelungen, ihre Lebenszeit in der Gefangenschaft bedeutend zu verlängern, indem man sie nicht zur Fortpflanzung kommen ließ. So hielt Rickert einen großen, goldglänzenden Laufkäfer, Carabus auronitens, fünf volle Jahre am Leben [1]. Ebensolang fristete er das Dasein einiger großer Schwarzkäfer (Blaps mortisaga). Aber das sind ausnahmsweise Vorkommnisse, die den natürlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Draußen endet das Käferleben gewöhnlich noch in demselben Jahre, in dem es seine Entwicklung zum vollkommenen Insect erreicht hat. Da die Zeit nach der Ansicht der Philosophen ein ens rationis cum fundamento in re ist, mag einem muntern Laufkäfer, dessen Lebensereignisse rascher aufeinander folgen, seine einjährige Lebenszeit allerdings vielleicht ebenso lang erscheinen wie einer phlegmatischen Schildkröte ihre hundert Jahre.

Länger als bei den einzellebenden Insecten ist die Dauer des Imagolebens bei manchen geselligen Kerbthieren. Bei unserer großen Waldameise (Formica rufa) erreicht die einzelne Arbeiterameise meist ein Alter von zwei, manchmal von drei Jahren, und zwar in freier Natur. Ich konnte dies dadurch feststellen, daß ich zu verschiedenen Kolonien der blutrothen Raubameise (Formica sanguinea) in der Umgebung von Exaeten im

[1] Carabus auronitens *F.* Ein Beitrag zur Kenntniß vom Lebensalter der Insecten (Stettiner Entomologische Zeitung, Jahrg. 50, 1889).

Sommer eine Masse Arbeiterpuppen aus einem weit entfernten Rufa-Neste hinbrachte. Die Puppen wurden von den Raubameisen mit großem Eifer in ihr eigenes Nest gebracht und dort zum größten Theile aufgezogen als Hilfsameisen für die gemischte Kolonie. Nach zwei Jahren waren regelmäßig noch viele rufa in und auf dem Sanguinea-Neste zu sehen, dessen Bauart durch sie allmählich umgestaltet wurde; erst im Frühling des dritten Jahres verschwanden die letzten. Die Lebensdauer der befruchteten Weibchen (Königinnen) ist bei den Ameisen noch erheblich länger als jene der Arbeiterinnen. In einem Beobachtungsneste von Formica sanguinea, das ich schon seit sieben Jahren im Zimmer halte, leben immer noch zwei Königinnen, die bereits bei Einrichtung des Nestes sich in jener Kolonie befunden hatten; sie müssen also jetzt wenigstens acht Jahre alt sein und produciren noch immer eine Menge Eier, aus denen Arbeiterinnen hervorgehen. Lubbock[1] berichtet sogar, daß einzelne Arbeiterameisen in seinen Beobachtungsnestern von Lasius niger und Formica fusca sieben Jahre alt wurden. Zwei Königinnen von Formica fusca hielt er in einem seiner Nester vom December 1874 bis zum Juli 1887, wo die eine derselben in dem ehrwürdigen Alter von mindestens 13 Jahren starb; die andere lebte noch weiter. Noch länger als bei den Königinnen der Ameisen ist die Lebensdauer wahrscheinlich bei den Königinnen vieler Termiten. Ihr Eierstock nimmt nämlich von Jahr zu Jahr immer riesigere Dimensionen an, bis die alte Termitenkönigin schließlich die Länge und die Dicke eines Mannesdaumens überschreitet.

Wir berücksichtigten soeben nur jene Lebensfrist, die dem Insect im Stande der Vollkommenheit, als Imago, vergönnt ist. Dieser Zeitraum bildet aber bloß die Schlußperiode seiner individuellen Existenz; ihm geht das Jugendleben voraus, die Zeit der Verwandlung vom Ei bis zum vollendeten Kerbthier. Aber auch wenn man den ganzen Lebenslauf des Insects von seinem Beginne im Ei bis zum Tode des Thieres zusammenfaßt, so ist doch die Dauer desselben meist nur eine einjährige, vielfach sogar eine noch kürzere, indem nicht wenige Insecten mehr als eine Generation in einem Jahre aufzuweisen haben. Im Vergleich zum Imagoleben ist das Larvenleben meist der längere, vielfach sogar der bei weitem längere Abschnitt des Gesamtlebens. Die Raupe des Weidenbohrers braucht zwei bis drei Jahre zu ihrer Entwicklung, die Larven des Rosenkäfers

[1] On the senses, instincts and intelligence of animals (London 1888) p. [illegible].

und des Maikäfers drei bis vier Jahre, jene des Hirschkäfers sogar sechs Jahre. Die längste Kindheit aber hat ein nordamerikanisches Insect, die periodische Cikade genannt, welche 13 oder 17 Jahre zu ihrem Wachsthum bedarf, während sie als Imago nur einige Wochen lebt. Solch eine alte Cikade ist somit das gerade Gegentheil von einer alten Ameisenkönigin: letztere hatte eine Jugend von nur wenigen Wochen, während ihr Alter mehrere Lustren erreicht; erstere dagegen hat eine ungeheuer lange Jugendzeit und nur ein sehr kurzes Alter.

Die periodische Cikade ist kürzlich von C. R. Marlatt, erstem Entomologischen Assistenten des Ackerbauministeriums in Washington, zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht worden[1]. Die merkwürdige Entwicklungsgeschichte dieses Thieres, die lange räthselhaft war, ist daselbst durch eine Fülle von neuen Beobachtungen aufgeklärt. Wir wollen ihr daher unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Schon ein Schüler Linnés, Pehr Kalm, der im Auftrage der schwedischen Regierung von 1748—1751 Nordamerika bereiste, erhielt dort Kenntniß von einem gewissen „Grashüpfer", der nur alle 17 Jahre erscheine[2]. Er brachte das Thier nach Europa, wo Linné es 1758 in seinem Systema naturae als Cicada septendecim beschrieb. Damals rechneten nicht bloß die Indianer, sondern auch die gebildeten Weißen von Nordamerika die Cikaden noch zu den Grashüpfern oder den Grillen. Bei uns in der alten civilisirten Welt war es ja einst gerade so gegangen. Man konnte lange nicht daraus klug werden, ob Aesop in seiner berühmten Fabel „Die Ameisen und die Cikade" (*μύρμηκες καὶ τέττιξ*) unter *τέττιξ* eine Grille oder einen Grashüpfer oder eine Cikade verstanden habe. Jetzt ist man allerdings einig darüber, daß die „silberstimmigen Cikaden" der alten Griechen wirkliche Cikaden und keine Grillen waren; denn sie ließen damals wie heute noch im Mittelmeergebiete ihre Stimme von den Bäumen erschallen, während die Grillen ihr Concert zu ebener Erde halten. Wie die Larven der Cikaden von den alten Griechen als Leckerbissen betrachtet wurden, so diente die periodische Cikade in Nordamerika lange als Lieblingsspeise für die Indianer. Bei dem gegenwärtigen Stande der

[1] The Periodical Cicada. An account of Cicada septendecim, its natural enemies and the means of preventing its injury, together with a summary of the distribution of the different broods. Washington 1898.

[2] *Pehr Kalm*, Beskrifning på et slagts Gras-hoppor, uti Norra America (Vetensk. Akad. Handl. 1756, XVII, 101—116).

Cultur füttert man dort allerdings nur noch die Schweine und die Hühner mit den Cikaden und deren Puppen. Den größten Geschmack für diese Nahrung bekundet jedoch ein nordamerikanischer Culturvogel, der gemeine Spatz oder Haussperling, der aus England dorthin eingeführt wurde und in der nordamerikanischen Vogelwelt bald eine ebenso achtunggebietende Stellung sich errang wie die weißen Einwanderer unter ihren kupferfarbigen Mitmenschen.

Der älteste Bericht über die periodische Cikade in Nordamerika ist enthalten in New Englands Memorial, verfaßt von Nathaniel Moreton und gedruckt in Cambridge Mass. 1669. Die in demselben mitgetheilten Beobachtungen reichen zurück bis 1633. Wie jene Urkunde erwähnt, wurde das plötzliche massenhafte Erscheinen dieses Insects von den Eingeborenen in Verbindung gebracht mit dem Auftreten von pestartigen Krankheiten, die unter den Menschen reiche Ernte hielten. Ob dieser Zusammenhang ein wirklicher oder ein imaginärer war, läßt sich nicht sicher feststellen. Jedenfalls ist hier ein Causalnexus leichter denkbar als zwischen dem Erscheinen eines Kometen und dem Ausbruche eines Krieges. Man braucht bloß anzunehmen, daß die hungrigen Wilden eine größere Quantität jenes Futters auf einmal verspeist hätten, als selbst für einen Indianermagen zuträglich war. In Butter geröstet sollen die Cikaden sogar nach dem Urtheile eines modernen Feinschmeckers besser munden als Austern oder Garneelen, was für die Indianer um so eher als Entschuldigung gelten kann, da sie zeitweilig keine andere Nahrung hatten als ungeheure Mengen frisch entwickelter Cikaden, die von ihnen in einem Ofen, jedoch vermuthlich ohne Butter, geröstet wurden [1].

Die Bedeutung, welche die Indianer dem Erscheinen der Cikade zuschrieben als einer reichen Nahrungsquelle und zugleich als eines verhängnißvollen Pestboten, läßt es begreiflich erscheinen, daß man ihrem periodischen Auftreten von alters her besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Eigentlich wissenschaftliche Berichte wurden über sie allerdings erst gegen Ende des letzten und am Beginne dieses Jahrhunderts veröffentlicht, nachdem Linné das Insect bereits als Cicada septendecim beschrieben hatte. 1834 verfaßte Professor Potter ein umfangreiches Manuscript über die periodische Cikade, welches von Gideon B. Smith 1851 und 1857 neu bearbeitet, aber nicht in Druck gegeben wurde. Daß es außer der nörd=

[1] Siehe *Marlatt* p. 75.

lichen Rasse, die 17 Jahre zu ihrer Entwicklung braucht, noch eine südliche gebe, die alle 13 Jahre erscheint, wurde 1845 von Dr. Phares in Missouri zuerst festgestellt. Seither sind, namentlich durch die Untersuchungen von Walsh und Riley, die einzelnen Bruten jener Cikade und ihre Erscheinungszeiten für die verschiedenen Staaten der Union näher erforscht worden. Um einen bequemen Anhaltspunkt für die Statistik zu bieten, wurden die nicht zusammengehörigen Bruten mit lateinischen Ziffern bezeichnet von I bis XXII. Von diesen 22 Bruten sind 21 sicher voneinander abgegrenzt; 14 derselben gehören der Septendecim-Rasse an,

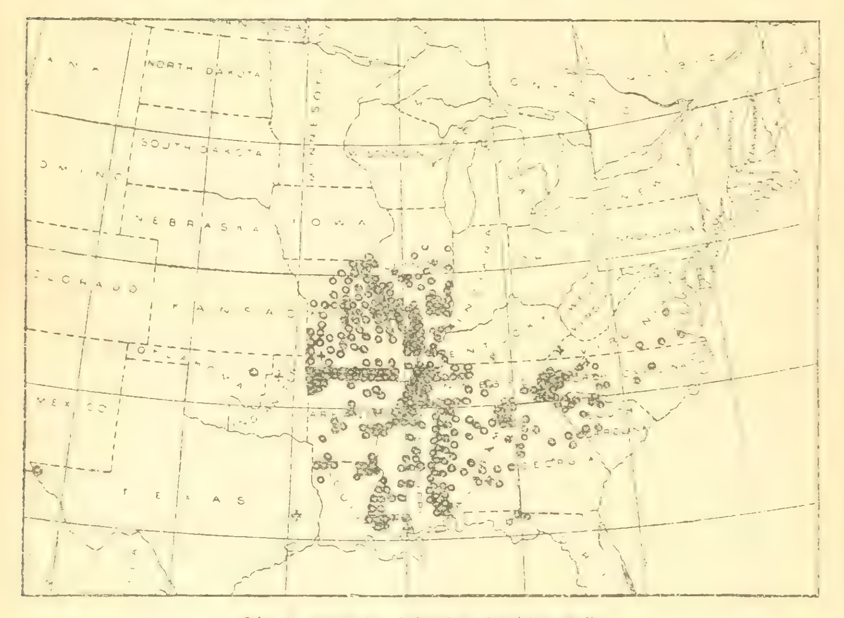


Fig. 1. Karte der 13jährigen südlichen Rasse.

7 der Tredecim-Rasse. Ihre Verbreitung veranschaulichen die folgenden zwei Karten [1], die wir hier wiedergeben:

Im Jahre 1898 war die Erscheinungszeit für die Brut Nr. XVII der Septendecim-Rasse und für die Brut Nr. VII der Tredecim-Rasse. Das Auftreten der zur erstern Brut gehörigen Cikaden wurde dem Ackerbauministerium von Washington gemeldet aus 18 verschiedenen Staaten der Union, das Auftreten der zur letztern gehörigen aus 9 Staaten; jedoch zeigte sich die Tredecim-Brut in weit größerer Individuenzahl als die-

[1] *Marlatt* p. 25 u. 26.

jenige von septendecim. Zum letztenmal war die Brut Nr. XVII im Jahre 1881, die Brut Nr. VII im Jahre 1885 erschienen. Wir müssen daher fragen: Wo sind die Cikaden unterdessen geblieben? Die Antwort hierauf ist in der durch die neuesten Forschungen aufgeklärten Lebens**geschichte der periodischen Cikade enthalten.**

Ihr Leben beginnt im Ei wie dasjenige anderer Kerbthiere. Die Eier werden von der weiblichen Cikade mittelst eines sägeförmigen Legestachels zu zwei Reihen in die jungen Zweige der verschiedensten Bäume gelegt, wo sie durch den zuströmenden Saft vor dem Austrocknen bewahrt

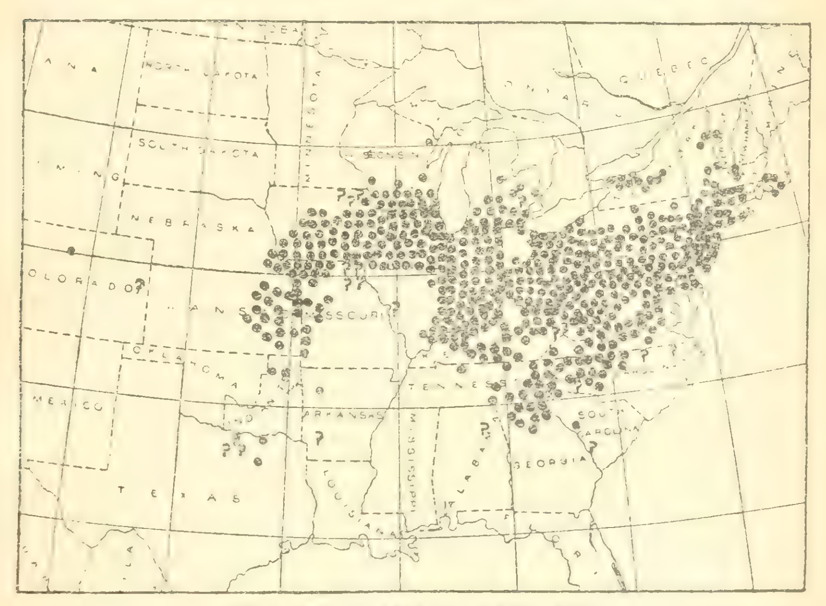


Fig. 2. Karte der 17jährigen nördlichen Rasse.

sind. Nach sechs oder sieben Wochen kommt die junge Larve in Gestalt eines schrecklichen Ungethüms mit hakenförmigen, stachelbewehrten Vorderbeinen zur Welt. Zum Glück ist sie nur wenig über einen Millimeter lang; sonst könnte man fast befürchten, in der mörderischen Umarmung ihrer Vorderbeine erdrückt zu werden. Die folgende Figur 3 zeigt das kleine Scheusal in starker Vergrößerung. Alsbald läßt es sich auf den Boden hinabfallen und gräbt sich in die Erde ein; denn ihre bedrohlichen Säbelbeine sind keine Mordwaffen, sondern bloß Grabwerkzeuge. An einer zarten Wurzel angelangt, legt sie sich daselbst eine kleine Erdhöhle an und saugt gelegentlich mit ihrem Saugschnabel, den sie als Schnabelkerf besitzt,

an den Säften der Wurzel. Aber sie hat damit gar keine Eile, und deshalb geht auch ihr Wachsthum nur langsam voran. Erst im zweiten Lebensjahre wird ihr die alte Haut zu enge. Sie häutet sich dann zum erstenmal, zwei Jahre später zum zweitenmal, vier Jahre später zum drittenmal und endlich drei oder vier Jahre später zum viertenmal. Nun beginnt ihr Puppenstand [1]; weil sie jedoch ein Insect mit unvollkommener Verwandlung ist, bleibt sie als Puppe noch beweglich und legt sich zu ihrem frühern Larvenformat nur allmählich noch Flügelscheiden hinzu; sie ist also, streng genommen, eine „Nymphe", keine Puppe. In ihrem Nymphengewande bleibt sie dann noch sechs bis sieben Jahre sitzen und wartet auf ihre Befreiung aus dem unterirdischen Kerker, wobei ihr Körperumfang langsam, aber stetig wächst. Nach und nach rückt sie aus ihrer Erdhöhle, die 8 bis 18 Zoll tief gelegen ist, gegen die Oberfläche hinauf; in Gegenden, welche sehr feucht sind, baut sie schließlich sogar einen kleinen oberirdischen Schornstein, unter dessen Dach sie im Trockenen sitzen kann.



Fig. 3

Endlich ist der Moment ihrer Auferstehung gekommen. An schönen Tagen gegen Ende Mai schlüpfen allenthalben die Nymphen der Cikaden aus dem Boden und steigen sofort an Bäumen und Sträuchern in die Höhe. Die hakenförmigen Vorderbeine, die ihnen früher als Grabscheit dienten, sind ihnen jetzt beim Umklammern der Zweige behilflich. Plötzlich platzt die Körperhaut im Nacken der Nymphe, und die junge Cikade, mit Ausnahme zweier dunklerer Halsschildflecke noch ganz weiß und weich, steckt ihren Kopf mit den großen, orangefarbenen Augen aus der Hülle hervor. Nun ist es hohe Zeit, daß die Nymphe in senkrechter Stellung sich aufhängt, um das Auskriechen der Cikade zu erleichtern. Endlich ist sie heraus aus ihrem lebendigen Futteral und läßt in hängender Stellung ihre Flügelstummel wachsen. Schon nach wenigen Stunden ist die periodische Cikade fertig. Ihr Chitinskelett wird immer härter und dunkler, zwei lange, glashelle Flügel mit hornigen Adern bedecken dachförmig den schwärzlichen Körper, welcher

[1] Marlatt unterscheidet (S. 89) ein erstes und zweites Puppenstadium. Da dieselben sich aber nur durch die Körpergröße unterscheiden, muß man sie als ein Entwicklungsstadium rechnen.

schmäler ist als bei den meisten andern Cikadenarten. Figur 4 zeigt uns ihr Bild in natürlicher Größe.

Alsbald beginnen die Männchen ihr Concert, dessen Zuhörerschaft die Weibchen bilden. Bei den Cikaden besitzen nämlich wie bei allen musikalischen Insecten nur die Männchen die Gabe des Gesanges, während die Weibchen zum Stillschweigen verurtheilt sind. Der „silberstimmige Gesang" der Cikade kommt aber nicht aus ihrem Munde, sondern aus zwei muschelförmigen Hautsäcken an der Basis des Hinterleibes; es ist kein Gesang, sondern ein Klang, und seine Werkzeuge sind nicht Stimmbänder, sondern — Trommeln. Das von feinen Chitinleisten überzogene Fell der beiden Trommeln wird durch mächtige Muskelbänder in rhythmische Schwingungen versetzt; besondere Resonanzvorrichtungen verstärken noch den Ton. Da wir uns jedoch unter einer Trommel kein so hochtönendes Instrument vorstellen können, darf man die Klangorgane der Cikade vielleicht passender als Cimbeln bezeichnen, wie Reaumur, ihr erster Entdecker und Beschreiber, sie genannt hat[1]. Die längsten der Töne, welche die periodische Cikade mittelst ihrer Cimbeln hervorbringt, halten manchmal über eine Viertelminute an und gipfeln in der Mitte in einem schrillen, sehr hohen Accord. Während die meisten Ohrenzeugen das Concert, das von einem vieltausendstimmigen Cikadenorchester gegeben wird, als ohrenbetäubenden, ermüdenden Lärm schildern, finden andere es bezaubernd schön wegen seiner wilden, eintönigen Harmonie. Schon nach wenigen Wochen haben die Männchen ausgesungen, und es wird wiederum still im Cikadenwald. Die Paarung ist erfolgt; die Weibchen bringen nun mit ihrem sägeförmigen Legestachel in den Zweigen die Eier unter, mit denen der lange Lebenslauf der periodischen Cikade aufs neue beginnt, um nach 17 oder 13 Jahren wiederum seinen kurzen, geräuschvollen Abschluß zu finden.


Fig. 4.

Die forstwirtschaftliche Bedeutung dieses Insects ist keine erhebliche. Die Nahrungsaufnahme der Larven erfolgt so langsam, daß sie den

[1] Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes, Vol. V (1740), p. [illegible], pl. 17.

Wurzeln der Bäume keine bedeutende Saftmenge entziehen. Tiefer eingreifend sind die Wunden, welche der Legestachel der Weibchen den jungen Zweigen beibringt. Gesunde, kräftige Waldbäume leiden durch sie allerdings keinen Schaden; zarte Obstbäume und Sträucher können dagegen manchmal erheblich geschädigt werden. Da es am leichtesten ist, den aus der Erde aufsteigenden Nymphen und den frisch entwickelten Cikaden zu Leibe zu gehen, ist man gegen sie stellenweise mit Insectenpulver, Kerosinemulsionen und verschiedenen Säuren energisch zu Felde gezogen. Aber es wird nur selten mehr nöthig, zu solchen Gewaltmaßregeln die Zuflucht zu nehmen; denn die Zahl der Cikaden nimmt durch die rasch fortschreitende Urbarmachung des Bodens ohnehin sichtlich ab. Zudem haben sie nicht wenige natürliche Feinde, die ihnen erfolgreich nachstellen. Die saftigen Eier der Cikaden werden von verschiedenen Fliegenlarven ausgesogen, räuberische Milben thun sich an ihnen gütlich, und im Innern der Eier schmarotzen häufig die Larven kleiner Zehrwespchen. Solange die Cikadenlarven tief in der Erde ihr Höhlenleben führen, haben sie von der Feindschaft ihrer Mitgeschöpfe nur wenig zu leiden. Sobald aber die entwicklungsreifen Nymphen in die Nähe der Erdoberfläche kommen, fallen sie nicht nur zahlreichen Raubinsecten zum Opfer, sondern werden auch von Schweinen, Hühnern und andern Wirbelthieren gierig aufgesucht und verschlungen. Ebenso sind die frisch entwickelten Cikaden die Lieblingsspeise für die insectenfressenden Waldvögel, unter denen Marlatt (S. 105) eine lange Liste von Cikadenfressern aufführt. Als ihren schlimmsten Feind bezeichnet er jedoch den Haussperling, der alle Cikaden in der Nähe der menschlichen Niederlassungen vertilgt. Auch die Staare fressen sie massenweise. Solange es frische Cikaden gibt, sind vor den Spatzen und Staaren sogar die Kirschen in den Gärten sicher. Der interessanteste aller natürlichen Feinde der Cikade ist jedoch ohne Zweifel eine große gelb und schwarze Grabwespe, Megastizus speciosus. Sie packt die ahnungslose Sängerin mitten in ihrem Concerte, wirft sie auf den Rücken, lähmt sie durch einige geschickt geführte Stilettstiche und entführt sie durch die Lüfte. Das Ziel des Fluges ist ein unterirdischer Gang, den sie zur Versorgung ihrer Brut gegraben hat. Dort legt sie auf die Unterseite der Cikade ein Ei ab; die aus demselben schlüpfende Wespenlarve verzehrt dann ihre wehrlose Beute ganz gemächlich bei lebendigem Leibe.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die zukünftige Geschichte der periodischen Cikade in Nordamerika. Man hat die Erscheinungs-

zeiten für die gegenwärtig constatirten, mit lateinischen Ziffern bezeichneten zweiundzwanzig Bruten bereits bis zum Jahre 1915 vorausberechnet, wie folgende Tabelle zeigt [1]:

Jahr.	17jährige Rasse.	13jährige Rasse.	Jahr.	17jährige Rasse.	13jährige Rasse.
1898	XVII.	VII.	1907	—	XVIII.
1899	XIX.	—	1908	IX.	II.
1900	XX.	—	1909	—	IV.
1901	XXI.	X.	1910	XI.	VI.
1902	XXII.	—	1911	XII.	VII.
1903	I.	—	1912 . . .	XIII.	—
1904	—	—	1913	XIV.	—
1905	V.	—	1914	XV.	X.
1906	VIII.	XVI.	1915	XVII.	—

Daß zwei Bruten, eine nördliche und eine südliche, in demselben Jahre zusammentreffen, ist nur scheinbar zufällig. Die Rechnung ergibt auf Grund der regelmäßigen Erscheinungszeiten, daß dieselben Bruten in ganz bestimmten Zeiträumen sich wieder begegnen müssen, aber erst in mehr als zweihundert Jahren. So wird das große Cikadenjahr von 1868 mit seinen beiden Riesenbruten, der größten nördlichen Nr. XXII und der größten südlichen Nr. XVIII, erst anno 2089 wiederkehren. Die Bruten Nr. XVII und VII, welche 1898 zusammentrafen, waren zum erstenmal in Conjunction im Jahre 1697 und werden sich erst wieder begegnen im Jahre 2119, — wenn es dann überhaupt noch eine periodische Cikade gibt. Die Zeiten ändern sich in Nordamerika noch rascher als anderswo, und die Verhältnisse für die Entwicklung der Cikadenbrut werden mit der fortschreitenden Entwaldung des Landes immer ungünstiger. 1697 bedeckte noch jungfräulicher Urwald den größten Theil des Erscheinungsgebietes der Cikaden und ließ die damaligen Bruten in Myriaden zur Entwicklung kommen, deren Gesang ein einziges großes Naturconcert bildete. 1898 ertönt schon der schrille Pfiff der Lokomotive in denselben Gegenden, und das Rasseln der von dem Dampfroß bewegten Eisenwagen übertönt die zarten Stimmchen der mit ihren Wäldern bereits bedenklich gelichteten Sängerscharen. Und was wird erst das Jahr 2119 bringen? Vielleicht gehört dann die letzte Cicada septendecim und die letzte tredecim gleich dem letzten Mohikaner und dem letzten jener Prairiebüffel

[1] Aus *Marlatt* p. 25 u. 26.

schon längst der Vergangenheit an. Die „Massenmörderin Cultur" mit ihren zahlreichen belebten und unbelebten Schergen hat sie dann bereits vielleicht lange vernichtet und läßt sie nur noch als ausgetrocknete Mumien in einem Nationalmuseum anstaunen, wenn sie ihnen nicht etwa in irgend einer modernen Wildparkstation noch das kümmerliche Gnadenbrod reicht. Aber was sollen wir die Cikaden deshalb beklagen, da es doch vielen höhern und edlern Wesen nicht anders ergeht als ihnen?

E. Wasmann S. J.

Das Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches und das natürliche Recht.

(Schluß.)

II.

Zur Beurtheilung eines bestimmten Erbrechts gehört nothwendig die Rücksichtnahme auf die Pflichttheilsbestimmungen, welche in demselben getroffen sind. Diese haben ihre Bedeutung nur für den Fall des Vorhandenseins letztwilliger Verfügungen des Erblassers und sind eben die wichtigsten Freiheitsbeschränkungen bei der Abfassung eines Testaments.

Wenn wir die Bestimmung von Pflichttheilen eine Freiheitsbeschränkung nennen, so wird dadurch angedeutet, daß die Freiheit, letztwillige Verfügungen zu treffen, das frühere ist, daß also der Eigenthümer an und für sich die Befugniß besitzt, über sein Eigenthum nicht nur für seine Lebenszeit zu verfügen, sondern auch anzuordnen, wem oder wozu es nach seinem Tode dienen solle.

In der That ist diese Befugniß mit dem Eigenthumsrecht wesentlich verwachsen, und diejenigen Gründe, welche die Institution des Privateigenthums nothwendig machen, erheischen auch das Verfügungsrecht über dasselbe für den Eintritt des Todes. Das Privateigenthum ist nothwendig zur Vermeidung unzähliger Streitigkeiten und Fehden; diese würden aber erst recht dann entstehen, wenn beim Todesfall die Verfügung des Verstorbenen nicht beachtet zu werden brauchte, sondern die Hinterlassenschaft

herrenlos dem Besitzergreifenden überliefert würde. Das Privateigenthum ist nothwendig, um den zur gedeihlichen Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse erforderlichen Ansporn zur Arbeit, zur Erfindung und zum Schaffen zu geben; aber dieser würde versagen, wenn alle Früchte des Schaffens und der Arbeit mit dem Tode zu nichte würden und denjenigen nicht zugesichert werden könnten, in denen der Betreffende sich und sein Werk fortzusetzen und zu verewigen wünschte. Durch Schenkung und Uebertragung zur Lebenszeit würden alle die gesellschaftlichen nothwendigen Ziele zu unvollkommen erreicht. Der Tod läßt sich nicht vorausberechnen, seine Zeit sich nicht abmessen; daher wünscht der Mensch, die ganze Zeit seines Lebens Herr seiner Sachen und Rechte zu bleiben, und erst mit dem Tode will er einen Nachfolger haben. Wie er also während seines ganzen Lebens über das Seinige frei verfügen kann und können muß, so muß ihm auch die Freiheit innewohnen, von Todes wegen darüber zu verfügen.

Diese Freiheit soll nicht Willkür sein. Die Rechte, welche aus dem Eigenthum für die Lebensdauer sich ergeben, sind durch verschiedene Pflichten umzäunt, das Verfügungsrecht von Todes wegen um so mehr. Ein Familienvater darf nicht, um dieses einzige Beispiel anzuführen, sein Eigenthum vergeuden und unterdessen die Glieder der Familie darben lassen. Darum kann die öffentliche Autorität die aus verschiedenen Gründen entspringenden sittlichen Pflichten zu Rechtspflichten machen und für das natürliche Recht die Schranken bestimmen. Ebenso soll und darf das Verfügungsrecht von Todes wegen oder die letztwillige Verfügung nicht willkürlich sein; auch hier kann die öffentliche Autorität nicht bloß natürliche Pflichten anerkennen und betonen, sondern sie zu Rechtspflichten verschärfen. Allein es soll dies doch nur insoweit geschehen, als die sittlichen Pflichten reichen oder das allgemeine Wohl und dessen Beförderung ein Eingreifen der öffentlichen Autorität erforderlich macht.

Diese Bestimmungen werden hauptsächlich getroffen durch die sogen. Pflichterbtheile, durch welche nicht nur dem Erblasser die Pflicht auferlegt wird, einen gewissen Theil der Hinterlassenschaft bestimmten Personen zuzuwenden, sondern diesen auch die Rechtsforderung auf den bestimmten Erbtheil erwächst. Diese Bestimmungen sind somit ein Schutz für die Verwirklichung der Fürsorge, welche der betreffende Erblasser gewissen Personen schuldet. Sie sind also dann am angemessensten getroffen, wenn sie einestheils hinlänglichen Schutz bieten, anderntheils auch nach Möglichkeit

nicht über den nöthigen Schutz und nicht über die Pflichten des Erblassers hinausgehen, vor allem ihn nicht hindern, unter Einhaltung seiner Pflichten auch andere nützliche und edle Zwecke zu verfolgen.

Die Pflichttheile haben sich, wie aus diesen Erörterungen schon hervorgeht, naturgemäß auf diejenigen zu beschränken, zu deren Obsorge der Erblasser verpflichtet ist. Der Kreis derselben geht gewöhnlich über die nächsten Anverwandten nicht hinaus. Da nun aber zur Fürsorge für diese schon die jedem innewohnende Neigung treibt, so ist es begreiflich, daß manche der Ansicht sind, ein gesetzlicher Schutz sei hier überhaupt nicht nöthig, die natürliche Pietät versage doch nur ausnahmsweise, gesetzliche Bestimmungen seien aber nicht den Ausnahmeverhältnissen, sondern den gewöhnlichen Verhältnissen anzupassen; darum sei volle Testirfreiheit besser als Beschränkungen durch Pflichttheile.

Daß je nach den besondern Verhältnissen von Zeit und Ort die volle Testirfreiheit der natürlichen Bestimmung der irdischen Güter und dem allgemeinen gesellschaftlichen Wohle am besten gerecht werde, soll nicht gerade in Abrede gestellt werden; daß sie aber allgemein und grundsätzlich die beste und allein annehmbare gesetzliche Regelung der testamentarischen Erbfolge sei, muß geläugnet werden.

Das Gegentheil von der vollen Testirfreiheit ist eine derartige Einschränkung der Freiheit, daß sie einer Vernichtung derselben gleichkommt, also ein solch hoher Ansatz der Pflichttheile, daß der freien Verfügung des Erblassers ein verhältnißmäßig geringer Theil übrig bleibt. In dieser Beziehung ist das Napoleonische französische Recht wohl am weitesten gegangen.

Die andern Rechte, wie das römische, das preußische Landrecht, das österreichische, sowie das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch gehen einen Mittelweg, indem sie zwar einen Theil der Hinterlassenschaft der gesetzlichen Zwangsvertheilung unterwerfen, einen andern beträchtlichen Theil jedoch der freien Verfügung des Erblassers überlassen.

Die Bestimmungen des französischen Rechts sind folgende:

Art. 913. Die freien Verfügungen, sei es durch Rechtsgeschäft unter Lebenden, sei es durch Testament, dürfen sich nicht auf mehr erstrecken als auf die Hälfte der Güter des Verfügenden, wenn er bei seinem Tode nur ein legitimes Kind hinterläßt; nicht mehr als auf ein Drittel, wenn er zwei, nicht mehr als auf ein Viertel, wenn er drei oder mehr Kinder hinterläßt.

Art. 914. Als Kinder gelten alle Abkömmlinge irgend welchen Grades, jedoch so, daß sie bezüglich der Erbfolge nur für dasjenige Kind zählen, welches sie darstellen, d. h. von welchem sie abstammen.

Art. 915. Es kann nicht über mehr als die Hälfte des Vermögens frei verfügt werden, wenn der Verstorbene zwar kinderlos ist, aber einen oder mehrere Vorfahren sowohl der väterlichen als auch der mütterlichen Linie hinterläßt; bis zu drei Viertel jedoch, wenn er nur in einer Linie Vorfahren hinterläßt.

Art. 916. Sind weder Vorfahren noch Nachkommen mehr vorhanden, dann kann über das ganze Vermögen, sei es durch Zuwendung unter Lebenden, sei es durch letztwillige Verfügung, frei verfügt werden.

Dazu kommen noch die Bestimmungen über die Theilung.

Art. 815. Keiner kann gezwungen werden zum ungetheilten Mitbesitz der Erbschaft; die Theilung kann immer gefordert werden, entgegengesetzte Verbote oder Verträge können das nicht hindern. Während einer beschränkten Zeit kann jedoch durch Uebereinkunft die Theilung verschoben werden; eine solche Uebereinkunft bindet nicht über fünf Jahre, kann jedoch erneuert werden.

Art. 823. Wenn einer der Miterben der Theilung seine Zustimmung verweigert, oder wenn sich über die Art und Weise Zwistigkeiten ergeben, so entscheidet das Gericht summarisch oder überträgt die Sache einem der Richter, auf dessen Bericht hin es dann die Entscheidung trifft.

Art. 826. Jeder der Miterben kann seinen Theil in Natur fordern, sowohl von dem unbeweglichen wie von dem beweglichen Gut der Hinterlassenschaft.

Art. 827. Wenn das unbewegliche Gut nicht füglich kann getheilt werden, so muß zur gerichtlichen Versteigerung geschritten werden.

Das österreichische Gesetz enthalt folgende Bestimmungen:

§ 762. Die Personen, welche der Erblasser in der letzten Anordnung bedenken muß, sind seine Kinder, und in deren Ermangelung seine Eltern.

§ 763. Unter dem Namen Kinder werden nach der allgemeinen Regel (§ 42) auch Enkel und Urenkel, und unter dem Namen Eltern alle Großeltern einbegriffen u. s. w.

§ 765. Als Pflichttheil bestimmt das Gesetz jedem Kinde die Hälfte dessen, was ihm nach der gesetzlichen Erbfolge zugefallen wäre.

§ 766. In der aufsteigenden Linie gebührt jedem Notherben ein Dritttheil dessen, was er nach der gesetzlichen Erbfolge würde erhalten haben

§ 774. Der Pflichttheil kann in Gestalt eines Erbtheils oder Vermächtnisses, auch ohne ausdrückliche Benennung des Pflichttheils, hinterlassen werden.

§ 784. Den Notherben steht es frei, der Schätzung (zur richtigen Ausmessung der Pflichttheile) beizuwohnen und ihre Bemerkungen dabei zu machen. Auf eine Feilbietung der Hinterlassenschaftsstücke zur Erhebung des wahren Werthes kann von ihnen nicht gedrungen werden.

§ 796. Ein Ehegatte hat zwar kein Recht auf einen Pflichttheil; es gebührt ihm aber, wenn für den Fall des Ueberlebens keine Versorgung bedungen worden ist, und solange er nicht zur zweiten Ehe schreitet, der mangelnde anständige Unterhalt.

Das gemeine oder römische Recht stellt als Notherben ebenfalls nur 1. die Abkömmlinge des Erblassers, 2. in dessen Ermangelung die Eltern oder sonstige Vorfahren auf. — Die Größe des Pflichttheils ist nie mehr als die Hälfte des gesetzlichen Erbes, häufig nur ein Drittel derselben. — Die Art der Zuwendung ist jedoch so bestimmt, daß der Pflichttheil den Notherben förmlich als Erben und als Erbtheil hinterlassen sein muß; es genügt nicht ein bis zur schuldigen Höhe steigendes Vermächtniß.

Das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch trifft folgende Bestimmungen:

§ 2303. Ist ein Abkömmling des Erblassers durch Verfügung von Todes wegen von der Erbfolge ausgeschlossen (d. h. entweder förmlich oder stillschweigend durch Uebergehung), so kann er von dem Erben den Pflichttheil verlangen. Der Pflichttheil besteht in der Hälfte des Werthes des gesetzlichen Erbtheils.

Das gleiche Recht steht den Eltern und dem Ehegatten des Erblassers zu, wenn sie durch Verfügung von Todes wegen von der Erbfolge ausgeschlossen sind.

§ 2307. Ist ein Pflichttheilsberechtigter mit einem Vermächtniß bedacht, so kann er den Pflichttheil verlangen, wenn er das Vermächtniß ausschlägt. Schlägt er nicht aus, so steht ihm ein Recht auf den Pflichttheil nicht zu, soweit der Werth des Vermächtnisses reicht.

§ 2309. Entferntere Abkömmlinge und die Eltern des Erblassers sind insofern nicht pflichttheilsberechtigt, als ein Abkömmling, der sie im Falle der gesetzlichen Erbfolge ausschließen würde, den Pflichttheil verlangen kann oder das ihm Hinterlassene annimmt.

Auf den ersten Blick empfiehlt sich die Bestimmung des neuen Gesetzbuches durch seine Einfachheit und Klarheit. Den höchst wichtigen

Unterschied vom französischen Gesetz hat es mit den Bestimmungen der meisten andern Erbrechte gemein: 1. daß es nicht eine fast gleichmäßige Zwangsvertheilung auf die einzelnen Kinder und Nachkommen anordnet, sondern stets die Hälfte des Vermögens dem Erblasser zur ganz freien Verfügung anheimgestellt sein läßt, sei es, daß er mit derselben irgend eines der Kinder besonders bedenken will, sei es, daß er andere Zwecke, welche ihm am Herzen liegen, damit verfolgt; 2. daß es nicht eine Zerstückelung oder Versteigerung des unbeweglichen Gutes zur Nothwendigkeit macht; kein Erbe kann einen bestimmten Gegenstand verlangen, sondern muß sich mit der Zuwendung des betreffenden Werthes begnügen. Durch letzteres bleibt es dem Erblasser sogar offen, die Theilung oder Veräußerung gewisser Gegenstände beim Antritt der Erbschaft zu verbieten und dieses in seine letztwillige Verfügung mit aufzunehmen.

In der Art und Weise der Zuwendung des Pflichttheils läßt es entschieden eine viel größere Freiheit, als dies das römische Recht gethan hat. Nach anderer Richtung hin, bezüglich der Größe des frei verfügbaren Vermögens, ließ allerdings das römische Recht in vielen Fällen eine noch größere Freiheit als das jetzige deutsche; das österreichische Recht weist nach der einen Seite eine größere, nach der andern Seite eine beschränktere Freiheit auf.

Ein Punkt, in welchem das neue deutsche Recht sich von den andern unterscheidet, besteht darin, daß es auch den überlebenden Ehegatten, und zwar in allen Fällen, mit zu den Notherben und Pflichttheilsberechtigten zählt.

Wie sind diese verschiedenen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu werthen?

Zuerst dürfte bezüglich der Abweichungen vom französischen Rechte so ziemlich das allgemeine Urtheil zu Gunsten des deutschen Rechts lauten. Es genügt, Urtheile von Franzosen anzuführen, welche die Zwangstheilung des Code aufs schärfste verurtheilen. Diese Verurtheilung geht nach zwei Richtungen. Selbst solche, welche die möglichst völlige Gleichtheilung aller Kinder und infolgedessen die Beschränkung des frei verfügbaren Theiles des Vermögens befürworten, klagen doch die Zwangstheilung des unbeweglichen Besitzes oder die Zwangstheilung bezüglich der Qualität der hinterlassenen Gegenstände als eine Ursache wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Ruins an. Andere dehnen diese Anklage auch aus auf die Beschränkung der frei verfügbaren Vermögensquote überhaupt. Sie sehen

in dieser Zwangsvertheilung und Zwangstheilung den Grund des Schwindens einer seßhaften Bevölkerung und dauernder Familientraditionen, welche zur sittlichen Tüchtigkeit und zur Zusammengehörigkeit eines Volkes von so großer Bedeutung sind. Es ist kaum fraglich: Für die dauernde Erhaltung einer Familie auf Geschlechter hinaus ist nicht genügend gesorgt, wenn betreffs des Größentheils der Erbschaft nicht einer aus den Nachkommen bevorzugt werden kann; der väterliche Besitz wird alsdann bald überschuldet sein und in andere Hände übergehen müssen. Das ist die wirtschaftliche und infolgedessen auch politische Seite einer zu starken Zwangstheilung. Dazu kommt die moralische Seite. Das Ein- oder Zweikindersystem wollen wir unbesprochen lassen, obgleich unzweifelhaft die Napoleonische Zwangstheilung der Güter ein Hauptgrund dieser Verirrung ist. Gehen wir zu andern Schäden über. Nicht mit Unrecht wird die starke Beschränkung der freien Vermögensverfügung als Schwächung der elterlichen Autorität bezeichnet. Die Kinder wissen sich von vornherein als berechtigt, fast das ganze Vermögen der Eltern als Eigenthum zu erhalten, und verfallen infolgedessen gar leicht der Unbotmäßigkeit den Eltern gegenüber. Haben hingegen die Eltern es in ihrer freien Wahl, die Kinder auf einen kleinen Antheil zu beschränken oder ihnen einen reichlichen Antheil zuzuweisen, so liegt in diesem Umstande allein schon eine mächtige Schranke gegen Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit; die Abhängigkeit von den Eltern macht sich an der fühlbarsten Stelle bemerklich, und wo nicht kindliche Liebe und Pietät allein ausreicht, übt die Furcht eine heilsame Nachwirkung aus, um die natürlichen Familienbande fester zu schlingen.

Zu den französischen Organen, welche am lautesten Klage erhoben haben und erheben gegen die Erbgesetze des Code, gehört wohl in erster Linie die Zeitschrift La Réforme sociale. In einer Reihe von Jahrgängen kehren diese Klagen wieder und zwar von den verschiedensten Seiten.

Gleich im ersten Band der 1881 ins Leben getretenen Zeitschrift findet sich S. 15 ff. eine längere Mittheilung aus der Rede des Rechtsgelehrten M. P. Coirard, die derselbe vor dem Gerichtshofe zu Montpellier gehalten hatte. Wir entnehmen ihr folgenden Passus: „Der Familienvater muß die Befugniß haben, dem einen seiner Kinder den betreffenden Erbtheil in unbeweglichen Gütern, dem andern in beweglichen anzuweisen, damit in der Hand des erstern der väterliche Herd kann erhalten werden, der gleichsam als gemeinsame Zufluchtsstätte dienen muß, welche sonst zu Grunde ginge, und damit die andern um so mehr zu

weitern Unternehmungen angespornt werden, welche sich nicht vertragen würden mit einem spärlichen Grundbesitz, in den sie die Zwangstheilung einsetzt. Es müßten ferner auch die gegenseitigen Abmachungen über künftige Erbfolge gesetzlich gestattet sein, unter der einen Bedingung, daß derjenige Vorfahre, dessen Erbschaft in Frage käme, dabei hinzugezogen würde. — Endlich würde es wohl am Platze sein, die frei verfügbare Vermögensquote bis zur Hälfte der Hinterlassenschaft zu erhöhen, wie es schon im Jahre 1803 von Portalis und von den angesehensten Mitgliedern des Staatsrathes befürwortet wurde. So war es früher Gesetz in den Gegenden, wo geschriebenes Recht herrschte, und auch das Gewohnheitsrecht hatte es in mehreren Landestheilen adoptirt; es war durch die Erfahrung erprobt, und es würde in der Gegenwart die Stetigkeit der Familien und der ländlichen Eigenthümer sichern, welche durch die herrschende Zwangstheilung täglich mehr in Frage gestellt wird."

Bd. 3 S. 7 ff. heißt es in einem Referate: „Die Zwangstheilung der unbeweglichen Güter ist ein wahres Uebel; es ist zu hoffen, daß der Tage komme, wo man im wirtschaftlichen Interesse das Uebermaß in derselben ausmerzen wird. . . . Worauf es ankommt, ist, daß der für eine Familie berechnete Besitz in seiner Untheilbarkeit aufrecht erhalten bleibe, daß der Vater, welcher am besten die Interessen, die Bedürfnisse und die Vortheile der Seinen versteht, Herr bleibe, den Besitz zu vertheilen, soweit er ohne Schädigung der Familie die Theilung für thunlich hält, und ihn ungetheilt zu lassen, soweit er es für die Erhaltung und die Stätigkeit der Familie als nöthig erachtet. . . . Unbeständigkeit des Besitzes bewirkt Unstätigkeit der Familien; wo aber die Familie unstät geworden ist, da kann die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr auf den morgigen Tag rechnen."

Bd. 4 S. 37 ff. liest man ein beachtenswerthes Urtheil von A. d'Abbadie, Mitglied des französischen Instituts: „Wenn die Verfasser unseres Code das Ergebniß der Zwangstheilung hätten voraussehen können, so würde man sagen, sie hätten die Absicht gehabt, die Gesellschaft Frankreichs zu entwurzeln."

Dieses letzte Urtheil ist zu schonend. Die Theilungsgesetze wurden thatsächlich schon vom Revolutionsconvent beabsichtigt, und zwar, um die alten Familien mit ihren Ueberlieferungen zu vernichten. Napoleon I. hatte ausgesprochenermaßen ebendieselbe Absicht. Dies bezeugt sein Brief an seinen Bruder Joseph vom 5. Juni 1806 (s. Mémoires du roi

Joseph II, 275): „Führe den Code civil in Neapel ein, und alles, was Dir nicht zugethan ist, wird sich in wenigen Jahren auflösen; alles aber, was Du willst, sich befestigen. Das ist der große Vortheil des Code civil; er befestigt Deine Macht, da er alles, was nicht Fideicommiß ist, vernichtet, und nur jene großen Häuser übrig läßt, die Du als Lehen einsetzest. Das ist der Grund, warum ich den Code civil rühme und ihn eingeführt habe."

Diese Worte wiegen zur Beurtheilung, d. h. zur Verurtheilung, des Code civil ganze Bände auf. Napoleon war nicht der Mann, der vor wirksamen Mitteln zurückschreckte, wenn er einmal ein Ziel gefaßt hatte, und über die Wirksamkeit der Mittel in einer solchen, für ihn so wichtigen Sache täuschte er sich nicht leicht. Wir können uns daher freuen, daß ganz Deutschland aus den Fesseln der französischen Zwangstheilung herausgerissen ist. Für weitere Ausführung der bedenklichen Folgen der Zwangstheilung verweisen wir auf Cathrein, Moralphilosophie II (3. Aufl.), 337.

Trotz der Verurtheilung der Zwangstheilung nach dem Muster des französischen Code civil braucht nicht jeder gesetzliche Eingriff in die Testirfreiheit, noch auch jede Zwangsvertheilung der Erbschaft, falls sie in mäßigen Grenzen bleibt, verworfen zu werden. Darüber wurde oben schon kurz das Nöthige gesagt. Die genaue Bestimmung dieser Grenzen bleibt schließlich dem vernünftigen Ermessen der positiven Gesetzgebung überlassen, ohne daß man aus der Verschiedenheit in den Einzelbestimmungen verschiedener Gesetzbücher auf einen Mangel von Angemessenheit und Zuträglichkeit schließen könnte. Daß das deutsche Recht ein für allemal in allen Fällen den Pflichttheil bis zur Hälfte des gesetzlichen Erbtheils ausdehnt und auf diese Hälfte beschränkt, somit, auch wenn Notherben vorhanden sind, dem Erblasser stets die Freiheit wahrt, über die Hälfte seines Besitzes ganz nach freiem Ermessen zu verfügen, dürfte eine nicht unmäßige Beschränkung der Freiheit sein. Diese Gesetzesbestimmungen sind also nach dieser Hinsicht der Billigkeit entsprechend.

Was endlich den letztern oben berührten Punkt angeht, welcher das neue deutsche Gesetz von den meisten andern Erbrechten unterscheidet, die Bestellung des hinterbliebenen Ehegatten als Notherben: so ist auf die Bevorzugung des hinterbliebenen Ehegatten schon vorhin von uns aufmerksam gemacht. Dieselbe passende Rücksichtnahme, welche bei den Bestimmungen über die gesetzliche Erbfolge maßgebend war, hat hier bei dem Gesetz über die Notherben und deren Pflichttheile geherrscht. Dort fanden

wir sie im Einklang mit der christlichen Auffassung der Ehe und der Innigkeit der ehelichen Gemeinschaft; dasselbe müssen wir hier sagen.

Leider gesellen sich zu diesen der Billigkeit ganz entsprechenden Bestimmungen im Einführungsgesetze einige Vorschriften, welchen der alte Zopf der Gespensterfurcht vor kirchlichen und religiösen Instituten noch nachhängt. Uns geht hier besonders Artikel 87 an. Er lautet: „Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften, welche die Wirksamkeit von Schenkungen an Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen von staatlicher Genehmigung abhängig machen.

„Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen nur mit staatlicher Genehmigung von Todes wegen erwerben können. Die Vorschriften des Art. 86, Satz 2 finden entsprechende Anwendung.

„Mitglieder solcher religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen, bei denen Gelübde auf Lebenszeit oder auf unbestimmte Zeit nicht abgelegt werden, unterliegen nicht den in Absatz 1, 2 bezeichneten Vorschriften."

Es stehen uns nicht alle Rechtsbestimmungen der verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu Gebote; es scheinen aber nur einige kleinstaatliche Verordnungen in dieser Kleinkrämerei und Engherzigkeit sich zu gefallen. Preußen wenigstens will seine ihm eigenthümlichen ordensfeindlichen Vorschriften nicht vom 19. Jahrhundert dem 20. überliefern lassen. Diese landrechtlichen Bestimmungen lauten freilich noch radicaler als Art. 87 des Einführungsgesetzes, insofern „nach abgelegten Klostergelübden Mönche und Nonnen in Ansehung aller weltlichen Geschäfte als verstorben angesehen" werden, und „unfähig sind, Eigenthum oder andere Rechte zu erwerben, zu besitzen oder darüber zu verfügen", und dies zwar so, daß weder sie noch das Kloster irgend einen Anspruch auf Erbtheile habe, und die freigebige Zuwendung an dieselben in sehr beschränktem Maße erfolgen könne (Pr. Landrecht Th. 2 Tit. 11 §§ 1199—1205). Zwar sollte es scheinen, daß diese abnormen Bestimmungen durch die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 aufgehoben seien, da Art. 10 bestimmt, daß „der bürgerliche Tod nicht mehr stattfinde". Allein richterliches Verfahren aus neuer Zeit ist den Ordensleuten zulieb anderer Ansicht. So ist es denn von Werth, daß an den Paragraphen des neuen deutschen Gesetzbuches nicht mehr zu deuteln ist. Das preußische Landrecht macht den Erwerb von Todes wegen für die Ordensleute nicht von staatlicher Genehmigung abhängig, sondern

macht solchen Erwerb einfachhin unmöglich oder ungiltig. Diese landesgesetzliche Vorschrift bleibt nicht mehr unberührt vom neuen Reichsgesetz, sondern fällt wegen der Reichsgesetze weg; jene landesgesetzliche Vorschrift, die unberührt bleiben würde, hat im preußischen Landrecht, weil sinnlos, keinen Platz.

Es ist sehr zu bedauern, daß durch jene Artikel des Einführungsgesetzes ein verhängnißvoller Riß in das neue Erbrecht gebracht ist. Die sonstigen Bestimmungen sind mit solcher Umsicht und so sehr nach Billigkeit getroffen, daß sie durchgehends als bindende Regeln nicht nur vor Gericht, sondern auch von vornherein für das Gewissen gelten sollten. Allein Art. 86 und 87 müssen dem Katholiken als ein so in die Augen springender Eingriff in das kirchliche Recht gelten, daß von Verbindlichkeit im Gewissen nicht die Rede sein kann; sie sind, um einen bei anderer Gelegenheit zur Culturkampfszeit vom verstorbenen edeln Grafen v. Landsberg-Velen angewandten Ausdruck zu gebrauchen, Windeiern gleich; sie haben die äußere Schale eines Gesetzes ohne allen verpflichtenden Gehalt. Kirchliche Institute und kirchliche Genossenschaften unterstehen der kirchlichen Autorität, sie sind eine Stätte der Kirche; die Kirche Christi aber hat Recht auf Existenz und auf Existenzmittel nicht vom Staat oder nach staatlichen Gesetzen, sondern über alle Staatsgesetze hinaus von Christus selber. Wenn aber einmal solche für das Gewissen unannehmbare Bestimmungen in der Gesetzessammlung auftauchen, dann schwindet auch für die andern Bestimmungen die Garantie, auf Annehmbarkeit und Verbindlichkeit vor dem Gewissen von vornherein erkennen zu können; ja es wird die Vorsichtsmaßregel nahe gelegt, die einzelnen Bestimmungen nachzuprüfen und bei der Verpflichtung nach außen hin und vor Gericht so lange stehen zu bleiben, bis sich ein nöthigender Grund ergibt, dieselbe bis zu einer vom Gericht und äußern Forum unabhängigen sofortigen Gewissensverpflichtung zu erweitern.

Das eine kann auch bei jenen kirchenfeindlichen Bestimmungen als Wohlthat bezeichnet werden, daß sie nicht in den Grundstock des Bürgerlichen Gesetzbuches Eingang gefunden haben, sondern dem dritten Abschnitt des Einführungsgesetzes einverleibt sind. Wenn diese auch nicht gerade wie die Artikel des vierten Abschnittes „Uebergangsvorschriften“ sind, sondern an sich stätige Vorschriften bleiben, so ist dennoch im allgemeinen für diesen Abschnitt der Weg gewiesen und der Wunsch gewissermaßen zum Ausdruck gekommen, daß die Sondergesetze der einzelnen Länder möglichst

bald in Wegfall kommen oder mit den allgemeinen Reichsgesetzen in Einklang gebracht würden. Das bringt Art. 3 des Einführungsgesetzes in Erinnerung: „Soweit in dem Bürgerlichen Gesetzbuch . . . bestimmt ist, daß landesgesetzliche Vorschriften unberührt bleiben oder erlassen werden können, bleiben die bestehenden landesgesetzlichen Vorschriften in Kraft und können neue landesgesetzliche Vorschriften erlassen werden."

Möchte also nur bald durch neue landesgesetzliche Vorschriften in ganz Deutschland auch in den getadelten Punkten wahre Parität und Gleichheit aller vor dem Gesetze geschaffen werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ein goldenes Jubiläum der Chemie.

Es war vor hundert Jahren, daß der berühmte französische Chemiker Berthollet dem Aegyptischen Institut zu Kairo seine neuen Ansichten über die chemische Verwandtschaft vorzulegen begann.

Auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Aegypten hatte Napoleon nicht nur eine tapfere Armee, sondern, großartig und allseitig wie er war, auch einen auserwählten Kreis von Gelehrten aller Branchen mitgenommen. Ihre Kenntnisse sollten nicht nur dem Nutzen seiner Armee und der Wohlfahrt des neuen Landes dienstbar sein, durch die frische, vielseitige Anregung in so ganz neuen Verhältnissen und Gelegenheiten sollten sie auch erweitert und bereichert werden. So wollte er die Adler seiner siegreichen Armee auch im Glanze französischer Humanität und Wissenschaft erstrahlen lassen. In Kairo wurde denn das sogen. „Aegyptische Institut" gegründet und, um es vor Unthätigkeit und Versumpfung zu bewahren, durch ein alle zehn Tage erscheinendes Journal „Die ägyptische Dekade" zu ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten angehalten.

Nach dem in grausamer Weise unterdrückten Aufstand in Kairo (October 1798) und besonders seit dem Zuge Napoleons gegen Syrien (11. Februar 1799) mußten die französischen Soldaten in Aegypten überall große Vorsichtsmaßregeln anwenden, um blutiger Rache der erbitterten Feinde zu entgehen. Die Gelehrten des Instituts fanden es nicht gerathen,

sich über die Thore Kairos hinaus zu wagen. So fand denn Berthollet Zeit und Muße genug, über ein Lieblingsthema, die wichtige Frage der chemischen Verwandtschaft, weiter nachzugrübeln und eine Abhandlung zu schreiben, die er bereits im Messidor des Jahres VII (Juni 1799) vorzulesen begann.

Allein Unfälle der französischen Armee in Italien und am Rheine gegen die Oesterreicher, ferner Nachrichten über das Directorium bewogen Napoleon zur Rückkehr nach Paris (August 1799). Berthollet begleitete ihn, und so kam es, daß seine berühmte Abhandlung „Untersuchungen über die Gesetze der chemischen Verwandtschaft" erst 1801 in Paris erschien im dritten Bande der Memoiren des Nationalinstitutes und gleichzeitig in einem besondern Abdruck.

In deutscher Sprache wurde sie 1802 durch E. G. Fischer (Berlin bei G. C. Nauck) herausgegeben. Leicht zugänglich ist sie jetzt als Band 74 von Ostwalds „Klassikern der exacten Wissenschaften" (Leipzig 1896), mit treffenden Anmerkungen versehen[1]. Aber erst in den letzten Jahrzehnten ist diese Arbeit Berthollets und ihr bahnbrechender Gedanke gewürdigt worden, erst jetzt sind seine Ansichten, wenn auch in etwas veränderter Form, so doch dem Wesen nach zur Geltung gekommen und bedingen einen ganz bedeutenden Wendepunkt in der Geschichte der theoretischen Chemie.

Von allem, was Napoleon Großartiges auf seinem Zuge nach Aegypten geleistet, ist nur eines geblieben: die Triumphe der Wissenschaft des Aegyptischen Instituts.

Auch Berthollets Abhandlung wird unsterblich bleiben in den Annalen der theoretischen und physikalischen Chemie. So wollen wir denn zum Andenken an das Centenarium dieser epochemachenden Arbeit drei Fragen lösen.

Erstens: Welches sind die grundlegenden, charakteristischen Gedanken in Berthollets „Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft"?

Zweitens: Warum blieben sie so lange ohne Einfluß auf die Entwicklung der Chemie?

[1] Im Jahre 1803 erschien Berthollets berühmtes Werk Essai de statique chimique in zwei Bänden, im Grunde nichts anderes als eine Verarbeitung seiner „Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft". „Von dem Bedürfnisse nach möglichster Allgemeinheit", sagt Ostwald, „und nach klassischer Darstellungsweise getrieben, hat Berthollet seinem Werke den größten Theil der Frische und Anschaulichkeit entzogen."

Drittens: Wann und wie sind sie wieder erstanden?

Da selbst Fachgelehrte wissen, wie schwierig es ist, in die ganz neuen Begriffe und Anschauungen der heutigen Chemie sich hineinzuleben und aus dem Wirrwarr von einzelnen Thatsachen und Detailgesetzen allgemein giltige Sätze über chemische Affinität aufzustellen, so kann die Antwort auf obige Fragen nur den Zweck haben, in möglichster Kürze und Einfachheit eine gewisse Einsicht in die Bedeutung Berthollets und in die Fortschritte der neuern wissenschaftlichen Chemie zu geben.

I. Welches sind Berthollets grundlegende, charakteristische Gedanken?

Claude Louis Berthollet, geboren 9. November 1748 zu Talloire in Savoyen, gestorben 6. November 1822 zu Paris, durchlebte eine Zeit, in welche die Anfänge einer wissenschaftlichen Chemie fallen. Indem Lavoisier (1743—1794) die Wage als wichtigstes Instrument in das chemische Laboratorium einführte, stürzte er die Phlogistontheorie und brachte an deren Stelle eine richtige Erklärung der Verbrennungs-, Oxydations- und Reductionsprocesse. Jer. Benj. Richter (1762—1807) hat für Verbindungen von Säuren mit Basen zu Salzen das Gesetz der constanten Gewichtsverhältnisse gefunden. Proust, ein Franzose (1755—1826), bewies dieses Gesetz für alle chemischen Verbindungen. Der Engländer Dalton (1766 bis 1844) kam bei Untersuchung gasförmiger Verbindungen auf das Gesetz der Multipla, auf ein Gesetz, welches in ihm die Grundzüge der chemischen Atomtheorie reifte.

Einer der eifrigsten Vertreter dieser Theorie war Berzelius, ein Schwede (1779—1848). Ihm verdanken wir das allgemeine Gesetz der Zusammensetzung chemischer Verbindungen mittelst der Verbindungs- bezw. Atomgewichte. Er ist der erste, der die relativen Atomgewichte möglichst genau und so wenig willkürlich, als es damals möglich war, bestimmt hat; ferner der erste, der zu diesem Zwecke auch die Volumgesetze Gay-Lussacs (1778 bis 1850) und die Regel Avogadros (1776—1856) mit hineingezogen und verwerthet hat.

Aber wie sah es mit der chemischen Affinität aus? Es gibt Stoffe, z. B. Wasserstoff und Sauerstoff, welche sich direct miteinander chemisch verbinden, d. h. mit Stoffwandlung unter Bildung des neuen Stoffes Wasser. Die Verbindung erfolgt mit ganz enormer Wärmeentwicklung. Man sagt: Wasserstoff hat große chemische Affinität zu Sauerstoff, und

umgekehrt. Aehnlich hat Wasserstoff große Affinität zu Chlor. Aber die Affinität von Chlor zu Sauerstoff ist gering; denn deren Verbindungen entstehen nie direct, sondern nur indirect, d. h. so nebenbei, bei Gelegenheit anderer chemischen Processe, sie zerfallen auch leicht wieder, nicht selten mit heftiger Explosion, während Wasser erst bei 1000° sich langsam zu zersetzen beginnt, so daß bei 2500° C. erst die Hälfte des Wassers in seine Bestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff, getrennt ist. Eine chemische Verbindung von Fluor und Sauerstoff darzustellen, ist bis heute überhaupt nicht gelungen. Fluor und Sauerstoff haben daher so sagt man, gar keine Affinität zu einander.

„Unter allen," sagt Berthollet, „welche sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, hat sich unstreitig Bergmann (ein Schwede, 1735—1784) das meiste Verdienst erworben." Bergmanns Abhandlung über die Wahlverwandtschaft (1775) gibt so recht die Anschauung seiner Zeit über die Gesetze der Affinität, eine Anschauung, die sich in der Sprachweise bis in die letzte Zeit erhalten hat. Was das Wesen der Affinität betrifft, so hielt man sie für eine Kraft, die entweder identisch mit der allgemeinen Gravitation oder ihr wenigstens ähnlich war. Daran hielt auch Bergmann fest. Daß die Affinität andern Gesetzen unterworfen sei als die allgemeine Massenanziehung, habe seinen Grund in der verschiedenen Gestalt der Atome. So komme es, daß ein Stoff zu gewissen Stoffen chemische Affinität zeige, zu andern dagegen keine, während infolge der Gravitation alle Stoffe sich physikalisch, d. h. ohne Stoffwandlung, anziehen. Die Stärke der Gravitationsanziehung hängt nicht wie die chemische Affinität von der Natur der Stoffe bezw. von der Gestalt der Atome, sondern bloß von den Massen der Stoffe ab.

Auch Berthollet betrachtete die Affinität als verwandt mit der Schwerkraft, zog aber aus dieser an und für sich willkürlichen Annahme einen Schluß von der größten Tragweite, welcher ihn in Gegensatz zu Bergmann und allen Chemikern seiner Zeit brachte, der aber erst in den letzten Jahrzehnten durch Thatsachen der Erfahrung seine volle Bestätigung erhielt.

Ein Beispiel möge den Gegensatz der Anschauung beleuchten.

Bringt man Chlor in eine Lösung von Bromnatrium, so erhält man eine Lösung von Chlornatrium und gelöstes Brom:

Chlor + Bromnatrium = Chlornatrium + Brom.

Chlor hat demnach stärkere Affinität zu Natrium als das Brom, denn es

verdrängt das Brom, und zwar so lange, als noch Bromnatrium vorhanden ist bei überschüssigem Chlor, oder so lange, als noch Chlor vorhanden ist bei überschüssigem Bromnatrium.

Nach Bergmann ist also dieser chemische Proceß (eine einfache Wahlverwandtschaft, electio simplex) ein totaler; denn der Grund des Processes ist die größere Affinität des Chlors zu Natrium. Daher ist nach Bergmann der umgekehrte Proceß:

Brom + Chlornatrium = Bromnatrium + Chlor,

einfachhin unmöglich. Wenn daher Stoff B größere Affinität zu A hat als C, so haben wir einen totalen, nicht umkehrbaren Proceß, nämlich: $AC + B = AB + C$.

Auf diese Weise hat man die sogen. relativen Verwandtschaftstafeln aufgestellt, z. B. der Basen (Metalloxyde) in Bezug auf Schwefelsäure, oder der Säuren (Metalloidoxyde) in Bezug auf Kalk u. s. w.

Kalk	Schwefelsäure
Kohlensäure	Thonerde
Salzsäure	Ammoniak
Schwefelsäure	Kalk
Oxalsäure	Kali
	Baryt.

Die Bedeutung der Tafel z. B. für Kalk ist folgende:

Die Kohlensäure des kohlensauren Kalks wird sowohl durch Salzsäure als auch durch Schwefelsäure und Oxalsäure ausgetrieben, die Salzsäure des salzsauren Kalks nur durch Schwefelsäure und Oxalsäure, und die Schwefelsäure des oxalsauren Kalks nur durch Oxalsäure. Oxalsäure hat also die größte, Kohlensäure dagegen die geringste Affinität zu Kalk.

Es zeigte sich indessen bald, daß die Tafeln bezw. die Reihenfolgen der Stoffe nach der Affinität sich änderten je nach der Art des Processes, d. h. je nachdem die Stoffe AC und B in Lösung oder in trockenem Zustand aufeinander einwirkten. Aber auch bei ein und demselben Proceß erschien die Temperatur als von bedeutendem Einfluß auf die Affinität der Stoffe. Diesen Einfluß gab man zu, ohne ihn zu erklären; der Einfluß des nassen oder trockenen Processes wurde auf den der Temperatur zurückgeführt, da der trockene Proceß meist nur in großer Hitze durch Schmelzen der Stoffe ausgeführt wird. Aber ein anderer Einfluß sei nicht vorhanden; vor allem komme es gar nicht auf die relativen Massen der Stoffe AC und B an.

Aehnlich ist es bei der sogen. doppelten Verwandtschaft. Wenn die Affinität von B zu A größer ist als die von B zu D und als die von A zu C, so werden die beiden Verbindungen AC und BD sich total zersetzen:

$$AC + BD = AB + CD,$$

z. B. salpetersaures Silber + Chlornatrium, beide gelöst, = Chlorsilber (weißer Niederschlag) + salpetersaures Natrium.

Auch hier ist die Affinität allein maßgebend für die Zersetzung; auf die Massen, welche aufeinander wirken, kommt es absolut nicht an. „Man hat", schreibt Berthollet, „die Idee von der Unveränderlichkeit dieser Kraft so weit getrieben, daß berühmte Scheidekünstler versucht haben, die Wahlverwandtschaften (Affinitäten) der verschiedenen Stoffe durch Zahlen vorzustellen, welche, untereinander verglichen, ihre Kräfte ausdrücken sollten und zwar unabhängig von der vorhandenen Menge."

Ganz anders Berthollet. „Ich habe mir vorgenommen," sagt er, „in dieser Abhandlung zu beweisen, daß die Wahlverwandtschaften nicht als absolute Kräfte wirken, vermittelst welcher ein Stoff durch einen andern geradezu aus seiner Verbindung verdrängt werden könnte; sondern daß in allen Zusammensetzungen und Zersetzungen, welche eine Wirkung der Wahlverwandtschaft sind, sich die Unterlage der Verbindung, d. h. derjenige Stoff, auf welchen zwei andere Stoffe mit entgegengesetzten Kräften wirken, zwischen diesen beiden Stoffen theile, und daß das Verhältniß der Theilung nicht bloß von der Stärke der Verwandtschaften, sondern auch von der vorhandenen Menge der wirkenden Stoffe abhänge, so daß zur Hervorbringung gleicher Grade der Sättigung die Menge ersetzen kann, was der Verwandtschaft an Kraft abgeht." [1]

Die chemische Action eines Stoffes auf einen andern ist demnach bedingt nicht bloß durch seine chemische Affinität, sondern wesentlich auch durch die Menge p des Stoffes. Bezeichnen wir demnach die chemische Affinität der Mengeneinheit mit k, so ist die Stärke der chemischen Action gegeben durch das Produkt pk.

Dieses Produkt bezeichnet Berthollet mit Masse; andere wählten dafür, um Mißverständnisse zu vermeiden, den Ausdruck chemische

[1] Es sei A eine Säure, welche sich mit zwei Basen, mit B oder mit C zu Salzen verbinden kann. A wäre also hier im Sinne Berthollets die Unterlage, in welche die beiden Basen B und C, wenn sie gleichzeitig mit A in Action treten, sich theilen werden im Verhältniß ihrer chemischen Massen.

Masse. Bloß Analogie mit der Schwerkraft hatte Berthollet auf das Gesetz der Massenwirkung, d. h. auf eine Definition der chemischen Kraft gebracht, welche ganz im Widerspruch stand mit der althergebrachten Anschauung, wonach nicht die Menge, sondern bloß die unveränderliche Affinität eines Stoffes die Ursache einer chemischen Einwirkung sein kann.

Nach Berthollet kann es an und für sich nur partielle Reactionen geben, welche einem chemischen Gleichgewicht zustreben. Wenn B auf AC einwirkt infolge großer Affinität (wie Bergmann sagen würde), so wird nach einer bestimmten kleinen Zeit ein Theil von B mit einem Theil von A sich verbunden haben, wofür ein Theil von C frei geworden ist. Die noch übrige Menge von B kann nach Berthollet nicht mehr so wirksam sein wie die ursprüngliche ganze Menge. Außerdem ist ein Stoff C entstanden, welcher rückwärts zu bilden strebt, indem er mit A sich wieder zu verbinden und B wieder frei zu machen sucht. Er wird trotz der geringern Affinität in dem Maß stärker einwirken, je weiter der Proceß voranschreitet, d. h. je mehr B ab- und er infolge dessen an Menge zunimmt.

Wir haben also zuerst Bildung von AB aus AC:

$$AC + B = AB + C,$$

dann aber wiederum Rückbildung von AC aus AB:

$$AB + C = AC + B.$$

Nach einer gewissen Zeit wird die Bildung von AB aus AC mit der Rückbildung von AC aus AB sich Gleichgewicht halten; wir haben Berthollets chemisches Gleichgewicht, weshalb er seinem größern Werke den Namen „Versuch einer chemischen Statik“ gegeben hat.

Nach Bergmann muß man schreiben:

$$AC + B = AB + C,$$

d. h. der Proceß ist total, weil die größere Affinität von B allein wirksam ist, und zwar so lange, als noch C aus AC ausgetrieben werden kann.

Nach Berthollet muß man (in der Zeichensprache der jetzigen Chemie) schreiben:

$$AC + B \rightleftarrows AB + C,$$

d. h. der Proceß ist partiell, C in AC ist nur zum Theil durch B ersetzt, denn wir haben einerseits den Proceß

$$AC + B \rightarrow AB + C,$$

andererseits aber wieder

$$AB + C \rightarrow AC + B,$$

also schließlich ein Gemisch der Stoffe

$$AC, AB, B \text{ und } C.$$

B und C haben sich also in A (Unterlage im Sinne Berthollets) getheilt und zwar im Verhältniß der chemischen Massen. Der Proceß ist partiell, weil umkehrbar.

Nach Bergmann ist der Proceß

$$AC + B = AB + C$$

nicht umkehrbar, weil C infolge der geringern Affinität auf AB nicht einwirken kann.

Wenn nach Bergmann der Proceß stattfindet:

Chlor + Bromnatrium = Chlornatrium + Brom,

so ist nach ihm der umgekehrte Proceß:

Chlornatrium + Brom = Bromnatrium + Chlor

einfach unmöglich.

Nach Berthollet ist er aber möglich, entsprechend der Erfahrung, wenn durch die Menge von Brom seine geringere Verwandtschaft ersetzt wird; nach ihm ist auch der erste Proceß nicht total, sondern partiell.

Nur in zwei Hauptfällen ergibt sich aus Berthollets Princip ein totaler Proceß, nämlich wenn eines der Endproducte gasförmig entweicht oder in der resultirenden Lösung ganz unlöslich ist. Ist in

$$AC + B \rightarrow AB + C$$

C gasförmig, so entweicht dieser Stoff, er wird dem Feld der Reaction entzogen, kann also nicht zersetzend auf AB zurückwirken; B wird also, da es keinen Gegner hat, AC vollständig, total zersetzen. Dasselbe tritt ein, wenn AB oder C in der resultirenden Lösung unlöslich ist; denn dann wird es, wenigstens in dieser Lösung, ebenfalls der chemischen Action entzogen. Mischt man Lösungen von salpetersaurem Silber und Chlornatrium, so entsteht ein weißer Niederschlag von Chlorsilber in einer Lösung von salpetersaurem Natrium, und zwar ist der Proceß total; d. h. ist hinreichend Chlor vorhanden, nämlich so viel als nöthig, um mit allem vorhandenen Silber Chlorsilber bilden zu können, so wird auch wirklich alles Silber sich mit Chlor verbinden, das salpetersaure Silber wird total zersetzt. Der Grund liegt aber nicht nach Bergmann in der größern Affinität des Silbers zu Chlor als zu Salpetersäure und des Natriums zu Salpetersäure als zu Chlor, sondern wesentlich in der Unlöslichkeit des Chlorsilbers in der Lösung von salpetersaurem Natrium.

Das sind Berthollets grundlegende und dauernde Gedanken. Die strengen Beweise dafür, z. B. die Beweise für die Existenz partieller Reactionen, sind freilich erst in den letzten Jahrzehnten gegeben worden, desgleichen die wahre Form für die Bedingung des chemischen Gleichgewichts mit Hilfe des Gesetzes der Massenwirkung. Aber kein Fachmann der neuern Verwandtschaftslehre kann ohne hohen Genuß Berthollets Abhandlung lesen; an vielen Stellen ist die Uebereinstimmung mit den jetzigen Anschauungen und Bezeichnungen eine so überraschende, daß man ganz vergißt, eine Schrift aus dem vorigen Jahrhundert vor sich zu haben.

Wie kommt es aber, daß so bahnbrechende Gedanken mehr als ein halbes Jahrhundert der Vergessenheit anheimfielen?

II. Warum blieben Berthollets Gedanken so lange ohne Einfluß auf die Chemie?

Aufsehen und zwar außergewöhnliches Aufsehen hat seine Schrift sofort nach ihrem Erscheinen hervorgerufen. 1801 gedruckt, wurde sie schon 1802, und zwar in Berlin, ins Deutsche übersetzt, was doch sicher nicht allein dem französischen Einfluß jener Zeit zuzuschreiben ist. Ferner theilte Berthollets Abhandlung, kaum erschienen, die Chemiker seiner Zeit in zwei Lager: die einen für ihn, die andern, Proust an der Spitze, gegen ihn. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht, mag den meisten, welche ganz in die alten Anschauungen eingelebt waren, Kraft und Freiheit des Geistes gefehlt haben, die ganz neuen fremden Ideen zu verstehen, geschweige denn zu würdigen. Andere erfaßten sie, waren aber gleichwohl dagegen. Ein schwacher Punkt war es, wo Proust seine Hebel ansetzte. Der Streit mit Berthollet zog sich fast acht Jahre lang hin bis 1807 und endete mit dem Siege Prousts. Die Folge war, daß damit alle Anschauungen Berthollets, auch sein großartiger Gedanke über das Gesetz der chemischen Massen und das daraus sich ergebende chemische Gleichgewicht, fallen gelassen und vollständig vergessen wurden. Wo lag nun der schwache Punkt in Berthollets Abhandlung?

Da nach ihm zwei Stoffe, z. B. zwei Basen B und C, sich in eine bestimmte Menge Säure A theilen nach dem Verhältniß ihrer chemischen Massen (Product aus Affinität und Menge), und das ist ja der Kernpunkt in Berthollets Lehre, so müßte man durch successive Aenderung der relativen Mengen von B und C bewirken können, daß A in allen möglichen Verhältnissen mit B und mit C sich verbindet. Ein Gesetz von

constanten Gewichtsverhältnissen chemischer Verbindungen oder ein Gesetz der sprungweisen Zusammensetzung und der Multipla erscheint also nach Berthollet einfachhin unmöglich.

Nun aber datiren gerade aus jener Zeit die Gesetze der constanten Gewichtsverhältnisse chemischer Verbindungen, d. h. solcher Verbindungen, welche im Gegensatz zu physikalischen Gemischen andere, neue chemische und physikalische Eigenschaften aufweisen als die Bestandtheile, aus denen sie entstanden sind. Schwefelsaurer Kalk ist eine chemische Verbindung von Schwefelsäure mit Kalk; denn er ist keine Säure, keine Base (Kalk), sondern ein Salz. Die Verbindung von Alkohol mit Wasser ist aber bloß physikalischer Natur, weil sie sowohl die Eigenschaften des Alkohols als die des Wassers besitzt, mehr die des Alkohols oder Wassers, je nachdem Alkohol oder Wasser an Menge überwiegt. Für chemische Verbindungen gelten folgende drei Gesetze:

1. Wenn zwei Stoffe A und B sich chemisch zu AB verbinden, so ist das Gewichtsverhältniß der Mengen, die sich verbinden, ein constantes, oder die procentische Zusammensetzung der chemischen Verbindung ist immer dieselbe, wie sie auch entstanden sein mag.

Wasser bildet sich stets aus 2 Volumen Wasserstoff und 1 Volumen Sauerstoff oder aus 1 Gewichtstheil Wasserstoff und 8 Gewichtstheilen Sauerstoff. Sind 3 Volumen Wasserstoff da, so bleibt eben 1 Volumen davon übrig; ähnlich wenn 2 Volumen Sauerstoff angewendet würden, es bleibt eines übrig. Man kann also durch Verwendung von mehr Wasserstoff oder Sauerstoff nicht bewirken, daß das Wasser relativ reicher an Wasserstoff oder Sauerstoff werde. Richter hatte dieses Gesetz schon in seinen „Anfangsgründen der Stöchiometrie oder Meßkunst chemischer Elemente (1792—1794)" bewiesen für die Verbindung von Säuren mit Basen zu Salzen. Proust dehnte es auch auf andere Verbindungen aus.

2. Wenn aber zwei Stoffe A und B sich chemisch in mehrfachem Verhältniß verbinden, so ist doch die Aenderung des Verhältnisses keine stetige wie bei physikalischen Gemischen, wo z. B. jede beliebige Menge Alkohol mit Wasser sich mischt, sondern eine sprungweise, und zwar so, daß die Mengen B, welche sich etwa mit 100 A verbinden, sich verhalten wie einfache rationale Zahlen. Gesetz der Multipla.

Den ersten Theil dieses Gesetzes, nämlich die sprungweise Zusammensetzung, hat bereits Proust 1799 ausgesprochen und bewiesen. Seine ersten Beispiele waren zwei Sauerstoffverbindungen des Zinns und zwei Ver-

bindungen von Eisen mit Schwefel. Es gibt zwei Zinnoxyde mit je charakteristischen Eigenschaften. Jedes hat ein constantes Gewichtsverhältniß, das erste mit 88 Theilen Zinn und 12 Sauerstoff, das zweite mit 79 Theilen Zinn und 21 Sauerstoff. Aber zwischen beiden gibt es keine andern Oxyde, in welchen das Verhältniß von Sauerstoff und Zinn sich stetig so ändert, daß man durch alle möglichen Variationen von einem Oxyd ohne Sprung zum zweiten gelangt. Aehnlich für die Eisensulfide. Hätte Proust die kleine Rechnung zugefügt, wieviel Sauerstoff in den beiden Oxyden auf dieselbe Menge, z. B. 100 Theile Zinn kommt, so hätte er erhalten: 14 Theile im ersten und 28 Theile im zweiten Oxyd, und wäre so Urheber des Gesetzes der Multipla geworden, welches bald darauf 1802 von Dalton für gewisse gasförmige Verbindungen, für Grubengas und Aethylen, welch letzteres bei gleicher Menge Wasserstoff doppelt so viel Kohlenstoff enthält als ersteres, ferner für Kohlenoxyd und Kohlensäure bewiesen und als allgemeines Gesetz aufgestellt wurde.

3. Das dritte Gesetz verdanken wir Berzelius (1807); es bezieht sich auf beliebige Verbindungen zwischen Stoffen und lautet: „Zwei Stoffe A und B verbinden sich untereinander chemisch in jenen Gewichtszahlen, in welchen sie sich mit einem dritten Stoff C verbinden oder ihn ersetzen, oder in einem Multiplum dieser Zahlen."

1 Theil Wasserstoff verbindet sich mit 8 Theilen Sauerstoff, mit 16 Theilen Schwefel, mit 35,4 Cl, mit 127 Jod; diese Zahlen heißen Verbindungsgewichte oder Aequivalentgewichte (in Bezug auf die Fähigkeit, sich mit 1 Theil Wasserstoff zu verbinden). 1 Theil Wasserstoff in Wasser oder Säuren kann ersetzt werden durch 23 Theile Natrium, 28 Theile Eisen, 32 Theile Zink. 23, 28, 32 heißen Ersetzungsgewichte oder Aequivalentgewichte (in Bezug auf die Fähigkeit, 1 Theil Wasserstoff zu ersetzen).

Wenn nun Sauerstoff und Schwefel sich verbinden, muß dies infolge des Satzes in denselben Gewichtszahlen geschehen, nämlich 8 und 16, in welchen sie 1 Theil Wasserstoff äquivalent sind, oder in einem Multiplum. Es gibt in der That zwei Verbindungen, deren Gewichtsverhältniß ist: 16 Schwefel mit 16 Sauerstoff (2 × 8) und: 16 Schwefel mit 24 Sauerstoff (3 × 8).

Na und Cl müssen sich im Gewichtsverhältniß 23 und 35 verbinden oder in einem Multiplum. Daß sie sich in einem constanten Gewichtsverhältniß zu Kochsalz verbinden, folgt aus dem ersten Gesetz. Daß aber dieses Gewichtsverhältniß dasselbe ist, wie das der Aequivalentzahlen 23

und 35 in Bezug auf 1 Theil Wasserstoff, ist etwas durchaus Neues und Unerwartetes. Es ist das ein Hauptmoment für die chemische Atomtheorie, auf welche Dalton durch das Gesetz der Multipla geführt wurde.

Die Atomgewichte sind nichts anderes als die wahren Verbindungsgewichte der Stoffe. Damit lassen sich alle Gesetze in die einzige kurze Form zusammenfassen: „Stoffe verbinden sich miteinander im Verhältniß der Atomgewichte oder in einem Multiplum."

Diese drei Gesetze geben die Richtung an, in welche die wissenschaftliche Chemie zu Zeiten Berthollets gedrängt wurde. Kein Wunder, daß seine neue Lehre mißtrauisch aufgenommen wurde, da sie sich geradezu in Gegensatz dazu stellte. In dem jahrelangen Streite mit Proust ließ sich Berthollet zu falschen Behauptungen hinreißen, welche sein Gegner leicht widerlegen konnte. Außerdem häuften sich Versuche und Beweise für das Gesetz der constanten und multiplen Proportionen so, daß dieses schließlich als Sieger aus dem Streite hervorging.

Und doch konnte Berthollet in Bezug auf sein Massengesetz sich sogar auf Bergmann selbst berufen, der angibt, man müsse für vollständige Zersetzung etwa eines Salzes durch eine Säure (oder Base) von dieser das Sechsfache von dem anwenden, was eigentlich nöthig wäre. Ferner gab es viele Anomalien, die nach Bergmanns Theorie von der Affinität als der einzigen Ursache chemischer Wechselwirkungen nicht erklärt werden konnten. Daß man fast für jede Anomalie ein neues Wort erfand, z. B. affinitas multiplex, reciproca, producta, praedisponens, konnte wenig helfen und bewies nur das Ungenügende der Theorie. Für Berthollets Gesetz sprach namentlich die „reciproke Affinität", von Macquer 1778 eingeführt. Man fand nämlich, daß bei doppelter Wechselwirkung

$$AB + CD = AC + BD$$

durch geringe Verschiedenheiten der Umstände umkehrbare Processe möglich wurden, indem man das eine Mal $AB + CD$ in $AC + BD$, das andere Mal $AC + BD$ in $AB + CD$ verwandeln konnte.

Trotzdem und trotz aller Gründe, welche Berthollet vorbrachte, ließ man sein System der Massenwirkung fallen, weil es nach dem damaligen Stande der Wissenschaft sich mit dem Gesetze der constanten Gewichtsverhältnisse nicht vereinigen ließ [1].

[1] Und doch wäre die Lösung leicht gewesen, wenn er im Sinne der erst später klar entwickelten Atomtheorie gewußt hätte, daß nicht die Gewichtseinheiten der Stoffe aufeinander einwirken, sondern die Moleküle bezw. die Molekulargewichte.

Damit glaubte man die unbequeme, weil ganz neue und der alten entgegengesetzte Anschauungsweise Berthollets über Ursache und Verlauf chemischer Processe abgethan zu haben. Sie ward vergessen und begraben. Aber

multa renascentur, quae iam cecidere.

Auch die Ideen des großen französischen Forschers sollten ihre Auferstehung feiern und, wenn auch in etwas modificirter Form, die theoretische Chemie der letzten Jahrzehnte in neue Bahnen lenken.

III. Wann und wie sind Berthollets Gedanken wieder erstanden?

Das Streben der Chemiker war von jeher und ist besonders jetzt darauf gerichtet, weniger das Wesen der chemischen Verwandtschaft zu ergründen, als vielmehr ihre Wirkungsweise und besonders ihre Abhängigkeit von physikalischen Bedingungen von Masse, Temperatur und Druck allseitig zu erforschen. Man hoffte dann ein Gesetz zu finden, welches den ganzen Verlauf einer Reaction zwischen gegebenen Stoffen und bei gegebenen Bedingungen vorauszusagen gestattete. Höchstes Ideal wäre es, für eine beliebige Zeit nach Beginn des Processes Art und Quantität der derzeitig vorhandenen Reactionsproducte ähnlich berechnen zu können, wie in der Astronomie mit Hilfe des Newtonschen Gesetzes Ort und Geschwindigkeit eines Planeten für jede beliebige Zeit im voraus selbst für Jahrhunderte angegeben werden kann.

Einen ersten Versuch hat Berthollet vor 100 Jahren gemacht durch sein Gesetz der chemischen Massenwirkung. Der Versuch scheiterte damals an der Unmöglichkeit, die Gesetze der constanten Gewichtsverhältnisse mit seinem Gesetze der Massenwirkung in Einklang zu bringen.

Da begann 1854 Julius Thomsen in Kopenhagen seine umfassenden Untersuchungen auf dem Gebiete der Thermochemie. Mit großem Scharfsinn und mit noch größerer Ausdauer und Geduld erforschte er die Wärmewirkungen chemischer Vorgänge und ihre Gesetze. Die Resultate seiner 32jährigen Beobachtungen sind in einem großen vierbändigen Werke niedergelegt. Schon konnte Thomsen glauben, den Wunderschlüssel zur Klarlegung aller chemischen Processe gefunden zu haben in dem Satze: „Jede einfache oder zusammengesetzte Wirkung von rein chemischer Natur ist von einer Wärmeentwicklung begleitet (1854).“ Mit andern Worten: Es werden nur solche Processe von selbst eintreten, bei welchen ein

möglichst großer Ueberschuß von Bildungswärme über Zersetzungswärme sich bilden kann. Dieses Princip der größten Wärmeentwicklung benutzt Thomsen, um aus einer Reihe möglicher chemischen Reactionen zwischen gegebenen Stoffen diejenige festzustellen, welche die wahrscheinlichste ist. Es entging ihm aber nicht, daß namentlich physikalische Vorgänge, Schmelzen, Verdampfen, Kältemischungen einem allgemeinen Princip der größten Wärmeentwicklung widersprachen, weshalb er es nur als eine bei chemischen Processen häufig zutreffende Regel, nicht aber als allgemein giltiges Naturgesetz hinstellte. Dagegen suchte Berthelot seit 1865 mit allen Mitteln der Erfahrung und seines findigen Geistes das Gesetz als allgemeines Gesetz chemischer Processe zu halten und die Ausnahmen, wenigstens jene auf chemischem Gebiete, gerade durch das Gesetz selbst zu erklären. Schließlich (1894) sah auch er sich gezwungen, die allgemeine Giltigkeit des Princips fallen zu lassen, nachdem die Thermochemie und speciell das Princip der größten Wärmeentwicklung, Berthelots sogen. drittes Princip, fast 40 Jahre die chemische Welt beherrscht hatte.

Die Thermochemie bezw. die Bestimmung der Bildungs- oder Zersetzungswärme chemischer Verbindungen beruht wesentlich auf dem ersten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie, auf der Aequivalenz der verschiedenen Energiearten, speciell auf der Aequivalenz chemischer Energie und Wärme. Die Thermodynamik dagegen untersucht die Frage, ob eine Energieform verwandelbar ist und inwieweit, sowie die Bedingungen der Verwandlungsfähigkeit. Das Verdienst, zuerst die chemischen Processe vom Standpunkte der Thermodynamik betrachtet und auf Dissociationserscheinungen rechnerisch angewandt zu habe, gebührt Horstmann (1869). Er hat zuerst das Entropieprincip der Thermodynamik an Stelle des Princips der größten Wärmeentwicklung als Grundgesetz chemischer Processe aufgestellt: „Ein chemischer Proceß wird denjenigen Verlauf nehmen, bei welchem die Entropie ein Maximum wird.“

Aber wo bleibt Berthollets chemisches Massengesetz und chemisches Gleichgewicht? Da brauchen wir nur zu fragen: Was ist die Parole der heutigen wissenschaftlichen Chemie? Wenn wir absehen von Thermochemie und Thermodynamik, ist es im wesentlichen die Parole Berthollets, chemisches Massengesetz, physikalisches und chemisches Gleichgewicht.

Sein Massengesetz ist nahezu gleichzeitig mit der Entwicklung der Thermochemie und Thermodynamik wieder erstanden in Form des Massengesetzes von Guldberg-Waage (1867), in einer Form, welche von jener

Berthollets nur wenig abweicht. Sie lautet: „Die chemische Wirkung ist proportional der wirksamen Menge, d. h. der in der Raumeinheit enthaltenen Menge."

Während Berthollet sein Gesetz a priori nur aus Analogie mit der Schwerkraft ableitete und nur qualitativ durch Versuche bestätigte, gingen die beiden Norweger in der Ableitung des Gesetzes von der Molekulartheorie aus. Ihr Bestreben war aber dahin gerichtet, das Gesetz nicht nur qualitativ seinem Gedanken nach, d. h. den Einfluß der Masse, sondern auch quantitativ, d. h. die der mathematischen Formulirung des Gesetzes entsprechende Größe des Einflusses durch Versuche zu bestätigen[1]. So ging ihr Bestreben dahin, durch Versuche nicht nur das Gesetz seinem Gedanken nach, nämlich die Massenwirkung, sondern auch seine mathematische Formulirung quantitativ zu bestätigen. Nach diesem Massengesetze treten, wie schon gezeigt wurde, totale Reactionen jedenfalls dann ein, wenn eines der entstehenden Producte in dem Reactionsgemisch bei der betreffenden Temperatur ganz unlöslich ist (fester Niederschlag oder unmischbare Flüssigkeit) oder gasförmig entweicht, indem sowohl der unlösliche als auch der gasförmige Stoff der chemischen Action entzogen wird. In allen andern Fällen können im allgemeinen die Processe nur partiell sein, weil die entstehenden Producte, z. B. C in AC + B → AB + C, rückwärts wirken müssen im Verhältniß der Mengen. Es muß zu einem dynamischen chemischen Gleichgewicht kommen, wo ebensoviel AB durch B aus AC gebildet als durch C wieder zersetzt wird.

Nun ging es daran, diese qualitativen Consequenzen strenger zu beweisen, als es zu Berthollets Zeiten möglich war.

Erstens: man zeigte die Existenz umkehrbarer Reactionen.

Wenn einmal AC + B in AB + C übergehen, und andererseits aus AB + C wieder AC + B werden kann, so kann der Proceß AC + B nicht total sein, er muß partiell sein.

Alkohol und Säure gibt Ester und Wasser (Esterbildung). Aber Ester und Wasser gibt Alkohol und Säure (Verseifungsproceß).

Der Proceß

Alkohol + Säure ⇄ Ester + Wasser

muß also partiell sein.

[1] Es würde zu weit führen, die mathematische Form des Gesetzes zu entwickeln und den Unterschied beider Gesetze, desjenigen von Berthollet und desjenigen von Guldberg-Waage, auseinanderzusetzen.

An Stelle dieses klassischen Processes möge ein einfacheres Beispiel die Schlußweise erläutern.

Trockener Wasserstoff (H) über glühendes Eisenoxyd (Fe_2O_3) geleitet gibt Eisen und Wasserdampf (H_2O), welcher durch den überschüssigen Wasserstoff weggeführt wird:

$$6\,H + Fe_2O_3 = 2\,Fe + 3\,H_2O.$$

Aber Wasserdampf über glühendes Eisen geleitet gibt wieder Eisenoxyd und Wasserstoff, welcher durch den überschüssigen Wasserdampf mit fortgeführt wird:

$$2\,Fe + 3\,H_2O = 6\,H + Fe_2O_3.$$

Wenn demnach die gasförmigen Endproducte nicht fortgeführt werden, so muß es nothwendig zu einem partiellen Proceß, zu einem chemischen Gleichgewicht kommen:

$$6\,H + Fe_2O_3 \rightleftarrows 2\,Fe + 3\,H_2O.$$

In der That, wird glühendes Eisenoxyd mit Wasserstoff (oder glühendes Eisen mit Wasserdampf) eingeschlossen, so stellt sich ein chemisches Gleichgewicht her, ein Gemisch von H, Fe_2O_3, Fe und H_2O. Daß Eisen und Eisenoxyd nebeneinander vorhanden sind, kann man schon mit dem Auge sehen.

Wir haben in diesem Fall ein heterogenes Gleichgewicht, und zwar, wie man sagt, mit drei Phasen, d. h. mit drei verschiedenen je homogenen Theilen, nämlich mit zwei festen Phasen, mit Eisen und Eisenoxyd, und einer gasförmigen Phase, bestehend aus Wasserstoff und Wasserdampf; denn da Gase sich immer homogen mischen, so können beliebige Gase nur einen homogenen Theil, eine Phase bilden. Beim heterogenen Gleichgewicht läßt sich also die partielle Reaction, z. B. die Coexistenz von Fe_2O_3 neben Fe, leicht nachweisen.

Zweitens: man zeigte die Existenz auch des homogenen Gleichgewichts, d. h. eines Gleichgewichts, bei welchem z. B. alle Reactionsproducte löslich sind und mithin eine homogene Masse bilden, in welcher zufolge der vollständigen Mischung jeder beliebige Kubikcentimeter dieselben physikalischen und chemischen Eigenschaften hat.

Kupfersulfatlösung mit Lösung von Chlornatrium gibt ein homogenes Gleichgewicht zwischen Kupfersulfat, Kupferchlorid, Natriumsulfat und Chlornatrium. Aber wie das beweisen! Chemisch ist es unmöglich, denn sobald irgend ein Stoff dazu gesetzt wird, um das eine der vier Producte niederzuschlagen und zu wägen, ändert sich sofort durch Anwesenheit des neuen Stoffes das chemische Gleichgewicht.

In solchen Fällen können nur physikalische Methoden helfen, bei deren Anwendung das Reactionsgemisch absolut intact bleibt. Solche Mittel sind:

1. Die Farbe.

Wenn in obigem Beispiel der Proceß total wäre:

$$CuSO_4 + 2\,NaCl = CuCl_2 + Na_2SO_4,$$

so hätte man statt der blauen Kupfersulfatlösung die grüne Kupferchloridlösung erhalten sollen, da $NaCl$ und Na_2SO_4 sich ohne Farbe lösen. Indem man sich die getrennten Lösungen macht, das eine Mal $CuSO_4$, das andere Mal $CuCl_2$, findet man, daß die Farbe des chemischen Gleichgewichts nicht jene ist, die dem totalen, sondern jene, die einem partiellen Umsatz entspricht, womit die Coexistenz von $CuCl_2$ neben $CuSO_4$ qualitativ bewiesen ist. Mit Hilfe der Absorptionsspectren der Producte, welche im Reactionsgemisch vorkommen können, läßt sich das chemische Gleichgewicht noch leichter und annähernd selbst quantitativ bestimmen. Andere Mittel seien nur noch angedeutet.

2. Optische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes.

3. **Thermochemische Methode (Thomsen 1869).**

4. Volumchemische Methode (Ostwald 1876).

Besonders durch die beiden letzten Methoden wurden Berthollets Grundgedanken, der Einfluß der Masse und die Existenz partieller Reactionen, auch beim homogenen Gleichgewicht glänzend bestätigt, und konnte die Richtigkeit der von Guldberg-Waage aufgestellten mathematischen Form des Massengesetzes selbst quantitativ verfolgt werden in vielen ihrer Consequenzen.

Unterdessen ist das Gesetz der chemischen Massenwirkung durch Horstmann (1869—1873), durch den amerikanischen Forscher Willard Gibbs (1874—1877) und durch van 't Hoff (1884) auf rein thermodynamischem Wege abgeleitet und begründet worden.

Aber was ist aus Bergmans Affinitätslehre geworden? Die chemische Affinität haftet, wie Ostwald bemerkt, den Stoffen ebenso constant und charakteristisch an wie jede andere Eigenschaft, das ist das Richtige der alten Auffassung. Aber sie ist nicht der einzige Factor der chemischen Processe, so daß gerade das Gegenteil von dem eintreten kann, was gewöhnlich eintritt und was infolge der ungleichen Affinitäten von B und C zu A erwartet wird.

Denn neben Temperatur und Druck, was Berthollet außer acht ließ, ist namentlich die Menge der aufeinander einwirkenden Stoffe von ent

scheidendem Einfluß. Was bei der mechanischen Energie Masse und Geschwindigkeit, das ist, um uns ganz roh und im allgemeinen auszudrücken, bei der chemischen Energie Masse und Affinität.

Damit AC durch B zersetzt werde, sind Affinitäten nöthig, und zwar ungleiche Affinitäten von B und C zu A. Wie viel aber zersetzt wird, hängt im allgemeinen von der Menge des Stoffes B ab, es wird zu einem Gleichgewicht kommen, welches bedingt ist durch das Mengenverhältniß der noch freien Stoffe B und C im Zustand des Gleichgewichts. Dieses Mengenverhältniß läßt sich aber berechnen aus dem nach Guldberg-Waage formulirten Massengesetz. Die chemischen Processe erscheinen jetzt wesentlich als Problem der Energieverwandlung. So ist denn die theoretische Chemie besonders durch Anwendung der Thermodynamik zu einer physikalischen Chemie im strengsten Sinne des Wortes geworden. Obwohl Berthollet ausdrücklich hervorhebt, daß sein Massengesetz sich ebenso gut auf physikalische Vorgänge, Salzlösungen, Krystallisationen, Uebersättigungen u. s. w. anwenden lasse, hat er doch nicht geahnt, daß sein „Versuch einer chemischen Statik" sich zu einer physikalischen Chemie, wie sie jetzt im Werden ist, ausgestalten werde, und daß sein Gesetz chemischer Massenwirkung als Folgerung physikalischer Gesetze sich ergeben werde. Trotzdem muß man staunen, wie weit Berthollet seiner Zeit voraus war. Sechzig Jahre später war man erst im stande, seine grundlegenden Gedanken vollständig zu bestätigen und zu vertiefen. Und nach 100 Jahren erst ist seine Devise zur Devise aller Fachmänner der theoretischen Chemie geworden.

Man hat Napoleon mit Alexander verglichen. Denn auch dieser hat auf seinem welterobernden Zuge, aber auf Anregung des Stagyriten, eine Schar von Gelehrten mitgenommen. „Sie hatten aber, wie Arago treffend bemerkt, nur die Aufgabe, die wissenschaftlichen Schätze der besiegten Völker zu sammeln, nicht aber, die Wissenschaft durch eigene Arbeiten zu fördern." Den ersten Anlaß zur Entzifferung der Hieroglyphen gab ein Mitglied des Aegyptischen Instituts. Eine Abhandlung, dem Aegyptischen Institut vor 100 Jahren vorgelegt, enthält bereits die Gedanken und Worte, welche erst gegen Schluß dieses Jahrhunderts die Schlagworte der wissenschaftlichen chemischen Welt geworden sind: Massenwirkung und Gleichgewicht.

Fr. X. Rüf S. J.

Rudyard Kipling.

Ein anglo-indischer Erzähler und Dichter.

Der wachsende Weltverkehr durchsetzt nicht bloß die politische, sondern auch die belletristische Tagesliteratur immer mehr mit internationalen, kosmopolitischen Elementen. Während noch am Anfang des Jahrhunderts vorzugsweise nur Franzosen und Engländer mit unsern eigenen Schriftstellern in Wettbewerb traten, drängen sich jetzt Russen und Norweger, Italiener und Spanier, Schweden und Dänen, Polen und Ungarn immer zahlreicher in unsre Feuilletons, Zeitschriften und Romanbibliotheken ein. Amerika hat sich längst einen hervorragenden Platz auf dem literarischen Weltmarkt erobert. In Rudyard Kipling hat nunmehr auch das englische Indien seine Vertretung gefunden, und die Zeit dürfte nicht so fern sein, wo China und Japan, Australien und Tasmanien, die Staaten von Südamerika und die Inseln des Stillen Oceans das bunte Gewirr der modernen Novellistik mit Originalbeiträgen vermehren werden.

1.

In Europa ist Rudyard Kipling dermalen noch eine Novität. Erst 1890 fanden seine Schriften in England und von hier aus in dem ausgedehnten Sprachgebiet des Englischen weitere Verbreitung. In Deutschland wurde die allgemeine Aufmerksamkeit erst dadurch auf ihn gelenkt, daß während seiner Erkrankung im April 1899 der deutsche Kaiser selbst ihn mit einem theilnehmenden Telegramm beehrte und damit auch seinen Werken eine ganz ungewöhnliche Huldigung zollte. Ob die Nachwelt, beim bunten Wettbewerb der Völker, der unabsehbaren belletristischen Fruchtbarkeit und den sich drängenden Neuheiten, jener Huldigung beitreten wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist Kipling eine interessante, nach mancher Seite hin anziehende Erscheinung.

Kipling ist kein eigentlicher Inder. Seine Familie soll ursprünglich aus Holland stammen. Der Vater war indes Engländer, die Eltern der Mutter, einer geb. Macdonald, gehörten Schottland und Irland an. Die Großväter von väterlicher wie von mütterlicher Seite waren Methodistenprediger, der Vater John Lockwood Kipling war Director der Kunstschule in Lahore, ein geistreicher, feingebildeter Mann, welcher in den verschiedenen Volkssprachen und Religionen Indiens gut zu Hause war. Rudyard, im Jahre 1865 zu Lahore geboren, lernte schon als Kind Hindustani zugleich und Englisch sprechen. Seine Bonne, ein römisch-katholisches Mädchen, nahm ihn mit in die katholische Missionskirche, während er durch andere Dienstboten schon in jungen Jahren den Cult der Mohammedaner, Parsis und Hindus kennen lernte. Als Knabe wurde er behufs höherer Ausbildung nach England geschickt und studirte unter dem Einfluß eines geistlichen methodistischen Onkels erst in einer Anstalt in Yorkshire, dann in dem United Service College zu Westward Ho in Nord Devonshire. Das Leben in beiden Schulen hat er in [illegible]

überaus lebendigen Kindergeschichten „Ba, Ba, Black Sheep“ und „Stalky & Cie.“ sehr anschaulich geschildert. Siebzehn Jahre alt kehrte er 1882 nach Indien zurück und trat als angehender Journalist in den Dienst der Redaction der „Civil- und Militär-Zeitung“ von Lahore. Wie es da zuging, hat er selbst in der Novelle „Der Mann, der König sein wollte“ lebendig beschrieben.

Ein Zeitungsbureau scheint, zum Nachtheil der Disciplin, alle nur erdenklichen Arten von Leuten anzuziehen. Da kommen Damen von der Zenana-Mission und ersuchen den Redacteur, augenblicklich alle seine übrigen Obliegenheiten beiseite zu legen und eine Preisvertheilung in einem Hinterhäuschen eines völlig unzugänglichen Dorfes zu beschreiben; Colonels, die bei einer Beförderung übergangen worden, setzen sich hin und entwerfen Skizzen zu zehn, zwölf oder vierundzwanzig Leitartikeln zu Gunsten der Seniorität gegen willkürliche Auswahl. Missionäre wünschen zu wissen, weshalb man sie nicht den gewöhnlichen Mitteln der Beschimpfung entrinnen ließ, und fluchen unter dem Schutz des Redactions-„Wir“ gegen einen Amtsbruder; verkrachte Theatergesellschaften erscheinen scharenweise, um zu erklären, weshalb sie ihre Annoncen nicht bezahlen können, versprechen aber solches mit Zins und Zinseszins nach ihrer Rückkehr von Neu-Seeland oder Tahiti zu thun; Erfinder von Punkah-Ziehmaschinen, Wagenkoppeln, unzerbrechlichen Schwertern und Wagenaxen erscheinen mit specificirten Preiscouranten und Sprechstunden; Thee- und Handelsgesellschaften kommen herbei und arbeiten ihre Prospecte mit den Federn der Redaction aus. Secretäre von Ball-Comites verlangen mit lautem Geschrei, daß man die Glorie ihres letzten Tanzes ausführlicher behandle; seltsame Damen rauschen herein und sagen: „Ich wünsche 100 Damenkarten sofort gedruckt, seien Sie so gütig“, was offenbar auch zur Pflicht einer Redaction gehört, und jeder verlotterte Bummler, der je die große Heerstraße dahergetrampelt, verlangt Anstellung als Leser von Druckbogen. Und während dieser ganzen Zeit schellt die Telephonglocke wie verrückt, und auf dem Continent werden Könige getödtet und Kaiserreiche gehen an andere Gebieter über und Mister Gladstone ruft Schwefel auf die Britischen Kolonien herab, und die kleinen schwarzen Austrage-Jungen flennen wie müde Bienchen „Kaa-pi cha-ha-yeh“ (Copy wanted — ein Abdruck wird verlangt), und das meiste Papier ist noch so weiß wie Modreds Schild.

Nun, das ist noch der angenehme Theil des Jahres. Aber es gibt ein anderes Halbjahr, wo niemand zum Besuch kommt und der Thermometer Grad um Grad bis zuoberst im Glase steigt, und die Stube so dunkel wird, daß man kaum eben lesen kann und die Pressen glühend heiß anzurühren sind und niemand mehr etwas schreibt als Nachrichten über die Ferienbelustigungen in den Bergstationen oder Todesanzeigen. Das Telephon wird dann zum klingenden Schreckbild; denn er meldet dir den plötzlichen Tod von Männern und Frauen, die du näher gekannt, und die prickelnde Hitze umgibt dich wie ein Gewand, und du sitzest nieder und schreibst: Ein leichtes Zunehmen der Krankheit wird aus dem Khuda-Janta-Khan-District gemeldet. Der Ausbruch ist seiner Natur nach rein sporadisch, und dank den energischen Maßregeln der Districtbehörden hat er schon nahezu sein Ende erreicht. Mit tiefem Bedauern melden wir indes den Tod ꝛc.

Dann bricht die Krankheit wirklich aus, und je weniger darüber gemeldet und berichtet wird, desto besser für den Frieden der Abonnenten. Die Kaiserreiche und Könige aber gehen ebenso egoistisch wie zuvor ihrer Kurzweil nach, und der Hauptredacteur meint, daß ein tägliches Blatt wirklich einmal in 24 Stunden erscheinen muß, und die Leute in den Bergstationen sagen mitten unter ihren Belustigungen: „Gnädiger Himmel! Warum kann das Blatt denn nicht lustiger sein? Hier oben ist doch genug los!"

Das ist die dunkle Mondhälfte, und wie die Annoncen sagen: „Das muß man durchmachen, um es zu würdigen."

In dieser Jahreszeit war es, und zwar in einem ungewöhnlich schlimmen Jahr, daß die letzte Wochennummer des Blattes in den Druck kam, Samstag nachts, d. h. Sonntag Morgen nach dem Brauch der Londoner Zeitungen. Das war eine große Erleichterung; denn unmittelbar nachdem das Blatt gesetzt war, fiel das Thermometer für eine Halbstunde von 96° auf fast 84°, und bei dieser Kälte — man hat keinen Begriff, wie kalt es bei 84° im Grase ist, bis man darum betet — konnte ein müder Mann etwas einschlafen, bis die Hitze ihn wieder weckte.

In so strammer Schule, unter allen Mühseligkeiten einer erdrückenden Geschäftsprosa, eines entnervenden Klimas, kleinstädtisch-enger und doch wieder verwirrend bunter Verhältnisse bildete sich Rudyard Kipling von der Pike auf zum echt modernen Journalisten heran. Sein frischer, elastischer Geist trotzte allen diesen erschöpfenden Mühsalen und schien im Kampfe mit ihnen an Kraft und Leben zu gewinnen. Eine tiefere religiös-wissenschaftliche Bildung konnte er sich in diesem wirren Mischmasch von Orient und Occident, in diesem autodidaktischen von der Hand in den Mund-Leben nicht erwerben, aber eine Masse der verschiedensten Kenntnisse, ein tiefer Blick in Welt- und Menschenleben, den umfassendsten psychologischen Scharfblick und eine reiche persönliche Erfahrung. Einen wirklich poetischen Geist, das Auge eines Künstlers und Beobachters, eine schaffende Sprachgewalt und Reichthum der Erfindung brachte er mit, besonders aber einen fröhlichen, unbändigen Humor. Bei aller strengen Arbeit war er den ganzen Tag zum Lachen und Scherzen aufgelegt.

Was ihm Herzen und Leser gewann und schon vor dem zwanzigsten Jahr seinen Ruf als Schriftsteller begründete, waren die kurzen Erzählungen, die er als Feuilleton in dem Blatte von Lahore zum besten gab, und die drolligen Gedichte, mit welchen er dessen lustige Ecke füllte. Der Redacteur für den eigentlichen Haupttheil der Zeitung, ein Mohammedaner Namens Rukn-eddin, und der Geschäftsführer für die Annoncen lagen sich beständig in den Haaren. Kiplings heitere Beiträge halfen oft diesen Streit ausgleichen: duobus litigantibus tertius gaudet! Freilich beurtheilte Rukn-eddin die Güte der Gedichte hauptsächlich nach dem Spatium. Das wichtigste war, daß sie den freien Raum genau ausfüllten. „Ihre Verse sind sehr gut," sagte er wohl. „Heute haben sie gerade die rechte Länge. Liefern Sie bald wieder ein Gedicht. Eines, das die dritte Spalte füllt, ist gerade das rechte. Das kann man immer gut auf die dritte Seite bringen."

An eine Ausgabe der Gedichte in Buchform dachte Kipling zunächst nicht. Nachdem er indes schon eine große Anzahl beisammen hatte, machte er sich den Spaß, eine Auswahl derselben zu drucken, wofür ihm in den freien Stunden die Zeitungspresse zur Verfügung stand. Als Format wählte er das längliche der officiellen Regierungs-Briefcouverts und ließ nur die eine Seite des Papiers bedrucken, dieselbe mit Draht heften und braun einbinden, so daß das Ganze wie eine Verwaltungsmittheilung aussah. Es wurden ein paar hundert Exemplare gedruckt und an sämtliche Verwaltungsbureaux in Indien, von Aden bis Singapore, von Quetta bis Colombo, verschickt. Das drollige Büchlein fand die günstigste Aufnahme. Der Preis, ein paar Rupien, lief von überall richtig ein und kam ungetheilt dem Verfasser zu. Bloß über das närrische Format wurde geklagt. Man verlangte eine Ausgabe in gewöhnlicher Buchform. Kipling kam dem Wunsche gerne nach und veranstaltete eine vermehrte und verbesserte Auflage. Bald wurden neue Auflagen nöthig. Das Büchlein verbreitete sich östlich bis Singapore und fand seinen Weg auch nach London. Von 1889 an war Kipling ein gemachter Mann. Wie seine Gedichte, so wurden auch seine kleinen Erzählungen überall bewundert.

Er lieferte inzwischen für die „Civil- und Militär-Zeitung" von Lahore und später für den „Pionier von Allahabad" alle Arten von journalistischen Beiträgen, diente auch als Specialcorrespondent in Radschputana und in den nördlichen Grenzprovinzen. Dabei lernte er Indien nach allen Richtungen hin kennen, die ungeheuern Stromebenen wie die Abhänge des Himalaya, die alten Städte der Mogule und die Kolonialniederlassungen der Engländer, das Lagerleben der anglo-indischen Armee und das Leben und Treiben an indischen Fürstenhöfen.

Als er im Jahre 1889 über China und Nordamerika nach England reiste, wurde er schon überall als eine Berühmtheit gefeiert. Drei Jahre später ließ er sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nieder, heiratete hier eine Amerikanerin, Miß Balestier, und baute sich ein Poetenheim zu Brattleboro' in den Bergen von Vermont. Nach dreijährigem Aufenthalt in Amerika reiste er 1895 wieder nach London und arbeitete als Specialcorrespondent für die „Times" und „Morning Post".

2.

Seine Weltberühmtheit wie seine Beliebtheit bei Leuten der verschiedensten Stände dankt Rudyard Kipling unzweifelhaft zunächst seinen kleinen Erzählungen, die er in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht hat: Soldiers three (Drei Soldaten, worin gewisse Stellen aus dem Leben und den Abenteuern der Füsiliere Terence Mulvany, Stanley Ortheris und John Learoyd vorgeführt werden, nebst andern Geschichten). The phantom rickshaw, Mine own people, The story of the Gadsbys, Many inventions, Plain tales from the Hills, Jungle books u. s. w. Indien mit seinem bunten Völkergewühl, seinen mannigfaltigen Sprachen, Religionen, Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen hat als ein gewissermaßen noch neuer, kaum bearbeiteter Stoff zum Erfolg dieser Erzählungen nicht

wenig beigetragen. Man wird hier wie mit einem Zauberschlag in eine ferne, wildfremde Welt versetzt, in welcher die bekannten Culturverhältnisse der eingewanderten und herrschenden Europäer selbst ganz ungewohnte Formen annehmen, ein Nachklang alt-orientalischen Märchenzaubers die schlichten, primitiven Zustände der Eingeborenen verklärt, Asien und Europa in den wirrsten und sonderbarsten Gegensätzen aufeinander stoßen, die Natur selbst mit ihren subtropischen und tropischen Formen, ihrem wunderbaren Reichthum der Erzählung einen neuen, überraschenden Hintergrund gewährt. Die Gesellschaft der in Indien wohnenden Europäer bietet an sich keine solche Fülle und Mannigfaltigkeit an verschiedenen Typen wie etwa eine europäische Großstadt oder ein ganzes europäisches Land; aber England, Irland und Schottland sind darin doch in den verschiedensten Gestalten vertreten, ebenso die religiösen Richtungen und Schattirungen Großbritanniens vom Katholicismus durch alle Sectenverschiedenheiten des Protestantismus bis zum völligen Agnosticismus und zur Apostasie. Recht, Verwaltung, Gerichtswesen, Polizei, Unterricht und Schule, Geldgeschäfte, Journalismus und Handel, häusliches und geselliges Leben, Verkehr, Vergnügen, Laster und Tugend spiegeln die britische Eigenart wieder, aber meist in einer Umformung, die humoristische und komische Contraste erweckt. Sogar die heimatlichen Unterhaltungen, Bälle und Concerte, Cricket und Lawntennis bekommen an den Abhängen des Himalaya oder im Palmenschatten altindischer Fürstenstädte ein neues Gepräge. Selbst der englische Bankier und Geschäftsmann, der schottische Prediger, der irische Soldat scheint da gewissermaßen ein anderes Wesen zu werden. Dazu kommen dann aber die braune Dienerschaft, die indische Dorfbevölkerung, die Mohammedaner und Parsis der Städte, die afghanischen Grenzer, die chinesischen Opiumraucher, das ganze Babylon von Mythologie, Aberglauben, Wahnglauben, Volks- und Sprachmischungen, das die Jahrtausende im Fünfströmeland wie an den Ufern des Ganges zurückgelassen haben.

Mit einem solchen Bilderbuch hätte wohl schon ein weniger beanlagter Novellist als Rudyard Kipling sein Glück machen können. Hätte er erst ein Jahrzehnt sogen. vergleichende Religionswissenschaft, Geschichte und Culturgeschichte, dazu die Novellistik der europäischen Völker studirt, so hätte er wohl ganze Romanbibliotheken à la Ebers zu stande bringen können. Damit hätte aber vielleicht das bunte Bilderbuch einen guten Theil seines Reizes verloren. Statt jener gelehrten Vorbereitung brachte der siebzehnjährige Novellist nicht viel mehr von Europa zurück als eine tüchtige sprachliche Schulung, die volle Frische seiner Jugend und ein wahrhaft geniales Erzählertalent.

Genial ist vor allem seine Beobachtungsgabe zu nennen. Die betäubende Buntheit des Schauspiels berückt ihn nicht, stört ihn nicht, verwirrt ihn nicht. Mit der Bestimmtheit und Klarheit eines ergrauten Psychologen faßt er die einzelnen Erscheinungen in ihrem nächsten Zusammenhang auf, in der ganzen vollen Einheit, die sie im wirklichen Leben besitzen, greift einen einzelnen, oft anekdotenhaften, aber immer packenden Zug heraus und gestaltet ihn zugleich zur fesselnden Handlung wie zur lebenswahren Charakteristik. Alle seine Gestalten leben, handeln, sprechen in wenig Worten ihre ganze Individualität aus. Es

sind keine Marionetten, es sind keine Papiermaché-Figuren, nach documents humains künstlich ausgearbeitet; es sind Wirklichkeiten, von einem poetischen, verständnißinnigen Dichter nach dem Leben photographirt. Man glaubt, sie gesehen, gesprochen zu haben. Man möchte noch gerne mehr von ihnen hören; aber so kurz die Geschichten sind, es fehlt ihnen nie an einem befriedigenden Schluß. Als Hauptvorzug seiner Auffassung wie seiner Darstellung bezeichnet der englische Kritiker Henry James wohl mit Recht die naive Jugendfrische, welche seine Erzählungen belebt.

„Ich möchte diese außerordentliche Jugendlichkeit sein Fensterbrett nennen — die Stütze, auf die er sich etwas übermüthig lehnt, während er, die Pfeife im Mund, auf das bunte Schauspiel der Menschheit herabsieht.“ Als andere charakteristische Eigenschaften bezeichnet er „seine wunderbare Leichtigkeit, die nur von seiner sichern Stoffwahl übertroffen wird, sein keckes Temperament, die Biegsamkeit seines Talentes, seine Ungenirtheit, die stets an das Rauchcabinet erinnert, seine freundschaftliche Vertrautheit mit Indien, so rasch, so vollständig und zugleich so selbständig erworben, seine Freude an Kampf und Schlacht, sein Interesse für die Frauen und nicht minder für die Männer und überhaupt alles, seine Entschlossenheit, sich über nichts täuschen zu lassen, seine Begeisterung für das britische Weltreich, seine Liebe für das häusliche Leben, für den schlichten Soldaten und den gemeinen Mann“.

3.

Da es nicht möglich ist, in einer kurzen Skizze die unabsehbare Menge der von ihm gezeichneten Gestalten vorzuführen, müssen wir uns begnügen, wenigstens von seiner Art zu erzählen eine Probe zu geben. Wir wählen hierzu das heitere Geschichtchen „Von dem rebellischen Elefanten“, das echt indisches Colorit besitzt.

Es war einmal ein Kaffeepflanzer in Indien, der ein Stück Waldland roden wollte, um eine Kaffeepflanzung anzulegen. Nachdem er alle Bäume gefällt und das Unterholz verbrannt hatte, waren die Baumstrünke noch übrig. Dynamit ist theuer und langsames Feuer langsam. Das beste Mittel, Baumstrünke wegzubringen, ist der Fürst aller Thiere, der Elefant. Er wird den Strunk entweder mit seinen Stoßzähnen ausreißen, wenn er welche hat, oder ihn an Stricken herausziehen. Der Pflanzer miethete sich also Elefanten, erst einzelne, dann zu zwei und drei, und ging ans Werk. Der beste aller Elefanten gehörte dem schlechtesten aller Treiber oder Mahauts; das vorzügliche Thier hieß Moti Gudsch. Es stand im unbedingten Besitz seines Mahauts, was unter dem Regiment der Eingeborenen nie der Fall gewesen wäre; denn Moti Gudsch war ein Geschöpf, nach welchem Könige verlangt hätten, und sein Name bedeutete in Uebersetzung Perle der Elefanten. Weil das Land unter britischer Herrschaft stand, genoß Deesa, der Mahaut, ungestört seines Besitzes. Er war ein Verschwender. Wenn er durch die Kraft seines Elefanten genug Geld gemacht hatte, trank er sich einen gehörigen Rausch an und schlug dem Moti Gudsch mit einem Zeltpflock auf die zarten Hufe seiner Vorderfüße. Moti Gudsch stampfte bei solchen Gelegenheiten

Deesa nie zu todt; denn er wußte, daß Deesa, nachdem er ihn geprügelt, seinen Rüssel umarmen und weinen und ihn seine Liebe und sein Leben und die Leber seiner Seele nennen würde. Moti Gudsch trank sehr gern Branntwein, mit Vorliebe Arrak, obwohl er sich auch Palm=Toddy gefallen ließ, wenn es nichts Besseres gab. Deesa legte sich dann gewöhnlich zwischen den Vorderfüßen des Moti Gudsch zum Schlafe nieder, und da Deesa sich zum Schlaf die Mitte der Straße zu wählen pflegte und Moti Gudsch strenge Wache über ihn hielt, und kein Pferd, keine Fußgänger noch Wagen passiren ließ, stockte aller Handel und Wandel, bis Deesa sich würdigte, aufzuwachen.

Während des Rodens auf der Plantage gab es kein Schläfchen. Der Arbeitslohn war zu hoch, um ihn aufs Spiel zu setzen. Deesa saß auf dem Nacken des Moti Gudsch und befehligte ihn, während Moti Gudsch die Baumstrünke ausrodete; denn er besaß ein paar prächtige Stoßzähne; er zog auch wohl am Ende eines Strickes; denn er hatte ein paar prächtige Schultern, während Deesa ihm hinter die Ohren schlug und ihn den König aller Elefanten nannte. Am Abend spülte dann Moti Gudsch seine drei Centner Grünes mit einem Quart Arrak hinunter, und Deesa trank sich auch seinen Theil daran und sang Lieder zwischen den Füßen des Moti Gudsch, bis es Zeit war, sich schlafen zu legen. Einmal die Woche führte Deesa den Moti Gudsch hinab an den Fluß, und Moti Gudsch lag behaglich im seichten Wasser, bis Deesa mit einem Schrubber von Cocosbast und einem Backstein über ihn kam. Moti Gudsch verwechselte den wuchtigen Schlag des letztern nie mit dem Patsch des erstern, der ihn mahnte, aufzustehen und sich auf die andere Seite zu legen. Dann untersuchte Deesa seine Füße, prüfte seine Augen und hob den Rand seiner mächtigen Ohren auf, wenn sich etwa Wunden oder ein Keim von Augenentzündung zeigte. Nach der Inspection erhoben sich die beiden wieder mit einem Lied vom Meeresstrand; Moti Gudsch, ganz schwarz und glänzend, schwang einen abgerissenen, zwölf Fuß langen Baumast in seinem Rüssel, und Deesa knüpfte sein eigenes langes, nasses Haar auf.

So führten sie ein friedliches, einträgliches Leben, bis Deesa das Verlangen in sich aufsteigen fühlte, wieder einmal einen tiefen Trunk zu thun. Er wünschte einen Rausch. Die kleinen Tränke, die nirgends hinführten, brachten ihn um alle Manneskraft.

Er ging zu dem Pflanzer und sagte weinend: „Meine Mutter ist gestorben."

„Sie starb bei der letzten Pflanzung vor zwei Monaten, und sie starb schon einmal früher, als du letztes Jahr bei mir arbeitetest," sagte der Pflanzer, der das Treiben der Eingeborenen schon ein wenig kannte.

„Dann war es meine Tante, und sie war ganz wie eine Mutter für mich," sagte Deesa, noch mehr weinend. „Sie hat achtzehn kleine Kinder ohne jegliche Nahrung hinterlassen, und ich muß ihre kleinen Magen stopfen," sagte Deesa, indem er sein Haupt auf den Boden beugte.

„Wer brachte dir die Nachricht?" sagte der Pflanzer.

„Die Post," sagte Deesa.

„Seit voriger Woche ist keine Post hier eingetroffen. Geh heim an dein Geschäft.“

„Eine verheerende Krankheit hat mein Dorf heimgesucht, und alle meine Weiber sind am Sterben,“ schrie Deesa, diesmal wirklich in Thränen.

„Rufe Chihun, der von Deesas Dorf kommt!“ sagte der Pflanzer. „Chihun, hat der Mann da ein Weib?“

„Der?“ sagte Chihun. „O nein! Kein Weib aus unserem Dorf würde den eines Blickes würdigen. Sie würden eher den Elefanten heiraten.“

Chihun lachte laut auf. Deesa weinte und schluchzte.

„Du wirst gleich in Nöthen gerathen,“ sagte der Pflanzer. „Geh heim an dein Werk.“

„Nun will ich beim Himmel die Wahrheit sagen,“ schluchzte Deesa auf wie in plötzlicher Eingebung. „Ich habe zwei Monate keinen Rausch gehabt. Ich will fort, um mich ordentlich zu betrinken, weit weg von dieser himmlischen Plantage. So werde ich keine Störung verursachen.“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Pflanzers. „Deesa,“ sagte er, „du hast die Wahrheit gesagt, und ich würde dir sofort Urlaub geben, wenn man etwas mit Moti Gudsch anfangen könnte, während du fort bist. Aber du weißt, er gehorcht nur deinen Befehlen.“

„Möge das Licht des Himmels 40 000 Jahre leben! Ich werde nur kurze zehn Tage abwesend sein. Danach werde ich wiederkehren, bei meiner Treu und Ehre und Seele. Gibt mir der Himmelssohn für diese unbedeutende Frist gnädigst Bewilligung, Moti Gudsch herbeizurufen?“

Die Bewilligung ward ertheilt, und auf den schrillen Pfiff Deesas wankte der gewaltige Stoßzahnträger aus dem Schatten einer Baumgruppe, wo er sich mit Staub überschüttet hatte, bis sein Meister wieder käme.

„Licht meines Herzens, Beschützer der Trunkenen, Berg der Macht, schenk mir Gehör!“ sagte Deesa, indem er sich ihm gegenüberstellte.

Moti Gudsch gab Gehör und grüßte mit seinem Rüssel. „Ich gehe fort“, sagte Deesa.

Moti Gudsch zwinkerte mit den Augen. Er liebte das Herumstreichen ebensosehr als sein Herr. Man konnte dabei den Weg entlang alle Arten guter Dinge aufschnappen.

„Aber du, du närrisches, altes Schwein, du mußt daheimbleiben und arbeiten.“

Das Zwinkern erstarb, als Moti Gudsch versuchte, sich fröhlich zu zeigen. Er verabscheute das Wurzelausreißen in der Plantage. Es that seinen Zähnen weh.

„Ich gehe für zehn Tage fort, Entzückendster! Halt deinen Vorderfuß auf, und ich will dir die Sache darauf einprägen, du warzige Kröte von Schmutz und Schlamm!“ Deesa nahm einen Zeltpflock und schlug Moti Gudsch auf die Hufe. Moti Gudsch grunzte und watschelte von einem Fuß auf den andern.

„Zehn Tage,“ sagte Deesa, „wirst du arbeiten und ziehen und Bäume auswurzeln, wie Chihun dir befehlen wird. Nimm Chihun auf und setze ihn auf

deinen Nacken!" Moti Gudsch krümmte die Spitze seines Rüssels, Chihun setzte seinen Fuß hinein und wurde so auf den Nacken des Elefanten geschwungen. Deesa übergab Chihun den mächtigen Ankis — den eisernen Elefantenstachel.

Chihun puffte den Kopf des Moti Gudsch wie ein Straßenarbeiter seine Pflastersteine.

Moti Gudsch trompetete.

„Sei still, du Schwein aus dem Hinterwald! Chihun ist dein Mahaut für zehn Tage. Und nun sag mir Lebewohl, mein Herzensbeest! O mein Herr, mein König, Juwel aller erschaffenen Elefanten, Lilie der ganzen Herde! Bewahre deine kostbare Gesundheit und sei brav! Adieu."

Moti Gudsch wand seinen Rüssel um Deesa und schwang ihn zweimal in der Luft. Das war seine Art, Lebewohl zu sagen.

„Er wird nun schon arbeiten," sagte Deesa zu dem Pflanzer. „Kann ich gehen?"

Der Pflanzer nickte, und Deesa verschwand im Wald. Moti Gudsch kehrte um, um Baumstrünke zu roden.

Zehn Tage geht alles gut. Als aber Deesa auf die versprochene Frist nicht zurückkehrt, wird Moti Gudsch unwillig und hört auf zu arbeiten.

„Wenn du nicht arbeiten willst, so sollst du auch nicht essen," sagte Chihun zornig. „Du bist ein wilder Elefant und gar kein erzogenes Thier. Packe dich fort in die Dschungels."

Chihuns kleines braunes Kind krabbelte an der Thür der Hütte herum und streckte seine fetten Aermchen nach dem Riesenschatten vor der Thüre aus. Moti Gudsch wußte wohl, daß das Kind Chihun das theuerste auf Erden wäre. Er streckte seinen Rüssel aus mit einer verlockenden Biegung am Ende, und das braune Kind warf sich jauchzend hinein. Moti Gudsch machte rasch und zog den Rüssel empor, bis das braune Kind zwölf Fuß über dem Kopf seines Vaters schrie.

„Großer Herr!" sagte Chihun, „die besten Mehlkuchen, zwölf an Zahl, zwei Fuß breit und in Rum getaucht, sollst du augenblicklich haben und zwei Centner frisch geschnittenes Zuckerrohr dazu. Nur bring mir das arme Ding wieder heil auf den Boden, das mein Herz und Leben ist."

Moti Gudsch ließ das Kind behaglich zwischen seinen Vorderfüßen nieder, mit denen er Chihuns Hütte zu Zahnstochern hätte zermalmen können, und wartete auf sein Futter. Er fraß es, und das braune Kind krabbelte hinweg.

Bevor es zu weitern Fährlichkeiten kommt, kehrt Deesa endlich glücklich zurück und bringt Moti Gudsch wieder in das gewohnte Geleise.

4.

Zartbesaitete Gemüther dürften sich wohl nicht allerwegen mit Kiplings Erzählungen befreunden. Er weiß zwar in der „Geschichte der Gadsbys" das Schnick=Schnack=Geplauder junger Täubchen, die Seufzer alter Koketten, das verliebte Gewisper und das erste Schmollen eines neuvermählten Paares mit

Flüstern des Krankenzimmers, die Vaterfreuden über ein phänomenales Baby u. dgl. in feinster Weise zu skizziren; aber auch in den Salon hinein dringt gelegentlich etwas von dem, was Henry James den Duft der „Rauchcabine" nennt. Seine ersten Lieblingsfiguren waren nicht eben feine Gentlemen, sondern die tapfern Füsiliere und Kasernenhelden Mulvany, Ortheris und Learoyd, die stark nach Whisky und Tabak duften, nichts weniger als Tugendmuster sind und eine Mischung von englisch-irisch-schottischem Dialekt mit gelegentlich hindostanisch-arabischen Brocken reden, für die man in keinem akademischen Lexikon Aufschluß findet und die sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben lassen. Auch die Offiziere, Beamten, Residenten, Kaufleute, Reisenden, die er auftreten läßt, führen nicht gerade das erbaulichste Leben. Von Trunk, Ausschweifung, leichtfertigen und sogar ehebrecherischen Verhältnissen ist des öftern die Rede. Ein armes Offizierchen erschießt sich wegen einiger beleidigenden Worte, die ihm eine vielumworbene Salondame zugeschleudert, und seine ältern Freunde, die zu spät gekommen, den verhängnißvollen Schuß zu verhindern, melden seinen Angehörigen in England aus lauter Mitleid und Humanität, daß er plötzlich der Cholera zum Opfer gefallen. Die Europäer schnapsen und lumpen, lügen und schwindeln überhaupt fast ärger als die ihnen unterworfenen Inder, die Nachkommen jener Ur-Arier, die von unsern gelehrten Indologen und Pantheisten als die größten Wahrheitsfreunde der Welt so überschwänglich gepriesen zu werden pflegen. Ja, so schlecht führen sich die Christen sein sollenden Engländer auf, daß das protestantische Missionswesen eine klägliche Rolle spielt und man „ohne die Wohlthat eines Klerus" (without benefit of clergy) besser durchs Leben kommt als mit den Tractätchen. Fast schreckhaft düster und peinlich wirken die Skizzen, welche von den Nachtseiten Calcuttas, „der Stadt der schrecklichen Nacht" (The city of dreadful night) entworfen werden.

Bei vielen Geschichten hat der Stoff einen so immoralischen Hautgout, daß man sie anständigerweise kaum lesen könnte, wenn sie Zola oder einem ähnlichen Franzosen in die Hände gefallen und nach deren Art breit ausgeführt wären. Das sind sie aber glücklicherweise nicht. Kipling vertuscht zwar die unschönen Dinge nicht, redet vielmehr sehr offen und mitunter derb, fast mit cynischem Anflug; aber er spekulirt sichtlich nicht auf Erregung niederer Leidenschaften, er berichtet nur ziemlich skrupellos, wie es das Zeitungsschreiben mit sich bringt, und läßt in der Gesamtheit des Culturbildes schon durchblicken, daß ihm nicht nur vor dem unendlichen Jammer graut, den Sünde und Verbrechen über die Menschheit bringen, sondern auch vor dem trüben Quell des Lasters selbst, wenn er auch direct nicht zu moralisiren pflegt.

Als Philosoph und Theolog tritt Kipling überhaupt kaum auf; er bleibt bei seinem Metier, dem Feuilleton. Er will unterhalten und ergötzen. Er ist dabei nicht wählerisch, aber sein gesunder Menschenverstand und ein gewisses low church-Christenthum bewahrten ihn vor schlimmen Excessen. Bedeutende Aufschlüsse über den Hinduismus und seine mannigfaltigen Formen, den Mohammedanismus und den Parsismus, wie ihre Stellung zum Christenthum sind aus seinen Erzählungen nicht zu gewinnen. Da kann man bei Wilson, Hunter und

andern mehr lernen, da bleibt auch Novellisten in größerem Stil noch viel zu thun. Welchem Bekenntniß Kipling selbst huldigt, ist aus seinen Erzählungen kaum zu ersehen. In einer derselben, „Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin“, macht er sich zwar ziemlich deutlich über den modernen Agnosticismus und Positivismus lustig, gibt aber nicht zu verstehen, welche Form des Christenthums er für die richtige hält; ja indem er den Positivismus praktisch ad hominem widerlegt, stellt er seine Widerlegung selbst wieder in eine komische oder halb komische Beleuchtung.

„Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin“ hebt also an:

Das ist genau genommen keine Geschichte. Es ist ein Tractätchen, und ich bin unendlich stolz darauf. Ein Tractätchen verfassen, das ist ein Festmahl.

Jedermann hat ein Recht auf seine eigenen Ueberzeugungen, aber niemand — am wenigsten ein junger Herr — hat das Recht, sie andern Leuten in die Gurgel hinabzustopfen. Die Regierung schickt dann und wann wundersame Civilbeamte, doch Mac Goggin war der sonderbarste seit langer Zeit. Er war geschickt, von glänzendster Geschicklichkeit — aber seine Geschicklichkeit nahm in ihrem Wirken nicht den richtigen Weg Anstatt sich an das Studium der Volkssprachen zu halten, hatte er Bücher gelesen, die, wie ich glaube, von einem Manne Namens Comte und einem Manne Namens Spenser und einem Professor Clifford geschrieben waren. (Man wird diese Bücher in der Bibliothek finden.) Sie behandeln das Innere des Menschen vom Standpunkt von Leuten, die keinen Magen haben. Es war ihm nicht verboten, sie zu lesen, aber seine Mutter würde ihn angeschmatzt haben. Sie gärten in seinem Kopf, und er kam nach Indien mit einer Religion, die weit, weit über seine Arbeit hinaus verdünnt war. Sie war kaum ein Credo mehr. Sie bewies nur, daß die Menschen keine Seelen hätten und daß es keinen Gott und kein Jenseits gäbe, und daß wir uns irgendwie zum Besten der Menschheit durchquälen müssen.

Einer ihrer untergeordneten Grundsätze schien zu sein, daß es nur noch eine größere Sünde gäbe, als einen Befehl zu geben, nämlich einem solchen zu gehorchen. So sagte wenigstens Mac Goggin; ich vermuthe indes, daß er seine Elementarschulbücher falsch verstanden hat.

Ich sage kein Wort gegen sein Credo. Es wurde in der Stadt London fabricirt, wo es nur Maschinen, Asphalt und Bauten gibt, alles in dichten Nebel eingehüllt. Ganz natürlich verfällt da einer auf den Glauben, es gebe nichts Höheres als ihn selbst und daß die Metropolitan-Verwaltung der öffentlichen Arbeiten alles gemacht hat. Aber hier zu Lande, wo man wirklich die Menschheit — die rohe, braune, nackte Menschheit — sieht und nichts zwischen ihr und dem strahlenden Himmel, und nichts unter den Füßen als die ausgetretene, ausgenutzte Erde, da stirbt jene Vorstellung hinweg, und die meisten Leute kommen auf einfachere Anschauungen zurück. Der Grund ist der. Der Deputirte steht über dem Assistenten, der Commissar über dem Deputirten, der Lieutenant-Gouverneur über dem Commissar, der Vicekönig über allen vier, unter den Befehlen des Staatssecretariats, das der Kaiserin verantwortlich ist. Wenn die Kaiserin nicht ihrem Schöpfer verantwortlich ist — wenn es keinen Schöpfer gibt, dem sie

verantwortlich sein kann —, dann muß unser ganzes Verwaltungssystem falsch sein. Das ist offenbar unmöglich. Zu Hause mag man die Leute entschuldigen. Sie bleiben guten Theils im Stall und werden intellectuell übermüthig. Nimmst du ein sich bäumendes, vom Haber gestochenes Pferd zum Reiten, so geifert und schäumt es über das Gebiß, bis du die Gabeln daran nicht mehr sehen kannst. Aber das Gebiß ist und bleibt doch da. In Indien werden die Leute nicht vom Haber gestochen. Klima und Arbeit verstatten nicht, Brick-Spiel mit Worten zu treiben.

Hätte Mac Goggin sein Credo mit den großen Anfangsbuchstaben und den Endungen auf „ismus“ bei sich behalten, so würde sich niemand darum gekümmert haben; aber seine Großväter von beiden Seiten waren Methodistenprediger gewesen, und die Neigung zum Predigen zeigte sich auch bei ihm. Er wollte jeden in seinem Club zu der Einsicht bringen, daß er keine Seele habe, und ihm helfen, des Schöpfers loszuwerden. Wie viele gute Leute ihm sagten, hatte er unzweifelhaft keine Seele, weil er noch so jung war, aber daraus folge nicht, daß die ihm an Alter überlegenen auch noch so unentwickelt wären; ob es aber eine andere Welt gebe oder nicht, darüber wollte einer erst seine Zeitung noch nachlesen. „Darauf kommt's nicht an — darauf kommt's nicht an!“ pflegte Aurelian dann zu sagen. Da warfen die Herren die Sophakissen nach ihm und riethen ihm, an einen besondern Ort zu gehen, an welchen er glaubte. Sie nannten ihn den „Blastoderm“, da er behauptete, von irgend einer Familie dieses Namens in prähistorischen Zeiten abzustammen, und suchten ihn durch Spott und Gelächter zum Stillschweigen zu bringen; denn er war eine unerträgliche Langweile für den Club und dazu ein Stein des Anstoßes für die ältern Herren.

Infolge seines Hochmuths will Aurelian Mac Goggin alles besser machen als andere Leute, arbeitet ohne Rast und Ruh, überanstrengt sich, wird von einem Schlage getroffen, der ihm den Gebrauch der Zunge und das Gedächtniß raubt. Die Sprache kommt langsam wieder, aber das Gedächtniß will nicht wieder kommen. Der Arzt schickt ihn deshalb in die Berge.

„Aber ich verstehe es nicht,“ sagte der Blastoderm. „Es war doch mein eigener Geist und mein eigenes Gedächtniß.“

„Ich kann nicht helfen,“ sagte der Doctor. „Es gibt viele Dinge, die wir nicht verstehen können, und nach der Zeit, welche Sie unter meiner Behandlung standen, werden Sie genau ermessen, wie viel ein Mensch auf dieser Welt sein eigen nennen kann.“

Der Schlag schüchterte den Blastoderm ein. Er konnte ihn nicht begreifen. Er ging ins Gebirge in Furcht und Zittern, voll Besorgniß, ob es ihm gelingen würde, den angefangenen Satz zu Ende zu bringen.

Das gab ihm ein heilsames Gefühl von Mißtrauen. Die richtige Erklärung, daß er sich überanstrengt, befriedigte ihn nicht. Ein gewisses Etwas hatte die Sprache von seinen Lippen gewischt, wie eine Mutter dem Kinde die Milch von den Lippen wischt, und er war bange — schrecklich bange.

Weiter kommt es mit der Bekehrung des Herrn Aurelian Mac Goggin nicht. Es ist immerhin ein erster Schritt. Aber für einzelne Menschen wie

für ganze Völker reicht es doch nicht hin, ein „gewisses Etwas" über sich anzuerkennen, in dessen Macht Augenlicht, Gesundheit und Leben steht. Gerade ein Riesenreich wie Indien, mit seiner verwickelten Religionsgeschichte, drängt doch auf eine tiefere Lösung der Welträthsel.

5.

Kipling hat sich auch im Roman versucht, aber hier nicht so viele Lorbeeren geerntet wie mit seinen Erzählungen. Sein Roman „Das erloschene Licht" (The light that failed) spielt in England, und zwar im Kreise von Künstlern und von Zeitungs-Specialcorrespondenten, welche anfangs in Aegypten, später im Sudan wider den Mahdi thätig sind. Ein paar junge Leutchen, die sich schon als Kinder kennen und lieben gelernt, kommen auseinander und widmen sich beide der Malerkunst. Sie finden sich in London wieder, aber Liebe und Lebensglück scheitern daran, daß Maisie, ohne besonderes Talent für die Kunst, in eitler Selbsttäuschung Erfolge erringen will, während Dick, der sich als Specialzeichner in Aegypten emporgearbeitet, sie durch ein Kunstwerk übertrumpfen und enttäuschen will, dabei aber erblindet und völlig schiffbrüchig, seinen Freunden in den Sudan nachreist und dort durch eine feindliche Kugel von seinen Lebensqualen erlöst wird. Viele Stellen, besonders das erste Leben und Treiben der beiden Kinder, sind überaus poetisch. Ueber dem Ganzen aber lagert ein düsterer pessimistischer Londoner Nebel. In der Zeichnung der Erblindung erreicht Kipling die hohe psychologische Kunst nicht, die Collins in seiner „Blinden Miß Finch" entwickelt. Mit der feinen künstlerischen Durcharbeitung des klassischen englischen Romans überhaupt kann seine frische, kecke Jugendlichkeit sich nicht messen; doch die Darstellung ist überaus lebenswahr, packend und oft tief ergreifend.

Nach Amerika verschlagen, hat es Kipling nicht verabsäumt, auch die Neue Welt, die Heimat seiner Braut, in seiner Weise zu studiren und zu schildern. Das geschieht in der Erzählung „Die muthigen Kapitäne" (Captains courageous). Dieser Titel bezeichnet nicht etwa amerikanische Seehelden oder Piraten, sondern gewöhnliche Fischer, welche an den Küsten von Neufundland dem Stockfischfang obliegen. Sie retten Harvey Cheyne, den Sohn eines amerikanischen Eisenbahnkönigs, der eine zu starke Cigarre geraucht hat und, von Uebelkeit erfaßt, von dem Verdeck eines transatlantischen Dampfers in die See gerollt ist. Er benimmt sich seinen Lebensrettern gegenüber als ein hochmüthiger Protz, wird aber von ihnen allgemach gebändigt, indem sie ihn zwingen, am Fischfang theilzunehmen. Bei der rauhen Arbeit legt er sein anmaßendes Wesen ab und wird ganz vernünftig. So wird der Kabeljau zum Mittelpunkt einer Fabel, welche die Unarten des amerikanischen Geldprotzenthums, wie die guten und schönen Seiten der Yankees in ergötzlichster Weise zeichnet.

Kiplings Gedichte danken ihre Eigenart und Beliebtheit theils dem modernen, soldatischen Volkston und einer Jovialität, die mitunter ziemlich tief herabsteigt, theils glänzend ausgeführten erotischen Stoffen, theils der Begeisterung, mit welcher er das „größere Britannien", das englische Weltreich, besungen, theils dem religiö-

sittlichen Ernst, der einzelne dieser patriotischen Gedichte beherrscht. Im Gegensatz zu den modernen Revolutionsdichtern besingt Kipling herzhaft Autorität und Gehorsam, Gott und Religion. In einem solchen patriotisch=martialischen Liede ruft er sogar die Madonna an:

„Maria, schmerzensreiche,
O rett' mit holdem Flehn
Die Seelen, die schon morgen
Vor Gott dem Richter stehn.
Vom Weib sind sie geboren,
In Noth sie alle sind;
Den Freunden wie den Feinden,
Madonna, zeig dein Kind!"

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Das Leben Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt von Dr. **Joseph Grimm**, b. geistl. Rath und k. o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Mit bischöflicher Approbation. 8°. Regensburg, New York, Cincinnati, Fr. Pustet, 1894 und 1899.

Sechster Band: **Geschichte des Leidens Jesu.** Erster Band. (VI u. 671 S.) Preis *M.* 5.

Siebenter Band. Unter Benützung der Vorarbeiten von † Dr. **Joseph Grimm** bearbeitet von Dr. **Joseph Zahn**, Subregens des bischöflichen Priesterseminares zu Würzburg. **Geschichte des Leidens Jesu.** Zweiter Band. (XIV u. 652 S.) Preis *M.* 5.

Es war Herrn Dr. Joseph Grimm nicht vergönnt, sein verdienstvolles Werk „Leben Jesu" zum Abschluß zu bringen. Im Jahre 1876 erschien der erste Band; 1894 der sechste, welcher den ersten Theil der Leidensgeschichte bis zur Verurtheilung Jesu umfaßt. Die Vorzüge der Grimmschen Darstellung sind bekannt und anerkannt: eine vielseitige, auch aus dem Alten Testamente geschöpfte Beleuchtung der evangelischen Ereignisse, treffende Kennzeichnung der Wichtigkeit und Tragweite der messianischen Worte und Werke, feine psychologische Schilderung der Stimmungen handelnder Personen, genaue Darlegung der Beweggründe, des Aufbaues, der fortschreitenden Entwicklung der messianischen Aufgabe, eingehende Charakteristik. Hierbei ist nicht zu verkennen, daß manchmal eine gewisse Breite und eine Vorliebe für Wiederholungen der Hauptanschauungen sich geltend macht. Diese Eigenthümlichkeiten nebst einer dem Verfasser eigenen Schreibweise in Wortstellung finden sich auch im sechsten Bande. Als besonders ansprechende Ausführungen erscheinen da die Abschnitte: Ursprung und Sinn des Paschatypus (S. 28 ff.), Paschafeier (S. 44 ff.), die Eucharistie als Opfer und Sacrament (S. 124), Jesu Todesangst, Untergang des Verräthers, Verhör vor Annas und Kaiphas, Jesus vor Pilatus. In exegetischer Hinsicht nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch die Begründung der Verschiebung des Osterfestes von seiten der Juden (S. 68 f.), die Erklärung einiger Stellen, z. B.: „Satan hat verlangt, euch zu sieben", „der kaufe ein Schwert", „ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten"; der Zusammenhang der Rede Jesu Joh. 15 (S. 157. 167. 177. 212) u. s. f. Daß der Jüngling, der relicta sindone nudus profugit

ab eis (Marc. 14, 52), Marcus sei, wird S. 409—419 ausführlich befürwortet; desgleichen wird mit Nachdruck das rechtswidrige Verfahren gegen Jesus hervorgehoben (S. 448. 479. 585. 619). Als das Prätorium, die zeitweilige Residenz des Pilatus in Jerusalem, wird die Burg Antonia angenommen (S. 542).

Was Dr. Grimm (er starb am Neujahrstage 1896) nicht mehr vollenden konnte, hat ganz in seinem Geiste und in seiner Auffassung trefflich Dr. Zahn im siebenten Bande zu Ende geführt. Für die ersten drei Kapitel und die größere Hälfte des vierten (Aufbruch nach Golgatha — Auf dem Weg nach Golgatha — Kreuzigung — Jesus am Kreuze) stand dem Herrn Verfasser noch ein Manuscript des Hingeschiedenen zur Verfügung. Für die übrigen Theile der Leidensgeschichte, für Auferstehung, Jesu Erscheinungen und Himmelfahrt fanden sich keine schriftlichen Vorarbeiten vor. Diese hat Dr. Zahn selbständig bearbeitet und durch eine ausgiebigere Berücksichtigung der verschiedenen exegetischen Schwierigkeiten und durch reichlichere Citate jedenfalls einen Vorzug vor der sonstigen Manier Grimms sich angeeignet. Besonders gut ist die Geschichte der Auferstehung und die Uebereinstimmung der evangelischen Berichte dargelegt. Die einschlägigen Fragen aus der Alterthumskunde über die Form des Kreuzes u. dgl. sind gut erörtert: mit Recht entscheidet sich der Verfasser für crux immissa und für die Annagelung an das bereits aufgerichtete Kreuz. Die Erörterungen über den Kreuzweg (S. 55), die Kreuzinschrift (S. 130), Maria unterm Kreuz (S. 155), über die Bedeutung der Finsterniß (S. 182), des Todes Jesu (S. 217), über Jesu Wort: quorum remiseritis peccata (S. 404) und dessen Erscheinung am See Genesareth (S. 448) dürften nebst der ganz berechtigten Anklage gegen die fälschlich sogen. „historische Kritik" (S. 438) ein besonderes Interesse beanspruchen. Für zwei Zugaben wird man dem Herrn Dr. Zahn vorzüglich dankbar sein: für die so übersichtliche und mit verschiedenen nützlichen Hinweisen versehene „Synopsis. Das Leben Jesu nach den vier Evangelien" (S. 596—620) und für das „Register zum ganzen Werke" (Bd. I—VII) S. 621—652, in dem die Seitenzahlen der ersten und zweiten Auflage des Grimmschen Werkes bei den betreffenden Stichworten vermerkt sind. Das Register empfiehlt sich durch Reichhaltigkeit und Genauigkeit. — Man kann sich nur freuen, daß das „Leben Jesu" von Dr. Grimm durch Dr. Zahn einen so entsprechenden Abschluß gefunden hat. Möge nun das ganze Werk mit seinem gediegenen Inhalt, seiner großartigen Auffassung der Person des Heilandes und seines Werkes, und seiner echt frommen und salbungsvollen Darstellung recht dazu beitragen, bei Geistlichen und Laien eine größere Kenntniß und innigere Liebe dessen hervorzurufen, der da ist Ziel und Mittelpunkt aller Geschichte, der ganzen Schöpfung: Iesus Christus heri et hodie: ipse et in saecula (Hebr. 13, 8).

Jos. Knabenbauer S. J.

Notes on a History of Auricular Confession. By *P. H. Casey* S. J. 8°. (118 p.) Philadelphia, McVey 1899. Preis *M.* 1.

Dieses Büchlein verdient eine etwas längere Besprechung, weil dadurch zugleich ein größeres Werk ins richtige Licht gerückt wird.

Im Jahre 1896 erschien in Philadelphia eine dreibändige „Geschichte der Ohrenbeicht und der Ablässe in der lateinischen Kirche" von Henry Charles Lea.

Wenn es bei einem Geschichtswerke lediglich auf die Menge des zusammengetragenen Materials ankäme, dann müßte man manchen Partien dieser „Geschichte" das Prädicat „vorzüglich" zuerkennen. Herr Lea hat Geld genug, um ein Heer von Abschreibern an den verschiedensten Bibliotheken zu beschäftigen. So läßt sich leicht eine außergewöhnliche Erudition erreichen, die freilich theuer bezahlt werden muß, aber, was den Aufwand geistiger Kraft anbelangt, doch recht billig ist.

Sind dagegen gründliche Kenntniß des zu behandelnden Gegenstandes, Treue und Zuverlässigkeit in Mittheilung der Beweisstücke nach ihrem wahren Sinne, Unparteilichkeit und ruhiges Abwägen Erfordernisse, die man billigerweise an einen echten Geschichtschreiber stellen kann, dann trägt das Werk des Herrn Lea mit Unrecht den Titel „Geschichte".

Hier ein Beispiel. Auf S. 114 des ersten Bandes lesen wir: „Es scheint, die Manichäer waren die ersten, welche die Schlüsselgewalt entdeckt haben. Ihre Auserwählten durften kein Geld anrühren; wenn sie nun in Nahrungssorgen waren, so unternahmen sie es, um Brod Sünden zu vergeben. Ephräm der Syrer beschuldigt sie bitter dafür; nur einer ist, der Sünden vergeben kann, ausgenommen im Taufritus." Als Beleg für diese Behauptung steht in einer Fußnote: *Wegnern*, Manichaeorum indulgentiae p. 187—88 (Lipsiae 1827). — **Canes morbidi sunt qui, cum panis buccellas non inveniant, peccata et debita remittunt. Qua in re admodum rabiosi sunt et digni, qui contundantur; quum unus tantum, qui remittere posset.**

Daß der Text verstümmelt ist, muß jedem beim Lesen sofort klar werden. Er steht vollständig, nur mit einigen ungenauen Uebersetzungen, in dem angeführten Werke, dessen Titel lautet: Manichaeorum indulgentias cum brevi totius Manichaeismi adumbratione e fontibus descripsit Aug. Vict. de Wegnern. Der syrische Text nebst lateinischer Uebersetzung findet sich in den Opera omnia S. Ephr. syriace et latine II. 440. Im Zusammenhange besagt der Text das Gegentheil von dem, was Lea ihn sagen läßt.

Noch mehr. Vor beiläufig einem halben Jahrhundert hat der rühmlichst bekannte Syrologe Pius Zingerle die ganze Stelle eingehend behandelt (Theologische Quartalschrift [Tübingen 1841] S. 574 ff.). Er schreibt unter anderem: „Um die Leser gleich in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, mit welchem Rechte Herr v. Wegnern den hl. Ephräm für seine Behauptungen mißbrauchen konnte, legen wir ihm am füglichsten anfangs schon die bestrittene Stelle vor Augen, und zwar in Wegnerns lateinischer Uebersetzung, um vor jedem Verdacht der Unredlichkeit sicher zu sein.

„Im zweiten Gesange gegen die Ketzer, der vorzüglich gegen Bardesanes, Marcion und Manes gerichtet ist, äußert sich Ephräm gegen die Manichäer also: **Ecce canes Manetis hominem quemlibet invadunt, cuique obvio propter panem quotidianum adblandientes. Canes morbidi sunt, qui quum panis**

bucellas non inveniant [1] (quibus esurientes vesci possint), peccata et debita remittunt. Qua in re admodum rabiosi sunt et digni, qui contundantur, quum Unus tantum sit, qui peccantibus peccata remittere possit. Ad arbitrium suum torquent verbum Veracis (Iesu Christi), qui discipulis suis potestatem dedit semel tantum per aquas humanae naturae peccata expiandi, ipsisque concessit, ut solverent et ligarent; hunc vero, qui ligatus esset, Eum precibus adire iussit, qui omnia remittit, ut, qui omnia expiat, nos quoque ob dolorem nostrum expiaret [2]. Namque par est (angore malae conscientiae) conturbari [3], qui languori animi deditus peccatis se obruit. Quodsi vero is, qui omnia remittit, propter dolorem nostrum etiam nobis peccata remittit, nugae sunt, quod illi pro panis frustulis nobis peccata remittunt. Propheta ille, Busi filius, contra te vaticinatus est [4]: Panis frustulis vaticinia vendunt, et inquinatis porrigunt [5]. Et sublata est poenitentia ventris gratia. Cave, puer, ne his hominibus confidas, ne operam perdas. Canna enim quassata est remissio eorum: namque qui peccatum condonare [6] audet, is illud adauget. Inerti quidem et homini pravorum morum haec sapientia admodum placet. Neque profecto quisquam foret, qui in gehennam descenderet, et mihimet ipsi arrideret hic mos minime laboriosus.

[1] „Herr v. Wegnern hat hier offenbar falsch übersetzt. Das Syrische heißt: qui quum frangere nequeant. Der hl. Ephräm spielt dadurch auf die abergläubischen Possen der Manichäer in Bezug auf das Brod und andere Speisen an, von denen der hl. Epiphanius und Theodoret reden. Vergleiche auch v. Wegnerns Schrift selbst S. 143. 144 oder Stolbergs Religionsgeschichte 9. Band, LXXIV." [Anmerkung Zingerles.]

[2] „Genauer übersetzt heißt das Syrische: Nam sane ille, qui omnia expiat, ob dolorem nostrum nos expiat. Diesen Sinn erfordert auch die Verbindung der Sätze." [Anm. Z.]

[3] Der Zusammenhang zeigt hier auffallend, daß im syrischen Verbum der Sinn des Zerschlagenwerdens, Leidens durch Reue und Buße liege. Wer sich von der Lust der Sünde verführen ließ, muß gerechterweise leiden, lehrt hiermit der hl. Ephräm.

[4] „Besser und richtig übersetzt: Persuadet tibi, convincit te: davon überzeugt dich" u. s. w. [Anm. Z.]

[5] „Soll übersetzt sein: Frustula (ut) mercedem vaticiniorum dederunt (Judae) inquinatis (illis prophetis). Anstatt vendunt hätte v. Wegnern emunt setzen sollen; das Subject im Syrischen sind die den falschen Prophetinnen Brod reichenden Juden, um sich eitle Wahrsagungen zu erkaufen. Der hl. Ephräm spielt auf Ezechiel 13, 17. 19 an, die Nichtigkeit der manichäischen Sündennachlassung mit der Nichtigkeit jener erkauften Weissagungen vergleichend." [Anm. Z.]

[6] „Die Worte des Urtextes heißen wahrscheinlicher: dum peccatum expiat (haec remissio, ut a Manichaeis iactatur), adauget illud. Der hl. Ephräm braucht ein Verbum, das purificare heißt, und spielt dadurch vielleicht auf die vom hl. Augustin erwähnte Secte der Manichäer an, die sich Catharistas, purificantes nannten, propter quasdam horrendas et exsecrandas purificationes, quas exercebant, wie Jos. Assemani in der Biblioth. oriental. bemerkt." [Anm. Z.]

„So lauten Ephräms Worte. Nach ihrer Durchlesung wird sich nun freilich jeder wohlunterrichtete und unbefangene Leser wundern, wie man dadurch auch nur auf den Gedanken von manichäischen Ablässen und ihrer Vergleichung mit den katholischen verfallen könne.

„Ungezwungen ausgelegt, lehrt der hl. Ephräm in den angeführten Strophen seines Gesanges nichts anderes als: ‚Die Manichäer lassen Sünden nach ohne Reue und Buße, bloß für ihnen dargereichte Nahrung. Darüber sind sie streng zu tadeln, weil sie keine Gewalt dazu haben und Christi Worte anmaßend auf sich anwenden; denn Sünden nachlassen kann nur Gott. Gottes Sohn aber hat seinen Jüngern (also nicht Menschen außer seiner Kirche, wie die Manichäer sind) die Macht verliehen, einmal durch die Taufe Sünden nachzulassen, dann auch durch die Gewalt, zu binden und zu lösen. Wird jemand der Lösung nicht würdig erachtet, so muß er sich mit Reue flehend zu Gott wenden und durch Buße die Lossprechung verdienen. Weil demnach Buße nothwendig ist, und ohne sie die Sünden nicht erlassen werden können, muß man die manichäische Weise, Sünden nachzulassen, als Trug und eitles Spiel verwerfen, wodurch die Armen, die darauf bauen, nur noch tiefer in das Elend der Sünde gestürzt werden.‘

„Daß ich in dieser meiner Auslegung des hl. Ephräm das Mindeste verdreht oder hineingelegt habe, wird Wegnern selbst oder was immer für ein protestantischer Leser mir nicht vorwerfen können. Ich habe wahrlich die treueste und natürlichste Erklärung der Stelle gegeben, die dann aber freilich nicht gegen, sondern für die katholische Lehre spricht, und insbesondere für die der Kirche gegebene Schlüsselgewalt, und für die von der katholischen Kirche allezeit gelehrte **Nothwendigkeit der Buße“ u. s. w.**

So schrieb vor mehr als fünfzig Jahren ein Mann, dessen gediegene Kenntniß und redliche Gesinnung nie jemand in Zweifel gezogen hat.

Was ergibt sich aber aus dieser Auseinandersetzung für das Werk des Dr. Lea?

Erstens: Die Behauptung Leas, er habe sich aus Unparteilichkeit ausschließlich an katholische Quellen und katholische Autoritäten gehalten und von der Benutzung protestantischer Schriftsteller abgesehen (Bd. I, Vorrede), ist falsch.

Zweitens: Entweder hat Lea die Stelle im Zusammenhang gelesen oder nicht. Hat er sie nicht gelesen, so wirft das ein eigenthümliches Licht auf seine Gründlichkeit und Zuverlässigkeit; hat er sie aber gelesen, so kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er die Worte in ihren geraden Widersinn verdreht hat.

Drittens: Obschon bereits vor einem halben Jahrhundert die Behauptung Wegnerns von einem geachteten Gelehrten als haltlos erwiesen wurde, führt Lea dieselbe als ein Beweisstück an, ohne der Widerlegung auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun.

Es wäre nun nicht schwer, die übrigen Beweise, die Lea gegen die katholische Lehre von der Beicht vorbringt, in ähnlicher Weise nachzuprüfen und ihre Haltlosigkeit bloßzulegen. Aber das eine Beispiel zeigt [illegible]

Behauptungen gründlich zu widerlegen, eine viel größere Reihe von Bänden erforderlich sein würde — gewiß eine höchst langwierige und langweilige Arbeit für Schriftsteller und Leser.

Soll also das mit einem solchen Schein von Gelehrsamkeit auftretende Werk ohne Einrede seinen Weg durch die Welt nehmen können? Soll man es bei einem allgemeinen und deshalb unwirksamen Protest bewenden lassen?

P. Casey scheint die rechte Mitte gefunden zu haben. Er greift eine einzelne Frage heraus, aber freilich die Kernfrage: ob nach der Lehre der Heiligen Schrift und der Kirchenväter Christus seiner Kirche die Schlüsselgewalt verliehen habe, d. h. die Gewalt, die nach der Taufe begangenen Sünden nachzulassen. Der betreffende Abschnitt aus Leas Werk wird vollständig vorgelegt und die einzelnen Behauptungen der Reihe nach einer scharfen, aber gerechten Kritik unterzogen.

Das Schlußergebniß kleidet Casey in die Worte: „Wir haben Linie für Linie zehn Seiten des ersten Bandes geprüft. Unsere Leser werden eine weitere Untersuchung wohl für überflüssig halten. Die Frage, welche Herr Lea in diesem Abschnitte behandelt, ist die Kernfrage des ganzen Werkes; und doch wie viele falsche Voraussetzungen, wie viele unberechtigte Schlüsse, wie viele Unterdrückungen der Wahrheit, wie viele Verdrehungen der Väterlehre, mit einem Worte, wie viele Advocatenkniffe haben wir nicht in seiner Darstellung gefunden? Herr Lea ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Advocat, er bietet nicht Geschichte, sondern Polemik. Er schreibt, um eine Behauptung zu beweisen, einen Proceß zu gewinnen, einen Gegner in ungünstiges Licht zu setzen. Er führt uns seine Zeugen aus dem Alterthume vor, gute und schlechte ohne Unterschied; ob Ketzer, ob Rechtgläubige, alle sind willkommen, wenn sie sich nur eine Aussage abpressen lassen, die seinem Zwecke dient. Zeigen sie sich aber widerspänstig und verrathen sie Neigung, gegen ihn zu zeugen, dann sucht er sie auf Widersprüchen zu ertappen. Das sind aber nicht die Mittel und Wege großer Geschichtschreiber, solcher Mittel bedient sich überhaupt kein Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, die Wahrheit bekannt zu machen. Solcher Mittel bedient sich nur ein Mann, dessen Lebensaufgabe es zu sein scheint, den Katholicismus in Mißcredit zu bringen und die Nichtkatholiken rücksichtlich der Anschauungen ihrer Väter im Glauben irre zu führen. Was aber dieses Gebaren für alle, die darüber nachdenken, noch widerwärtiger macht, ist der Umstand, daß derartiges im Namen und unter der Maske der Geschichte geschieht."

Wer immer Leas History of Confession liest, der wird, falls es ihm um die Kenntniß der Wahrheit zu thun ist, nicht versäumen, Caseys Werkchen zum Vergleich und zur Nachprüfung der betreffenden Stellen heranzuziehen. Hat Casey bewiesen, was er beweisen wollte, dann ist das ganze übrige Werk Leas hinfällig; denn dieses Werk ist geschrieben, um darzuthun, daß nach der Lehre des Alterthums die Schlüsselgewalt von Christus der Kirche nicht verliehen wurde, sondern daß dieselbe eine spätere Erfindung sei.

Man glaube aber nicht, daß lediglich Casey so über Leas Buch urtheilt. Nicht nur katholische Zeitschriften, wie Dublin Review (Oct. 1897), The Tablet (21. Nov. 1896), The Catholic World (March 1897), sondern auch

protestantische Blätter, wie das Athenaeum (19. Sept. 1896) und die Theologische Literaturzeitung (1897, Sp. 463 ff.), haben ein gleich vernichtendes Urtheil gefällt.

Aus dem letzten Blatte seien nur einige Worte Karl Müllers angeführt: „Ich halte vor allem die ganze Grundlage der Construction für verfehlt: es hat sich sehr gerächt, daß Lea der ältesten Entwicklung so gut wie gar keine Aufmerksamkeit gewidmet und nach ganz dürftigen Brocken gearbeitet hat. Er theilt im ganzen die Auffassung, die Steitz unter uns verbreitet hat, wonach im Alterthume Buße nur das Mittel gewesen wäre, den Sünder mit der Kirche auszusöhnen, und erst die Scholastik des 12. Jahrhunderts definitiv die Anschauung festgestellt hätte, daß der Priester im Namen Gottes Sünden vergebe. . . . Ich kann also Lea gegenüber nur wiederholen, daß die Anschauung von Steitz den geschichtlichen Thatbestand auf den Kopf stellt. . . . Auch die Geschichte der Beicht ist demnach nicht richtig gezeichnet. . . . Auch der Art, wie Lea die Geschichte der geheimen Buße beschreibt, wird man in fast allen Hauptpunkten widersprechen müssen. . . ."

Das genügt. Leas Werk ist eine reichhaltige Materialiensammlung, die mit Vorsicht benutzt werden kann, eine Geschichte der Beichte ist sie nicht.

Christian Pesch S. J.

Theologia catholica tempore medii aevi. Ab anno 1109–1563. **Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae**, theologos exhibens aetate, natione, disciplinis distinctos. Tom. IV. Edidit et commentariis auxit ***H. Hurter*** S. J. 8⁰. (VII S., 1356 Sp. u. CCLV S.) Oeniponte, libraria academica Wagneriana, 1899. Preis *M.* 18.

Dem ursprünglichen Plane nach behandelte P. Hurters Nomenclator nur diejenigen katholischen Gottesgelehrten, deren Todesjahr zwischen dem Ausgang des Trienter und dem Beginn des Vaticanischen Concils liegt. Nachdem eine zweite Auflage die Grenzen dieses Zeitraumes nach vorwärts bis in die Gegenwart vorgerückt hatte, greift der nunmehr vorliegende Ergänzungsband auch tiefer in die Vergangenheit hinein, indem die ganze Zeit der scholastischen Theologie seit dem Tod des hl. Anselm in den Kreis der Darstellung einbezogen wird.

Die Eigenart des Hurterschen Nachschlagewerkes ist bekannt. Es will weder eine Geschichte der Theologie sein, noch eine Bibliographie in dem Sinne, daß von jedem Theologen sämtliche Werke in sämtlichen Ausgaben aufgezählt und nach den Anforderungen gelehrter Bücherkunde beschrieben würden. Es ist eben ein „Nomenclator", d. h. es will mit den Vertretern der heiligen Wissenschaft, deren Namen in den theologischen Büchern dem Anfänger zunächst als unbekannte Fremdlinge entgegentreten, die nöthige Bekanntschaft vermitteln, indem Auskunft ertheilt wird über die Zeit und Umstände, in welchen sie lebten, über die Werke, welche sie schufen, über deren Richtung, [illegible], Bedeutung für Vergangenheit oder Gegenwart.

Von einer Darstellung des geschichtlichen Entwicklungsganges der Theologie sieht der Verfasser dabei ab; die Ordnung der besprochenen Theo-

gelehrten erfolgt zum großen Theil nach äußerlichen Gesichtspunkten. Jedes Jahrhundert zerlegt der hochwürdige Verfasser vorab in Abschnitte von 20—30 Jahren, innerhalb dieser Zeiträume werden dann die Gelehrten, deren Todesjahr in die betreffende Zeitspanne trifft, zunächst nach den einzelnen theologischen Disciplinen, dann nach den Nationen zusammengeordnet. Höchstens nebenbei, mitunter nur in Anmerkungen, bringt der Verfasser einiges bei, was die verschiedenen Entwicklungsstufen der heiligen Wissenschaft im allgemeinen zu beleuchten und zu zeichnen geeignet ist. Warum der Verfasser einer solchen Anordnung den Vorzug gab, hat er in der Einleitung zu dem ganzen Werk ausgesprochen und in dem Vorwort zu dem vorliegenden Band wiederholt. Für das Höchste, was sich in geschichtlicher Darstellung anstreben läßt, hält er sie nicht, und es ist auch gewiß ein Uebelstand, wenn der äußere Rahmen des Buches dazu zwingt, z. B. Albert den Großen († 1280) erst nach seinem Schüler Thomas von Aquin († 1274) zu behandeln. Allein für eine theologische Literaturgeschichte im höchsten Sinne schien dem Verfasser, als er sein Werk in Angriff nahm, die Zeit noch nicht gekommen, und auch jetzt noch hält er eine solche bei dem Mangel an den nöthigen Vorarbeiten für ein Unternehmen, das die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt. Im Grunde werden viele dem Verfasser Dank wissen, daß er auf eine Pragmatik verzichtete, die vorderhand doch mehr glänzender Schein als dauerhafte Wirklichkeit wäre. An aprioristischen Urtheilen über Scholastik und Scholastiker ist ohnehin kein Mangel, und jedenfalls bildet seine Leistung für den künftigen Geschichtschreiber eine sehr brauchbare Vorarbeit und für den Theologen der Gegenwart ein unentbehrliches Nachschlagewerk.

Was den vierten Band des Nomenclators angeht, so braucht man nur eine beliebige Seite aufzuschlagen, um sofort denselben Fleiß und dieselbe Sorgfalt wiederzufinden, welche die andern Bände auszeichnen. Was man sonst aus Dutzenden von Büchern, und mitunter schwer erreichbaren Büchern, sich mühsam zusammensuchen mußte, findet man jetzt in bequemer Form auf wenigen Seiten in einer Weise geboten, die zur vorläufigen Orientirung völlig ausreicht. Dem Gegenstand nach bot freilich dieser letzte Band eine praktisch unüberbrückbare Schwierigkeit, welche bei den frühern Bänden nicht im Wege stehen konnte. Für die nachtridentinische Zeit ist der Niederschlag des ganzen wissenschaftlichen Lebens und Strebens in gedruckten Werken enthalten; sowohl die Ergebnisse der Forschung wie der Weg, auf dem sie gewonnen wurden, lassen sich darin deutlich genug erkennen. Für das Mittelalter liegen die Dinge anders. Die Ergebnisse der so angestrengten und regen wissenschaftlichen Thätigkeit, wie sie namentlich in den Werken des hl. Thomas von Aquin sich krystallisirt haben, sind uns allerdings zugänglich. Fragt man aber, wie Leistungen wie die Summa des Aquinaten zu stande gekommen sind, wieviel er seinen Vorgängern verdankt und nicht verdankt, in welchen Kämpfen seine Lehre sich durchsetzte und behauptete, so sind wir fast völlig im Dunkeln. Zum größten Theil blieben eben die Werke der mittelalterlichen Theologen ungedruckt, und bei allem Eifer der Neuzeit für geschichtliche Forschung haben sich die Gelehrten nur in ziemlich spärlicher Zahl gefunden, welche genügende Kenntniß der Theologie mit dem Sinn für Geschichte

so weit verbunden hätten, daß sie einer Aufgabe wie der Aufhellung der mittelalterlichen Literaturgeschichte der Theologie gewachsen gewesen wären. P. Hurter hat sich deshalb in vorliegendem Band auf diejenigen Theologen des Mittelalters beschränkt, deren Werke gedruckt vorliegen, d. h. mit andern Worten, während in den drei ersten Bänden, wenn auch nicht eine theologische Literaturgeschichte, so doch wenigstens das Material für eine solche geboten wird, gilt dies von dem vierten Band nur in sehr beschränktem Maße. Die gedruckte Literatur gibt für das Mittelalter nur eine äußerst unvollständige Vorstellung von dem reichen und regen Leben, das damals an den großen Mittelpunkten der Wissenschaft pulsirte. Vielleicht gibt nichts eine klarere Anschauung von dem mangelhaften Stand unseres Wissens als die Thatsache, daß die Theologen aus der Zeit von 1564 bis 1894 in drei Bänden des Nomenclators auf zusammen 4087 Spalten behandelt wurden, während für die Zeit von 1109—1563 ein einziger Band von 1350 Spalten genügte. Sucht man sich an der Spaltenzahl des Nomenclators dies Verhältniß zu vergegenwärtigen, und nimmt man als Schlußpunkt des Mittelalters das Jahr 1500, so entfallen auf 394 Jahre der Neuzeit 4517 Spalten, während 451 Jahre des Mittelalters auf 920 Spalten abgemacht werden konnten.

Trotz dieses Mangels, der in der Sache begründet ist, kann man P. Hurters neueste Arbeit nur als eine höchst dankenswerthe bezeichnen. Aufklärung über nur handschriftlich vorhandene mittelalterliche Werke wird der Theologiestudirende nur in seltenen Fällen bedürfen, über das gedruckt Vorliegende aber reicht der vierte Band des Nomenclators aus.

Für eine neue Auflage erlauben wir uns auf einige Druckfehler in den Namen Boutaric (Sp. 261), Hüffer und Chifflet (Sp. 65), Delitzsch (Sp. 1097), Petrus Blesensis (Sp. 134 u. sonst) aufmerksam zu machen. Es würde sich vielleicht empfehlen, gleich am Kopf der einzelnen Artikel die betreffenden Gelehrten nicht nur mit ihrem Vornamen zu bezeichnen. Ist z. B. Sp. 14 von einem Gottfried, Sp. 86 von einem Gerhoh die Rede, so ist man ziemlich lange im ungewissen, welcher Gottfried und Gerhoh gemeint ist, was vermieden würde, wenn gleich die unterscheidenden Beinamen Vindocinensis, Reichersbergensis beigefügt wären. Theofried von Echternach (Sp. 45) ist in der Teubner'schen Bibliothek mittelalterlicher Lateiner in neuer Ausgabe erschienen. Die Erklärung zur Geheimen Offenbarung unter den Werken des hl. Ambrosius (Sp. 5) gehört vielleicht dem Ambrosius Autpertus zu. Tremoniensis und [illegible] (Sp. 101) sind Bezeichnungen derselben Stadt. Ueber Stimmel, Pessel und Thomas (Sp. 1210) ist P. Braunsbergers Aeußerung Bd. II, S. 77 seiner Ausgabe der Canisiusbriefe zu vergleichen. Ueber den sogen. „Catholicus" [illegible] gibt nähere Auskunft Professor Ehrhard in Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur. Letzteres Werk hätte für die von P. Hurter angeführten byzantinischen Theologen allenthalben mit Nutzen Verwerthung finden können.

C. A. Kneller S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Venticinque anni del Cristianesimo nascente. Da Giovanni Semeria, Barnabita. 8°. (XII e 393 p.) Roma, F. Pustet, 1900. Preis *Fr.* 4.

Im November 1897 wurde in Genua mit Billigung des hochw. Erzbischofs eine Scuola superiore di religione eröffnet. Die für Universitätsstudenten und gebildete Laien berechneten Vorträge sollen zwei Curse umfassen: uno strettamente religioso, l'altro artistico-religioso. Vorliegende Schrift bietet 16 Vorträge der erstern Art. Der durch manche exegetische Arbeiten vortheilhaft bekannte Verfasser führt uns hier in klarer, fesselnder Darstellung ein in die Geschichte, Verhältnisse, Kämpfe und Erfolge des entstehenden Christenthums, angefangen vom ersten Pfingstfeste bis zur Thätigkeit des Apostels Paulus in Ephesus. Der erste Vortrag ist der Untersuchung über Verfasser, Glaubwürdigkeit, Zweck und Quellen der Apostelgeschichte gewidmet. Hier wie in den übrigen Vorträgen (Letture) zeigt sich der Herr Verfasser gut vertraut mit den verschiedenen Fragen und Ansichten, die heute in katholischer und akatholischer Exegese vorgetragen werden. Ohne sich in trockene Erörterungen einzulassen, versteht er es, ein lebendiges, anschauliches Bild der allmählich sich gestaltenden Verhältnisse und der fortschreitenden Entwicklung zu entrollen. In ansprechender Weise wird die Geschichte der Vergangenheit auch als Lehrerin der Gegenwart vorgeführt, so z. B. in betreff der Methode der Apologetik (p. 75 sgg.) und der socialen Frage (p. 120 sgg.). Ein Hauptaugenmerk ist auf den sehr gut erbrachten Nachweis gerichtet, daß die Apostelgeschichte und die paulinischen Briefe sich gegenseitig ergänzen und in Anbetracht der verschiedenen Gesichtspunkte beider doch ein einheitliches, übereinstimmendes Gesamtbild darstellen. Der Herr Verfasser spricht sich p. 307 für die südgalatische Ansicht aus, d. h. der Brief an die Galater richtet sich an die Gemeinden von Pisidien, Ikonium u. s. f. (Apg. Kap. 13. 14). Die Nikolaiten der Apokalypse gelten ihm als anderer Name für die Balaamiten (p. 131). Vor der Erwählung der Sieben (Apg. Kap. 6) läßt er die Apostel selbst die Vertheilung der Almosen vornehmen (p. 128. 133); allein schon die Worte: Non est aequum nos derelinquere verbum Dei et ministrare mensis besagen (abgesehen von andern Umständen; Apg. 6, 1) deutlich genug das Gegentheil. Uebrigens bemerkt der Verfasser selbst, daß nach der Lesart des Codex D bereits von Anfang an hebräische Diakonen die Vertheilung besorgten. Der Herr Verfasser findet es bloß wahrscheinlich, daß Gal. 1, 19 „Apostel" im strengen Sinne gebraucht sei; allein der Zweck, den Paulus vor Augen hat, sodann 1, 17 schließen jeden Zweifel aus; zudem ist zu bedenken, daß Apostel im weitern Sinne auch Barnabas genannt wird (Apg. 14, 4), und mit Barnabas ist Paulus in Jerusalem zusammengetroffen (Apg. 9, 27). Wenn demnach Paulus schreibt: Alium autem apostolorum vidi neminem, nisi Iacobum fratrem Domini, so ist es zweifellos, daß Jacobus Apostel im eigentlichen Sinne wie Kephas war. — Für derartige Vorträge sind diese Letture mustergiltig nach Form und Inhalt.

Pastoral-Psychiatrie. Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken, zusammengestellt von Dr. Ign. Familler, Curat an der Kreisirrenanstalt Karthaus Prüll. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und des bischöfl. Ordinariats Regensburg. 8°. (X u. 180 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis M. 2.20.

Das Werk ist nicht bloß ein Handbuch für Anstaltsseelsorger und soll auch nicht bloß dieses sein. Jeder in der Seelsorge irgendwie thätige Priester kann sehr leicht in die Lage kommen, solche behandeln oder für solche Rath geben zu müssen, welche den psychisch Belasteten mehr oder weniger zuzurechnen sind. Eine frühzeitig eingeleitete richtige Behandlung kann große physische und moralische Uebel hindern oder schon bestehende mildern. Der Herr Verfasser betont daher nicht mit Unrecht, daß eine gewisse Kenntniß der Psychiatrie den Priestercandidaten durchweg vonnöthen sei. Dieselbe wird mit genügender Ausführlichkeit in der ersten und größern Hälfte vorliegenden Werkes geboten. Die verschiedenen Formen des Irreseins werden nach ihren Aeußerungen und dem gewöhnlichen Verlauf der Krankheit sowohl als auch nach ihren Ursachen, Veranlassungen und Dispositionen besprochen, um auf diese Weise feste Grundsätze für die vorbeugende und heilende Behandlung zu gewinnen, welche den Belasteten gegenüber einzuhalten sei. — Die kleinere, zweite Hälfte spricht eigens von der pastoralen Behandlung solcher, welche den moralischen und religiösen Einflüssen noch zugänglich sind, von der Behandlung in Schule und Unterweisung, von Beurtheilung etwaiger sündhaften Handlungen und Gewohnheiten, von Spendung oder Verweigerung der Sacramente. In diesem Abschnitte kommt der Herr Verfasser auch auf die sogen. lucida intervalla zu sprechen. Zwar will er durchaus nicht, daß diese ruhigern Zwischenräume bei einer sonst in wilder Aufregung verlaufenden Psychose versäumt werden sollten für etwaige Spendung der Sacramente; aber sein Urtheil über die in solchen Augenblicken etwa eingetretene Vernünftigkeit oder freie Selbstbestimmungsfähigkeit und Verantwortlichkeit lautet in diesem Punkte so sehr verneinend, daß wir anstehen, mit der gleichen Bestimmtheit dieses Urtheil zu fällen; die Unmöglichkeit von ausnahmsweise auftretender normaler Function des Gehirns und der Nerven leuchtet uns nicht ein. — Dagegen möchten wir das sogen. „moralische Irresein" für unmöglich halten ohne Irresein des Verstandes. Doch möchten wir glauben, der Herr Verfasser nehme das Gleiche an, und wünschen daher diese Bemerkung nur als Ausdruck des Wunsches aufgefaßt wissen wollen, daß jene Annahme in der Ausdrucksweise etwas schärfer [illegible]. Es ist naturnothwendigerweise unmöglich, daß Lust oder Unlust, mit noch so starken [illegible] oder mit noch so stark sich aufdrängenden Vorstellungen verbunden, jemand zu einem bestimmten Gegenstand, einer sündhaften That [illegible], es sei denn, daß er kein indifferentes Urtheil über den Gegenstand mehr fällen kann und zu einer moralischen Beurtheilung nicht mehr fähig ist. Das geschieht aber nur entweder dadurch, daß der Handelnde augenblicklich des Vernunftgebrauchs nicht fähig ist, oder dadurch, daß er habituell den richtigen Gebrauch der Vernunft nicht mehr besitzt. Wir betonen aber mit dem Verfasser, daß man sich hüten muß, alle Verbrechen durch Geisteskrankheit erklären zu wollen. Das Büchlein ist den Priestern, zumal der Seelsorgsgeistlichen, recht zu empfehlen.

Commentarius in Actus Apostolorum. Auctore Iosepho Knabenbauer S. J. (Cursus Scripturae sacrae. N. Test. Pars I. In libros historicos V.) gr. 8°. (457 p.) Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 9.

Der Commentar erscheint zu gelegener Zeit. Die Apostelgeschichte steht wieder recht im Mittelpunkte des Interesses. Vor allem ist es die Hypothese des Professors Friedrich Blaß, einer doppelten vom hl. Lucas selbst vorgenommenen Textrecension, welche manche Schrift und Gegenschrift hervorrief. Der Herr Verfasser stimmt Blaß nicht einfach zu, ist aber offenbar seiner Ansicht nicht geradezu abgeneigt. Die Fragen der höhern Kritik werden, wie in den übrigen Commentaren, in den Prolegomena kurz abgemacht; aber im Commentar selbst setzt sich der Herr Verfasser mit den wichtigern Ansichten der Gelehrten mit anerkannter Gründlichkeit auseinander. Die Widerlegungen sind schlagend, ab und zu nicht ohne treffende Schärfe. Die bekannten Vorzüge des Sammelwerkes, besonders die große Vertrautheit mit den Vätern und die ungesuchte, einfache Deutung des Textes, treten auch in diesem Bande auf das vortheilhafteste zu Tage.

Katholisches und protestantisches Christentum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik, insbesondere des Martinus Becanus. Von Dr. Otto Happel. Preisgekrönt von der theologischen Fakultät der Universität Würzburg. 8°. (IV u. 103 S.) Würzburg, Göbel, 1898. Preis *M.* 1.50.

Das Büchlein ist wesentlich eine Monographie über Martin van der Beek als Polemiker. Mit größter Sorgfalt verfolgt der Herr Verfasser Inhalt und Gedankengang dieser polemischen Werke. Die Haupteintheilung „Kirche und Gnade" ergibt sich aus der Sache selbst. Die Unterabtheilungen folgen sich in überaus klarer und sachlicher Anordnung nach den wesentlichen Punkten der Controverse. Die Aufgabe, welche sich der Herr Verfasser stellte, war eine recht dankbare, weil Becanus nicht bei Aeußerlichkeiten stehen blieb, sondern den Ursachen und Consequenzen der protestantischen Lehrsätze mit Gründlichkeit nachging und sie mit Scharfsinn aufdeckte. Die Schrift Happels weiß die Lehre des Becanus so schön vorzulegen und dabei so kurz und klar zusammenzufassen, daß sie auch als vortreffliche Darstellung der Controversen zwischen Katholiken und Protestanten und als bündige Widerlegung der letztern dienen kann. Anmerkungen ergänzen und verbessern manche Auffassungen des Becanus. Sie bieten einiges, worüber wir anderer Ansicht sind; der Herr Verfasser wird uns gewiß erlauben, drei dieser Differenzpunkte anzudeuten. Bei Darlegung der scholastischen Ansicht über die Art der Verbindung zwischen den Accidenzien der Eucharistie und dem Leib Christi (S. 86, Anm. 1) ist die Berufung auf Schells Dogmatik (III, 528) nicht recht glücklich. Gerade hier übersah Schell die ganze scholastische Literatur über diesen Punkt, und hält die Ansicht einiger Scholastiker, die er außerdem nur zum Theil wiedergibt, für die gewöhnliche. Die meisten Scholastiker vertreten wesentlich gerade seine Ansicht mit Ausnahme des mißverständlichen Ausdrucks, Christus sei das metaphysische Subject der Accidenzien. Die Schwierigkeit S. 95, Anm. 4 über die Reprobation der Kinder wird einfach gehoben durch die theologische Gleichung: Reprobation = Hölle = Verlust der übernatürlichen Beseligung. Mit vollem Recht verwirft Dr. Happel S. 99, Anm. 1 die Ansicht jener, welche die menschliche Freiheit zum obersten Princip der Heilshandlung machen; es ist wohl nur ein Versehen, wenn er diese

Meinung als die molinistische darstellt. Man vergleiche *Pesch*, Praelectiones dogmaticae V. n. 260 u. 286. Diese Aussetzungen sollen bloß das Interesse documentiren, das uns die treffliche Arbeit abgewonnen hat.

Christenverfolgungen. Geschichte ihrer Ursachen im Römerreiche. Von J. E. Weis, Dr. phil. (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München. Nr. 2.) 8°. (XII u. 179 S.) München, Lentner (E. Stahl jun.), 1899. Preis *M.* 2.40.

Die Schrift beschäftigt sich weniger mit der Frage nach den letzten Ursachen, welche den Haß gegen das Christenthum in der Heidenwelt entzündeten und so die Christenverfolgungen herbeiführten; sie forscht vielmehr nach den Gesichtspunkten, welche in den Augen der römischen Beamten und nach den Grundsätzen römischer Rechtsanschauung es ermöglichten, jeden, der als Christ bekannt wurde, vor den Richter zu ziehen und zu verurtheilen. Nach dem Verfasser wurden schon unter Nero die Christen als solche bestraft, weil das Christenthum als solches schon damals für gemeinschädlich angesehen worden sei. Unter Domitian habe der Beweggrund mehr darin gelegen, daß man politische Parteiung von seiten der Christen fürchtete. Das bekannte Rescript Trajans bedeutet nach dem Verfasser eine Neuerung in der Verfolgung, insofern unter ihm zuerst für die Ablaugnung seiner Religion vor dem Richter dem läugnenden Christen Straflosigkeit zugesichert worden sei. Die weitere Entwicklung für das zweite und dritte Jahrhundert verlaufe dann in den bekannten Bahnen. Ein allgemeines Edict gegen das Christenthum habe es vor Decius nicht gegeben, die Verfolgung sei lediglich Polizeimaßregel gewesen. Der Verfasser hat das Verdienst, zuerst auf katholischer Seite die hier einschlagenden Fragen in einer größern Schrift behandelt zu haben. Wir können uns darüber nur freuen und thun dies um so mehr, als die Schrift mit vollständiger Benutzung aller Quellen und der ganzen Literatur bis zu Programmarbeiten herab sehr fleißig durchgeführt ist. Als abschließend können wir die Arbeit freilich nicht anerkennen, sie theilt indes dies Schicksal mit all ihren Vorgängerinnen. Der Verfasser sucht öfter aus den gewöhnlich sehr dürftigen und unbestimmten Texten mehr herauszupressen, als daraus zu gewinnen ist (z. B. S. 36. 45. 65 2c.); auch baut er öfter in bedenklicher Weise seine Beweise auf das bloße Schweigen der Quellen (z. B. S. 13. 16. 58 2c.).

Exhortationes domesticae venerabilis servi Dei Cardinalis Roberti Bellarmini ex codice autographo Bibliothecae Rossianae [illegible] 8°. (XII et 336 p.) Bruxellis, Rue des Ursulines 14, 1899. Preis franc de port *Fr.* 3.50.

Die Aufzeichnungen, durch welche Bellarmin sowohl als Oberer [illegible] als Cardinal zu den in seinem Orden gebräuchlichen häuslichen Ermahnungsreden sich vorzubereiten pflegte, sind zu großem Theil von dem gelehrten P. van Ortroy in der Originalhandschrift wieder entdeckt und mit Gewissenhaftigkeit zum Abdruck gebracht worden. Soweit möglich, sind Citate und [illegible] ungebräuchliche Worte erklärt, Lücken der Handschrift oder Abweichung von der Ordnung derselben genau angegeben. Sonst ist, abgesehen von einer einzigen kurzen Bemerkung, jede erklärende oder ergänzende Zuthat vermieden. Die Ansprachen selbst sind nirgends völlig ausgearbeitet, sondern bald kürzere bald längere Skizzen, Haltpunkte für den Geist [illegible]

Papier geworfen. Zum Theil nehmen sie Bezug auf besondere Gelegenheiten, wie Gelübde-Erneuerung, 40stündiges Gebet, Fest des Ordensstifters u. s. w., zum Theil behandeln sie im Zusammenhang wichtige Seiten des geistlichen Lebens: die Bewachung des Herzens, die Freiheit des Geistes, die Erkenntniß Gottes, die Liebe, die Gaben des Heiligen Geistes 2c. Wohl nur der wird diese Skizzen richtig zu schätzen wissen, der mit den Satzungen der Gesellschaft Jesu und der Aufgabe solcher Ermahnungsreden näher vertraut ist. Für diesen zeigt sich Bellarmin auch hier, als der gelehrte Theologe und große Geistesmann voll Originalität des Gedankens, Schärfe der Beobachtung und praktischer Richtung in seiner Beredsamkeit. Manches bietet sich auch dem historischen Interesse; so die wiederholten Zeugnisse über Aloysius Gonzaga und mancherlei Anspielungen auf persönliche Erlebnisse, Winke über die Studien, Auffassung einzelner Ordensbestimmungen u. s. w. Von Bedeutung ist auch die Auswahl geistlicher Schriftsteller, auf welche Bellarmin mit Vorliebe sich bezieht, wie so manche altklassischen oder profanwissenschaftlichen Reminiscenzen.

Institutiones philosophicae quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. Ioannes Iosephus Urráburu S. J. Volumen septimum. Theodiceae primum. 8°. (VIII et 719 p.) Vallisoleti, Manuel de la Cuesta, 1899. Preis *Pes.* 10.

Aus diesem ersten umfangreichen Band der Theodicee ersieht man mit Freude, daß der gelehrte Verfasser auch dieses Gebiet mit derselben Gründlichkeit bearbeiten will wie die übrigen Theile der Philosophie. Der Vorzug des Werkes ist auch hier wieder die speculative Begründung der Probleme und die sorgfältige Benutzung der altscholastischen Literatur. Nach der bekannten Eintheilung voranschreitend, schließt dieser Band mit den negativen Attributen Gottes. Es ist selbstverständlich, daß auch die neuern Irrthümer behandelt und widerlegt werden. Indes wäre gerade hier zu wünschen gewesen, daß ein breiterer Raum der Refutation moderner Systeme eingeräumt worden wäre. Dabei müßte man diese Theorien ihrem ganzen Aufbau nach darstellen und sie samt der Wurzel ausheben. Das vermögen kurz gefaßte Objectionen nicht zu leisten. Was heutzutage so viele zum Atheismus führt, ist nicht so sehr eine einzelne Schwierigkeit als das zur Einheit gefaßte System von Trugschlüssen, die zu einer Weltanschauung verkettet werden. Hier muß die christliche Gotteswissenschaft einsetzen. In den nächsten Bänden kann ja noch einiges nachgeholt werden. Wer die große Belesenheit und speculative Kraft des Verfassers im günstigsten Lichte kennen lernen will, lese etwa den Abschnitt über Gottes Unveränderlichkeit und Freiheit (p. 519—603). Möge P. Urráburu Kraft und Muße behalten, sein mächtiges Werk bald zu Ende zu führen.

Geschichte der heiligen Theresia nach den Bollandisten, ihren Biographen und ihren gesammelten Werken. Autorisirte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg. Der Ertrag ist zum Besten armer Klöster bestimmt. 1.—5. Lieferung. 8°. (640 S.) Regensburg, Habbel, 1899. Vollständig in 10 Lieferungen à 60 *Pf.*

Die erhabenen Wege, welche Gott der großen Geisteslehrerin von Avila zu wandeln angewiesen, waren nicht nur schwierig zu gehen, sie sind auch für den gewöhnlichen Christen schwer zu erfassen und noch schwerer gemeinverständlich zur Darstellung zu bringen. Und doch übt der Name der hl. Theresia und so manches herrliche Wort und Tugendbeispiel von ihr noch immer auf die Gläubigen eine

wunderbare Anziehung. Da ist es mit Freuden zu begrüßen, daß eine vorzügliche, von einer Ordensfrau in französischer Sprache neuerdings abgefaßte Lebensbeschreibung in einer so schönen deutschen Ausgabe zugänglich gemacht wird. Die Uebersetzung ist sorgfältig, die Sprache stets edel und gewählt. Der Uebersetzer, der Sprosse eines erlauchten Hauses, hat den Ertrag zu einem recht wohlangebrachten milden Zwecke bestimmt. Die Hälfte des Werkes liegt jetzt im Druck vollendet vor, und die Lieferungen folgen sich Schlag auf Schlag. Gewiß gibt es unter den katholischen Frauen Deutschlands noch auserwählte Seelen, groß genug, um ein solches Leben würdigen, ein solches Werk mit Freude und Nutzen kosten zu können.

Die Gründung und Thätigkeit des Pius-Vereins in Dortmund. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Vereins am 31. Juli 1898. Von Hertkens, Oberpfarrer, Ehrenmitglied des Pius-Vereins. 8°. (32 S.) Dortmund, Gebr. Lensing, 1898. Preis 20 *Pf.*

Diese mit dem Bildniß des jetzigen Ehrenpräsidenten Propst Löher geschmückte Schrift gibt ein Stück Localgeschichte und Statistik über die kirchlichen Verhältnisse in der westfälischen Mark. Im 17. Jahrhundert, kurz nach dem Uebergange der Lande unter die preußische Herrschaft, war die Zahl der Katholiken auf eine verschwindende Minderheit heruntergedrückt; erst allmählich, besonders in diesem Jahrhundert, gelangten sie wieder zu einer ansehnlichen Minorität. In diesem Ringen, und zwar in glücklichem Ringen nach confessioneller Gleichstellung und Verwirklichung der kirchlichen Rechte standen die Dortmunder Katholiken in den vordersten Reihen. Eine der segensreichsten Maßnahmen war in dieser Hinsicht im Jahre 1848 die Gründung eines Pius-Vereins; er wurde der Grund und die Triebfeder mancher anderer Neubelebung des kirchlichen Geistes. Die wenn auch nur gedrängte Uebersicht der vielfachen Thätigkeit des Pius-Vereins in den 50 Jahren seines Bestehens, wie sie uns in vorliegender Schrift geboten wird, ist ein Ehrendenkmal für den Verein und in hervorragender Weise für die Gründer und Leiter desselben.

L'Abbaye de Marmoutier. Histoire des institutions de l'ordre de Saint Benoît du diocèse de Strasbourg. Par F. Sigrist, curé de Bitschhofen. Tome premier. 8°. (VIII et 318 p.) Strasbourg, Le Roux, 1899. Preis *M.* 3.20.

Die Kenntniß der alten Topographie eines Theiles von Niederelsaß und seiner ländlichen Verfassung im Mittelalter wird wohl aus diesem verdienstvollen Werk den Hauptgewinn davontragen. Nicht so glücklich wie Murbach, für dessen Geschichte das ganze noch erhaltene reiche Klosterarchiv zu Grunde gelegt werden konnte, sah Marmoutier, die älteste und ehrwürdigste unter den bestehenden Klosterstiftungen des Elsaß, seine handschriftlichen Schätze und damit die Zeugen einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit fast bis zur letzten Spur der Vernichtung anheimfallen. Um so mehr Muth, Scharfsinn und Forschungsdrang war erfordert, um gleichwohl der berühmten Abtei einen literarischen Denkstein zu setzen, der ihrer würdig war. Das Werk geht über den bleibenden Werth, den eine so fleißige und kenntnißreiche localgeschichtliche Studie stets in sich trägt, sogar noch hinaus. Was beigebracht wird über Verbreitung und Einfluß der irischen Mönche und der Columbanischen Klosterregel, über die Art des Vordringens der Benedictinerregel und die Reform durch Wilhelm von Hirschau u. s. w., beansprucht allgemeines

Bedeutung. Die Nachrichten über die Verehrung und Reliquien der hll. Auctor und Celestus, des hl. Blasius und besonders des hl. Quirinus werden auch außerhalb des Elsaß vielfach willkommen sein. Es ist sehr dankenswerth, daß über die Quirinus-Verehrung im Elsaß hier alles zusammengestellt worden ist, da dieselbe auch in Luxemburg und am Niederrhein eine hohe Bedeutung erlangt hatte. Ein Vortheil wäre es gewesen, wenn dabei die localgeschichtlichen Forschungen vom Niederrhein mehr Berücksichtigung gefunden hätten. Der Umstand z. B., daß in der Propstei Millen (Kreis Heinsberg) der rechte Arm des Heiligen verehrt wurde, und daß aus dem Quirinusbrunnen in Neuß die Pferde getränkt zu werden pflegten (Annalen für den historischen Verein des Niederrheins XXXIX, 168 f.), wäre für die Untersuchungen des Verfassers nicht ohne Wichtigkeit gewesen.

Mémoires de l'abbé Baston, chanoine de Rouen, d'après le manuscrit original publiés pour la Société d'histoire contemporaine par M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. 3 volumes avec portrait en héliogravure. Tome III. 1803—1818. 8°. (VIII et 372 p.) Paris, Picard, 1899. Preis *Fr.* 8.

Mit diesem Bande schließt ein nicht uninteressantes Memoirenwerk aus der Zeit der großen französischen Staatsumwälzung, auf welches in diesen Blättern schon wiederholt hingewiesen worden ist (vgl. LIV, 467; LVII, 93. 453). Man mag manches auf seinen Seiten zu weitläufig ausgesponnen, manches bedeutungslos finden; dafür bietet das Werk mit seiner Kleinmalerei wieder manches Kostbare, was anderswo nirgends zu finden ist. Der vorliegende III. Band erscheint als der werthvollste von allen, sofern er über die gesellschaftlichen Zustände und die Schicksale der Kirche im Frankreich des ersten Napoleon ein oft überraschend klärendes Licht verbreitet. Freilich ist Baston ausgesprochener Gallikaner, und daher ist auch dieses sein Werk mit gallikanischen Vorurtheilen ganz durchsetzt; allein seine Schilderungen vom Pariser Nationalconcil, seine Gedanken über Napoleons Ehescheidung, seine Auseinandersetzung über die Wiedereinführung kirchlicher Ordnung im Ehewesen und vieles andere dergleichen gewähren zumal für den Theologen ein hohes Interesse. Unerquicklich sind leider die Verwicklungen, in welche Baston selbst als napoleonisch „ernannter" Bischof von Séez sich hineinziehen ließ, um so lesenswerther aber Appendix II (p. 322 ss.) über die Art und Weise, wie Napoleon I. zuvor den rechtmäßigen Bischof von Séez zur Abdankung genöthigt hatte. Bastons ausführliche Darlegungen über die Zustände bei der damals noch hörigen Landbevölkerung in Westfalen, die aus dem II. Theile der Erzählung ausgeschieden und hier im Anhang beigegeben sind, dürften deutsche Leser ansprechen. Sein ruhiges, unparteiisches Urtheil geht dahin, daß im ganzen die Hörigen sich recht wohl befanden. Auch sonst verräth dieser Schlußband weit mehr als die frühern des Verfassers freundliche Gesinnung für das Münsterland und dessen Bewohner, deren Biederkeit und tiefem Empfinden, deren Treue und Liebe er an mancher Stelle auf eine fast rührende Weise gerecht wird.

Der Pulsschlag der Neuzeit. Eine kulturhistorische, social-ethische Charakteristik von Dr. Joh. Schwendimann. 8°. (X u. 219 S.) Luzern, Räber & Cie, 1899. Preis *M.* 2.40.

Werke, die man mit Interesse und Genuß liest und die zugleich belehrend wirken, gibt es leider nicht gar viele. Obiges gehört zu der ehrenvollen Minder-

heit. Zwar wollen uns die Titel der einzelnen Abschnitte zu gesucht erscheinen man erräth nur schwer, was sie bedeuten; auch in der Ausführung selber würde sich in der Redeweise eine größere Einfachheit mehrmals empfehlen. Allein sonst ist die Art der Darstellung frisch und lebendig, mit Witz, zuweilen mit sarkastischem Witze, gewürzt. Sachlich liefert der Verfasser eine Kritik der Irrgänge der Neuzeit nach ihren verschiedenen Richtungen. Der erste Abschnitt, „Weltschmerzmelodien der modernen Zeit“, zeichnet einleitend im allgemeinen die materialistische und atheistische Richtung der Gegenwart; die folgenden Abschnitte zeigen im besondern, wie das Unchristliche und Materialistische in den einzelnen Zweigen des menschlichen Lebens sich breit macht und die menschlichen Verhaltnisse beherrscht. Unter anderm beleuchtet der Verfasser unter der angegebenen Rücksicht Literatur und Kunst (Abschn. 2), ferner das moderne gesellschaftliche Leben im weitern Sinne des Wortes (Abschn. 3 u. 4); wir greifen aus diesen Abschnitten heraus die Besprechung der Frauenbewegung, der Proporzideen, des Kapitalismus, des modernen Geschäftsgebarens. Alsdann bespricht er in Abschnitt 5 und 6 die religiöse oder vielmehr irreligiöse Richtung der Neuzeit und den Kampf gegen die Kirche und ihre Rechte, im 7. Abschnitt die Verirrungen der Pädagogik und der Journalistik. Das Schlußkapitel klingt aus in den Worten: „Als Botschaft wahrhaften Weltfriedens, als Grundlage der Staaten das Credo der katholischen Kirche.“ — Das Werk zeugt von großer Belesenheit und gesundem, charakterfestem Urtheil. Es berührt alle menschlichen Seiten, auch die sittliche und unsittliche Seite unserer Zeit, letztere an ein paar Stellen etwas frei; daher möchten wir es nicht für die Jugend empfehlen.

Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Mission von 1719—1784. Beitrag zur Geschichte der religiös-sittlichen Cultur des Landes und der socialen Wirksamkeit der Volksmissionen. Von Franz Hattler S. J. Mit dem Portrait des R. P. Christoph Müller S. J., vieljährigen Obern der tirolischen Mission. 8°. (VIII u. 380 S.) Innsbruck, Rauch, 1899. Preis M. 4.

Bei der Bedeutung, welche die Volksmission im kirchlichen Leben der Gegenwart noch immer behauptet, wird man über Entwicklung und Leistung derselben während des 18. Jahrhunderts etwas Näheres gern erfahren. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte liegt hier vor, theils aus den in den Litterae annuae zusammengestellten Berichten der Missionäre selbst, theils aus den Gutachten des Seelsorgsclerus und den Verfügungen der Behörden. Summarische Berichte über Leben und Tugenden der hervorragendsten unter den tirolischen Missionaren schließen (S. [illegible]) sich an. Da das Ganze zugleich als ein Stück Sittengeschichte für das Tiroler Volk sich darstellt, ist in dankenswerther Weise ein Ortsregister beigegeben. Zur richtigen Würdigung der Volksmissionen wird manches Werthvolle an die Hand gegeben, darunter an erster Stelle die vom General der Gesellschaft Jesu Franz Retz [illegible] gegebene Missionsordnung. Die zuweilen etwas gar sehr ins [illegible] Sittenschilderungen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen das Tiroler Volk vorwiegend von der Nachtseite in ungeschminkter, [illegible] Natürlichkeit. Zu mancherlei Betrachtungen könnte das Verhalten der Regierung Anlaß geben, von der, weit mehr als von den Bischöfen, alles bei diesen Missionen auszugehen und abzuhängen pflegte. Allzu fürsorglich und [illegible] in den obern, war sie sich unverbesserlich saumselig und [illegible] in den niedern Regionen. [illegible]

thuendsten berühren diejenigen Partien, wo (wie S. 157 f.) die Gemeinden selbst und das gute Volk zum Schutze der christlichen Sitte im öffentlichen Leben sich aufraffen.

Die Wohnungsfrage für den Arbeiter- und niederen Beamtenstand. Von Fr. Emil Weber, Kaplan. Zugleich Rechenschaftsbericht des St. Joseph-Bauvereins eingetr. Genossenschaft mit beschr. Haftpflicht zu Hanau a. M. gr. 8°. (39 S.) Frankfurt a. M. 1899. Preis 60 *Pf.*

Das Schriftchen umfaßt, wie der Titel angibt, zwei Theile. Im ersten Theile wird recht gut die hohe Bedeutung der Wohnungsfrage für das Socialwohl der niedern Stände entwickelt. Treffend sagt der Verfasser (S. 4): „Ich möchte den Arbeiter sehen, der die Ersparnisse langer Jahre zum Erwerb eines kleinen Hauses verwandt hat und dann doch noch mit dem Brustton der Ueberzeugung einstimmen würde in den Ruf nach der allgemeinen Theilung und dem Aufhören alles Privateigenthums in dem utopistischen socialdemokratischen Zukunftsstaat.“ Der zweite Theil legt uns das concrete Wirken jenes Hanauer Bauvereins vor. Derselbe läßt Arbeiterwohnungen bauen und gibt den Arbeitern Gelegenheit, durch allmähliche Abzahlung des Kaufpreises das Eigenthum an denselben zu erwerben. Ziffern belegen das segensreiche Wirken des Vereins. An seiner Spitze steht wiederum, wie so oft bei socialen Unternehmen, ein katholischer Geistlicher, nämlich der Verfasser des vorliegenden Schriftchens. Gegenüber jener ungerechtfertigten Behauptung, daß der katholische Clerus „rückständig“ sei bei Lösung der socialen Frage, möchten wir unsererseits die Frage aufwerfen: Welcher Stand hat in dieser Beziehung so viel geleistet wie der katholische Clerus?

Das Thierreich. Der Mensch und seine Gesundheit. Vierte, verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Brandenburger, königl. Kreisschulinspector. Mit 140 ganzseitigen und in den Text gedruckten Abbildungen. 8°. (570 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 4.

Das inhaltreiche Buch ist der erste Band der zweiten Abtheilung des „Theoretisch-praktischen Handbuches der Realien für Präparanden, Seminaristen und Lehrer“. Bei der großen Wichtigkeit, welche dem naturwissenschaftlichen Unterrichte heutzutage schon in der Volksschule beigelegt wird, und bei dem verhängnißvollen Mißbrauche, der mit demselben von seiten „liberaler“ Lehrer vielfach getrieben wird (man vergleiche hierzu „Darwinismus und Schule in Oesterreich“ in dieser Zeitschrift Bd. LIII, S. 154 ff.), tritt die Bedeutung des vorliegenden Werkes, das von dem verdienstvollen Dr. Michael Bach zuerst angeregt und ausgeführt wurde, klar zu Tage. Es ist ein dringendes Bedürfniß, daß dem katholischen Lehrer und Lehramtscandidaten ein Handbuch zu Gebote stehe, das mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und übersichtlicher Klarheit des Stoffes zugleich eine Naturanschauung bietet, welche durchaus der christlichen Weltanschauung entspricht. Diesen Zweck erfüllt das von Brandenburger neu bearbeitete Buch in vortrefflicher Weise. Was der Lehrer hier an zoologischem Wissen findet, ist eine reiche Auswahl des besten Stoffes aus allen Kreisen und Ordnungen des Thierreichs, in systematischer Reihenfolge geordnet, mit besonderer Berücksichtigung der Biologie der Thiere, insbesondere der für Land- und Forstwirtschaft wichtigen Arten, durchgeführt, durch Bestimmungstabellen dem praktischen Gebrauche leicht zugänglich gemacht, durch an die Kinder zu stellende Fragen für die Bedürfnisse

des Lehrers eigens vorbereitet und endlich durch gute Abbildungen erläutert. Letztere verdienen noch deshalb ein besonderes Lob, weil der Preis des Buches im Verhältniß zu der ausgezeichneten Ausstattung desselben ein sehr bescheidener ist. Wir können daher das Buch allen Lehrern und Lehramtscandidaten nur aufs wärmste empfehlen.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Vierter Band, bearbeitet von F r i e d r i c h L a u. [Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.] 8°. (XXII u. 324 S.) Bonn, Hanstein, 1898. Preis *M.* 9.

Der Band gibt die im hohen Greisenalter Weinsbergs entstandenen Aufzeichnungen wieder. Damit liegt das ganze Werk, die fast ein Jahrhundert (1517 bis 1597) umfassende Lebenschronik eines altkölnischen Pfahlbürgers, vor, soweit die Herausgeber geglaubt haben, den in die Einzelheiten des Alltagslebens sich verlierenden Notizen ein Interesse abgewinnen zu können. Bei diesem Schlußband hat der Herausgeber noch zahlreichere Auslassungen für rathsam erachtet als bei den frühern Bänden, und er rühmt sich, den Vorwurf nicht fürchten zu müssen, daß er etwa „zu viel geboten". Die Bedenken, welche gegen solches der Willkür allzu leicht offenstehendes Verfahren in d i e s e r Zeitschrift (Bd. LIV, S. 461) bei Anzeige des III. Bandes angedeutet worden sind, werden durch des Herausgebers Erklärung über „reifliche und mehrmalige Prüfung" zwar nicht gehoben, aber doch einigermaßen gemindert. Jedenfalls liegt jetzt in prächtiger Edition ein Werk vor, das in seiner Art kaum seinesgleichen finden dürfte, das sich für den Freund heimischer Vergangenheit ungemein ergötzlich liest, und das, zumal mit Hilfe der orientirenden und ergänzenden Anmerkungen, der trefflichen Register und des Glossars, dem Forscher manche Dienste zu leisten im stande ist. Für die Geschichte der altkölnischen Familien wie für die Chronik der Häuser ist es von unvergleichlichem Werth. Die bürgerlichen wie religiösen Volksgebräuche in ihrer ganzen bunten Mannigfaltigkeit werden mit einer Anschaulichkeit und Naivetät geschildert, daß sich daraus ein wahres Idyll katholischen Volkslebens zusammenstellen ließe. Noch viel Werthvolles enthält dieser IV. Band auch für das kirchliche Leben, die fortschreitende Reform, die häretischen Regungen und Bestrebungen u. s. w. Auch neben officiellen Actenstücken aus der gleichen Zeit und über die gleichen Vorgänge behaupten die treuherzigen Aufzeichnungen des alten Kleinbürgers als Augenzeugen oft ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Adolf Kolping als katholischer Volksschriftsteller. Eine bescheidene Festgabe zum Jubeltage des Gesellenvereins. Von P. H ö v e l e r, Rektor an der Friedhofskapelle zu Köln-Melaten. 8°. (48 S.) Düsseldorf, Schwann, 1899. Preis 50 *Pf.*

Wer das obige Büchlein liest, wird dem Verfasser recht dankbar sein. Auch wenn man Kolping als Volksschriftsteller schon kannte, hier lernt man ihn mehr hochschätzen und mehr liebgewinnen. Eine Schmach ist es in der That, daß wir das Herrliche, was wir haben, so vergessen, um uns dann wegen unserer „Inferiorität" an Lehrer und Meister wie Konrad Ferdinand Meyer verweisen zu lassen. Kolping mit seinen Schriften verdient es wahrhaftig, neu aufgelegt zu werden, und wenn der Verfasser obiger Schrift dafür sorgt, daß Kolping wieder unter die Leute kommt, hat er ein sehr gutes Werk gethan, wofür wir ihm von Herzen danken wollen.

Flora, die römische Martyrerin. Frei nach dem englischen Original übersetzt von Ida Gräfin Holnstein. Zwei Bände. 8°. (372 u. 388 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1899. Preis brosch. *M.* 5.60.

Eine hochgebildete englische Dame verfaßte vor einer Reihe von Jahren unter dem begeisternden Eindrucke eines Aufenthaltes in der Ewigen Stadt die vorliegenden Bilder aus der altchristlichen Martyrerzeit. Der Gedanke, durch den Erlös des Buches den armen Nonnen Italiens vielleicht ein Almosen zuwenden zu können, vermochte die Verfasserin, ihr Werk, aber ohne ihren Namen zu verrathen, 1886 der Oeffentlichkeit zu übergeben. Schon im darauffolgenden Jahre war eine zweite Auflage nöthig, waren französische und italienische Uebersetzungen erschienen und hatten bedeutende Summen den von der italienischen Regierung so schmachvoll beraubten Frauenklöstern zugewendet werden können. Nun verdanken wir der Gräfin Holnstein eine in recht gut besorgter Sprache und nicht ohne Geschick verfaßte deutsche Ausgabe, deren Erlös ebenfalls zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Schon darum empfehlen wir das Buch, dem die Bonifacius-Druckerei eine gute Ausstattung — festes Papier und schönen Druck — gab. Aber auch der Inhalt des Werkes ist geeignet, in angenehmer Unterhaltung Herz und Geist des Lesers zu erheben. Treten ihm doch eine Reihe heroischer Bilder aus der großen Zeit des Kampfes unseres Glaubens mit der Grausamkeit der heidnischen Cäsaren vor die Seele. Die Erzählung beginnt unter Severus Alexander (im Jahre 233, und nicht 323, wie es infolge eines störenden Druckfehlers in der ersten Zeile heißt) und berichtet uns, oft mit den Worten der Martyreracten nach Ruinart, die Züge der schönsten Martyrien, welche zur Zeit der siebenten und achten Christenverfolgung bis in die Tage des Gallienus hinein die Kirche Gottes verherrlichten. Sie umfaßt also einen Zeitraum von etwa 30 Jahren; Flora, die Titelheldin, die im letzten Kapitel die Siegespalme erringt, ist im ersten Kapitel noch ein Kind von drei Jahren. Vom Standpunkte des Kunstkritikers könnte man vielleicht dagegen und gegen einige andere Punkte Bedenken erheben. Aber wir wollen uns des Schönen freuen, das uns geboten wird, anstatt über den Mangel künstlerischer Einheit und Abrundung zu klagen, die freilich Wisemans „Fabiola" nicht erreicht. Die Erzählerin hat es verstanden, in den Freundeskreis Floras die hll. Cäcilia, Valerian, Tiburtius, Agatha, Laurentius und viele andere heilige Blutzeugen hineinzuziehen, deren Namen uns lieb und theuer sind. Laurentius namentlich wächst mit Flora als Adoptivkind desselben Hauses vor unsern Augen für das Martyrium heran, das in seiner ganzen Schrecklichkeit — für den Aesthetiker zu schrecklich, wie auch der Tod Hippolyts — geschildert wird. Doch darf man nicht lauter Blutscenen erwarten; schöne Naturschilderungen, christliche und heidnische Feste, die mit großer Sachkenntniß und in satten Farben gemalt sind, ohne daß dabei auch nur im mindesten das christliche Schamgefühl verletzt wird, das ergreifende Los einer Vestalin und andere geschickt eingeflochtene Episoden bieten den nöthigen Wechsel, und überall erfreut und erhebt den Leser der Seelenadel unseres Glaubens, der wie heller Sonnenschein die christlichen Helden verklärt.

Thomas Plantagenet, Graf von Lancaster. Historische Erzählung. Frei nach englischen Motiven und älteren Vorlagen. Von G. M. Schuler. 12°. (557 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis brosch. *M.* 3; eleg. geb. *M.* 4.50.

Die Erzählung führt uns in die traurige Zeit der Mißregierung Eduards II. von England. Ein edel angelegter Charakter, Thomas Plantagenet, findet in den

Wirren, welche die Parteiränke der Großen des Reiches verursachen, und nicht ohne Schuld seiner von eitler Weltlust bethörten Gattin, ein tragisches Ende. Es fehlt dem Buche nicht an ergreifenden Scenen, und die ganze Anlage ist gut. Aber der Leser muß sich durch viele, oft langweilige Erklärungen, Genealogien u. s. w. durcharbeiten. Auch müßte viel mehr Sorge auf die Sprache und namentlich auf einen einfachern, gefälligern Satzbau verwendet werden. Ebenso ist die Charakterzeichnung nicht immer gelungen. Das Buch ist „nach englischen Motiven" geschrieben; wir können dem Verfasser nur rathen, die großen englischen Erzähler noch mehr zum Vorbilde zu nehmen, als es hier geschehen ist.

Roman- und Novellenschatz. Eine Auswahl der besten Romane und Novellen aller Nationen. 8°. Erster Jahrgang. München und Wien, Abt 1899. Jeder Band 50 *Pf.*; geb. 75 *Pf.*

Fast gleichzeitig mit dem jüngst von uns besprochenen Unternehmen der Roman- und Novellensammlung des Herrn Neustoots (vgl. S. 440) erscheint ein ganz ähnliches, ebenfalls katholisches, im Verlage von Rudolf Abt. Auch hier will gute Unterhaltungslectüre zu wirklich billigem Preise geboten werden. In der That sind die ca. 150 Seiten starken Bändchen à 50 *Pf.* billig zu nennen, um so mehr, da auch die Ausstattung noch verhältnißmäßig gut ist. Ueberdies soll uns „das Beste aller Nationen" geboten werden. Das Versprechen ist volltönend genug und wirkt etwas herausfordernd. Unter den bis jetzt erschienenen Nummern sind gewiß nicht viele, die nach unserem Urtheile es verdienen, zu den „besten Romanen und Novellen aller Nationen" gezählt zu werden, obschon wohl alle ein bescheidenes Mittelmaß der Unterhaltungslectüre erreichen und wir das bis jetzt Gebotene durchweg katholischen Familien empfehlen können. Die Correcturen müßten genauer besorgt werden.

1. **Einsam.** Roman von M. Ludolff. (168 S.) — Die Heldin, die man aber im Verlaufe der Erzählung fast ganz aus den Augen verliert, büßt ihren Jugendleichtsinn in förmlicher Gefangenschaft auf einem einsamen Edelhofe; von den stolzen Verwandten wird ausgestreut, sie sei gestorben. Der Geliebte, dem sie die Treue hätte halten sollen, glaubt das wirklich und heiratet endlich nach vielen Jahren mit ihrer Tochter, die er als kleine Waise in Amerika gefunden und Verwandten zur Erziehung zugeführt hat. Der Schluß ist [illegible].

2. **Die wilden Vögel von Killeevy.** Novelle von Rosa Mulholland. Aus dem Englischen von Clara Commer. (179 S.) — Eine etwas phantastische Geschichte zweier irischen Kinder, des träumerischen Kevin und der kleinen [illegible] Fanchea, die von Kindesbeinen an mit den Vögeln um die Wette trillert. Das Mädchen wird von Zigeunern, die dessen seltenes Tanz- und Singtalent bemerkten, entführt, und Kevin macht sich auf den Weg, die kleine Gefährtin wieder zu finden. Nach vielen Jahren trifft er sie, inzwischen selbst ein bekannter Dichter geworden, als Primadonna, wozu sie von einem [illegible] vom englischen [illegible] ausgebildet wurde, in der Certosa von Pavia! Natürlich folgt dann eine glückliche Heirat.

3 u. 4. **Gräfin Magda.** Roman von [illegible]. 2 Bände. (136 u. 144 S.) — So etwas werden wohl junge Mädchen gerne lesen. Glänzende Salons, [illegible] Zimmereinrichtungen, herrliche Parke, Schlösser, Costümfeste und [illegible] Herzensgeschichten und viel Freierei — auch manches wirklich Schöne und Ergreifende. Nur eines noch: hätte doch Magda am Schlusse, da man ihr die [illegible] Geschichte der schottischen Heirat ihres Mannes [illegible], den ersten besten [illegible]

lischen Beichtvater um Rath gefragt, so würde ihr Jammer bald zu Ende gewesen sein, und es würde keiner Nachforschungen in Schottland bedurft haben.

5. **Die Jagd nach dem Glück** und andere Novellen von Henryck Sienkiewicz. Aus dem Polnischen von E. Hillebrand. (163 S.) — Düstere Farben herrschen in diesen Bildern vor. Geradezu abstoßend wirkte auf uns der alte Pole, der seine Tochter zwingen will, mit ihm Selbstmord zu begehen. Der arme Organist von Ponikla, der am Tage seines Glückes elend erfriert, und der Doctor der Philosophie, der seine Fieberträume für sein Liebesglück hält! — das alles hat etwas Krankhaftes, Ueberreiztes an sich und darf doch nur als Ausnahme in einer gesunden Volkslectüre geboten werden.

6. **Das Kind aus der Mühle. Gemütskrank?** Novellen von Ph. v. Goldegg-Lindenburg. (153 S.) — Beide Stücke sind frisch und gut erzählt, beide verlangen aber von den Lesern einen willigen Glauben; denn der Zufall spielt eine große Rolle in denselben, namentlich in der Geschichte dieses muthmaßlichen Waisenkindes, dessen Eltern sich endlich wiederfinden. — „Gemüthkrank“ bedeutet hier glücklicherweise nur „verliebt“ — nun, der Unterschied ist manchmal nicht so gar groß.

7. **Oberst Turville.** Von Vicomtesse von Blistain. Frei nach dem Französischen von Ida Gräfin von Holnstein aus Bayern, geb. Gräfin Mengersen. (160 S.) — Ein bewegtes Bild aus den Kämpfen der Vendée. Leider scheint uns die ganze Anlage der Geschichte nicht ganz glücklich. Die Lebensdaten des Generals Hoche und so manches andere, was den Gang der Erzählung nur hemmt, würde besser gestrichen. Auf einen guten deutschen Satzbau müßte mehr Sorgfalt verwendet werden.

8. **Die Rache der Jugend** und andere Novellen. Von M. Herbert. (148 S.) — Zweifellos eines der besten Bändchen der Sammlung. Die Charakteristik der Personen ist meisterhaft, der Dialog geistreich geführt. Dieser steife Herr Amtsrichter und seine berechnende Cousine neben Mizzie, der Creolin, deren toller Streich allerdings gerade nicht Backfischen zur Nachahmung zu empfehlen ist, sind prächtige Figuren. Noch besser gefällt uns das herrliche Selbstporträt der Trude in „Stehendes Wasser“ — nur will uns dieser Titel nicht gefallen; denn stehendes Wasser erinnert an etwas Unreines, Faulendes, während hier uns Reinheit und Lauterkeit erfreut. — „Wenn Johannes heimkommt“ ist ein Stück von ergreifender Tragik; doch wird die schreiende Dissonanz, im Gegensatze zu den oben erwähnten Mißtönen Sienkiewicz', in christlichem Geiste versöhnend gelöst.

9. **Die Spätzin. Wegen einer Laus.** Novellen von P. Luis Coloma. Aus dem Spanischen von A. Rudolph. (155 S.) — Zwei gute Novellen des berühmten spanischen Erzählers. Die zweite Nummer ist unter verändertem Titel („Verrechnet“) und in bedeutend besserer Uebersetzung und Ausstattung schon vor längerer Zeit bei J. P. Bachem erschienen.

Jahresringe. Novellen und Erzählungen von Joseph Wichner. (Für Hütte und Palast. XVI. Bd.) 8°. (332 S.) Wien, Kirsch, 1899. Preis M. 3.

Joseph Wichner hat sich als Erzähler einen guten Namen erworben. Sein „Im Schneckenhause“, „Im Studirstädtlein“ (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 116) verdienen hohes Lob. Nicht ganz von gleichem literarischen Werthe scheinen uns die vorliegenden Erzählungen zu sein, obschon sie den Ton der bessern Volkskalender

recht gut treffen. Für das Volk, an welches sich Widmer offenbar wendet, können wir dieses hübsche Bändchen, das des Belehrenden in Ernst und Scherz viel enthält, bestens empfehlen. Die literarischen Feinschmecker dürften mit der gebotenen Hausmannskost nicht immer zufrieden sein, obschon sie jedenfalls gesünder ist als die Haut-goût-Novellen, die man uns als Kunstwerke anpreist.

Was ist die Liebe? Novelle von Ida von Goldegg. 12°. (156 S.) Köln, Bachem. Preis brosch. M. 2.50; geb. M. 3.50.

Flott und geistreich geschrieben ist diese Novelle wie wenige. Die Charaktere und das ganze Leben und Treiben des adeligen Kreises, in dem sie spielt, zeugen von großem Geschick und scharfer Beobachtungsgabe. Stimmungsvolle Naturschilderungen breiten einen Hauch von Poesie über die einfache Erzählung. Die Beschreibung der Feste, Zimmereinrichtungen, Damentoiletten kann nur von einer Frau mit dieser Sachkenntniß, und zwar von einer kunstliebenden Frau mit diesem Sinn für Farben und Formen geschildert werden. Gerade diese Partien werden junge Leserinnen besonders anziehen. Und erst das Problem: „Was ist die Liebe?" Viele mehr oder minder geistreiche Antworten hört man die handelnden Personen auf diese Frage geben, bis endlich der Reim aus dem „Zigeunerbaron":

„Die Liebe, die Liebe
Ist eine Himmelsmacht!"

das Räthsel lösen soll. Diese „Himmelsmacht" bewährt sich denn auch an Gräfin Lisa, die uns die Geschichte ihrer ersten Liebe niederschreibt. Gräfin Lisa ist fromm, hat den hl. Joseph zu ihrem Lieblingsheiligen erwählt und schmückt in einsamer Waldkapelle sein Bild mit Blumen. Dabei überrascht sie Baron Steinhütten, bekennt ihr seine Liebe und gleichzeitig, daß er den Glauben verloren habe und „nicht reich" sei, weshalb die beiderseitigen Eltern von einer Ehe zwischen ihm und der ebenfalls nicht reichen Comtesse nichts wissen wollen. Aber — „die Liebe ist eine Himmelsmacht" — und so antwortet denn Lisa sofort: „Ich liebe dich fürs ganze Leben." — Nun, wir wollen hoffen, daß die Himmelsmacht den beiden den Himmel auf Erden gebe und im Jenseits! Gewöhnlich ist weder das eine noch das andere der Fall, wenn zwei Menschen, die in ihrem Glauben, also in ihrem innersten Seelenleben, uneins sind, sich miteinander verbinden.

Miscellen.

Das Göthe-Jubiläum von 1849. Als man vor fünfzig Jahren den hundertsten Geburtstag Göthes begehen wollte, befand sich Deutschland in einem solchen politischen Wirrwarr, daß die Feier, weit entfernt in allen deutschen Gauen einen lebendigen Widerhall zu finden, selbst in seiner Geburtsstadt einen [illegible] bescheidenen, nicht einmal ungestörten Verlauf nahm. G. E. Guhrauer, der Biograph Lessings, widmete dem großen Dichter in der „Allgemeinen Zeitung" einen

sehr schönen Festartikel, der aber überaus wehmüthig ausklang. Das „Montags-Kränzchen“ wies die Einladung des Göthe-Comités zur Betheiligung an dem Feste ab. „Es sei“, sagten sie, „die Zeit, wo die Stätten der Nachbarländer von Blut rauchten, die Zeit, wo Deutschlands erstes Parlament so schmählich geendet, keine Zeit zu Volksfesten. In diesem Augenblicke handle es sich nicht um Anerkennung literarischer Verdienste, welche kein Mensch bestreite, sondern man müsse fragen, ob der Gefeierte auch ein Herz für sein Volk, dessen nationales und politisches Leben, gehabt habe. Göthe sei der Sänger des verfeinerten Genusses, der Versenker in Kunst und Wissenschaft, ohne Theilnahme für das gewesen, was die olympische Ruhe des Götterlebens stören könne. Eines solchen Mannes Feier passe nicht in diese tiefbewegte Zeit“ („Allgem. Zeitg.“ 29. Aug. 1849). Gutzkows „Königslieutenant“, der am Vorabend gegeben wurde, fand nur mäßigen Beifall. Der Dichter war nicht Frankfurter genug, um die „Frau Rath“ in ihrer echt frankfurtischen Naivetät zu zeichnen. Die Festmusik, die in der Nacht eine Serenade vor Göthes Geburtshaus geben sollte, erschien eine Stunde zu spät, infolgedessen ein Straßenspectakel entstand. Unter Pfeifen und Johlen wurde „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ und das Heckerlied gesungen. Am andern Tag besuchte eine kleine Göthe-Gemeinde das Grab auf dem Peterskirchhof, welches man damals noch für dasjenige der Frau Rath hielt. Einen etwas größern Maßstab nahm die Feier im Kaisersaale des Römers an, wo eine Büste Göthes mit dem Dichterkranz gekrönt und drei Reden (von Prof. Schwenk, Dr. Creizenach und Dr. Clemens) gehalten wurden. Dann zog man zu dem Göthe-Platz, wo des Dichters Standbild festlich geschmückt war. Unter den Decorationen nahmen zwei originelle Compositionen Steinles, „Göthe auf dem Pegasus“ und „Göthe auf dem Greif“, den bedeutendsten Rang ein. Die Festrede hielt Dr. Mappes. „Er sprach gut, weil er offen und wahr die Ungunst der Zeit nicht verbarg, in welche die Säcularfeier fällt, und den getäuschten wie den noch genährten Hoffnungen der Nation Worte gab. Er hob dabei mit Recht hervor, wie unsere herrliche Literatur und Göthe, ihr großer Heros, die Wurzel unserer geistigen Einheit bildet, der die politische Einheit nicht immer wird versagt werden können“ („Allgem. Zeitg.“ 2. Sept. 1849). Am Schluß der Rede fiel ein Blumenregen auf Göthes Statue. Kanonendonner und Glockengeläute fielen ein, und so erhielt das Fest denn doch noch einen begeisterten Moment. „Aber Fest und Comité schien dem Volk in einem etwas aristokratischen Sinne angeordnet, es glaubte Absicht voraussetzen zu müssen, und ‚es war verstimmt‘“ (ebd. Sp. 3779). Der Erzherzog-Reichsverweser war nicht in Frankfurt zugegen. Der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm, traf erst vier Tage nach dem Feste daselbst ein und reiste schon am folgenden Tag wieder ab, ohne sich um die Säcularfeier zu kümmern.

Latein als Gelehrtensprache. Der Gedanke, das Lateinische als Sprache nicht etwa nur der Theologie, sondern auch der Wissenschaften überhaupt wieder einzuführen, möchte manch einem geradezu als abenteuerlich erscheinen, obschon nicht nur Linne († 1778), sondern noch Gauß, der große Mathe-

matiker († 1855), dieser Sprache in wissenschaftlichen Arbeiten sich bedienten. Und doch hat jüngst dieser Gedanke eine Erörterung gefunden, die von einer Empfehlung nicht weit entfernt ist, und das an einer Stelle, an der man eine solche Empfehlung kaum erwarten würde. Am 29. Juni d. J. hielt in der Berliner Akademie Hermann Diels, Professor der klassischen Philologie an der Universität Berlin und einer der ständigen Secretäre der Akademie, eine Rede über „Leibniz und das Problem der Universalsprache" (Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1899, S. 579 ff.), an deren Schlusse er auf die praktische Bedeutung einer allgemein verständlichen wissenschaftlichen Sprache eingeht.

Eine Zeitlang, so führt er aus, konnte der Versuch Richelieus, das Französische zur Weltsprache zu erheben, als gelungen gelten. Allein mit dem Sinken von Frankreichs politischem Einfluß sank auch das Ansehen der französischen Sprache; im Englischen entstand ihr ein gefährlicher Mitbewerber, und mit dem Erstarken des Nationalgefühls bei allen Culturvölkern ohne Ausnahme setzten alle übrigen Nationen eine Ehre darein, in der Wissenschaft ihre Muttersprache zu Ehren zu bringen, und so sind wir denn heute bei Zuständen angekommen, die Professor Diels einmal (S. 599) geradezu als „babylonische Verwirrung" bezeichnet. „Es ist gar nicht auszurechnen, welche geistigen Verluste alljährlich infolge der nationalen Marotte kleiner, aber begabter und wissenschaftlich thätiger Culturvölker der Menschheit entstehen dadurch, daß die wissenschaftlichen Schriften, die doch nicht alle übersetzt werden können, in der heimischen, eng begrenzten Sprache erscheinen. Man hilft sich dort schon jetzt durch angehängte Uebersichten in einer der Weltsprachen, aber es ist unbestreitbar, daß trotz dieser Hilfen manche werthvolle wissenschaftliche Entdeckung verloren geht."

Es war also eine verhängnißvolle Bahn, in welche man einlenkte, als man das Lateinische aus dem gelehrten Verkehr entfernte, und da nun die Versuche in Volapük u. dgl. ein Neulatein zu schaffen, bisher zu praktischen Ergebnissen nicht geführt haben, so legt sich die Frage nahe, „ob es nicht einfacher wäre, wieder zum Altlatein zu greifen, das seit nun bald zweitausend Jahren als Culturträger ersten Ranges sich bewährt und nur zeitweilig aus leicht begreiflichen Motiven im Gebrauche der Wissenschaft zurückgetreten ist. Ich halte persönlich das wissenschaftliche Neulatein, d. h. das Latein eines Kepler, Leibniz, Linné, Gauß auch heute noch für durchaus geeignet zur internationalen Verständigung in wissenschaftlichen Fragen, wie es noch immer die gemeinsame Sprache der katholischen Christenheit ist. Da die gesamte wissenschaftliche Terminologie stets dauernd hauptsächlich aus dem Latein oder dem latinisirten Griechisch geschöpft wird, so liegt gar keine Schwierigkeit vor, sich auch jetzt noch in der Sprache Roms in allen Wissenschaften zu verständigen, wenn man nur nicht den völlig sinnlosen Anspruch erhebt, daß dieses Neulatein etwa mit dem Lexikon und der Grammatik Ciceros geschrieben werden soll! Selbst die allermodernste Wissenschaft, die Chemie, deren Verständlichkeit durch die ganz folgerichtige Symbolik ihrer Formeln erleichtert wird, läßt sich ohne jede Schwierigkeit lateinisch behandeln, wie die immer noch lateinische Sprache der Pharmakopöen beweist.

Die beschreibenden Naturwissenschaften haben ebenfalls noch theilweise beachtenswerthe und schätzbare Rudimente von Fachlatein in ihren Diagnosen bewahrt. In Amerika, wo der Betrieb des Lateinischen in neuester Zeit einen merkwürdigen Aufschwung genommen hat, erscheint seit fünf Jahren ein mit Abbildungen versehenes Journal Praeco latinus, das monatlich ausgegeben wird und durchaus nur actuelles Leben behandelt. Da findet man Artikel über den spanisch-amerikanischen Krieg, die Dreyfus-Affaire, die Frauenfrage und Parlamentsberichte aus Amerika und Europa, alles in der Sprache, aber glücklicherweise nicht im Stile Ciceros. Vielmehr wird das Latein, wie es für solche Zwecke selbstverständlich ist, durchaus als lebende Sprache behandelt, die sich zum Altlatein ähnlich verhält wie das Neugriechische zur Sprache des Demosthenes. . . .

„Dieses fast ausgestorbene Neulatein nun in weiterem Umfange zu beleben und in Mittheilungen, die für den internationalen Verkehr bestimmt sind, zur Anwendung zu bringen, wäre vielleicht jetzt noch möglich, wo die Vertreter der Wissenschaft in allen Culturländern noch in dieser Sprache unterwiesen werden. Aber freilich der Abbröckelungsproceß, der mit der Differenzirung der Nationalliteraturen begonnen hat, ist unter dem Einfluß des immer stärker betonten Nationalgefühls, der immer stärker werdenden Demokratisirung und der immer selbstherrlicher auftretenden Technik so weit fortgeschritten, daß ein Wiederaufbau der antiken Ruine uns fast als ein abenteuerlicher Gedanke erscheint."

Auch für die Wissenschaften selbst würde die Wiederbelebung des Lateins Schutz gegen manche Gefahren gerade der heutigen Zeit bieten. Bei dem allgemeinen Interesse nämlich besonders an den Naturwissenschaften, das in die weitesten Kreise lebendig ist, bei der weiten Verbreitung einer theoretisch weniger tiefen naturwissenschaftlichen Bildung in den Kreisen der Techniker liegt die doppelte Gefahr nahe, daß Unberufene sich in die wissenschaftliche Forschung eindrängen und der Gelehrte sich verleiten läßt, die eigentliche Forschung zu verlassen und in populärer Darstellung nach den Lorbeeren des Schriftstellers zu streben. „Der drohenden Versandung" aber „des heiligen Stromes idealer Wissenschaft" wird am besten vorgebeugt, „wenn die schirmenden Ufer stark befestigt werden. Eine solche Verfestigung liegt in der möglichsten Conservirung und Verstärkung der wissenschaftlichen Fachsprache, die wunderbar dazu geschaffen ist, unlautere Elemente fernzuhalten und die Wissenschaft vor Verseichtung zu bewahren. Da die Mittheilung von wissenschaftlichen Wahrheiten an Fachleute . . . künstlerischen Schmuck weder verlangt noch verträgt, so ist der einfachste und knappste Ausdruck gerade der schönste. Niemand wird eine Luftpumpe oder Dynamomaschine im romanischen oder gotischen Stile bauen wollen. Die schlichteste Form, welche sich dem Zwecke genau anpaßt, ist hier auch die ästhetisch allein befriedigende. So ist es auch mit der Sprache der Wissenschaft: ne dulcia carmina quaeras: ornari res ipsa negat contenta doceri. Wenn also der einfachste und präciseste Ausdruck den Gelehrten am besten läßt, warum soll ein fachmännisches, präcises Latein zu diesem Zwecke nicht besser und schöner sein als ein parfümirtes Phrasendeutsch?"

Ob es möglich ist, das Latein im Betrieb der weltlichen Wissenschaften wieder zu beleben, darüber wagen wir nicht ein Urtheil zu fällen. In Norwegen ist man jetzt schon soweit fortgeschritten, daß man das Latein aus den Mittelschulen verbannt hat. Jedenfalls enthalten die soeben vorgelegten Gedanken eine Apologie für die katholische Kirche, die, soweit es von ihr abhing, die lateinische Sprache für theologische Werke und den theologischen Unterricht immer beibehalten oder empfohlen hat.

Das Alter der sogenannten Kaiserdalmatik in dem Schatz von St. Peter. Es ist in sehr vielen Fällen eine äußerst schwierige und heikle Sache, das Alter byzantinischer Kunstwerke zu bestimmen. Herrscht schon oft genug da, wo es sich um Datirung abendländischer Monumente handelt, eine Meinungsverschiedenheit, bei der die Ansichten um Jahrhunderte auseinandergehen, so ist die gleiche Erscheinung hinsichtlich der Erzeugnisse der Kunst des Ostens erst recht begreiflich. Was die Bestimmung der Entstehungszeit hier so sehr erschwert, ist der nur zu häufig sich geltend machende Mangel an Anhaltspunkten, wie sie sich aus den verschiedenen Phasen einer Entwicklungsreihe von selbst ergeben. Während im Occident die Kunst einen wechselreichen Bildungsgang vollzog, bewegte sie sich im Orient jahrhundertelang in so gleichmäßigen Bahnen, hielt sie jahrhundertelang so sehr an gewissen Typen und der einmal gebräuchlichen Technik fest, daß sich z. B. zwischen Malereien des 11. und des 15. Jahrhunderts nicht selten kaum eine Verschiedenheit bemerkbar macht. Scheinbare Nebensachen, über die selbst das Auge des Forschers leicht hinweggleitet, müssen da bisweilen den Ausschlag geben. Man wird daher dem Kunsthistoriker am wenigsten einen Irrthum in der Datirung byzantinischer Kunstwerke hoch anrechnen dürfen, wenn er keine andere Norm für sein Urtheil hat, als jene, welche der Charakter des Gegenstandes bietet.

Ein ganz vorzügliches Werk des Kunstfleißes und der Kunstfertigkeit des Ostens ist die sogen. Kaiserdalmatik in dem Schatz von St. Peter zu Rom. Das Gewandstück ist entsprechend seiner Bedeutung bislang wiederholt abgebildet und beschrieben worden. Die ausgiebigste Besprechung und beste Wiedergabe hat es bekanntlich in dem großen Werke Bocks: „Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gefunden. Nur ist bei der Abbildung der blaue Farbenton des Ornatstückes bei weitem zu hell ausgefallen.

Mit Rücksicht auf die vorhandenen Beschreibungen und Reproductionen der sogen. Kaiserdalmatik können wir uns ein genaueres Eingehen auf ihre Beschaffenheit und namentlich ihre prächtige Ausstattung ersparen. Wir bemerken nur des Verständnisses halber kurz folgendes:

Das Gewand hat nicht die Form der römischen Dalmatiken, d. i. es hat keine geschlossenen Aermel, wie solche das Levitenkleid in Rom allezeit bis in unsere Tage hinein gehabt hat. Es gleicht vielmehr den Dalmatiken, wie sie in Deutschland in Brauch sind. Es ist nämlich statt mit Aermeln nur mit einem Zeugstück versehen, das sich von der Schulter über den Oberarm hinzieht. Das Gewand ist aus einem ungemusterten blauen Seidenstoff angefertigt und mit

Stickereien in Gold und Silber glänzend ausgeschmückt. Die Rückseite weist die Verklärung des Herrn auf, die Vorderseite den Heiland inmitten von Engeln und Heiligen, das Kreuz zu seinen Häupten. Auf den beiden Schultern hat die kunstverständige Hand des Stickers in der Weise das letzte Abendmahl dargestellt, daß sie auf der einen die Darreichung des heiligen Leibes, auf der andern die des heiligen Blutes anbrachte. Eine Schilderung der übrigen Stickereien können wir übergehen; nur sei noch hervorgehoben, daß der Grund zwischen den erwähnten Bildwerken mit aufgestickten Kreuzen, die sich inmitten eines Kreises befinden, ausgefüllt ist.

Will man dem Sacristan von St. Peter und selbst einzelnen Archäologen Glauben schenken, so stammt das Gewandstück aus dem 9. Jahrhundert. Es soll Kaiser Karl sich desselben bei seiner Krönung bedient haben, weshalb man es auch wohl als Dalmatik Karls d. Gr. oder als Dalmatik Leos III. bezeichnet.

Anders, als die genannten, datiren unser Gewand die meisten der neuern Archäologen. Bock läßt insbesondere dasselbe gegen Ende des 12. oder gegen Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden sein, andere möchten sich lieber für das 11. Jahrhundert entscheiden. Ueber den Anfang des 13. Jahrhunderts ist unseres Wissens bisher noch niemand in der Datirung der Kaiserdalmatik herabgegangen.

Uebrigens bezeichnen auch diejenigen, welche das Gewand für eine Arbeit des 11. oder 12. Jahrhunderts halten, dasselbe als Kaiserdalmatik, d. i. als Dalmatik, die der Kaiser bei seiner Krönung, bezw. wenn er bei einer Romfahrt das Evangelium gesungen, getragen habe. Sie sehen in ihm die Kaiserdalmatik, mit welcher Cola di Rienzo nach Aufhebung der Belagerung von Marino in der Sacristei von St. Peter sich bekleidete und dann vor dem Cardinallegaten aufzog (Vita di Cola di Rienzo bei *Muratori*, Antiqu. III, c. 21).

Bei einer Anwesenheit in Rom hatten wir in jüngerer Zeit Gelegenheit, die sogen. Kaiserdalmatik im Schatz von St. Peter etwas näher in Augenschein zu nehmen. Hierbei kam uns denn wegen verschiedener Eigenthümlichkeiten in der Form des Gewandes, der Kleidung einzelner der dargestellten Figuren, des Stiles und der Technik der Stickereien der leise Verdacht, es möchte selbst die Datirung Bocks noch zu hoch hinaufreichen und überhaupt das Gewand niemals dem Zwecke gedient haben, den man ihm unterlegen will. Wir bemerken, daß die Tradition, worauf sich die Annahme stützt, es sei die Kaiserdalmatik die Dalmatik Karls d. Gr. gewesen, ganz jungen Datums ist, und daß der Bericht, welcher Cola di Rienzo mit der Kaiserdalmatik aufziehen läßt, wie seine nähern Angaben über dieselbe beweisen, durchaus nicht unser Gewandstück im Auge hat. Um womöglich Klarheit in die Sache zu bringen, suchten wir nach zuverlässigen historischen Zeugnissen. Hier das Ergebniß unserer Forschungen.

Im Jahre 1883 gaben Müntz und Frothingham als Abdruck aus dem Archivio della Società Romana di Storia Patria Vol. VI bisher unedirte Inventare der St. Petersbasilika heraus. Dieselben sind für die Geschichte der

liturgischen Gewandung von ganz hervorragender Wichtigkeit. Insbesondere sind sie für die Kenntniß der zu den Sacralornaten im Spätmittelalter verwendeten Stoffe durch ihre ausgiebigen Angaben über Material und Ausstattung der pontificalen, priesterlichen und diaconalen Kleidung von höchstem Werth. Diese Inventare nun sind es, welche Licht in die Frage nach dem Alter und der Bestimmung der sogen. Kaiserdalmatik bringen. Es ist ein eigenthümliches Ding, daß die Herausgeber sich selbst der Bedeutung der Inventare für die Lösung derselben nicht bewußt geworden sind. Denn sie bemerken gelegentlich einer kurzen Erwähnung der Kaiserdalmatik, welche in der Einleitung geschieht: Oggi sappiamo, che questo magnifico parato, attribuito per molto tempo al pontificato di Leone III, data realmente dalla fine del XII o dal principio del XIII secolo. Sie berufen sich dabei auf Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder I, S. 201 und Bock, Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation S. 95—110. Die Herausgeber haben, wie es scheint, die sogen. Kaiserdalmatik von St. Peter nicht hinreichend durch Augenschein gekannt.

Die Schrift Il Tesoro della Basilica di S. Pietro in Vaticano dal XIII al XV secolo umfaßt fünf Inventare. Von diesen können und müssen wir das erste aus dem Jahre 1303 auf sich beruhen lassen, da es nur eine Aufstellung derjenigen Gegenstände enthält, welche Bonifatius VIII. dem Kapitel von St. Peter hinterlassen hatte. Das zweite Inventar datirt aus dem Jahre 1361. Es ist mit außerordentlicher Sorgfalt abgefaßt und gibt so ausführliche Beschreibungen der einzelnen Gegenstände, daß einzelne Angaben bis zu 13 oder 15 Druckzeilen umfassen. Durchgehen wir das Verzeichniß, so finden wir darin wohl eine „dalmatica imperialis sollemnissima, que dicitur Constantini de *dyaspero albo* laborato *ad rotas de auro, et serico*, in quibus sunt *grifones et pappagalli* et *aquile* cum *duobus capitibus*, crucibus in medio de auro et serico, cum fimbriis et manicis deauratis cum figuris *in rotis ad perlas, et cum duobus cordis de perlis circumcirca.* Cum armato ad collum et ad spatulam *ad filum ornatum de perlis*, foderat. de sindone rubeo". Doch ist unter diesem Gewand, auf welches etwa die Beschreibung der Dalmatik Cola di Rienzos passen mag, ersichtlich nicht die jetzige sogen. Kaiserdalmatik zu verstehen. Von dieser ist im ganzen Verzeichniß keine Spur zu finden.

Nicht besser als mit dem Inventar von 1361 steht es mit denjenigen, welche 1436 und 1454/55 aufgenommen wurden. Man wird in ihnen vergebens ein Gewand suchen, das als unsere Kaiserdalmatik anzusehen wäre. Das Schweigen, welches beide hinsichtlich derselben an den Tag legen, ist ebenso vollständig wie dasjenige des Verzeichnisses vom Jahre 1361.

Das letzte Inventar gehört dem Jahre 1489 an. In ihm finden wir denn, worauf wir bisher erfolglos fahndeten. Unter den „Paramenta coloris gailla (galla) pavvonachia et viridia" findet sich nämlich „una dalmatica *de colore celesti* contexta cum *figuris aureis et argenteis*, que in una parte habet *figuram* [illegible]

similiter habet *figuram Xr̅i̅ sedentis in throno cum angelis circumcirca et cum cruce super caput* ex opere *Greco* cum stola, d. i. wie ein Vergleich mit der sogen. Kaiserdalmatik ergibt, eben diese Kaiserdalmatik. Die Angaben des Inventars sind zwar nicht vollständig, da sie von den auf beiden Schulterstücken des Gewandes angebrachten Stickereien schweigen. Immerhin sind sie ausführlich und bestimmt genug, um uns in der fraglichen Dalmatik das jetzt noch im Schatz von St. Peter aufbewahrte Ornatstück erkennen zu lassen und die Annahme, es handle sich um zwei verschiedene Gewänder, vollständig auszuschließen.

Aus den Inventaren von 1361, 1436, 1454/55 und 1489 folgt nun für die sogen. Kaiserdalmatik dreierlei:

Erstens: Es hat sich das Gewand bis zum Jahre 1455 noch nicht in der Sacristei von St. Peter befunden. Dasselbe kann vielmehr erst zwischen 1455 und 1489 in den Besitz des Kapitels der vaticanischen Basilika gekommen sein.

Zweitens: Ist das Ornatstück erst im dritten oder gar letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in St. Peter vorhanden, so ist selbstverständlich die Annahme ausgeschlossen, es habe sich desselben schon Karl d. Gr. bei seiner Krönung bedient. Ebensowenig kann es, wie Bock u. a. gemeint haben, bereits gegen Schluß des 12. Jahrhunderts oder doch nach der Einnahme von Byzanz durch die Lateiner, d. i. circa 1204, nach Rom gebracht, noch im Herbst 1347 von Cola di Rienzo bei seinem Erscheinen vor dem Cardinallegaten getragen worden sein. Das Gewand ist überhaupt niemals als Kaiserdalmatik gebraucht worden, nicht bei einer Kaiserkrönung, nicht gelegentlich einer Romfahrt des Kaisers. Die letzte Kaiserkrönung, welche in St. Peter statt hatte, fällt in das Jahr 1452, also in eine Zeit, da sich die angebliche Kaiserdalmatik noch nicht in St. Peter befand. Zur Zeit der zweiten Romfahrt Friedrichs III. aber, d. i. im Jahre 1468, mag sie freilich bereits im Besitz des Kapitels von St. Peter gewesen sein. Jedoch wissen wir durch die Beschreibung, welche Patritius vom Aufenthalt des Kaisers in Rom gibt, daß Friedrich damals bei Absingung des Evangeliums nur Albe, Stola und Pluviale, nicht aber eine Dalmatik getragen hat (*Patrit.*, De Frider. III. bei *Muratori*, SS. rer. Ital. XXIII, 210).

Drittens: Der Umstand, daß das Ornatstück erst nach 1455 in die Gewandkammer von St. Peter gekommen ist, legt die Vermuthung nahe, es werde selbiges wohl kaum weit vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Mit Bestimmtheit folgt solches allerdings nicht aus dem späten Auftreten der Dalmatik. Indessen spricht dasselbe nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt ersichtlich nicht gerade für ein hohes Alter des Gewandes. Schwerlich würde man auch dem Kapitel von St. Peter, welches sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einer Sacristei übervoll der kostbarsten und auserlesensten Ornate rühmen durfte, mit einer alten griechischen Dalmatik oder, was sonst das Gewand gewesen sein mag, eine besondere Ehre haben anthun oder eine Freude haben machen können. Ja, wenn noch das Gewandstück als Reliquie eines Heiligen oder als Andenken an einen hervorragenden Prälaten gegolten und darum einen besondern Werth gehabt

hätte! Allein von einer solchen Eigenschaft schweigt das Verzeichniß bei Beschreibung der Dalmatik vollständig, während es doch bei zahlreichen Ornatstücken genau anmerkt, von welcher Persönlichkeit dieselben wirklich oder vermeintlich herrührten, und die aus der Hinterlassenschaft des Cardinals von Nicäa, d. i. Bessarions, herrührenden Gegenstände sogar in einem eigenen Abschnitt aufführt. Bemerkenswerth ist auch, daß das Inventar seinen Angaben über unser Gewand keine Notiz über das Alter beifügt, obschon es bei manchen sonstigen Paramenten die Bezeichnung antiquum angemerkt hat, ja eine ganze Reihe derselben unter der besondern Rubrik antiqua ornamenta aufführt.

Irgend ein geschichtliches Zeugniß, wonach die Entstehung der Dalmatik etwa ins 12. oder 11. Jahrhundert zu versetzen wäre, fehlt vollständig. Es mangeln dafür aber auch alle innern, der Natur des Gewandes entnommenen Gründe. Es ergibt sich weder aus der Form der Dalmatik, noch dem Stoff, woraus sie angefertigt ist, weder aus der Technik und vorzüglichen Ausführung der Stickereien, noch aus den stilistischen und ikonographischen Eigenthümlichkeiten der Darstellungen, daß das Ornatstück als Werk spätestens des ausgehenden 12. oder beginnenden 13. Jahrhunderts zu betrachten sei. Alles in allem genommen, liegt also kein Grund vor, in der Dalmatik etwas anderes als eine Schöpfung des späten Mittelalters, etwa der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu sehen.

Welchem Zwecke hat aber unser Gewand gedient, ehe es in die Sacristei von St. Peter wanderte? Daß es zu liturgischem Dienste verwendet worden und nicht ein Profankleid gewesen sei, darauf weist schon das Bildwerk hin, mit dem es verziert ist. Es erhellt das auch aus der Bemerkung cum stola, welche das Inventar seiner Beschreibung des Ornatstückes beifügt. Wenn letzteres aber in dem Schatzverzeichniß dalmatica genannt wird, so folgt daraus nicht, daß es in der That lediglich ein bloßes Diakonalkleid gewesen sei. Gegen diese Folgerung spricht sowohl die kostbare Ausstattung als namentlich die Form des Gewandes. Die Dalmatik der griechischen Diakonen, Sticharion genannt, erscheint nämlich auf den Bildwerken des Mittelalters stets als eine Tunica mit wirklichen Aermeln, wie sie denn auch jetzt noch bei den Griechen diesen Charakter besitzt. Schon Bock u. a. haben vermuthet, es sei die sogen. Kaiserdalmatik ursprünglich ein sakkos gewesen, d. h. jenes tunicaartige Ornatstück, welches die griechischen Metropoliten und Bischöfe anstatt des Phenolion, der Casel, tragen. Die Annahme dürfte in der That zutreffend sein. Denn das Inventar von 1489 reiht unserm Gewande alsbald an: „scapulare unum similiter contextum [illegible] opere Greco etc., so daß es den Anschein hat, als hätten die dalmatica, eine stola und das scapulare zusammengehört. Nun kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß wir unter dem scapulare das [illegible], das Pallium der griechischen Bischöfe, zu verstehen haben. Ist dem aber so, dann kann auch die dalmatica des Inventars und somit unser Gewand ursprünglich nicht kein anderes Ornatstück als der griechische bischöfliche sakkos gewesen sein.

Unter welchen Umständen und durch wen das nach dem Gesagten irrthümlich Kaiserdalmatik genannte Gewandstück in den Schatz der Peterskirche gekommen

sei, dafür findet sich im Schatzverzeichniß von 1489 kein Anhaltspunkt. Es liegt indessen die Vermuthung nicht fern, daß es nach Rom durch einen der griechischen Flüchtlinge gebracht worden sei, welche nach dem 1453 erfolgten Falle Konstantinopels zahlreich nach Italien strömten und selbiges mit den kostbarsten Manuscripten und den Schätzen byzantinischer Kunst bereicherten, die sie aus dem Vaterlande mitgebracht hatten. Vielleicht also, daß unser Gewand von einem griechischen Bischof herrührt, der von den Türkenhorden vertrieben im Schatten der altehrwürdigen St. Petersbasilika eine Zufluchtsstätte gefunden hatte.

J. B.

